Die Völker der Erde

Afrika

Illustrierte Haus- u. Weltbibliothek

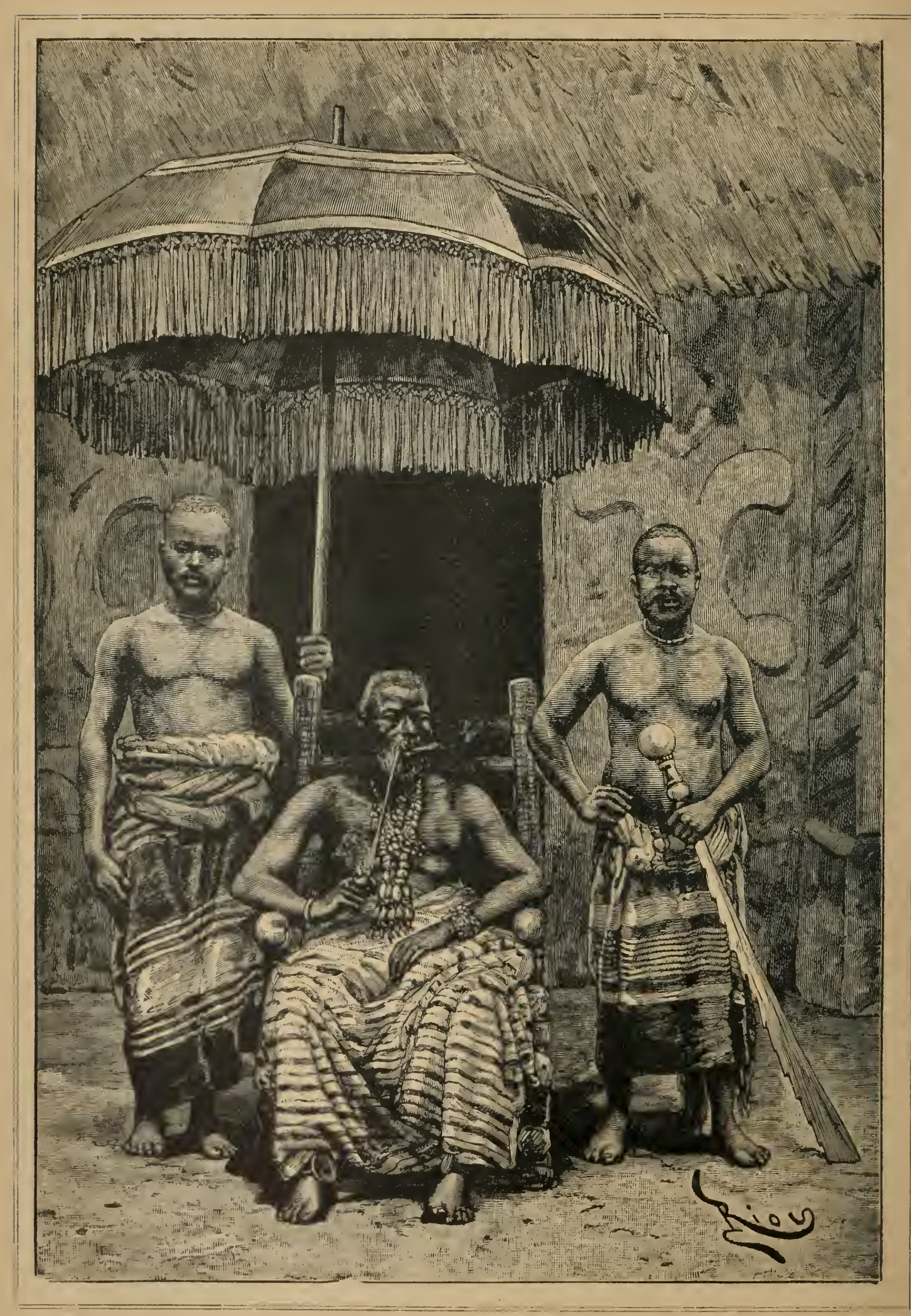
Merkur


Aus der
Bücherei:

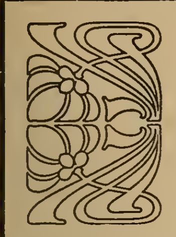


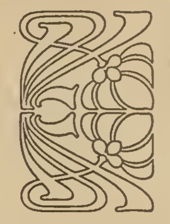

Die Völker der Erde.
Afrika.





Häuptling aus dem westlichen Sudan.





Die Völker der Erde

von

Dr. Bonif. Platz





Afrika.

Populäre Schilderung des Landes und der Lebensweise, der Sitten und Gebräuche der eingeborenen Bevölkerung

unter genauer Berücksichtigung
der wichtigsten Forschungsreisen
von

H. Barth, D. Livingstone, Burton, Speke, Grant, Baker, Cameron, O. Lenz, Gust. Nachtigal, Gerh. Rohlfs, Gg. Schweinfurth, Rob. Flegel, Wilh. Junker, K. Peters, Graf Götzen, Hans Meyer, W. Voeltzkow u. v. a.

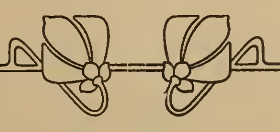
sowie

der Aufteilung des umfangreichen Gebietes
durch die europäischen Mächte.

Neubearbeitet und herausgegeben
von

Gust. A. Ritter.

— Mit 275 Original-Illustrationen. —



Berlin S. O. 16
Verlagsdruckerei Merkur, G. m. b. H.



Vorwort.

Das lebendige Interesse, welches gegenwärtig der Länder- und Völkerkunde, sowie den Begebenheiten in fernen Ländern allgemein entgegengebracht wird, hat die unterzeichnete Verlagshandlung veranlaßt, die berühmten Werke: Die Völker der Erde von Dr. Bonifacius Platz neu herauszugeben. Da die groß angelegten, mit vielen Hunderten von Illustrationen geschmückten Werke vergriffen waren, so ergab sich für den Herausgeber als eins der ersten Erfordernisse, dieselben in allen ihren Teilen bis zur Gegenwart fortzuführen, ohne doch den ursprünglichen Plan und das Ziel, welches sich der Verfasser gesteckt hat, zu stören. Dieses Ziel bestand darin: die Völker der Erde zu schildern, wie sie sind, mit allen ihren Licht- und Schattenseiten, um ein wahrheitsgetreues Bild von dem zu geben, was wir das Menschengeschlecht zu nennen pflegen und wie es sich gegenwärtig darstellt. Da aber der Mensch mit der Scholle, auf der er lebt, aufs engste verbunden ist, da sein Geistesleben den Einflüssen der ihn umgebenden Natur sich nicht zu entziehen vermag, so hängt mit der Schilderung der Völker auch die der von ihm bewohnten Länder aufs engste zusammen, und es war ein ebenso richtiger wie glücklicher Gedanke, der Schilderung der Völker immer erst die Betrachtung des betreffenden Landes vorausgehen zu lassen. Das sollte nun auch in der bedeutend erweiterten neuen Auflage, die bis auf die jüngsten Ereignisse fortgeführt wurde, unverändert beibehalten werden.

Wenn wir diese Rundreise um die Erde mit Afrika beginnen, so geschieht dies in der Erwägung, daß Afrika nun schon seit Jahren in den Vordergrund des Interesses getreten ist. Wohl gehörte der schwarze Erdteil schon im Altertum zu dem kleinen Kreise der damals bekannten Welt, wohl kannte man schon bei dem Anbruch der Morgenröte der Weltgeschichte die alten Ägypter als ein hochkultiviertes Volk, aber was über die Küste des Mittelländischen Meeres hinausging, das war und blieb eine unbekannte Welt bis in die Neuzeit hinein, denn auch durch die Entdeckungsreisen der Portugiesen im 15. Jahrhundert, die nur nach Indien strebten, wurde ja nur der Umriß von Afrika festgestellt. Erst zu Ausgang des 18. Jahrhunderts wurde das Interesse für Afrika lebhafter, und dann war es dem 19. Jahrhundert vorbehalten,

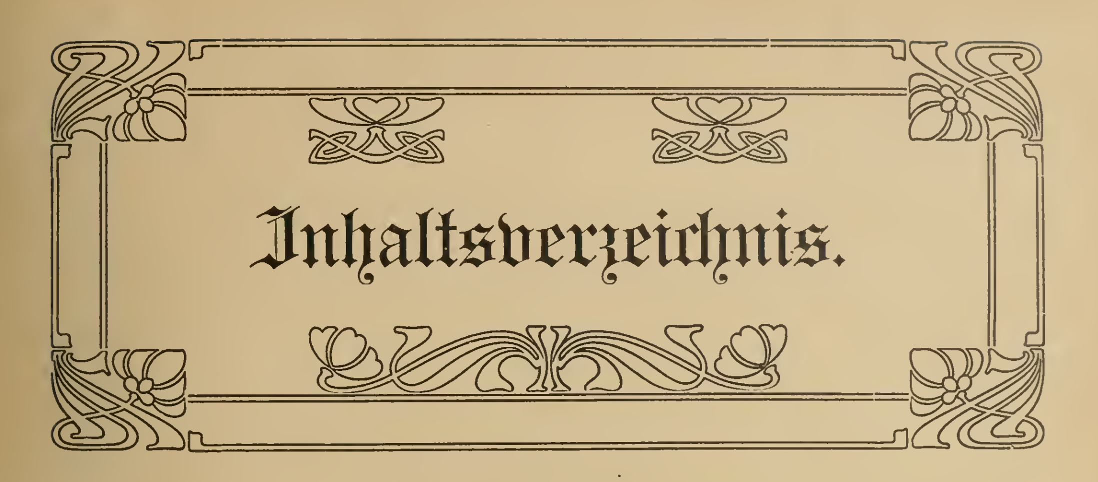
einen Schleier nach dem anderen von den mannigfachen Rätseln des geheimnisvollen Erdteils zu heben. Zahlreiche zu diesem Zweck ausgerüstete Expeditionen sowohl, wie auch eine lange Reihe einzelner Reisenden sind unausgesetzt tätig gewesen, das geheimnisvolle Land aufzuklären. Viele sind bei diesen so äußerst gefahrvollen Unternehmungen verschollen, und man hat nie wieder von ihnen gehört; viele erlagen den tödlichen Einflüssen des Klimas oder der Wildheit der Eingeborenen und sind ihrem Eifer für die Wissenschaft zum Opfer gefallen; viele aber haben auch die Aufgaben, welche sie sich gestellt hatten, glücklich gelöst und dem Buche der Kenntnis Afrikas neue ruhmvolle Blätter hinzugefügt.

Diese kühnen Männer, diese Heroen der Afrikaforschung werden wir in unserem Buche kennen lernen und sie auf ihren gefahrvollen Reisen begleiten, werden sehen, wie hier eine unbekannte Welt nach und nach aufgeschlossen und die ungeheuren Hilfsquellen, welche sie der Menschheit zu liefern vermag, bekannt wurden. Wir werden kennen lernen, wie diese Hilfsquellen es waren, welche die europäischen Großmächte den Entschluß fassen ließen, sie der zivilisierten Welt zuzuführen, indem sie die ungeheuren Landflächen, welche sich nur in den Händen wilder Völkerschaften befanden, in europäische Kolonien und Schutzgebiete umwandelten, und wie sich infolgedessen der Erdteil Afrika gestaltete, wie wir ihn heute vor uns sehen.

Die Bestrebungen der Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier, Portugiesen sind bis zur Gegenwart berücksichtigt, namentlich aber ist die Entwicklung der deutschen Schutzgebiete in Ostafrika und Südwestafrika einer ausführlichen Schilderung unterworfen worden, und bei allen diesen Erweiterungen des Textes ist zu den vielen prächtigen Illustrationen noch eine große Zahl neuer getreten, so daß auch in Bezug auf den Bilderschmuck der vornehme äußere Rahmen des berühmten Werkes gewahrt worden ist.

Schließlich erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß im Anschluß an dieses Werk die Schilderungen der übrigen Erdteile ebenfalls neu herausgegeben, erweitert und bis auf die Neuzeit ergänzt in gleich ausgestatteten, umfangreichen Bänden erscheinen werden.

Die Verlagsbuchhandlung.



Inhaltsverzeichnis.

I. Allgemeine Umrisse.

II. Entdeckungs- und Forschungsgeschichte.

III. Madagaskar und die östlichen Inseln.

IV. Südafrika.

V. Die Völker Südafrikas.

VI. Zentralafrika.

VII. Die Völker Zentralafrikas.

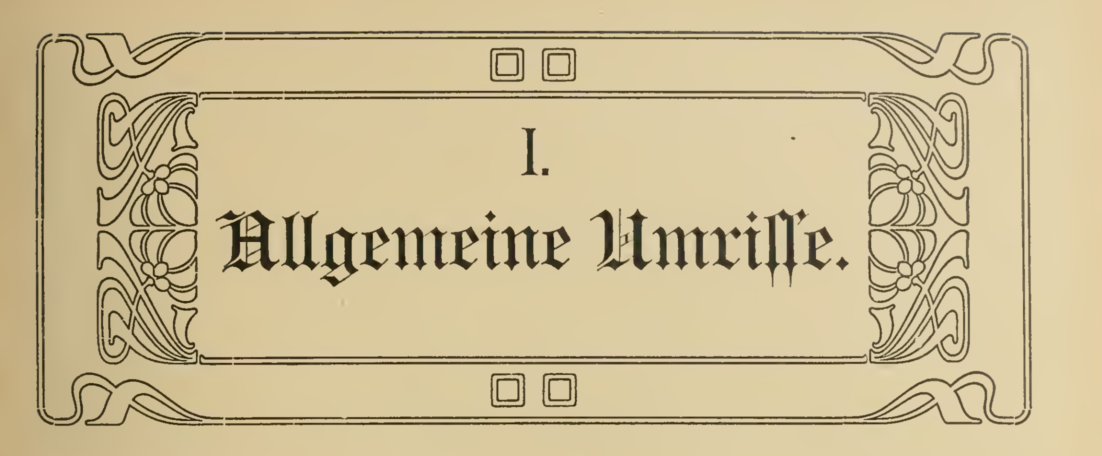
VIII. Der Sudan.

IX. Die Völker des Sudan.

X. Abessinien.

XI. Ägypten.

XII. Nordafrika.



I. Allgemeine Umrisse.

Landgebiet von Afrika.

Lage. Größe.

Afrika bildet den südwestlichen Teil der großen Landmasse der Erde, die von den Erdteilen Europa, Asien und Afrika gebildet wird und die man unter der Bezeichnung der „Alten Welt" zusammenfaßt, im Gegensatz zu der „Neuen Welt", Amerika und Australien, die erst am Ende des 15. Jahrhunderts aus dem Dunkel der Unbekanntschaft hervorzutauchen begann.

Afrika ist im Norden durch die nur 13 km breite Meeresstraße von Gibraltar von Europa getrennt und nähert sich diesem unserem Erdteil auch zwischen Tunis und der Insel Sizilien bis auf 150 km. Im Nordosten hängt Afrika mit Asien nur durch die 125 km breite Landenge von Suez zusammen, die seit dem Jahre 1869 durch die Anlage des großartigen Suezkanals durchstochen worden ist, so daß jetzt im allgemeinen dieser Kanal als die Grenze zwischen den beiden Erdteilen angenommen werden kann.

Es ist mit annähernder Sicherheit vorauszusetzen, daß diese Landverbindung zwischen Afrika und Asien ursprünglich nicht vorhanden gewesen ist, daß vielmehr auch diese beiden Erdteile durch ein schmales Meer gänzlich getrennt waren. Die geologischen Verhältnisse der Landenge von Suez lassen nämlich deutlich erkennen, daß diese nach und nach nur in einer Arbeit von Jahrtausenden aus den Ablagerungen des Nil sich gebildet hat, gerade so wie das Nildelta, zu denen dann einerseits vom Mittelländischen Meer, anderseits vom Roten Meer ununterbrochene Anspülungen kamen, das Werk vollendeten und die Trennung der beiden Meere so gänzlich durchführten, daß endlich auch die Tierwelt beider Meere keine Übereinstimmung mehr zeigte, während gegenwärtig erst wieder durch den Kanal von Suez zwischen dem Roten und dem Mittelländischen Meer ein ganz langsamer Austausch ihrer Lebewesen begonnen hat.

Etwa durch den 5. Grad nördl. Breite wird Afrika in eine nördliche und südliche Hälfte geschieden. Der nördliche Teil bildet ein unregelmäßiges Viereck, welches von Westen nach Osten, von seinen äußersten Endpunkten, dem Kap

Verde oder Grünen Vorgebirge im Westen am Atlantischen Ozean und dem Kap Guardafui im Osten am Indischen Ozean auf eine Breite von rund 7800 km geschätzt wird. Der südliche Teil bildet ein nach Süden sich zuspitzendes Dreieck, dessen südlichster Ausläufer, das Kap Agulhas oder Nadelkap, beinahe den 35. Grad südl. Br. erreicht. Nebenbei sei hier bemerkt, daß das Kap der Guten Hoffnung, welches landläufig gewöhnlich als die Südspitze von Afrika angegeben wird, nicht so weit nach Süden hinunterreicht wie das Nadelkap.

Von hier quer durch den Erdteil nach Norden, wo als der äußerste Punkt das Kap Blanco in Tunis, etwa unter dem 37. Grade nördl. Br. angenommen wird, zählt man eine Entfernung von rund 8000 km, so daß die Breite und die Länge der ganzen kompakten Landmasse Afrikas einander ebenso nahe kommen, wie die Ausdehnung derselben nördlich und südlich vom Äquator. Denkt man sich eine Eisenbahn gerade durchgelegt, wie eine solche die Engländer ja von der Kapstadt nach Alexandrien planen, so würde ein gewöhnlicher Schnellzug ganz Afrika von Süden nach Norden in etwa hundertunddreißig Stunden durcheilen, von Westen nach Osten in einer noch etwas geringeren Zeit.

In dieser Ausdehnung umfaßt Afrika, häufig auch „der schwarze Erdteil" genannt, eine Landmasse von rund 29 820 000 qkm, wovon auf die dazu gehörenden Inseln nur etwa 605 000 qkm entfallen, so daß für den Festlandskörper 29 215 000 qkm verbleiben. Afrika ist demnach der zweitgrößte unter den Erdteilen der Alten Welt. Zieht man zum Vergleich die Neue Welt mit hinzu und rechnet, wie es zumeist geschieht, Nord- und Südamerika als einen einzigen Erdteil, so tritt Amerika an die zweite und Afrika an die dritte Stelle der Größen, Asien an die erste, Europa an die vierte und Australien an die fünfte Stelle.

Gliederung. Inseln.

Abgesehen von der Landenge von Suez, wo ja nur der Suezkanal eine schmale Wassergrenze bildet, ist Afrika ringsum von offenem Wasser umgeben. Der Atlantische und der Indische Ozean umschließen den Erdteil im Westen und Osten; an der Südspitze stoßen beide zusammen und gehen ineinander über.

Die Nordgrenze bildet das Mittelländische Meer in sehr wechselnder Breite zwischen Afrika und Europa; es gestattet, wie schon erwähnt, in seiner Einfahrt durch die Straße von Gibraltar eine Annäherung beider Erdteile bis auf 13 km. Aber auch im Nordosten ist eine ähnliche Annäherung an Asien vorhanden, wenn wir auch von dem Suezkanal ganz absehen, der ja nur eine so schmale Wasserstraße bildet, daß für die ihn passierenden Schiffe von Zeit zu Zeit haben Ausweichestellen geschaffen werden müssen.

Dieser Kanal ist überhaupt nur eine künstliche Trennung Afrikas von Asien, aber auch südlich von dem in Summa 161 km langen Kanal werden beide Erdteile nur durch das Rote Meer geschieden, ein schmaler, langgestreckter Teil des Indischen Ozeans, dessen südlicher Ausgang in den offenen Ozean die Straße Bab el Mandeb, zu deutsch Tor der Trauer, bildet. Diese ist zwischen dem Vorgebirge (Ras) Sedschan oder Sadschann auf afrikanischer und dem Ras

el Menheli auf arabischer Seite auch nur 26 km breit und wird durch die dazwischen liegende Insel Perim derart verengt, daß zu beiden Seiten dieser Insel nur eine schmale Fahrstraße bleibt.

Im übrigen verlaufen die Küsten des schwarzen Erdteils an den beiden Ozeanen fast geradlinig. Außer der großen und kleinen Syrte im Mittelländischen Meer und dem sogenannten Golf von Guinea, der aber eigentlich gar kein Meerbusen, sondern ein Teil des offenen Atlantischen Ozeans ist, sind größere Einbuchtungen des Meeres an den afrikanischen Küsten nicht vorhanden, ein Nachteil, der Afrika gegen die andern Erdteile hinsichtlich des Verkehrs erheblich zurückstehen macht.

Ebenso wie die Küstenbildung ist auch die Inselwelt Afrikas von keinem Belang, wenn man etwa von Madagaskar im Indischen Ozean absieht; denn diese gewaltige Insel nimmt von den oben angegebenen 605 000 qkm des afrikanischen Inselareals für sich allein nicht weniger als rund 592 000 qkm in Anspruch, ist also eine Insel, welche das ganze Deutsche Reich an Größe weit übertrifft. Die um Madagaskar herumliegenden Inselgruppen der Maskarenen, Comoren, Amiranten und Seychellen, sowie die Insel Socotra am Eingang des Golfes von Aden, dem Kap Guardafui vorgelagert, sind alles, was von afrikanischen Inseln im Indischen Ozean zu nennen wäre.



Im Suezkanal.

Im Atlantischen Ozean treffen wir die Kapverdischen und Kanarischen Inseln, die Madeiragruppe und ganz draußen die Azoren, die aber von den Besitzern, den Portugiesen, selbst schon zu ihrem europäischen Landgebiet gezählt werden. Im Meerbusen von Guinea sind zu nennen Fernando Po nebst einigen kleineren Eilanden, sowie gegenüber der südlichen atlantischen Küste die Felseninseln Ascension und Sankt Helena, das ehemalige Gefängnis Napoleons I. Auch der fast in der Mitte von Südafrika und Südamerika aus den Fluten aufragende Felsen Tristan da Cunha wird, wie alle die genannten Inseln, gewöhnlich noch zu Afrika gerechnet.

Alle aber liegen, mit Ausnahme der Kanarischen Inseln, nicht allein fern von den afrikanischen Küsten, sondern sind auch durch sehr tiefe Meeresteile von dem Kontinent getrennt und stehen mit diesem durch keinerlei unterseeische Erhebungen in irgendwelcher Verbindung.

Zu dieser, für den Verkehr mit der übrigen Welt höchst ungünstigen Gliederung Afrikas treten aber noch hindernde Eigenschaften der Küste selbst. Hier sind es furchtbare, schier unüberwindliche Brandungen, dort die Säumung der Küste mit Sumpfwäldern, deren Ausdünstungen die mit Recht so gefürchteten Fieber erzeugen; hier versperren steil aus dem Meere aufragende Felswände jeden Zugang, dort machen Riffe und Bänke die Annäherung an das Land äußerst gefährlich.

Selbst die Ströme, die natürlichen Pforten zur Einfahrt ins Innere, sind großenteils an ihren Mündungen durch Sandbänke versperrt, oder sie bilden in ihrem unteren und mittleren Lauf unpassierbare Wasserfälle und Stromschnellen. Dazu treten die ungeheuren afrikanischen Wüsten, sowie das sengende Tropenklima. Und zuguterletzt gesellt sich zu diesen natürlichen Hindernissen auch noch der Mensch, im Norden der fanatische, dem Christentum stets feindlich gegenüberstehende Mohammedanismus, im Süden eine rohe, infolge des Sklavenhandels durch Jahrhunderte verwilderte, zum Teil sogar noch dem Kannibalismus ergebene Bevölkerung. Und dies alles wirkte zusammen, die Europäer von dem Eindringen in den schwarzen Erdteil zurückzuschrecken.

Vieles ist nun zwar in neuerer Zeit anders und besser geworden, denn die Europäer haben sich schließlich durch alle diese Hindernisse nicht abhalten lassen, in das so gut wie gänzlich unbekannte Innere von Afrika einzudringen, und auf den Landkarten sind die früher so ausgedehnten ominösen weißen Flecke, die wohl gar noch die Inschrift trugen „unbekanntes Land“, erheblich zusammengeschmolzen. Gänzlich geschwunden sind sie freilich immer noch nicht, und man kann recht wohl behaupten, daß Afrika heute noch als derjenige Erdteil obenan steht, welcher noch immer der ungelösten Rätsel die größte Fülle bietet.

Bodengestaltung.

Während Asien das Land der Massenerhebungen und weit ausgedehnten Tiefländer ist, die der äußeren Form dieses Kontinentes eine große Mannigfaltigkeit verleihen, weist Afrika, wie in der Küstenbildung, so auch in seinen Bodenverhältnissen eine große Einförmigkeit auf.

Reich gegliederte Gebirgssysteme, weit ausgedehnte Tieflandschaften fehlen hier ganz; vielmehr bildet Afrika ein ungeheures Hochplateau, dessen mittlere Höhe etwa 660 m beträgt. Dies afrikanische Plateau kann in zwei Teile geschieden werden, in ein nördliches und in ein südliches, deren Grenzlinie der Lauf des Benue und des Schari im mittleren Sudan und weiter östlich der Nil bis zum Einfluß des Atbara bilden. Die größten Bodenanschwellungen befinden sich im Osten und im Süden, so daß die Abstufungen einerseits in der Richtung von Osten nach Westen, anderseits von Süden nach Norden an Höhe abnehmen.

Eigentümlich für das afrikanische Hochplateausystem sind die Randgebirge, welche längs der Küsten laufen, so an den östlichen und westlichen Küsten von Südafrika, in Oberguinea, in Marokko und Algier, am Ufer des Roten Meeres und am Nordrand der Somalihalbinsel. Das Randgebirge fällt häufig in Terrassen plötzlich zur Küste ab, zuweilen reicht die unterste Stufe bis an das Meer, in andern Fällen ist sie durch einen schmalen Tieflandsgürtel von ihm getrennt. So ist die Ostküste vom Äquator bis zum 29. Grad südl. Br. flach und mit dichter Sumpfwaldung bedeckt und erzeugt, wie auch die gegenüberliegende Westküste, tödliche Fieber. Die Küste von Guinea bis zum Kap Palmas hat flache, sandige Ufer; bei der Senegalmündung schließt sich eine seichte, gefahrvolle sandige Küste an, mit ungeheuren, durch den Wind aus der Wüste hergetriebenen Dünen. Im Norden sind die Küsten der beiden Syrten gleichfalls flach, sandig und gefährlich, und auch das Nildelta bildet eine weit ausgedehnte Flachküste.

Eigentliche Tiefländer gibt es in Afrika fast gar nicht, nur können in den Plateaulandschaften einige Unterbrechungen unterschieden werden. Eine solche ist das Tiefland des Tschadsee, nur durchschnittlich 260 m hoch liegend, das aber keinen großen Umfang hat; ferner das größere Tiefland am mittleren Kongo, 460 m, das den ganzen mächtigen Bogen des Stromes ausfüllt. Eigentümlich sind einige Senkungen (Depressionen), die tiefer als der Meeresspiegel eingesenkt sind. Die Schotts (Salzsümpfe) in Algier, westlich vom Golf von Gabes, liegen 19 m tiefer als das Mittelländische Meer; eine noch 10 m tiefere Senkung findet sich westlich von Kairo, in der Nähe der Oase Siwah; eine dritte am Ostrand von Abessinien, die sogar 61 m tiefer als der Spiegel des Roten Meeres liegt.

Wie schon bemerkt, besitzt Afrika keine zusammenhängenden Gebirgssysteme; die Ketten steigen vereinzelt auf, verlieren sich in dem Meer oder gehen allmählich in die Plateaulandschaft über. Die nordwestliche Seite des Kontinentes füllt das Atlassystem aus, welches vom Kap Nun am Atlantischen Ozean bis zum Kap Bon am Mittelmeer sich erstreckt. Anfangs zieht das Gebirge als „hoher" Atlas mit Gipfeln bis zu 4070 m hoch nach Nordosten, dann teilt es sich in zwei Hauptketten, von denen die nördliche der „kleine", die südliche der „große" Atlas genannt wird. Zwischen diesen beiden fällt der letztere in das algerische, mit Salzsümpfen, den Schotts, bedeckte Steppenplateau ab; im Süden geht das Gebirge in steilen, stufenförmigen Absätzen oder langgestreckten und unwirtlichen Abhängen in die Sahara über. Zu bemerken ist hier jedoch, daß die größten der Schotts, wie Schott Melrir, Gharsa, el Dscherid u. a., die zum Teil, wie oben erwähnt, tiefer als der Spiegel des Mittelländischen Meeres eingesenkt sind, nicht auf jenem Steppenplateau zwischen den beiden Atlasketten, sondern südöstlich vom großen Atlas ganz in der Nähe der kleinen Syrte zu suchen sind.

Den größten Teil des nördlichen Afrika vom Atlantischen Ozean bis zum Niltal und stellenweise noch darüber hinaus nimmt die Sahara ein. Diese größte Wüste der Erde hat eine Länge von 5200 km und eine Breite von 1500 km und bedeckt einen Flächenraum von etwa 8 Millionen qkm, übertrifft also das Deutsche Reich sechzehnmal an Flächeninhalt. Die Sahara ist vorherrschend ein Hochland. Das Plateau durchziehen isolierte Bergzüge, deren

Oberfläche teils aus Sanddünen und Sandflächen, teils aus Gebirgs- und Felsmassen, Steppen, Weiden, Oasen und Kulturland bestehen. Den bei weitem größten Teil der Sahara nehmen steinige, wasserlose Hochflächen mit rotem tonigen Boden ein; wo sie mit scharfkantigen Steinen übersät sind, heißen sie Hammada, wenn kleine, glatte Kiesel die Stelle einnehmen, werden sie Sherir genannt.

Im Westen bedecken bis 200 m hohe Sanddünen den größten Teil der Wüste. Hier erhebt sich das Bergland von Adrar, dessen Höhenzüge durch breite, dünenerfüllte Täler voneinander getrennt werden. Der zentrale Teil ist ein mit zahlreichen Gebirgsgruppen besetztes Plateau. Die bedeutendsten Erhebungsmittelpunkte sind das Ahaggargebirge, südlich davon das Alpenland von Air, östlich von beiden das Gebirgsland von Tibesti mit 2400 m hohen Gipfeln.

Östlich von der eigentlichen Sahara schließt sich die Libysche Wüste an, die bei Kufra eine Höhe von 492 m erreicht und nach einer Einsenkung im Norden im Plateau von Barka, 400 bis 600 m Höhe, eine Fortsetzung findet. Die Libysche Wüste ist der ödeste und trostloseste Teil der Sahara. Zwischen dem Nil und dem Roten Meer erstreckt sich die arabische Wüste, eine von Quertälern zerrissene, wild zerklüftete Landschaft. Kulturland trifft man nur in den Oasen, beckenartigen Vertiefungen, in denen das Grundwasser zutage tritt oder durch Brunnen erschlossen ist. Auffallend reich ist die Sahara an ausgetrockneten Seebecken, die den Namen Sebcha führen. Sie sind mit einer salzhaltigen Kruste, oft mit reinem Salz bedeckt, das einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet, namentlich nach dem Sudan, wo kein Salz zu finden ist.

Südlich von der Sahara, zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Roten Meer sich erstreckend, erhebt sich das Hochland des Sudan. Durch die Senke des Tschadseebeckens wird es in eine westliche und östliche Hälfte geteilt. Das angeblich im Süden des westlichen Teiles gelegene und von dem Reisenden Mungo Park, wahrscheinlich nur nach gesammelten Nachrichten erwähnte Kongogebirge existiert nicht; möglicher- oder wahrscheinlicherweise eine Verwechslung mit dem vom französischen Guinea nach dem Senegal hinziehenden Randgebirge mit dem 1340 m hohen Daroberg. In südwestlicher Richtung vom Tschadsee erheben sich einzelne Kegelberge, welche wahrscheinlich mit dem über 4000 m hoch emporsteigenden Kamerungebirge an der innersten Einbuchtung des Golfes von Guinea und dem Gebirgsstock von Adamaua, der sich im Genderoberge 2700 m erhebt, in Verbindung stehen. Der östliche Teil des Sudan umfaßt die Plateaulandschaften von Wadai, Darfur und Kordofan und ist großenteils eine grasreiche Ebene, während der zentrale und westliche Teil ein fruchtbares Land und die eigentliche Wohnstätte der Neger ist.

Im äußersten Osten des sudanischen Hochlandes ragt das gewaltigste, wenn auch nicht ausgedehnteste Erhebungssystem des Kontinentes empor: Abessinien. Der Flächeninhalt dieses imponierenden Berglandes beträgt 220 000 qkm. Es zählt zu den großartigsten und zerrissensten Alpenländern der Erde und bildet in Afrika das einzige in sich geschlossene Alpenland, das sich im Ras Daschan oder Detschan bis zu einer Höhe von 4620 m erhebt.

Es steht keineswegs völlig isoliert, sondern setzt sich, wenn auch nicht ent-

fernt mit solchem alpinen Charakter, als Bergland nach dem Äquator hin fort, teils genau nach Süden, an dem sogenannten ostafrikanischen Graben, einer merkwürdigen, tiefen Einsenkung hin, teils auch in einer Abzweigung nach Südwesten in das zentralafrikanische Seengebiet hinein. Hier steigt diese südwestliche Abzweigung zwischen dem Albert- und Albert Edward-Njansa in der gewaltigen Bergmasse des Ruwenzori bis 5030 m Höhe empor. Die ersterwähnte südliche Fortsetzung aber gipfelt südlich vom Rudolfsee, welcher einen Teil des ostafrikanischen Grabens füllt, im Elgon mit 4300 m, im Kenia aber mit 5240 m und erreicht endlich, unfern der Küste des Indischen Ozeans, in dem Kilimandscharo die höchste Erhebung des ganzen Erdteils, 6010 m, eine Wolkenhöhe, hinter welcher Europa mit seinem höchsten Berge, dem Montblanc, um nicht weniger als 1200 m zurückbleibt.



Dünen der Sahara.

Weiter zieht sich das Bergland nach Süden durch das ganze Seengebiet hindurch und reicht bis an den Sambesi, ungefähr bis zum 22. Grade südl. Br., umfaßt also einen Raum von 16 Graden nördlich und 22 Graden südlich vom Äquator. Es ist selbstverständlich, daß die angegebenen Gipfelhöhen auch unter dem Äquator weit über die Schneelinie hinausragen und daß diese Riesenberge

mit ewigem Schnee und mit Gletschern bedeckt sind. Daß es in dem heißesten Erdteil und sogar unter dem Äquator dergleichen geben könnte, hat man früher stets und mit anscheinend gewichtigen Gründen bestritten; daß es aber dennoch der Fall ist und die Naturgesetze auch dort keine Ausnahme machen, weiß man erst seit 1848, in welchem Jahre die ersten, unbegrenztes Erstaunen erregenden Nachrichten von diesen gewaltigen Bergriesen durch den Missionar Johannes Rebmann nach Europa gelangten. —

Das südliche Hochplateau von Afrika umfaßt das ganze südlich vom Sambesi sich anschließende Dreieck des Kontinentes. Es wird durch die Wasserscheide zwischen dem Kongo und Sambesi, durch ein von Benguella an der Westküste bis zur Ostküste ziehendes Hochland von ca. 1100 m Höhe in zwei Teile geschieden, in das zentralafrikanische und das eigentliche südafrikanische Hochland.

Das zentralafrikanische Hochland umfaßt das weite Gebiet des Kongobeckens, das auch im Norden durch eine wasserscheidende Bodenschwellung von 800 bis 1000 m Höhe von dem Gebiet des Tschadsee getrennt wird. Dies Hochland besteht im Westen aus mehreren zur Küste abfallenden Stufen, steigt stetig gegen Osten zu und erreicht im Norden des Njassasee eine Höhe bis 2000 m. Hier im Osten unter dem Äquator erheben sich die schon genannten höchsten Gipfel Afrikas: der Kilimandscharo 6010 m, der Kenia 5240 m, sowie der Gordon-Bennet 4600 m und der Elgon 4300 m.

Die letzte Entdeckungsreise Stanleys hat auch das den Geographen des Altertums wohlbekannte Mondgebirge an den großen Seen, welches deren neuere Kollegen auch schon als Fabel verworfen hatten, wieder zu Ehren gebracht und in seine Rechte eingesetzt. Wie eine ungeheure Bastion erstreckt sich vom Albert-Njansa über den Albert Eduard-Njansa das 145 km lange Massiv des schon genannten Ruwenzori, dessen schneebedeckte Gipfel sich bis zu 5030 m Höhe emporstrecken. Am Südrand dieses Hochlandes finden sich gleichfalls hohe Gebirge, wie das Mbonga-, Lokingagebirge u. a. Sie sind jedoch sämtlich noch wenig bekannt. Sehr reich ist dies zentrale Hochland in seinem östlichen Teile an Seen von mächtiger Ausdehnung, denen die gewaltigsten Flüsse Afrikas, der Nil und der Kongo, entquellen; wir nennen den Viktoria-Njansa oder Ukerewe, den Albert- und den Albert Eduard-Njansa, den Tanganjika, Njassa, denen sich noch viele kleinere zugesellen. Wir werden dieselben später näher kennen lernen.

Hinter diese Riesen der Bergwelt tritt das eigentliche südafrikanische Hochland erheblich zurück, denn es erreicht nur eine durchschnittliche Höhe von 1000 bis 1200 m. Nur die Ränder erheben sich darüber hinaus. So wird der südliche Küstensaum im Norden von zwei Parallelketten der Zwarten (schwarzen) Berge begrenzt, die eine Höhe von 1500 bis 1800 m erreichen, in einzelnen Gipfeln aber noch bis über 2000 m ansteigen. Jenseits dieser Gebirgszüge dehnt sich die Karroowüste aus, eine 88 000 qkm große, mit Höhenzügen besetzte Fläche, die aber nur in der warmen Jahreszeit einen Wüstencharakter trägt, in der Regenzeit jedoch ein Blumen- und Grasmeer bildet.

Im Norden wird das Hochland durch ein Randgebirge begrenzt, das im Westen Roggeveldberge, in der Mitte Nieuweveld heißt und im Kompaßberg sich bis zu einer Höhe von 2738 m erhebt. Dieser entsendet Ausläufer gegen Osten

und Norden, das Kathlamba- oder Drachengebirge, welches bis über den Wendekreis zieht. Den Norden des südafrikanischen Hochlandes nimmt die ungeheure Kalahariwüste ein, eine Fläche von 550 000 qkm. Den Westrand bilden die Gebirge im Damara- und Namalande. Im Norden endigt die Kalahari in einer 900 m hoch gelegenen Ebene unweit des Ngamisee, der die tiefste Senkung dieses Hochlandes bildet, aber immer noch 860 m ü. d. M. liegt.

Auch die Inseln Afrikas sind mehr oder weniger gebirgig. Madagaskar wird, zumeist im Osten, von einem Gebirgsstock durchzogen, der sich bis zu 3000 m Höhe erhebt. Nach Süden und Westen flachen sich die Gebirge ab, und an ihre Stelle treten weite Ebenen. Die Azoren wie auch die Kanarischen Inseln zeigen Spuren vulkanischer Tätigkeit. In der Nähe der ersteren sind unterseeische Vulkanausbrüche beobachtet worden. Der berühmte Pik von Teyde auf der kanarischen Insel Teneriffa, bei dessen Besteigung Alexander von Humboldt jene Beobachtungen über die Verteilung der Pflanzen nach der Höhe ihres Standortes festlegte, aus denen die Wissenschaft der Pflanzengeographie hervorging, ist ein Vulkan, der jedoch seit mehr denn hundert Jahren seine früher jedenfalls sehr rege Tätigkeit eingestellt hat. Der letzte Hauptausbruch hat im Jahre 1704 stattgefunden, ein Steinauswurf noch zu Ende des 18. Jahrhunderts; seitdem sieht man nur bisweilen noch Rauch aus den Spalten aufsteigen. Als Landmarke, welche bis 300 km weit in See gesichtet wird, ist der Pik von Teneriffa für die Seefahrer von besonderer Wichtigkeit.

Vulkanische Formationen sind allerdings auch auf dem Festlande von Afrika nicht eben selten, wie am Kilimandscharo, am Kenia, in Abessinien, im Kamerungebirge, zwischen dem Albert- und Tanganjikasee und in andern Gebirgserhebungen. Als tätigen Vulkan kennt man jedoch nur den Kirunga im Mfumbirogebirge, alle übrigen, augenscheinlich vulkanischen Kegel sind gegenwärtig erloschen; doch lehrt die Erfahrung, daß Vulkane bisweilen nach Jahrhunderte langer Ruhe ihre verderbliche Tätigkeit wieder aufgenommen haben, wofür wir im Vesuv bei Neapel ein Beispiel ganz in der Nähe haben. Man hatte im ganzen Altertum keine Ahnung, daß er ein so gefährlicher Geselle sei. Und solche Erscheinungen sind auch in Afrika durchaus nicht ausgeschlossen. —

An diese Betrachtung der Gebirge knüpfen wir nun auch sogleich eine Übersicht über die Bodenschätze, welche in Afrika zu gewinnen sind.

Die Bodenschätze Afrikas.

Noch ist lange kein Menschenalter verflossen seit der Zeit, daß der schwarze Erdteil für Handel und Wandel unter den zivilisierten Völkern als von ganz untergeordneter Bedeutung galt. Was konnte auch aus Afrika geholt werden, das einen nur annähernd namhaften Gewinn versprach? Zu den Südfrüchten, welche schon von altersher bekannt waren, die es aber mit Südeuropa gemein hat, gesellt sich noch die Dattel. Auch sie soll in Afrika ursprünglich nicht einheimisch gewesen, sondern erst vom glücklichen Arabien aus hierher verpflanzt worden sein, wie die einen sagen; andere meinen, daß sie hier ebenso zu Hause sei

wie dort, und das möchte auch wohl das richtige sein. Zu diesen kommen dann noch andere tropische Früchte aller Art, sowie Palmöl, Gummi, Kautschuk, Farbstoffe, einige vorzügliche Holzarten, unter denen Teak- und Ebenholz obenan stehen, und eine Reihe anderer Erzeugnisse des Pflanzenreiches. Auch die so überaus reiche und mannigfache Tierwelt Afrikas übt manche Anziehungskraft, Elfenbein vor allem. Das alles war jedoch eben nur von mehr oder weniger untergeordneter Bedeutung.

Der Handelsgeist wendete sich andern Gegenständen zu, die schon in den Namen ausgesprochen waren, welche die ersten Entdecker den aufgefundenen Küstenstreifen beilegten, Namen, welche diese lange Zeit behielten und die auch heute noch vielfach gebraucht werden. Da gab es in Guinea einen Strich, der hieß die Pfefferküste, ein anderer die Goldküste, wieder ein anderer die Zahn- oder Elfenbeinküste, noch ein weiterer die Sklavenküste, und diese drei Dinge: Gold, Elfenbein und Sklaven, das waren die Magnete, welche auf die Handelswelt unendlich größere Anziehungskraft ausübten, als alle sonstigen Handelsprodukte. Sie waren es auch, welche die Portugiesen zuerst zu festen Niederlassungen an der West- und Ostküste von Afrika veranlaßten, die sie zum größten Teil heute noch innehaben.

Trotz des großen Gewinnes, den namentlich der abscheuliche Handel mit Negersklaven abwarf, hielten sich die ersten Seefahrer in diesen Gewässern damit dennoch nicht auf. Sie strebten weiter, nach Indien, und der einzige Weg nach diesem gelobten Lande unschätzbarer Reichtümer führte vor der Anlage des Kanals von Suez bekanntlich an Afrikas Küsten hinab um das Vorgebirge der Guten Hoffnung herum und durch den Indischen Ozean. Am Kap, wie die Südspitze Afrikas kurzweg genannt wurde, war nach langer und gefährlicher Seefahrt immer eine längere Ruhepause nötig. Die Schiffe mußten ausgebessert, neu verproviantiert werden u. dergl., und das alles bot die Niederlassung, welche die Holländer hier gegründet und nach schweren Kämpfen mit den wilden Eingeborenen zu einer blühenden Kolonie gestaltet hatten.

Einen solchen Rivalen an einem so wichtigen Punkte der damals bedeutendsten Seestraße konnten jedoch die Engländer nicht vertragen. Klüglich warteten sie, bis die Kolonie nach unsäglichen Anstrengungen der Holländer erst vollständig gesichert war, dann überzogen sie sie mit Krieg, eroberten sie und ließen sie sich von den andern Mächten in dem Wiener Kongreß als ihr nunmehriges Eigentum bestätigen. Die Kapholländer, hier Buren, Boeren oder Boers genannt, mochten sich jedoch mit diesen ihren neuen Herren nicht verständigen und zogen es vor, die Kapkolonie zu verlassen und sich im Innern des Landes eine neue Heimat zu gründen. Das geschah im Jahre 1835, und niemand konnte ahnen, daß diese neue Heimat der Buren, Transvaal, d. h. Jenseits des Vaalflusses, nur fünfzig Jahre später das Ziel ungezählter Tausender von Menschen aus allen Weltteilen werden würde.

Gold, Sklaven und Elfenbein, letzteres die Stoßzähne der Elefanten, waren die Produkte gewesen, nach denen die Gewinnsucht der Menschen in Afrika vornehmlich strebte. Gold hatte man bis dahin nur in minimaler Weise und zwar in Form von Goldstaub von den Negern erhandelt, die es aus goldhal-

tigen Flüssen herauswuschen. Ein solcher Eintausch von Gold fand aber nicht nur an der oben genannten Goldküste in Guinea statt, sondern auch in Ostafrika, woher schon die Handelsvölker des Altertums Gold bezogen, und es war bekannt, daß hier auch die Portugiesen seit dem 16. Jahrhundert das edle Metall an der Küste zwischen den Flüssen Limpopo und Sambesi eintauschten. Um die Quellen, denen dieses Gold entstammte, scheinen sie sich niemals gekümmert zu haben, man weiß wenigstens nichts davon, daß sie sich je darum bemüht hätten.

Diese Quellen entdeckt zu haben, ist nicht das Verdienst der Portugiesen, auch nicht der Engländer, sondern das Verdienst des deutschen Afrikareisenden Karl Mauch, eines Württembergers, der während der Jahre 1865 bis 72 in mehreren Reisen Transvaal und die benachbarten Binnenländer zu erforschen bemüht war. 1867 fand er in Maschonaland, dem Hinterlande der portugiesischen Ostküste, sowie am Tati, einem Flüßchen, das sein Wasser dem Schaschi und durch diesen dem Limpopo zuführt, ganze Felder von einem roten, sandigen Konglomerat, das, wie auch die Zersetzungsprodukte der Oberflächenschicht, sich reich goldhaltig erwies. Auf die Nachricht von dieser glänzenden Entdeckung bildete sich in London sofort eine London and Mining Company, die jedoch mit ihrem Unternehmen, die Felder auszubeuten, verunglückte, da die ungeheuren Kosten, welche der Transport der Maschinen und Werkzeuge erforderte, alle vorhandenen Mittel verschlangen.

Noch mehr versprechend war, daß Karl Mauch 1871 auf der letzten seiner Reisen zwischen dem Limpopo und Sabi ungeheure, augenscheinlich uralte Ruinen von Bauwerken entdeckte, die darauf schließen ließen, daß hier vor uralter Zeit schon ein Volk umfangreiche Goldminen angelegt und betrieben haben müsse. Der Entdecker zweifelte nicht, daß er hier auf dem Boden des fabelhaften Landes Ophir stehe, aus welchem König Salomo, wie die Bibel bezeugt, die ungeheuren Mengen Gold bezogen hat, welche er zu seinen Prachtbauten verwendete. Diese Meinung wurde zwar von den Gelehrten zumeist bestritten, neuere Untersuchungen dieser Ruinen, deren Mittelpunkt Simbabje genannt wird (auch Simbabye und Simbabwe geschrieben), haben ergeben, daß sie in der Tat sabäischen Ursprungs sind, daß hier die Sabäer, ein reiches Handelsvolk im südlichen Arabien, fleißig auf Gold geschürft haben. Von dem Besuche einer Königin von Saba bei Salomo weiß schon die Bibel zu erzählen, und es dürfte, wie Karl Peters in einem eigenen Buch „Im Goldland des Altertums" nachgewiesen hat, kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese Minen im südlichen Ostafrika auch die Quellen der Salomonischen Reichtümer gewesen sind.

Bald ergab sich nun auch Transvaal selbst als außerordentlich reich an dem edlen Metall. Die berühmten Goldfelder am Kaapflusse und die noch weit reicheren am Witwatersrand wurden entdeckt, und nun ergoß sich ein förmlicher Menschenstrom nach Südafrika, wie es vordem in Kalifornien und Australien gewesen war. Wie hier, so strömten auch in Südafrika die „wilden" Goldsucher herzu, das heißt diejenigen der Abenteurer, die da meinten, die ersten sein zu müssen, um das Fett abschöpfen zu können, zum großen Teil Gesindel der schlimmsten Art, bei dem selbstverständlich von einer rationellen Ausbeutung gar nicht die Rede war.

Diese ersten Goldsucher, Diggers, bedienten sich natürlich auch nur der ein-

fachsten Hilfsmittel, der Schüssel und der Wiege. Die Schüssel aus Metall, mit vertieftem Boden, wird mit dem goldhaltigen Kies und mit Wasser gefüllt, dann einer der gröberen Kiesel nach dem andern hinausgeworfen und die feinere Erde so lange gerührt, bis sie sich in einen dünnflüssigen Schlamm verwandelt hat und die Goldteilchen infolge ihrer größeren Schwere sich am Boden abgelagert haben. Das schlammige Wasser wird schließlich vorsichtig abgegossen, und nun können die zurückgebliebenen Goldteilchen gesammelt werden.

Man kann sich denken, daß bei diesem rohen Verfahren trotz aller Vorsicht viel Gold verloren geht, was unbeobachtet mit fortgeschlämmt wird. Praktischer erwies sich die Wiege. Das ist ein langer, hinten hoher und vorn ganz flacher, offener Kasten, dessen Boden mit rauhem Tuch überzogen ist. An dem hohen hinteren Ende ist der Kasten mit einem Sieb überdeckt, auf welches die goldhaltige Erde geworfen und nun mit Wasser bearbeitet wird, so daß nur der grobere Kies oben liegen bleibt, aller Sand aber durch das Sieb hindurch in den Kasten hineingespült wird. Nun wird der auf zwei Rundhölzern stehende Kasten hin- und hergezogen, und während nach und nach der Schlamm an dem vorderen flachen Ende hinausfließt, bleiben die Goldstückchen in den Fasern des groben Tuches sitzen und können dann bequem ausgelesen werden.

Natürlich wurde diese primitive Art der Goldgewinnung sehr bald durch bessere Maschinen ersetzt, auch solche, die in festem Gestein arbeiteten, denn Gold durfte jeder graben, der für die Wäscherei ein Feld von 150 Fuß Länge und Breite absteckte und dafür eine Abgabe von 10 Schilling erlegte, oder in festem Gestein 20 Schilling für ein Feld von 400 Fuß Länge und 150 Fuß Breite. Rapide stiegen die Erträge der Goldernten in Transvaal, schon 1898 wurde ihre Höhe auf 324 Millionen Mark berechnet.

So unerschöpfliche Schätze in fremden Händen zu wissen, konnten die Engländer natürlich nicht mit ansehen: 1899 begann daher der die ganze zivilisierte Welt aufregende Burenkrieg, der nach anfänglichen Siegen des zähen Burenvolkes doch mit dessen gänzlicher Niederlage und der Annexion beider Republiken, Transvaals und des Oranjefreistaates, endete. So nahmen die Engländer zwei Staaten friedlich lebender Menschen gewaltsam in Besitz und erwarben, nachdem sie auch noch ihre Hand auf die Gebiete von Matabele- und Maschonaland gelegt hatten, wo Karl Mauch zuerst den ungeheuren Goldreichtum dieser Landstriche entdeckte, einen Zuwachs ihrer Machtfülle in Südafrika von anderthalb Millionen Quadratkilometern.

Tausende sind da gleichsam über Nacht steinreiche Leute geworden. Nur der Entdecker dieser unberechenbaren Schätze ging völlig leer aus; er starb infolge eines unglücklichen Sturzes ein Jahr nach seiner Rückkehr aus Afrika in seiner württembergischen Heimat als kleiner Beamter.

Dem edelsten Metall gesellte sich in Südafrika aber noch als zweiter Magnet, der wie das Gold eine Flut von Abenteurern anzog, der kostbarste aller Edelsteine hinzu: der Diamant. Zu derselben Zeit nämlich, als Mauch in Maschonaland das erste Gold entdeckte, fand ein Bur im Distrikt Griqualand am unteren Vaalfluß die Kinder eines Nachbarn mit seltsam glitzernden Kristallsteinchen spielen. Er erhielt den größten derselben zum Geschenk und nahm ihn bald da-

nach auf einer Reise nach London mit, um zu erfahren, was für Steine das wären. Hier wurde der Stein als roher Diamant erkannt, und der Bur erhielt dafür 500 Pfd. Sterl. = 10 000 Mark. Nicht lange nach seiner Rückkehr entdeckte er im Besitz eines Griquahäuptlings einen ähnlichen Stein von ziemlich bedeutender Größe, den der Griqua sehr wert hielt, so daß ihn der Bur nur gegen eine Viehherde von etwa 5000 Mark Wert an sich zu bringen vermochte. Mit diesem Stein reiste der Bur nun abermals nach London, und er hatte sich nicht getäuscht: auch dieser Stein wurde als ein roher Diamant erkannt, und er erregte



Einfachste Goldwäscherei.

wegen seiner seltenen Größe auf der Industrieausstellung unter den Kennern und Edelsteinhändlern ungeheures Aufsehen. Mit Recht, denn nach dem Schliff wog derselbe noch 42 Karat und nahm als „Stern des Südens“ unter den wertvollsten Diamanten der Welt eine der vornehmsten Stellen ein. Dem Buren wurde der rohe Stein mit 220 000 Mark bezahlt.

Nun wurde die Sache ruchbar, und es begann ein Zuströmen von Diamantensuchern und Händlern nach Griqualand. Sofort waren aber auch die Engländer bei der Hand. Den Distrikt, wo die Diamanten gefunden wurden, hatte zwar schon der Oranjefreistaat in Besitz genommen, aber der verdrängte Häuptling wurde veranlaßt, sich unter britischen Schutz zu stellen, und die Engländer er=

klärten ihn für britischen Untertan. Dem mächtigen Gegner mußten die Buren weichen, der Distrikt wurde englisches Eigentum und als Griqualand-West zum Kapland geschlagen. Die Buren hatten das Nachsehen.

Ungeheure Reichtümer sind auch aus diesen Diamantengruben, die sehr bald völlig bergmännisch betrieben wurden, an das Tageslicht befördert worden. Für die ersten 25 Jahre, von 1867 bis 1892 hat man die ungeheure Summe von 1300 Millionen Mark an ausgeführten Diamanten berechnet. Natürlich ist der Ertrag sehr wechselnd. Man hat mehr und mehr in die Tiefe gehen müssen, wodurch die Betriebskosten ganz bedeutend werden und der Gewinn wesentlich geschmälert wird. Indessen wird der Eifer von Zeit zu Zeit immer wieder aufgefrischt, dadurch, daß ab und zu auch wieder ein bedeutender Fund gemacht wird, und gerade in neuerer Zeit sind wieder einzelne Diamanten aufgetaucht, durch die alle bisherigen Funde in Schatten gestellt werden. —

Wenden wir den Blick von diesen Reichtümern, welche die Natur dem Menschen unmittelbar in die Hand liefert, auf die anderweiten mineralischen Schätze, die für den Menschen von höchster wirtschaftlicher Bedeutung sind, so haftet das Auge abermals an der kleineren Südhälfte des Erdteils. Wir wissen von Kupfer und Steinkohlen im Kaplande, auch im oberen Kongogebiet, hören von reichen Eisenlagern, besonders in Deutsch-Ostafrika, doch ist die Ausbeutung dieser reichen Bodenschätze mehr oder weniger noch der Zukunft vorbehalten.

Und die Quellen solcher Schätze werden sich noch unendlich vermehren, wenn man das Innere der nun in festen Händen befindlichen ungeheuren Landstriche näher kennen wird. Bisher ist ja überall nur erst ein kleiner Teil wirklich erforscht worden. Die europäischen Mächte, welche den afrikanischen Erdteil jetzt nahezu ganz unter sich aufgeteilt haben, sind noch immer mit der Feststellung und Sicherung ihrer Machtsphäre viel zu sehr beschäftigt, als daß sie daran denken könnten, in Frieden zu ernten, was ihnen die Natur in ihren Schutzgebieten und Kolonien auf und unter der Erde spendet. Alles hat ja seine Zeit, und der Eintritt des schwarzen Erdteils in die Kreise der Zivilisation erst recht.

Klima und Gewässer.

Das Klima.

Klima und Gewässer gehören insofern zusammen, als von beiden nicht nur das Kleid der Erde, die Pflanzenwelt, sondern auch die Tier- und Menschenwelt abhängen. Das alles zusammengenommen gibt Afrika den tropischen Charakter, denn vier Fünftel seines Gebietes entfallen auf die heiße Zone. Von den neunhundert Meilen der Landmassen unserer Erde, welche der Äquator überhaupt durchschneidet, kommen nicht weniger als fünfhundert Meilen auf Afrika. Dadurch allein schon wird der so stark ausgesprochene tropische Charakter des afri-

kanischen Klimas bedingt; es treten aber, denselben noch steigernd, dazu auch noch mannigfache andere Ursachen.

Infolge der äußerst geringen Gliederung der Küsten entbehrt Afrika des ausgleichenden Einflusses der Ozeane; Randgebirge wehren den kühlenden Winden den Eintritt in das Innere; im Norden fehlen große Flüsse, wenn wir den Nil ausnehmen, der aber eigentlich doch auch nur den Rand des Erdteils streift. Es kann also den ungeheuren Wüstenflächen, die sich ungemein stark erhitzen, von nirgendher Abkühlung kommen. Nur die nördlichsten und südlichsten Landstriche weisen eine geringere mittlere Temperatur als zwanzig Grad Celsius auf.



Sandsturm in der Wüste.

Man würde jedoch irren, wenn man die heißesten Striche gerade unter dem Äquator suchen wollte; sie finden sich vielmehr nördlich und südlich davon, wo eine große kontinentale Landmasse den Einflüssen des Meeres weit entrückt und von Gebirgen wenig durchzogen ist. Zu den heißesten Gegenden zählen Nubien und die südlichen Küsten des Roten Meeres, wo das Thermometer den Höhenstand von 56° C. erreicht. Auch in Senegambien hat man schon 52° beobachtet. In der Sahara sind 30° eine sehr gewöhnliche Erscheinung, in nicht seltenen Fällen steigt die Hitze auf 45 und 50° C., so daß der Sand einen Wärmegrad erreicht, in welchem man Eier soll hartsieden können. Ganz eigenartig sind in der Sahara aber die Temperaturschwankungen, denn es ist gar nicht selten, daß das Thermometer nach einem glühheißen Tage in der Nacht bis auf 2 und 3 Grad unter Null herabsinkt, so daß sogar bisweilen Eisbildung eintritt.

Trotz dieser Schwankungen wird die Sahara aber doch als gesund gerühmt, was seine Ursache wohl in der Trockenheit der Luft finden dürfte.

Eigentümlich ist der Sahara nicht allein, sondern auch den angrenzenden Wüstenflächen in Asien, ein heißer Wind, Samum genannt, in Ägypten Chamsin, in der westlichen Sahara Harmattan. Sam heißt im Arabischen Gift; der Samum führt aber keineswegs giftige Bestandteile mit sich, nur ist er sehr heiß und wird nicht allein dadurch, sondern auch und mehr noch durch die ungeheuren Sandsäulen, die er aufwirbelt, gefährlich. Er weht jedoch nie am Boden, so daß die Wüstenreisenden durch Niederwerfen an die Erde sich vor dem Samum selbst schützen können; die Kamele tun dies instinktmäßig von selbst, wühlen auch wohl noch Maul und Nase in den Sand ein. Ist der Wind im Anzuge, so verdunkelt sich der Horizont, der Himmel verliert seine Helligkeit, die Sonne ihren Glanz, und infolge der Sandwirbel nimmt die ganze Atmosphäre einen unheimlichen bleifarbenen, gelben und die Sonne einen dunkelroten Schein an. Es währt nur kurze Zeit, die eigentlichen Wirbel dauern wohl gar nur einige Minuten; aber das genügt, um infolge der plötzlich vermehrten Ausdünstung des Körpers einen unaussprechlichen Durst und Übelkeiten zu erzeugen, und wohl dem Reisenden, wenn nicht auch die mitgeführten Wasserschläuche plötzlich ausgetrocknet sind. Schon manche Karawane ist zwar nicht durch den Samum getötet, wohl aber vom Sande verschüttet worden oder durch den Mangel an Wasser zu Grunde gegangen. Die Monate Juni, Juli und August sind die Zeit des Samum, im Juli erreicht er seinen Höhepunkt.

Nördlich und südlich vom Äquator, innerhalb der Wendekreise, herrscht der tropische Regen, der das Jahr in eine trockene und eine nasse Jahreszeit teilt. Im Norden umfaßt die Regenzeit die Monate April bis Oktober, im Süden die Monate Oktober bis April. Die während dieser Zeit herabbrausenden Regenmassen verursachen das Anschwellen der aus diesen Gegenden herabfließenden Ströme, drücken auch die hohe Temperatur herab. Unter dem Äquator liegt ein schmaler Strich, der sich durch reichlichen Regenfall zu allen Jahreszeiten auszeichnet.

Nördlich und südlich der tropischen Regengürtel liegen zwei regenarme Gebiete, nämlich im Norden die Sahara, im Süden die Kalahariwüste. In der Sahara verursachen die ohne Unterlaß wehenden trockenen Passatwinde den Regenmangel. Die von dem Mittelländischen Meer eindringenden Winde verlieren ihre Feuchtigkeit teils an dem Gebirgssystem des Atlas, teils können ihre Dampfmassen zu einer Verdichtung nicht gelangen, da sie von kälteren Regionen in heißere wehen, also statt sich zu verdichten, noch mehr verflüchtigt werden. In der Kalahariwüste verwehren die östlichen Randgebirge den Eintritt der feuchten ozeanischen Winde. Der Atlas und das Kapland liegen beide im Gebiete der subtropischen Regen; dort ist der Regenfall am reichsten von November bis Februar, hier von Mai bis August.

Infolge seines Klimas gilt Afrika, und nicht mit Unrecht, als ein ungesunder Erdteil. In keinem andern sind die tropischen Fieber so allgemein verbreitet wie hier. Die Küstengegenden sind wegen ihrer Fieber besonders gefürchtet und zwar zeigt sich darin kein Unterschied zwischen der Ost- und Westküste. Nirgends

in den Tropen sind aber auch die Moskitos, die großen tropischen Stechmücken, so häufig und so bösartig wie in Afrika, und seit man die Entdeckung gemacht hat, daß die Malaria, das auch in Italien so gefürchtete Sumpffieber, nichts anderes ist, als eine durch einen Parasiten im Blute des Menschen erzeugte Krankheit, der durch den Stich dieser Mücken eingeführt wird, kann man an dem Zusammenhange der Moskitos mit den tropischen Fiebern nicht gut mehr zweifeln. Hat doch die Erfahrung gelehrt, daß Punkte, wo die Moskitos fehlen, und es gibt natürlich solche auch in Afrika, fieberfrei sind.

Malaria und Moskitos sind an Sumpfgegenden gebunden, denn die Larven der überlästigen Insekten leben in stagnierenden Gewässern, und die Küsten des tropischen Afrika sind vielfach auf viele, viele Meilen weit mit Mangrovewäldern, Sumpfwäldern der schlimmsten Art, gesäumt. Auf diese werden wir in dem Abschnitt, der einen Überblick über die afrikanische Pflanzenwelt gibt, noch zurückkommen.

Die Ansicht, daß nur die Europäer vom tropischen Fieber ergriffen werden, ist irrig, denn auch die schwarze Bevölkerung leidet darunter; Tatsache ist nur, daß die Erscheinung bei der schwarzen Menschenrasse nicht entfernt so schwer auftritt wie bei der weißen Rasse. Auch die Annahme, daß das Fieber nur die sumpfige Niederung beherrsche, hat sich als nicht völlig stichhaltig gezeigt; man hat die Stationen vielfach auf die Höhen verlegt und damit nicht mehr erreicht, als daß sich hier die Fieberanfälle nur bei bestimmten Windrichtungen einstellen, dann aber meist durchaus nicht gelinder sind, als in der Niederung. Jedenfalls steht fest, daß bezüglich der gefürchteten tropischen Fieber so manches noch nicht geklärt ist.

Wirklich gesund in Afrika sind eigentlich nur die Wüsten, aber selbst in der Sahara gibt es Oasen, deren Wasserlöcher von feuchter Umgebung umrahmt sind, und die deshalb den für die Gesundheit des Menschen so guten Ruf der Wüstenluft nicht rechtfertigen.

Die Gewässer.

Afrika entsendet seine Wasseradern in das Mittelländische Meer, den Indischen und den Atlantischen Ozean; ein kleiner Teil seiner Flüsse mündet auch in Binnenseen. Die Verteilung derselben über den ganzen Erdteil ist sehr ungleich, was durch die Bodengestaltung und die klimatischen Einflüsse bedingt wird: während der vom Äquator südlich gelegene Teil einen großen Wasserreichtum aufweist, ist der nördliche geradezu wasserarm zu nennen.

Am Nordrande in das Mittelländische Meer ergießt sich — außer dem Nil natürlich, der aber aus dem tiefsten Innern von Südafrika kommt und nur am Ostrande von Nordafrika hinströmt und schließlich im Mittelländischen Meer endet — nicht ein einziger Fluß, der genannt zu werden verdiente.

Der Nil, einer der größten Ströme der Erde, der größte und auch historisch und kulturhistorisch wichtigste Strom Afrikas, entschädigt freilich für diesen Mangel. Er kommt aus den zentralafrikanischen Riesenseen, von denen weiter unten noch näheres folgen wird, und die als die ungeheuren Sammelbecken be-

trachtet werden müssen, aus denen der Nil mit so großen Wassermassen gespeist wird, daß er niemals Mangel daran leidet, obwohl er die heißesten Striche des Erdteils durchfließt. Der größte dieser Seen, der Viktoria-Njansa oder Ukerewe, welcher eine Fläche von 68 480 qkm bedeckt, die der Größe des Königreiches Bayern nahe kommt, kann als der eigentliche Ursprung des Nils angesehen werden, obwohl unter den mehreren Flüssen, welche dieser See aufnimmt, der Kagera, welcher von Süden kommt und in sein Westufer einfließt, als der wahre Quellfluß betrachtet wird und deshalb auch den Namen Alexandra-Nil erhalten hat.

Dem ungeheuren Wasserbecken des Viktoria-Njansa entströmt der Nil in nördlicher Richtung, bildet kurz nach seinem Austritt die Riponfälle, durchfließt den 800 qkm großen Kotschasee und wendet sich endlich nach Westen, stürzt in einer Reihe von zwölf Stromschnellen, deren letzte 36 m hoch herabfällt und die Murchisonfälle heißen, zum Albert-Njansa hinab, in den er kurz vor dessen Nordspitze einmündet. Bis hierher heißt der Fluß Viktoria- oder Somerset-Nil.

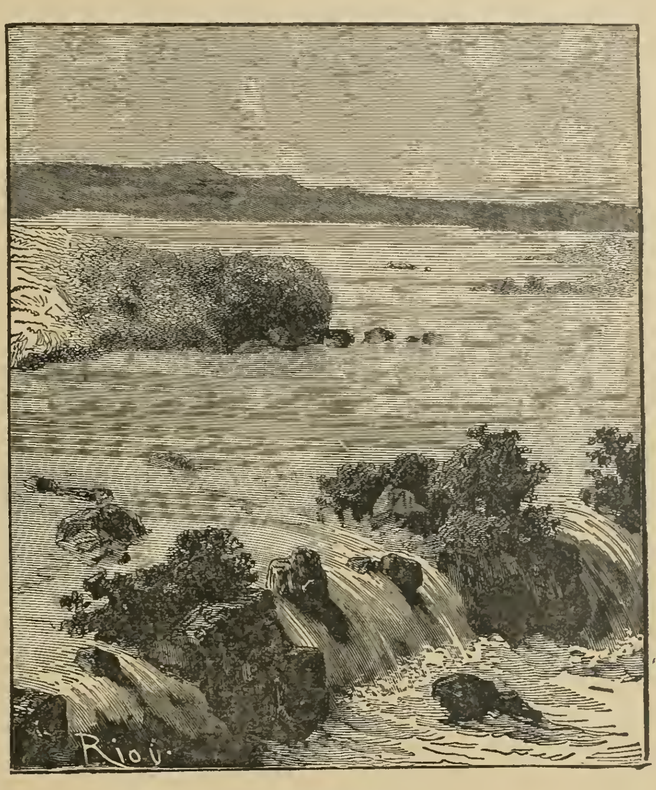
Dem Albert-Njansa, dem 3910 qkm großen zweiten Quellsee des Nil, strömt von Süden aber noch der Semliki, der mächtige Abfluß eines dritten Sees zu, des Albert Edward-Njansa, und von diesen drei ungeheuren Wasserbecken ununterbrochen gespeist, verläßt nun der Nil den Albertsee an seiner nördlichen Spitze, im wesentlichen immer die nördliche Richtung beibehaltend. Jetzt heißt der Fluß Bahr el Dschebel, durchbricht das Randgebirge der letzten Plateaustufe und tritt bei Lado unter dem 5. Grade d. Br. in das ostsudanische Flachland ein. Ungefähr unter dem 9. Grade nimmt er rechts den Sobat, links den Bahr el Ghasal oder Gazellenfluß auf, welch letzterer, aus dem Westen und Südwesten kommend, die zahllosen, noch wenig bekannten Gewässer ebenso unbekannter Landschaften sammelt und dem Nil zuführt.

Von der Einmündung des Sobat an führt der Strom nun schon den Namen Bahr el Abiad, d. h. Weißer Nil. Von hier, also vom 9. Grade bis hinab zum 15., nimmt der Nil nur zur Regenzeit von beiden Seiten Gewässer auf, denn in der Trockenzeit liegen deren Rinnsale wasserlos. Erst nach Überschreitung des 15. Grades kommen wieder die Gewässer der abessinischen Alpen als Bahr el Asrak, Blauer Nil, und vereinigen sich bei der Stadt Chartum mit dem Weißen Nil. Von dem obengenannten Lado an ist der Strom durch den ganzen ägyptischen Sudan schiffbar. Hinter Chartum aber wird die Schiffbarkeit durch die sogenannten sechs Nilkatarakte auf eine Länge von 1800 km unterbrochen. Erst bei Assuan wird der Nil wieder schiffbar und bleibt es nun auch bis zu seiner Einmündung ins Mittelmeer, in das er sein Wasser früher in sieben, jetzt nur noch in zwei flußähnlichen Armen ergießt.

Innerhalb des eben erwähnten Kataraktengebietes hat der Nil rechts, ebenfalls von Abessinien, noch den Atbara aufgenommen; nach diesem ist dann bis zu seiner Mündung kein Nebenfluß mehr zu nennen, denn von rechts tritt das Randgebirge vom Roten Meer nahe heran und von links die große Wüste.

Näheres über den so hochinteressanten Strom werden wir in dem Kapitel kennen lernen, in welchem Ägypten dargestellt wird. Hier sei nur noch so viel mitgeteilt, daß die ganze Stromlänge des Nil zu 6270 km berechnet wird, wovon 5200 km schiffbar sind. Die Größe des ganzen Gebietes, welches der Strom mit

allen seinen Zuflüssen umfaßt, läßt sich nicht berechnen, weil das Gebiet des Gazellenflusses nur erst zu einem kleinen Teile bekannt ist. Die Unterbrechung der Schiffahrt auf dem Nil durch die Katarakte wird für den Verkehr durch eine Eisenbahn ausgeglichen, welche von Chartum stromabwärts den Nil bis Abu-hammed auf der rechten Seite begleitet, dann den ungeheuren Bogen, den hier der Fluß über Südwesten macht, in gerader Linie abschneidet, bei Wadi Halfa wieder sein Ufer erreicht und nun die ununterbrochene Verbindung mit Kairo und Alexandrien herstellt. —



Die Riponfälle des Nil.

Eine gleiche fast zuflußlose Küste wie das Mittelländische Meer zeigt auch der nördliche Westrand Nordafrikas am Atlantischen Ozean. Von der Straße von Gibraltar, unter dem 36. Grade der Br., südwärts kommen nur einige kleinere Küstenflüsse vom Atlas herunter; danach findet man bis hinunter zum 14. Grade, also durch volle 22 Breitengrade, nur noch das Gebiet der Regenbäche, sogenannte Wadi, das heißt leere Bachbetten, die sich nur bei starkem Gewitterregen mit Wasser füllen und ebenso rasch wieder versiegen, wie sie gekommen sind. Die Namen dieser Bäche sind genau so wenig bekannt als die Bäche unbedeutend, da sie den größten Teil des Jahres kein Wasser führen.

Unter dem 14. Grade der Breite aber mündet der S e n e g a l, der in unseren Atlanten zwar auch nur als ein großer Küstenfluß gezeichnet erscheint, aber doch ein ganz bedeutender Strom ist, denn er hat eine Stromlänge von 1430 km und sein Stromgebiet umfaßt 441 000 qkm; er ist also bei weitem größer, als der deutsche Rhein, welcher nur 1225 km Stromlänge mit einem Stromgebiet von 224 400 qkm zählt. Parallel mit dem Senegal, nur 4 Breitengrade von ihm entfernt, mündet der G a m b i a, der unserer Oder wenig nachsteht, denn er durchläuft von seiner Quelle bis zur Mündung 740 km.

Dahinter biegt die Küste allmählich nach Osten um, in den Golf von Guinea hinein, in dessen innerstem Winkel der zweite Riesenstrom Afrikas, der Niger,

in den Ozean mündet, nachdem dieser eine ganze Zahl kleinerer Küstenflüsse, unter denen der Volta für unser deutsches Togoland der wichtigste ist, aufgenommen hat.

Der Niger ist der drittgrößte Strom Afrikas, denn er umfaßt bei einer Stromlänge von rund 4200 km ein Stromgebiet von etwa 2 100 000 qkm. Er entspringt als Dscholiba im Gebiete der Sierra Leoneküste auf dem Berge Daro, wo der Entdecker des Niger, Mungo Park, das Konggebirge annahm, dessen Nichtexistenz neuere Forschungen nachgewiesen haben. Seine Stromrichtung ist Nordost, bis er die Grenze der Wüste erreicht und zwar bei der uralten Handelsstadt Timbuktu. Hier wendet er sich nach Osten, wird aber durch das Haussabergland gezwungen, nach Südost umzubiegen, welche Richtung er unter dem Namen Quorra ständig beibehält, bis er sich, nicht allzuweit mehr von seiner Mündung, endlich ganz nach Süden wendet, sich in eine Unzahl von Armen teilt und ein riesiges Mündungsdelta bildet, das einen Flächenraum von 25 000 qkm bedeckt und zwischen den Buchten von Benin und Biafra weit in den Meerbusen von Guinea vorgeschoben ist.

Während seines ganzen nordöstlichen Laufes nimmt der Niger, außer einigen unbedeutenden Zuflüssen im obersten Laufe, auf der linken Seite keine Nebenflüsse auf, denn näher und näher tritt ihm die Wüste, und sie entsendet kein Wasser. Auf der rechten Seite dagegen fließt der sehr wasserreiche Bagoe oder Bani fast parallel mit ihm und vereinigt sich oberhalb Timbuktu durch den Dhebosee mit dem Hauptstrom. Anders dagegen in seinem Unterlauf, denn hier strömt ihm von beiden Seiten eine ganze Anzahl von Flüssen zu, vor allen Dingen links der Benue oder Binue, der von seiner Mündung in den Niger bei Lokodscha aus bei einer Breite von 1000 m und darüber weit hinauf schiffbar ist.

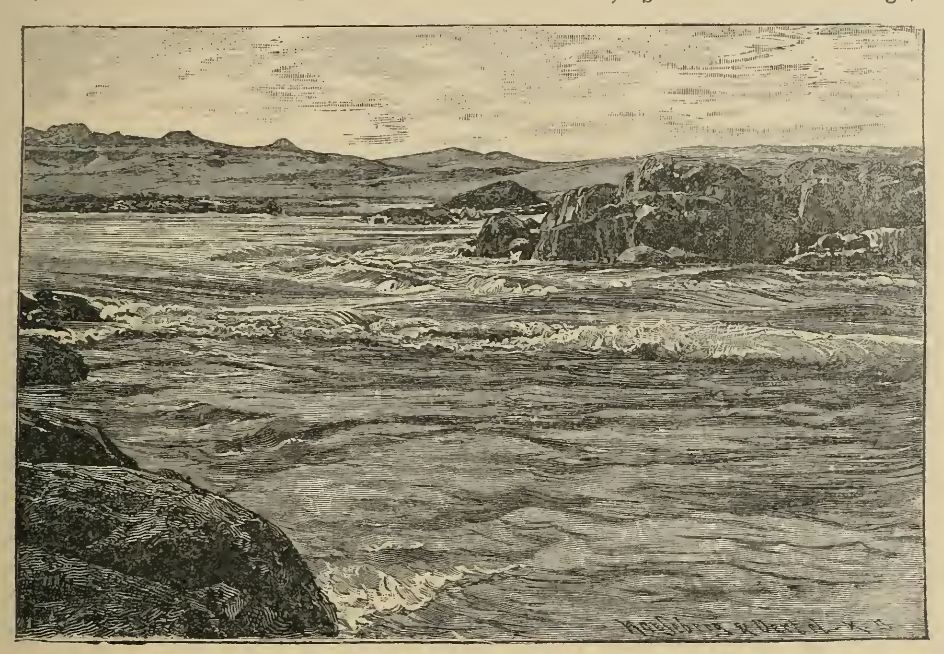
Das Geheimnis, welches jahrhundertelang über diesem gewaltigen Strome lag, werden wir in dem nächsten, der Forschungsgeschichte gewidmeten Abschnitt kennen lernen. Man kannte nur die vielen Mündungsarme im Busen von Biafra, ohne zu ahnen, daß hier der geheimnisvolle Niger sein Ende findet. Gekannt und wegen ihrer Fiebermiasmen gefürchtet war dieses Sumpfland schon seit langer, langer Zeit; die Schiffer nannten es nur die „Pforte des Kirchhofs". —

Südafrika entsendet zum Atlantischen Ozean außer einer großen Anzahl kleiner, wenn auch immerhin ganz stattlicher Küstenflüsse, wie Ogowe, Kuanza, Kunene u. a., zwei große Ströme, den Kongo und den Oranjefluß.

Der Kongo ist der zweitgrößte Strom Afrikas, denn er hat eine Stromlänge von 4200 km und umfaßt ein Stromgebiet von 3 900 000 qkm. Er steht also in Bezug auf Länge dem Nil erheblich nach, überragt ihn aber bei weitem hinsichtlich des Umfanges der Ländermassen, die ihre Wasser zu ihm entsenden. Als der Quellfluß des Kongo wird der Tschambesi angesehen, welcher seinen Ursprung in den Bergen südlich des Tanganjika hat und nach kurzem Laufe in dem Bangweolo- oder Bembasee endet, einem rundlichen Wasserbecken von 70 km Durchmesser. Nachdem er dann dieses Becken an dessen Südseite wieder verlassen und den Namen Luapula angenommen, macht er einen großen Bogen und wendet sich nun nach der entgegengesetzten Richtung von Süden nach Nor-

den und behält, den Moerosee durchfließend, nun eine mehr nordwestliche Richtung, die er auch nach dem Zusammenfluß mit dem Lualaba fortgesetzt beibehält.

Unter dem 6. Grade südlicher Breite vereinigt er sich mit dem von Osten kommenden Lukuga, dem schon von Cameron angenommenen und von Stanley festgestellten Abfluß des Tanganjikasees. Dieser, eines der größten Wasserbecken Afrikas, südwestlich vom Viktoria-Njansa, sehr lang gestreckt, nimmt bei einer Länge von 647 km und einer wechselnden Breite von 50—80 km einen Flächenraum von 95 130 qkm ein. Von nun an heißt der Strom Kongo, ein



Aus dem Kataraktengebiet des Nil bei Assuan in Ägypten.

Name, der erst in neuerer Zeit von den Eingeborenen aufgenommen worden ist; früher hieß er Zaire, ein jetzt fast unbekannter Name. Der Strom fließt unausgesetzt nach Norden, mit etwas nordwestlicher Neigung, bis zum Äquator, den er unter dem 26. Längengrade überschreitet, aber nach einem sehr großen nördlichen und dann südwestlichen Bogen unter dem 18. Längengrade wieder erreicht und, diese südwestliche Richtung beibehaltend, endlich in den Atlantischen Ozean fließt, wo er früher auch den Namen Zaire führte.

Wie schon erwähnt, umfaßt der Kongo das größte Stromgebiet Afrikas. Seine Nebenflüsse, die zum Teil wieder selbst ganze Stromgebiete bilden, sind so bedeutend, daß sie ihm oft fast den Rang als Hauptstrom streitig machen könnten. Er erreicht deshalb den Ozean in einer 11 km breiten Mündung, die, unähnlich den andern Riesenströmen des Erdteils, kein Delta bildet und wälzt

eine Wassermenge daher, die man auf 50 000 cbm in der Sekunde berechnet hat. Es ist daher erklärlich, daß seine Strömung noch 40 km weit im Meer bemerkbar ist und sein Wasser sich noch viel weiter durch gelbliche und bräunliche Färbung verrät.

Von seinen Nebenflüssen nennen wir nach dem Ausfluß des Tanganjika durch den Lukuga den Luama, Ulindi, Lowa, Arruwimi, den riesigen Ubangi oder Mobangi, der aus dem oberen Nilgebiet weit aus Osten daherkommt und außer dem Uelle oder Makua eine zahllose Menge kleinerer Wasser aufnimmt, den Sanga, Lekuala, Alima und Lefini. Das Hauptwassergebiet aber liegt südlich vom Kongo, also linksseitig, und konzentriert sich, außer dem Lomami, Lolongi, Ruki u. a. in dem mächtigen Kassai, der die gesamten Gewässer des südlichen Kongostaates bis in das portugiesische Gebiet hinein sammelt und dem Kongo zuführt. Von seinen Nebenflüssen sind durch die vielen Reisenden, welche in neuerer Zeit sein Gebiet durchzogen, am bekanntesten geworden linksseitig der Kuango und Kuilu, rechtsseitig der Lulua, Sankuru und Mfini oder Lukenje, welcher zugleich auch das Wasser des Leopoldsees abführt. Von der Mächtigkeit des Kassai kann man sich eine Vorstellung machen aus der Tatsache, daß er an seiner Mündung in den Kongo 640 m breit und 36 m tief ist und bei hohem Wasserstande 12 000 cbm Wasser in der Sekunde in den Kongo ergießt; von seiner Wichtigkeit für den Kongostaat und für das innere Zentralafrika aber daraus, daß er mit seinen Nebenflüssen fahrbare Wasserstraßen von zusammen beinahe 4000 km darstellt. —

Der Oranjefluß, der letzte der großen atlantischen Ströme Südafrikas, hat eine Stromlänge von 1860 m und umfaßt ein Stromgebiet von 960 000 qkm. Er nimmt als größten Nebenfluß auf der rechten Seite den Vaalfluß auf und bildet die Grenze der Kapkolonie.

Da die Gebirgsränder im ganzen Kaplande der Meeresküste sehr nahe treten, so ist hier von bedeutenderen Flüssen nichts zu melden. Wir müssen an der Ostküste schon bis zur Delagoabai hinauffahren, um hier auf die Mündung des Limpopo zu treffen. Dieser kommt vom Witwatersrand, fließt erst nach Nordost und biegt dann nach Südost ab, um in den Indischen Ozean zu gelangen. Er nimmt auf der rechten Seite den Olifant auf. Sein Lauf ist auf 1600 km berechnet worden und sein Stromgebiet auf 400 000 qkm.

Etwa 7 Grad weiter nördlich fällt der Sambesi oder Zambesi in den Indischen Ozean, der größte Strom Südafrikas. Seine Stromlänge beträgt 2660 km, sein Stromgebiet umfaßt 1 330 000 qkm. Er entspringt tief im Innern des Landes, in der Nähe des Lualaba und der Quellen der südlichen Nebenflüsse des Kongo, nur daß er von der andern Seite der Wasserscheide nach Süden hin abfließt. Allmählich wendet er seinen Südlauf nach Osten, verläßt die Hochebene in den Katimafällen und stürzt, nachdem er von Westen her den Tschobe aufgenommen hat, in den berühmten Viktoriafällen, nun schon ein 900 m breiter Strom, 120 m tief in einen engen Schlund hinab, aus dem er seitwärts weiterfließt, lange noch Wasserfälle und Stromschnellen bildend. Nach der Aufnahme des Guay von Süden wendet er sich nordöstlich, und nachdem er auf derselben rechten Seite den Sanjati und links den Kafue und Loangwa aufgenommen, nach

Osten, endlich nach Südosten zum Ozean eilend, in welchen er mit vielen Armen durch ein breites Delta mündet. Etwa 100 km vor dem Beginn der Deltabildung hat er auf der linken Seite von Norden her noch den Schire aufgenommen, den Abfluß des gewaltigen Njassasees, der, ganz ähnlich wie der Tanganjika gebildet, bei einer Länge von 600 km und einer durchschnittlichen Breite von 90 m einen Flächenraum von 26 450 qkm bedeckt.

Von der Mündung des Sambesi bis zur äußersten Spitze von Afrika, dem Kap Guardafui, mündet kein großer Strom mehr. Als bedeutendere Küstenflüsse nennen wir nur noch den Ruwuma, Rufiji, Tana, Djub oder Juba und Schebehli, welch letzterer nicht ins Meer mündet, sondern in Küstensümpfen sein Ende findet. Danach folgt das Rote Meer, wo auf afrikanischer Seite nur ein einziger Küstenfluß zu nennen ist, der Baraka; denn das Alpenland von Abessinien tritt, wie wir schon gesehen haben, hier dicht an die Küste heran und läßt zur Flußbildung keinen Raum. Und auch nördlich darüber wird das Niltal vom Roten Meer durch ein Randgebirge geschieden, so daß sich auch da die vorhandenen Rinnen nur bei starkem Regen mit Wasser füllen, die Rinnsale ebenso rasch aber auch wieder austrocknen.



Am Niger.

Die großen Seen in Zentral- und Südafrika, die es in verhältnismäßig großer Zahl gibt, sind vorstehend schon genannt worden als Speisebecken der Riesenströme, wie der Viktoria-Njansa, Albert-Njansa, Tanganjika u. a. Einige andere bleiben aber noch zur Vervollständigung zu nennen.

In Südafrika, an der nördlichen Grenze der Kalahariwüste, breitet sich der Ngamisee aus, der indessen wohl nur nach der Regenzeit sich als See darstellt, denn er ist mehr und mehr verwachsen und bildet, wie neuere Reisende versichern, nur noch einen ungeheuren Schilfsumpf. Von dem Tanasee, im Mittelpunkte des Alpenlandes von Abessinien in einer Meereshöhe von 1855 m gelegen, haben wir schon erwähnt, daß aus ihm der Bahr el Asrak oder Blaue Nil sein Wasser bezieht. Dieser sowohl wie die andern zum Nil abfließenden Gewässer verwandeln sich zur Regenzeit in reißende Ströme, welche ungeheure

Massen von fruchtbarem Erdreich mit sich reißen, die sie dann, Unterägypten weithin überschwemmend, als befruchtenden Nilschlamm ablagern, dem Ägypten allein seine Fruchtbarkeit verdankt und ohne den es längst schon ein Raub der angrenzenden Wüste geworden sein würde.

Südlich von Abessinien liegt der 275 km lange und etwa 60 km breite Rudolfsee mit dem kleinen Stefaniesee daneben, beide nach dem ehemaligen österreichischen Kronprinzenpaar benannt. Beide befinden sich in dem sogenannten ostafrikanischen Graben, einer breiten Vertiefung, die, von hohen Gebirgsrändern eingefaßt, von Abessinien südlich bis zum Kenia und Kilimandscharo sich hinzieht. Sie gehören zu den jüngsten ostafrikanischen Entdeckungen, namentlich hat Donaldson Smith von 1894 bis 1900 ihre Bekanntschaft und die der umliegenden Landschaften vermittelt.

Endlich ist noch der Tschadsee im mittleren Sudan zu nennen, der außer mehreren kleineren Binnenflüssen von Südosten her den Schari aufnimmt, einen ziemlich bedeutenden Fluß, der sogar eine Strecke von 300 km weit schiffbar ist, sonst aber keine besondere Bedeutung hat, wie auch der Tschadsee selbst, der so flach ist, daß man ihn sogar weithin zu Pferde durchwaten kann. Nur zur Regenzeit überschwemmt er seine Umgebung in weitem Umkreise und bedeckt dann einen Flächenraum von wohl 50 000 qkm. Danach aber schrumpft er wieder zusammen und stellt zumeist nur ein mit dichter Vegetation bedecktes Sumpfland dar.

Zu bemerken ist schließlich noch, daß die zentralafrikanischen Seen, der Viktoria-Njansa, Tanganjika und Njassa, in neuerer Zeit für den Handel von besonderer Wichtigkeit geworden sind, daß Deutsch-Ostafrika an allen dreien beteiligt ist und alle drei von Dampfern befahren werden.

Pflanzen- und Tierreich.

Die Pflanzenwelt.

Von Klima und Bewässerung ist die Vegetation abhängig, und so ist auch in Afrika die Pflanzenwelt mit den größeren oder geringeren Niederschlägen verbunden. Wo eine reichere Bewässerung vorhanden ist, da entfaltet sich eine üppige Vegetation, wo es an Niederschlägen mangelt, da weist die Flora einen Wüstencharakter auf.

Das Atlasgebiet hat eine große Ähnlichkeit mit Südeuropa. Oliven, Orangen, Feigen, Südfrüchte überhaupt sind in Fülle vorhanden, die Weinreben nicht zu vergessen, und auf den Feldern werden Weizen, Gerste und besonders Hirse vielfach gebaut. Dazu gesellt sich die Dattelpalme, die jedoch auch hier wie in Europa oft nicht zur Reife kommt, denn sie bedarf dazu des heißen Wüstenwindes. Astlos strebt der Stamm bis 15 m in die Höhe, von oben bis unten von gleicher Stärke. Schon eine wenige Jahre alte Dattelpalme hat eine

ebenso volle Krone mächtiger Fiederblätter wie eine alte, nur mit dem Unterschiede, daß sie kürzer ist. So ist es möglich, daß ein Palmenwald auch Schatten spenden kann, da zwischen den hohen Stämmen die verschieden alten jüngeren die Räume füllen. Aber Moos oder Rasen, jene blumendurchwirkte Bodendecke, an die wir in unseren Laubwäldern gewöhnt sind, sucht man im Palmenwalde vergebens; der Boden ist kahl und verbrannt.



Dattelpalmen.

Neben der Dattelpalme ist hier auch die Zwergpalme zu Hause, deren dichte Krone aus Schirmblättern gebildet ist. Der Ackerbauer sieht sie aber sehr ungern. Nicht allein verrät sie Unfruchtbarkeit des Bodens, sondern sie ist auch, wo sie sich einmal angesiedelt hat, schwer auszurotten und verdrängt stellenweise alles andere Buschwerk. Dennoch weiß der Beduine sie praktisch zu verwerten, denn aus der Faser verfertigt er Matten und Decken. Auf dem Gebirgsrücken tritt neben angebauten Reben, Mandel- und Nußbäumen, wie neben Eichen mit eß-

baren Früchten die echte Zeder als Waldbaum massenhaft auf, und je höher man steigt, desto schöner und riesenmäßiger werden diese Bäume, die auf dem Libanon, ihrem altberühmten Standorte, schon im Aussterben begriffen sind.

Wenden wir uns nach Ägypten, so treffen wir schon auf dem Plateau von Barka, dessen Flora sonst der des Atlas gleicht, vielfache Übergänge zur ägyptischen Flora, die hauptsächlich durch das Wasser des Nils ermöglicht wird. In dem meist nur wenige Kilometer breiten Niltal, das sich nur hier und da zu einigen Meilen Breite ausdehnt, wird seit Jahrtausenden jede Handbreit des Bodens aufs sorgfältigste bebaut. Von einer ursprünglich einheimischen Flora wildwachsender Pflanzen kann daher kaum die Rede sein. Waldungen fehlen gänzlich, Holz ist also auch nicht vorhanden, getrockneter Kamel- und Kuhdünger muß das Brennmaterial liefern. Gebaut werden Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Durra oder Mohrenhirse, Gurkengewächse aller Art, als Ölpflanze Sesam, als Farbepflanzen Indigo und Saflor. Dattelpalmen, Akazien, Maulbeerfeigen sind die hauptsächlichsten Baumarten, und in den Nilsümpfen wächst der Papyrus, aus welchem die alten Ägypter ihr Schreibmaterial bereiteten, massenhaft. Oberägypten, wo die Baumwolle als Hauptausfuhrartikel gebaut wird, ist reich an Cassien, die in den Apotheken unentbehrlich sind, und schöne Wassergewächse zieren den Nil mit ihren breiten Blättern und schmücken die Wasserfläche mit ihren riesigen, schönfarbigen Blumen.

Die Flora Abessiniens trägt zwar noch keinen tropischen Charakter, doch zeigt sie schon manche Ähnlichkeit mit dem Süden. Hier wächst auch der Kaffeestrauch wild, und man nimmt an, daß er hier seine eigentliche Heimat hat und daß er von hier aus erst nach Arabien verpflanzt worden ist.

Der große nördliche Wüstengürtel ist vornehmlich durch die Dattelpalme charakterisiert. Die wilden Pflanzen der Wüste sind meistens Dorngebüsche und harte Pflanzen. Auf den öden Hammadas kann man oft tagelang reisen, ohne einen Baum oder eine frische Pflanze zu erblicken. Wo die Wüste im Süden an das Gebiet des tropischen Regens stößt, bedeckt sich der Boden während der Regenzeit mit üppigem Graswuchs. Von Bedeutung ist aber in den nördlichen Steppenregionen das Halfagras, ein binsenartiges, äußerst zähes und biegsames Gras, auch schon in Spanien wachsend, wo es Espartogras heißt. In Algier und der angrenzenden Wüstenregion überzieht es ungeheure Flächen und ist ein Welthandelsprodukt geworden, seitdem es seine große mechanische Leistungsfähigkeit in der Papierfabrikation bewährt hat. Die Provinz Oran in Algier liefert allein jährlich gegen zweihundert Millionen kg, die größtenteils nach England gehen.

Das äquatoriale Zentralafrika ist durch eine üppige tropische Vegetation gekennzeichnet. Viele der tropischen Pflanzen haben eine große Verbreitung, reichen von der Ost- bis zur Westküste, andere von der Nord- bis zur Südgrenze. Im allgemeinen ist aber die Westseite durch größeren Formenreichtum ausgezeichnet. Die Wälder sind dichter und üppiger, während mit dem gegen Osten ansteigenden Plateau auch die Wälder lichter werden und auf ungeheure Strecken die mit hohen Gräsern dicht bewachsenen Savannen Platz greifen. Palmen aller Art, mit gefiederten und schirmförmigen Blättern, treten in geschlossenen

Beständen auf, darunter auch die Dumpalme, die einzige Art der ganzen großen Familie, deren Stamm sich gabelförmig in Äste spaltet.

Der gigantische Affenbrotbaum ist über das ganze heiße Afrika verbreitet, denn er reicht von Senegambien im Westen bis Chartum im Osten und südlich hinunter bis zum Ngamisee. Dieser seiner weiten Verbreitung entsprechen die ihm beigelegten Namen: in Senegambien heißt er Baobab, im westlichen Sudan Dinna, im östlichen Sudan Tabaldi, in Mittelafrika Vinka, in Südafrika Mowana, in Ostafrika Mbuju. Ein merkwürdiges Pflanzengebilde, das Afrika



Affenbrotbaum, Baobab.

allein angehört, ein Baum, der höchstens einige zwanzig Meter hoch wird, aber eine ungeheure halbkugelige Krone entwickelt und ein sehr hohes Alter und dann einen Stammumfang erreicht, dessen Höhlung ganzen Familien zur Wohnung, den Stammangehörigen als Versammlungsstätte dient. Der Nutzen, den er den Eingeborenen gewährt, ist gar mannigfach. Die Blätter, die Fruchtschalen und Samen dienen zu arzneilichen Zwecken, das Fruchtfleisch liefert ein kühlendes Getränk, aus den Rindenfasern bereitet man mancherlei Gewebe, vornehmlich sehr feste Taue, mit denen sogar ein schwunghafter Handel getrieben wird.

Der merkwürdige Baum wird sonst nirgends auf der Erde gefunden, doch hat man ihn der Rindenfaser wegen auch in Ost- und Westindien angepflanzt;

über den Erfolg ist nichts bekannt. Da man dem Baum dem Botaniker Michel Adanson zu Ehren den wissenschaftlichen Namen Adansonia gegeben hat, so kommt die Faser der Rinde auch unter dem Namen Adansoniafaser in den Handel. Auf der Pariser Weltausstellung hatte man den Bast auch in rohem Zustande ausgestellt, so daß man seine Struktur genau erkennen und sich überzeugen konnte, daß diese Faser zum Drehen von Tauen und Stricken und zum Verfertigen von Säcken, sowie solcher Gegenstände, von denen man besondere Widerstandsfähigkeit gegen atmosphärische Einflüsse verlangt, in höchstem Grade geeignet ist. Dieser Adansoniabast wird in Streifen von anderthalb Meter Länge, 30 cm Breite und 7 mm Dicke in ziemlicher Menge aus Angola an der afrikanischen Westküste nach England geführt und zur Fabrikation einer besonders festen Papiersorte verwendet.

Der wilde Kaffeestrauch reicht von Abessinien bis nach Oberguinea. Baumwolle wird in verschiedenen Sorten fast in ganz Afrika und überall mit stetig wachsendem Erfolge gebaut. Namentlich hat man ihr in Ägypten gegenwärtig große Aufmerksamkeit zugewendet, da man eingesehen hat, daß der Wohlstand des Landes hauptsächlich davon abhängt; von etwa 100 Millionen kg im Jahre 1870 ist die Ausfuhr in 1899 schon auf 310 Millionen kg gestiegen. Bataten, Yams, Maniok, Reis, Sorghum, Hülsenfrüchte, Ananas, Gurken, Melonen und Erdnüsse werden überall in großer Fülle gewonnen. Daß die Kolonien der Europäer außerdem ihr Hauptaugenmerk auf die Kultur des Kaffees und des Kakao gerichtet haben, ist selbstverständlich.

Hier müssen wir nun auch einer Pflanze besonders gedenken, der das tropische Afrika seinen bösen Ruf als ein ungesunder Erdstrich vornehmlich verdankt. Es ist der Wurzelbaum, der die sogenannten Mangrovewälder an den Küsten bildet, die zwar an den dafür geeigneten Stellen über die ganze Tropenzone verbreitet sind, nirgends aber eine so unheimliche Rolle spielen wie hier in Afrika. Da, wo die Ströme in den Ozean fallen und sich gewissermaßen gegen die Brandung den Ausgang erst erkämpfen müssen, lagern sie unendliche Sand- und Schlammmassen ab, die oft weite, weite Küstenstrecken bilden, ungastlich und gefährlich für den Menschen, für die Mangrove aber gerade der geeignete Boden. Der Stamm steht nämlich auf einem Gewölbe von Wurzeln, die sich gleich zahllosen Brücken über den Schlammgrund spannen. Von den Zweigen senken sich zahllose Luftwurzeln herab, die, sobald sie den Schlammboden erreicht haben, festwurzeln und neue Stämme bilden. Die braunen Früchte fallen bei der Reife nicht sofort ab, sondern beginnen an den Zweigen zu keimen und treiben aus der Schale die Wurzel heraus, die länger und länger wird, durch ihre zunehmende Schwere endlich die Frucht zum Abfallen bringt und nun im Schlamm sogleich lustig weiterwächst. So ist es möglich, daß aus einem einzigen Wurzelbaum sich in wenigen Jahren ein zusammenhängender Wald bildet, dessen Grund zur Flutzeit vom Meer unter Wasser gesetzt, zur Zeit der Ebbe aber bloßgelegt wird, so daß nun das ungeheure Wurzelgewirr am Boden eine einzige Schlammasse bildet, die von Wassertieren aller Art und ekelhaftem Gewürm wimmelt und die Luft mit Myriaden von Moskitos füllt.

Die Küsten von Guinea und da vornehmlich wieder das ungeheure Delta

des gewaltigen Niger, das von der eigentlichen Mündung des Stromes bis zu seiner ersten Teilung landeinwärts in der Luftlinie mindestens 150 km zählt und dessen Breite an der Küste zwischen den äußersten seiner zwanzig Mündungsarme noch weit bedeutender ist, sind wegen ihrer Mangrovenwälder von jeher besonders verrufen gewesen. Mühsam war die Fahrt stromaufwärts durch den fürchterlichen, meilenweiten Sumpf, aber endlich liegt er hinter dem Schiffer und dieser ist von staunender Freude erfüllt über den prachtvollen Strom und die nie geschauten wunderbaren Szenerien der seine Ufer einrahmenden Tropennatur, und er jauchzt wohl laut auf im Gefühl seiner Gesundheit. Er hat keine Ahnung davon, daß er tagelang das unheimliche Gift der Mangrovesümpfe in sich aufgenommen hat. Es läßt ihm auch wohl noch sechzehn Tage Zeit, dann erst beginnt es zu wirken, das Fieber ist da. Er glaubt nun erst in eine ungesunde Gegend des Flusses gekommen zu sein, während ihn nur die unheimlichen Folgen seiner Fahrt durch die Mangrovensümpfe ergriffen haben.


Mangroven.

Eine eigenartige Vegetation hat das Kapland. Hier ist das Land der Eriken oder Heidekräuter, deren man gegen fünfhundert Arten zählt, sowie der Pelargonien, der Iris- und Liliengewächse, der reizenden Eispflanzen, deren man auch gegen dreihundert Arten unterscheidet. Wo Flüsse den Pflanzenwuchs begünstigen, findet sich auch Waldwuchs, gebildet aus ansehnlichen Bäumen. Dornige Mimosen machen die Dickichte oft undurchdringlich; förmlich berüchtigt sind die Dickichte am Fischfluß, die für den Europäer ein Schrecken sind, den Kaffern in ihren Kriegen aber als Verstecke gedient haben. Einer der größten Bäume des Kaplandes ist ein Podocarpus, ein Verwandter der Nadelhölzer, der eine

Stärke erreicht, daß ihn vier Männer kaum zu umspannen vermögen, und der ein vortreffliches Bauholz liefert. Ebenso ergibt eine Milletie ein Holz, welches dem Ebenholz fast gleichkommt. Auch Feigen, baumartige Wolfsmilch und Fächerpalmen treten als Bestandteile dieser Wälder auf, sowie Zamien mit harten, fächerig zusammengelegten, struppigen Blättern. Hohe Strelitzien, Celaster, Pelargonien, Sparmannien und Melianthus, von deren Blüten ein Honigregen träufelt, wenn sie berührt werden, bilden das Unterholz.

Auffallend im Kaplande ist der Mangel an genießbaren Pflanzen. Der Buschmann wandelt über die infolge der Trockenheit kahle, förmlich verbrannt aussehende Fläche; da ragt aus dem Sande ein zollanges, dünnes Hälmchen, welches ein Europäer wahrscheinlich kaum gesehen oder beachtet haben würde, er aber scharrt die Erde auf und findet für sich noch eine Wurzel oder Zwiebel als kümmerliche Speise. Die hauptsächlichste Nahrung aus dem Pflanzenreiche wird jenen Wüstenbewohnern durch die Gaap geboten, ein bittersüßes Gewächs, das einer Mohrrübe ähnelt, aber über der Erde wächst, ebenso durch ein anderes, welches einer süßen Kartoffel gleicht und von den Kolonisten Fuchsspeise genannt wird. An der Westküste ist die Erdnuß zu nennen, sowie die Hottentottenrübe, eine Pflanze, die eher einem Klotz als einer Pflanze gleicht und ihren Namen Elefantenfuß mit Recht verdient; das weiche Mark des unteren Stammteiles wird gegessen, ebenso das Mark einer der vorhin genannten Zamien. Daß das Klima an dem Fehlen der Nährpflanzen nicht die Schuld trägt, bezeugt das herrliche Gedeihen der eingeführten Gewächse, denn fast alle nutzbaren Gewächse sind aus Europa und Asien dahin verpflanzt worden. Alle europäischen Gemüse gedeihen vortrefflich, Getreide wird mit bestem Erfolge gebaut, nur der Reis kommt nicht fort. Von unseren Obstarten erlangen Pfirsiche und Aprikosen noch größere Vollkommenheit als in Südeuropa; von Äpfeln und Birnen gedeihen die Reinette, der Kalville und die Bergamotte am besten, nur gute Pflaumen trifft man selten und Kirschen wenig. Weinbau, zu dessen Kultur der erste holländische Statthalter Jan van Riebeck Reben vom Rhein, aus Spanien, Madeira, selbst aus Schiras in Persien kommen ließ, wollte anfänglich nicht einschlagen, weil die Holländer mit demselben nicht genügend Bescheid wußten. Er sollte daher bereits aufgegeben werden, da kamen jedoch französische Emigranten nach dem Kaplande, nahmen sich der vernachlässigten Weinkultur an, und siehe da — der Kapwein wurde in gar nicht so langer Zeit weltberühmt.

Die Tierwelt.

Bezüglich der Tierwelt müssen wir uns an dieser Stelle auf eine Anzahl von Tieren beschränken, die Afrika eigentümlich sind. Späterhin wird auch in dieser Beziehung im einzelnen noch vieles mitgeteilt werden, was hier in einem allgemeinen Umriß zu viel Raum einnehmen würde, dort auch an passenderer Stelle steht.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die wilde Tierwelt Afrikas erheblich im Rückgange begriffen ist. Das findet seine natürliche Ursache in der stetig fort-

schreitenden Kolonisation, welche die Wildnis in Fruchtfelder umwandelt und einen ununterbrochenen Kampf mit der Tierwelt, den Feinden der Felder und Viehherden, zu führen gezwungen ist. Der Mensch ist der Herr der Schöpfung, und als solcher tritt er unerbittlich alles unter seine Füße, was ihn in seinem eigenen Fortkommen hindert. Dies muß er in ganz rücksichtsloser Weise in allen fremden, wirtschaftlich noch wenig erschlossenen Gebieten.



Löwen auf der Lauer.

Muß der afrikanische Ansiedler das Raubzeug, das gerade in Afrika seine größten und schädlichsten Vertreter zählt, nicht schonungslos verfolgen, wenn er seine Herden sichern will? Das ist nur einfache Notwehr und ganz verschieden von jenen Massenverfolgungen, die nur darauf hinauslaufen, dem Vergnügen der Jagd zu frönen oder bestimmte Tiere eines einzigen begehrten Produktes wegen, wie z. B. die Elefanten der Stoßzähne halber, bis zu völliger Vernichtung zu verfolgen.

Das ist überall auf der Erde und zu allen Zeiten so gewesen. Erzählt doch Herodot, der älteste griechische Geschichtsschreiber, wie noch von den mazedonischen Bergen Löwen herabkamen, um die Lasttiere des Xerxes auf dem Durchmarsch anzugreifen, und sogar unter Alexander dem Großen war dieser gewaltige Räuber, obgleich schon sehr selten geworden, in Europa noch nicht völlig ausgerottet. Schon zu den Zeiten der Römer gab es aber in Europa keinen Löwen mehr. Sie kannten das furchtbare Tier freilich von Afrika her und sollen, wie erzählt wird, den Versuch gemacht haben, eine Anzahl afrikanischer Löwen über die Donau zu bringen, um die jenseits wohnenden Barbaren, die ihnen fürchterlicher waren, als der König der Tiere, in Schrecken zu setzen; aber das gelang ihnen nicht, denn die Barbaren fürchteten die ihnen unbekannten gelben Hunde durchaus nicht, sondern schlugen sie einfach tot.

Afrikareisende, wie Lenz und Nachtigal, haben jetzt selbst in Nordafrika schon keinen Löwen mehr zu Gesicht bekommen. Der afrikanische Elefant, der noch von den Karthagern als Haustier gezüchtet wurde, ist aus Nordafrika gänzlich verschwunden. Je weiter die Besiedelung und Zivilisierung Afrikas fortschreitet, desto mehr wird auch die Verbreitung der wilden Tierwelt eingeschränkt. Das ist immer und überall so gewesen. Wer hätte geglaubt, daß z. B. die nach Hunderttausenden von Köpfen zählenden Büffelherden in den amerikanischen Prärien jemals abnehmen könnten? Und siehe da: in kaum einem Menschenalter sind sie vor der stetig vordringenden Zivilisation vom Erdboden verschwunden.

Doch nun zur Tierwelt Afrikas.

Allen voran steht der Löwe, der sogenannte König der Tiere, der Schrecken und Verwirrung unter allem Vieh verbreitet, wenn sein Gebrüll die Luft erschüttert; denn jedes kennt den furchtbaren Feind, dessen Kraft nichts widersteht, dessen Kühnheit ihresgleichen nicht hat, dem drei Meter hohe Umzäunungen kein Hindernis sind, um nicht darüber hinwegsetzen zu können, und der mit einem Rind im Rachen sogar noch darüber hinweg zurückspringt.

Ein reicher Kranz von Wahrheit und Dichtung hat sich um das Leben des Löwen geschlungen. Sehr richtig sagt jedoch Pöppig: „Auch wenn das Fabelhafte und Überflüssige übergangen wird, bleibt es immer noch eine schwierige Aufgabe, die Naturgeschichte dieses furchtbarsten aller Raubtiere, nicht des Königs, wohl aber des Tyrannen anderer Geschöpfe auf engem Raum zusammen zu stellen. Nicht Stolz oder jener angedichtete Edelmut, der in vielen alten Sagen um den Löwen einen falschen Glanz verbreitet, veranlassen seine würdige Haltung und ernste Majestät; sie sind der Ausdruck des Bewußtseins unbezwinglicher Kraft, des Selbstvertrauens, der Gewohnheit zu siegen. Tritt auch das Heimliche und Falsche des Katzencharakters hier etwas zurück, so fehlen doch die Hauptzüge desselben nicht, wo die Selbsterhaltung ins Spiel kommt, denn auch der Löwe schleicht sich an den für mächtig gehaltenen Gegner listig heran und mißt vorsichtig die Weite des entscheidenden Sprunges.“

Wie schon bemerkt, ist infolge der stetig wachsenden Besiedelung, wie nicht minder des unablässigen, eifrigen Verfolgungskrieges die frühere Verbreitung des Löwen über ganz Afrika schon erheblich eingeschränkt worden. Eifrige Jäger, wie der Franzose Jules Gerard in Algier, der Engländer Gordon Cumming in

Südafrika, haben ebenfalls das ihrige dazu beigetragen. Gerard hatte sich die Aufgabe gestellt, Algier und die französischen Besitzungen von dem gefährlichen Räuber zu säubern, und das scheint ihm in der Tat gelungen zu sein, denn im ganzen Atlasgebiet dürfte es wohl keinen Löwen mehr geben. Die Schilderung einer Löwenjagd bildet immer eins der anziehendsten Kapitel in den Berichten der Afrikareisenden, und es bleibt sich dabei gleich, ob die Reisen im Norden oder im Süden, im Osten oder im Westen oder auch im Innern des rätselvollen Weltteiles stattgefunden hatten, denn überall in Afrika lebte der Löwe, und überall war demnach eine Begegnung mit dem König der Tiere mehr oder weniger unvermeidlich. Das ist jetzt schon anders geworden, und wie Lenz und Nachtigal, so kann heutzutage der Reisende auch durch andere weite Gegenden Afrikas ziehen, ohne einem Löwen zu begegnen.

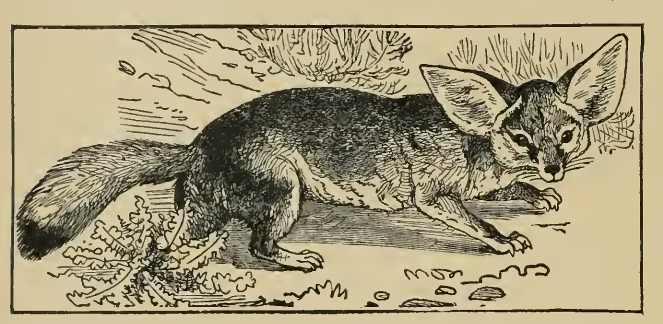
Das zweite, über Nordafrika verbreitete große Raubtier ist die Hyäne, jener äußerst feige, nichtsdestoweniger aber äußerst gefräßige Nachträuber, von dessen unheimlichem Geheul jeder Reisende zu erzählen weiß. Sie ist bei den Arabern ebenso verhaßt wie verachtet; geschossen oder sonstwie mit einer Waffe verletzt wird sie von ihnen niemals, denn die Waffe, mit der dies geschehen, würde entehrt sein. Es ist zu bemerken, daß die Hyäne, welche in Ost- und Südafrika lebt, eine andere Art ist, die statt der schwarzen Streifen, mit denen das graue Fell der nordafrikanischen überzogen erscheint, nur mit schwarzen Flecken gezeichnet ist. In ihrer unheimlichen Lebensweise, in der sie am liebsten totes Fleisch fressen, sind beide gleich. Das macht sie jedoch im ganzen Morgenlande eigentlich zu recht nützlichen Tieren. Wo da ein Geschöpf gefallen ist, da entsteht in kürzester Zeit ein Gewimmel von Leichenbestattern aller Art, unter denen die Hyänen und Aasgeier die erste Rolle spielen. Es währt nicht lange, und von dem Kadaver ist nicht eine Fleischfaser mehr übrig, die Hyänen haben selbst die Knochen noch mit ihrem furchtbaren Gebiß zermalmt. So üben sie zweifellos das Amt der Sanitätspolizei, denn unter den Menschen dort ist eine solche unbekannt. Was fällt, das fällt, und wo es fällt, da bleibt es liegen, kein Mensch bekümmert sich darum, und bei der sehr rasch eintretenden Verwesung unter der heißen Sonne würde manches Dorf, manche Stadt förmlich verpestet sein, wenn nicht Geier und Hyänen sich einstellten, den Leichnam in ihrer Weise fortzuschaffen und eine Verpestung der Luft zu verhüten.

Außer diesen beiden Raubtieren ist in Nordafrika auch der Schakal eine nicht seltene Erscheinung, den die Araber Heulwolf nennen, der nicht allein auf Kosten des Hirten lebt, dessen Schafherden er ein böser Gast ist, sondern auch auf Kosten der arabischen Hausfrau, denn er ist ein frecher Hühnerdieb. Schlau wie ein Schakal! sagen die Araber sprichwörtlich, und in der Tat übertrifft seine Schlauheit wohl noch die des Fuchses. Er weiß sehr genau, wenn junge Araber sich des Nachts aufmachen, um ihren Nachbarn Vieh zu stehlen, und folgt einer solchen Erwerbsgesellschaft. Er erkennt auch bald, daß er sehr wohl daran getan hat, denn von den gestohlenen Schafen wird sicherlich auf dem Rückwege eins gebraten. Das verspricht ihm die Eingeweide und weitere Abfälle. Ein voreiliger Versuch, sich seines Anteils zu bemächtigen, zieht ihm freilich einen Steinhagel zu; aber wenn die Gesellschaft sich gesättigt hat und wieder aufgebrochen ist,

dann schleicht er von seinem Lauscherposten zu den Überresten, und auf sein freudiges Geheul kommen auch noch einige Kameraden herbei. Aus gleichem Grunde folgt er auch gewöhnlich dem Löwen und der Hyäne, und dann gibt sein heiseres Bellen auch andern Schakalen das Signal, daß etwas Gutes zu erwarten ist.

Den Atlasländern eigentümlich ist der Magot, ein kleiner, ungeschwänzter Affe, in der Berberei sehr häufig; nebenbei gesagt der einzige Affe, der auch in Europa wild vorkommt, und zwar auf den Felsen von Gibraltar. Da weiß man sogar von einer maurischen Sage, daß es zwischen Gibraltar und Marokko einen unterirdischen Gang gebe, durch den sie herüber und hinüber gelangen.

Nähern wir uns der Wüste, so treten mehrere charakteristische Tiere auf. Da ist zuerst der Fenek oder Wüstenfuchs, ein zierliches Tierchen mit riesigen Ohren, das recht wohl ein Schoßhündchen sein könnte. Beute ist ihm alles, was sich in der Wüste beschleichen läßt, von der Heuschrecke bis zum Flughuhn, und bei diesem Beschleichen wird er von der Wüstenfarbe seines Felles unterstützt. So unbedeutend, für uns unbegreiflich der Geruch ist, den die Fährte eines Flughuhns zurückließ: dem Fenek entgeht es nicht. Jetzt schleicht er heran, fast auf dem Bauch rutschend, unwahrnehmbar dem Auge wie dem Ohr. Die ganze Gestalt ist lebendig, und doch sieht man keine Bewegung. Die ganze Seele des Füchsleins liegt in seinem Gesicht, und doch erscheint dies so starr und ruhig, wie er selbst, der aus Wüstensand geformt zu sein scheint. Da, ein einziger Sprung, ein kurzes Flattern, und das Flughuhn hat geendet.



Fenek.

Völlig wüstenfarbig ist auch das Flughuhn selbst. „Ihre wunderbare Heimat," sagt Brehm, „die baumlose und pflanzenarme Ebene, mag sie sich nun als vollendete Wüste oder als Steppe, als wüstenhaftes Feld oder verwahrlostes Ackerland zeigen, spiegelt sich wieder, verkörpert sich sozusagen in diesen Tieren. Sie verlieh ihnen, den bevorzugten Kindern, nicht bloß das Wüstenkleid in seiner Vollendung, sondern gab ihnen auch jene Beweglichkeit, welche allein befähigt, in einem so armen Gebiet das Leben zu fristen, ja sogar ein frisches, fröhliches Leben zu führen."

Ein drittes Charaktertier ist die über ganz Nordafrika verbreitete Springmaus mit den verhältnismäßig sehr langen Hinterbeinen und sehr kurzen Vorderbeinen, häufig besonders in den Flächen, die mit dem Halfagrase bedeckt sind. Da arbeitet es sich in dem harten Kiesboden seine unterirdische Wohnung. Trotz seiner Häufigkeit sieht man es doch selten, denn bei dem geringsten Geräusch oder beim Anblick eines fremden Gegenstandes verschwindet es augenblicklich in seinen Löchern. —

Wenden wir uns nach Ägypten, so ist hier von Säugetieren als dem Lande eigentümlich nur der Ichneumon zu nennen, jenes merkwürdige Tier, das die alten Ägypter als heilig verehrten, weil es sie nach ihrer Meinung im Kampfe gegen das bösartige Krokodil unterstütze, indem es mit seinem feinen Spürsinn die im Sande verscharrten Eier desselben auffinde und das ganze Gelege verzehre, oder auch dem mit weit offenem Maule schlafenden Riesen in den Rachen springe, sich in das Innere hineinfresse, Herz und Leber verzehre und sich dann mit seinen scharfen Zähnen durch die Weichteile des toten Tieres wieder einen Weg ins Freie bahne. Diese Fabeln wurden lange Zeit geglaubt. Jetzt weiß man, daß der Ichneumon nichts weiter ist, als eine marderartige Schleichkatze, die allem kleinen Getier, von der Gans abwärts, äußerst gefährlich wird.

So arm aber Ägypten an Säugetieren ist, so reich ist die Vogelwelt vertreten. Aber auch da sind nur etwa der Flamingo und der heilige Ibis als ägyptische Charaktervögel zu nennen, alle andern sind trotz ihrer ungeheuren Fülle und Mannigfaltigkeit nur Wintergäste aus den nördlichen Ländern. Wer nicht selbst Ägypten oder Nordafrika überhaupt bereist und die Massen der Fischfresser gesehen hat, welche auf den dortigen Seen Herberge und Nahrung finden, der kann sich, so versichert Brehm, unmöglich einen Begriff von der Anzahl dieser Tiere machen und wird den Berichterstatter möglicherweise der Übertreibung beschuldigen. An den Strandseen Ägyptens, auf dem Nilstrom während der Zeit der Überschwemmung oder weiter unten im Süden, ebensowohl auf dem Weißen und Blauen Nil mit seinen Nebengewässern, als auf dem Roten Meere, gewahrt man zuweilen die Pelikane in solchen Massen vereinigt, daß das Auge nicht imstande ist, eine Schar zu überblicken. Sie bedecken im buchstäblichen Sinne des Wortes den vierten Teil oder die Hälfte einer Geviertmeile.

Die ganze Welt der Schwimm- und Stelzenvögel scheint dann hier versammelt zu sein, über alle der langhalsige Flamingo hinwegragend, der allerdings nicht hier allein, sondern in der ganzen Tropenzone daheim ist. Der Ibis freilich ist in Ägypten schon selten geworden. Im alten Ägypten erschien er mit dem Steigen des Nil und wurde als Vertilger von Drachen, Schlangen und anderem Ungeziefer heilig gehalten. Sein Körper wurde nach dem Tode sogar einbalsamiert, und in der Pyramide von Sakara fanden sich Tausende von Ibismumien. In Übereinstimmung mit jenen Sagen, von welchen schon der alte Herodot wunderbare Dinge zu berichten weiß, umgab den Ibis Jahrhunderte hindurch ein ganzer Kranz von Fabeln. Heutzutage ist er, wie gesagt, in Ägypten kaum noch zu finden, seine eigentlichen Wohnstätten beginnen erst am oberen Nil.

Dort leben vornehmlich auch jene eigenartigen Storchvögel, die Afrika eigentümlich sind, der einsiedlerische Nimmersatt, der Sattelstorch und als Hauptvertreter des ganzen Geschlechtes der Marabu oder Abu Sin, wie ihn die Araber nennen, dessen prachtvoll entwickelte Schwanzdeckfedern die kostbaren Marabufedern liefern, welche als Luxusartikel einen wertvollen Handelsgegenstand bilden; sie sind außerordentlich weich und zart und schon im Naturzustande hübsch gekräuselt. Das hindert jedoch nicht, den Vogel selbst für ein überaus häßliches Tier zu erklären, das außerdem an Gefräßigkeit alle andern Vögel übertreffen soll.

Hier ist denn auch Gelegenheit, gleich den Schuhschnabel anzuschließen, einen Storch, der seinen Namen von seinem unförmlichen Schnabel erhalten hat. Dieser ist vorn mit einem Haken versehen, wie bei den Pelekanen, so daß man auch in ihm wohl einen fleißigen Fischer vermuten muß. Es ist sonst wenig über ihn bekannt, weil er wahrscheinlich sehr versteckt lebt, da ihn manche Reisenden, die nach den geheimnisvollen Quellen des Nil auszogen, gar nicht gesehen haben. Seine Flugbewegungen in majestätischen Kreisen haben große Ähnlichkeit mit denen des Marabu. Daß er stimmlos ist und die Erregung seiner Gefühle durch Klappern ausdrückt, verrät auch dem Unkundigen seine nahe Verwandtschaft mit unserem Klapperstorch; doch soll er sein Nest nicht auf Bäumen, sondern auf dem Erdboden im Sumpfe anlegen. Der erste lebende Schuhschnabel kam 1860 nach London.

Wollen wir das Krokodil finden, so müssen wir schon nilaufwärts reisen, im eigentlichen Ägypten ist es völlig ausgerottet. Verhältnismäßig sehr reich ist noch das Tierleben in Abessinien und seiner nächsten Umgebung. Hier sind noch die in Afrika eigentümlichen Dickhäuter vertreten: der Elefant, das Rhinozeros, das Flußpferd; hier fehlen auch Löwen, Panther, Leoparden, Luchse, Hyänen nicht; hier sind Antilopen aller Art, Giraffen, Zebras, Wildesel und viele andere Tiere anzutreffen, die anderswo in Afrika schon eine Mythe geworden sind.

Der afrikanische Elefant, von dem indischen verschieden, im Altertum von den Karthagern gezähmt, wie dieser, ist nur noch wild zu finden, Haustier ist er nirgends mehr. Seine Heimat beginnt jenseits der großen Wüste und erstreckt sich über ganz Innerafrika, denn aus den Küstenländern, wo er früher nicht minder häufig war, hat ihn die eifrige Nachstellung auch schon vertrieben. Und das sind nicht einfache Jagden, sondern förmliche Metzeleien, zu dem Zweck, die Stoßzähne zu gewinnen, die das kostbare Elfenbein liefern. Karawanen arabischer Kaufleute durchziehen das Land in allen Richtungen, um teils durch eigene Jagden, teils durch Tauschhandel mit den Negern den kostbaren Handelsartikel zu erhalten. Welch ein ungeheurer Gewinn damit erzielt werden kann, mag aus der einen Tatsache erhellen, daß Stanley im Innern die Hütten der Eingeborenen auf Elfenbeinstützen erbaut fand und das Pfund Elfenbein mit Vergnügen im Umtausch gegen Kupfer im Werte von ½ bis 1 Cent erhandeln konnte, während es schon in Sansibar mit 2 Dollar bezahlt wurde. Die aus Abessinien kommenden Elefantenzähne wiegen durchschnittlich 24 Pfund, aus dem Innern dagegen hat Sir Samuel Baker, dem wir die eingehendsten Beobachtungen über den afrikanischen Elefanten verdanken, Zähne von 144 Pfund gesehen; der größte Zahn, den er auf seinen eigenen Jagden selbst erbeutete, wog 77 Pfund.

Aber nicht nur die von Europäern im großartigsten Maßstabe veranstalteten Jagdexpeditionen, auf denen gegen das Wild aller Art in der rücksichtslosesten Weise verfahren wird, dezimieren den Wildstand einer Landschaft, sondern auch die Eingeborenen unternehmen vielfach derartige, nur auf Massenmord ausgehende Jagden, um Material für das Tauschgeschäft mit den umherziehenden Händlern zu gewinnen. Ein Beispiel davon erzählt der Afrikareisende Georg Schweinfurth aus dem Lande der Niam-Niam: In das gewaltige Grasmeer, das

größtenteils aus einem Hirsegras von fünfzehn Fuß Höhe mit fingerdicken verholzten Stengeln besteht, ziehen sich häufig die Elefantenherden von selber oder man treibt sie in dasselbe hinein. Dann werden die großen Holzpauken geschlagen, und Tausende von Jägern und Treibern strömen auf diesen Ton herbei. Die Elefanten werden nun von allen Seiten mit brennenden Grasbüscheln angegriffen und in die Enge getrieben; zuletzt wird das stehende Gras selbst angezündet, und die bedrängten Tiere scharen sich zusammen, bedecken ihre Jungen mit Gras oder spritzen Wasser über dieselben, bis sie endlich, vom Feuer und erstickenden Rauch überwältigt, ihrem Schicksal erliegen und ohnmächtig zu Boden sinken. Viele erhalten durch die Intensität des Feuers sogar Brandstellen an den Stoßzähnen. Was dann, wenn das Feuer seine grauenhafte Schuldigkeit getan hat, noch leben sollte, wird durch Lanzenstiche getötet. Und diese ganze Metzelei wird nur unternommen, um die zivilisierten Nationen mit Elfenbein für die verschiedensten Luxusgegenstände zu versorgen. —



Schuhschnabel.

Das Rhinozeros oder Nashorn lebt noch in den Walddistrikten Afrikas in mehreren Arten und trägt zwei Hörner auf der Nase, hat auch nicht so feste Hautpanzer, wie das einhörnige indische. Es führt ein träges Leben, in welchem Schlamm, in den es sich einwühlen kann, und Wasser eine bedeutende Rolle spielen. In seinen gewöhnlichen Bewegungen ist es langsam, mit schwerem Schritt schreitet es daher, den Kopf fast stets bis auf die Erde niedergebückt. Ein Hindernis im Dickicht kennt seine unwiderstehliche Kraft nicht, und sein Weg ist meist eine Linie der Verwüstung. Gestört oder gereizt ist es aber ein furchtbarer Gegner, der plötzlich mit größter Wut zum Angriff schreitet, und die Stöße des Hornes erfolgen mit größter Schnelligkeit.

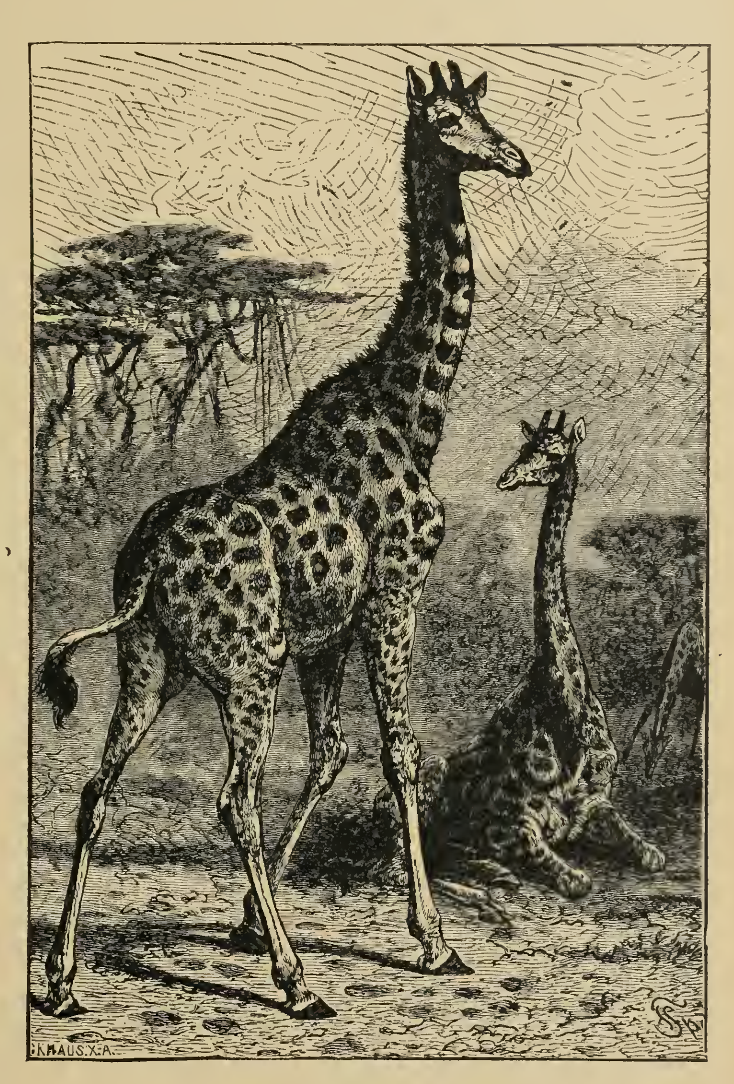
Es versteht sich von selbst, daß unter der unablässigen Verfolgung auch die Menge der Rhinozerosse erheblich abgenommen hat. Es ist noch gar nicht so lange her, wo berichtet wurde, daß das sich südlich an Abessinien schließende Somaliland und das weitere Ostafrika bis zum Kilimandscharo von Wildherden aller Art wimmelte. Der Löwe ging am Kilimandscharo bis 4000 m, die Elenantilope sogar bis 5000 m in die Höhe. Davon ist jetzt keine Rede mehr, ebenso wenig in dem südafrikanischen Seengebiet. Erst nördlich davon beginnt der Wildreichtum wieder, denn dorthin dringt der Mensch bis jetzt noch seltener. Dort ist auch das Rhinozeros noch in alter Weise zu Hause.

Auch die Verbreitung des dritten der riesigen Dickhäuter, des Flußpferdes, ist schon erheblich eingeschränkt. Seinen Namen Nilpferd, den es früher ausschließlich führte, verdient es nicht mehr, denn aus dem Nil Ägyptens ist es längst verschwunden, ebenso aus dem Kaplande, wo schon seit fünfzig Jahren weder ein Flußpferd, noch ein Rhinozeros mehr gesehen worden ist, obwohl beide zuvor dort, wie auch der Elefant, sehr häufig waren. Im oberen Nil, in den Gewässern Innerafrikas, ferner im Tschadsee und dessen Zuflüssen, sowie im Niger führt es aber noch ein ungestörteres Leben. Wie lange? das ist freilich auch da nur eine Frage der Zeit. Unaufhaltsam geht es seinem Untergange entgegen.

Dasselbe Schicksal werden auch andere, Afrika eigentümlich angehörende Tiere erfahren, wie z. B. die Giraffe, das Zebra, das Quagga, welch letzteres schon heute nicht mehr vorhanden sein soll. Die Bekanntschaft des Menschen mit der Giraffe war überhaupt seltsam genug. Den Griechen und Römern war sie durchaus bekannt. Schon Aristoteles, der Erzieher Alexanders des Großen, beschrieb sie unter dem Namen Hipparion oder Pantherpferd, und zur römischen Kaiserzeit kam sie wiederholt lebend nach Europa. Dann aber wurde sie auf Jahrhunderte hinaus vollständig vergessen, und man verwies ein Tier von so seltsamer Gestalt, Körperform und Farbe in das Reich der Fabel: ein Geschöpf von so ungemeiner Höhe und solchem Mißverhältnis seiner Körperteile sei unter den wirklichen Naturwerken nicht wohl denkbar, sondern stehe in einer Reihe mit jenen Tiergestalten, die, wie Einhörner, Sphinxe, Satyre u. dgl. nur in der Einbildung die Länder bevölkerten. So fest stand diese Meinung von einem fabelhaften Tiere dieser Art, daß der französische Reisende Levaillant, welcher in den Jahren 1780 bis 85 vom Kaplande aus Streifzüge in das Innere des Landes machte und im Namaqualande zuerst wieder lebende Giraffen zu Gesicht bekam, eins der Tiere erlegte und in seinem Reisewerke beschrieb, keinen Glauben fand. Begeistert schrieb er: „Mühen, Entbehrungen, Ungewißheit der Zukunft, bisweilen Widerwille über die Vergangenheit, alles wich beim Anblick dieser neuen Beute. Ich konnte nun die Schätze der Naturgeschichte vermehren, vermochte nun alle romantischen Meinungen zu vernichten, die mit diesem Tier verknüpft waren, vermochte die Wahrheit darzustellen." Zweifelnd schüttelte man noch immer die Köpfe. Da kam 1827 wieder die erste Giraffe lebend nach Europa, und nun erst war aller Zweifel an der wirklichen Existenz eines so seltsamen Tieres gehoben, Levaillant war glänzend gerechtfertigt. Gegenwärtig ist die Giraffe eine gar nicht so seltene Erscheinung in unseren Tiergärten.

Rühmend muß bemerkt werden, daß die entsetzlichen Verfolgungen der afrika-

nischen Tierwelt nicht überall in so grauenvoller Weise betrieben werden. In Oberguinea z. B. finden keine solche Jagden statt, und da kommt auch der Elefant gar nicht selten noch bis in die Nähe der Küste. In Senegambien geschieht dies nicht mehr, da haben sich die großen afrikanischen Tiergestalten vor der immer weiter um sich greifenden Besiedelung zurückgezogen; aber im Innern des Sudan, besonders in den Ländern des Tschadseegebietes, sind Elefanten, Nashörner, Flußpferde, Giraffen u. a. noch immer in Menge vorhanden, obwohl sie in so bedeutenden Rudeln und Herden, wie früher, auch hier nirgends mehr vorkommen.



Giraffe.

Viel wußten die alten Jäger zu erzählen von den ungeheuren Herden von Antilopen, welche in außerordentlich zahlreichen Arten, von der plumperen Nachbildung der Pferde- und Ochsengestalt bis zu den zierlichsten Formen, die Steppen Afrikas belebten.

Der Springbock trat besonders in großen Herden auf. Burchell erzählt von ihm: „Wir gelangten auf eine offene Ebene, die in einem unglaublichen Grade an wilden Tieren Überfluß hatte. Springböcke waren darunter am zahlreichsten, wie Schafherden bedeckten sie die Fläche, mit zweitausend ist ihre Zahl nicht zu hoch gegriffen. Es ist eine der schönsten Antilopen Südafrikas, sicherlich eine der zahlreichsten. Nur gelegentlich machten sie die merkwürdigen Sprünge, von denen

sie den Namen haben. Wenn sie grasten oder sich mit Muße bewegten, dann gingen oder trotteten sie wie andere Antilopen; wurden sie verfolgt, oder beschleunigten sie ihren Schritt, so machten sie außerordentliche Sprünge, indem sie sich mit gekrümmtem Rücken hoch in die Luft emporschnellten, so daß es schien, als wollten sie fliegen.“

Der Preis der Schönheit unter allen Antilopen gebührt aber der Gazelle, deren Heimat sich in Afrika von der Berberei und den Nilländern bis ins Innere erstreckt. Sie ist nicht ganz so groß wie unser Reh, aber viel schlanker, viel zarter, viel zierlicher; ein lebhaftes, behendes, hochbegabtes Tier, klug und schlau, harmlos und furchtsam, äußerst vorsichtig jeden ihr auffallend erscheinenden Gegenstand vermeidend; auf der Flucht so außerordentlich schnell, daß sie auch den schnellsten Hund bei weitem übertrifft. Es gibt kaum etwas Schöneres, als den Anblick eines fliehenden Gazellenrudels, und sie bildet überall in ihrer ausgedehnten Heimat den Gegenstand der leidenschaftlichsten Jagd. Der vornehme Beduine wie der schwarze Sudanese erfreuen sich in gleichem Maße an diesem Vergnügen; hier erlegt man sie mit der Feuerwaffe, dort fängt man sie auf die allerverschiedenste Art; anderswo hetzt man sie mit schnellen Jagdhunden. Baker nennt sie das schönste Wild, welches existiert und viel zu lieblich und harmlos ist, als daß man sie aus bloßer Jagdlust jagen und töten dürfte.

Wir könnten nun hier noch gar viel erzählen von den Hartebeest-, Spießhorn-, Schraubenhorn-, Nilgau-Antilopen, von den Wasserböcken, Riedböcken, Klippspringern und wie alle die Arten dieses so außerordentlich zahlreichen Tiergeschlechtes sonst noch heißen; doch wollen wir uns begnügen, nur eine der größten noch herauszugreifen: die Elen- oder Eland-Antilope, welche mehr im südlichen Afrika lebt, in den bewohnten Gegenden des Kaplandes aber schon völlig ausgerottet ist. Sie ist die stärkste Antilopenart, hat auch viel mit dem Rind gemein. Manche Engländer behaupten, daß es gar kein besseres Fleisch gäbe, als dieses, und es bildet im Kaplande in der Tat einen gesuchten Handelsartikel. Die gegerbte Haut gibt ein gutes, sehr haltbares Leder.

Der westliche Sudan ist auch die Heimat der menschenähnlichen Affen, des Gorilla und des Chimpanse. Ähnlich wie die Giraffe wurde auch die Existenz eines Wesens, wie der Gorilla ist, längere Zeit angezweifelt. Zwar wurde ein Gorilla schon 1847 von dem Missionar Savage entdeckt, der ihn freilich nur für einen alten Chimpanse hielt, aber einige Zeit später lernte ihn auch der französische Reisende Du Chaillu kennen und beschrieb ihn auch, jedoch so überschwänglich, daß man seinen Berichten wenig oder gar keinen Glauben schenkte. Wiederholt ist er nun aber lebend nach Europa gekommen, und da zweifelt jetzt natürlich kein Mensch mehr an dem wirklichen Dasein dieses Waldeinsiedlers. Der Chimpanse dagegen, der die Geselligkeit mehr liebt als der Gorilla, ist schon seit dem 15. Jahrhundert bekannt.

Die Wüsten und Steppen Afrikas sind die Heimat des Straußes, dessen Federn schon seit dem Altertum diesen Riesenvogel zu einem so wertvollen Tier gemacht haben. Straußfedern, die blendendweißen Flügel- und Schwanzfedern des im übrigen kohlschwarzen Vogels, bildeten schon bei den ältesten Völkern in der Geschichte einen außerordentlichen Prunkgegenstand, so daß es nicht verwun-



Elen-Antilopenjagd in Süd-Afrika.

dern kann, wenn auch der Strauß in Gegenden, wo er nachweisbar früher noch häufig gewesen, jetzt bereits ganz ausgerottet ist. Windschnelle Flucht ist für ihn das einzige Mittel, den Nachstellungen der Menschen zu entgehen, und die Erfahrung hat den Strauß gelehrt, Gegenden, die ihm nicht freie, weite Umschau gestatten, zu meiden. Nur Nahrungsnot kann ihn aus der unbegrenzten flachen Ebene allenfalls auch in Hügelland treiben. Mit seinem unsagbar scharfen Auge übersieht er meilenweite Strecken und erkennt die Gefahr auf ungeheure Entfernungen. Aus diesem Grunde trifft man den Strauß häufig auch in Gesellschaft von Antilopen und Tigerpferden; seine Wachsamkeit erhöht deren Sicherheit, sein Warnungssignal treibt auch sie zu schleunigster Flucht. Trotz alledem sind die Schliche des Menschen ihm überlegen, und so ist auch er infolge der eifrigen Nachstellungen in manchen Gegenden ausgerottet, in andern, wo er früher häufig war, selten geworden. Siebzig und mehr Stück gehören dazu, um von der ungemein leichten Ware nur ein Pfund zusammen zu bringen, denn die Federn sind nicht alle gleich gut.

In früheren Jahrhunderten kamen die Straußenfedern ausschließlich auf dem Wege durch die Sahara, die Wüstenvölker lieferten sie für die Karawanen, welche sie nach den Küstenstädten des Mittelmeeres führten. Hier wurden sie bereits im 13. Jahrhundert von den Pisanern und Genuesen eingekauft und erreichten auf diesem Wege auch Deutschland, um das stolze Haupt der Burggräfin am Rhein oder der reichen Kaufmannsfrau in Augsburg zu schmücken. Aus Ostafrika gelangten die Straußfedern durch die Phönizier nach Tyrus, das sie an die Fürsten des Orients verhandelte. Von dem römischen Kaiser Probus wird erzählt, daß er gelegentlich seines Triumphzuges einen Wald anlegen ließ, in welchem außer vielen andern seltenen Tieren auch tausend Strauße zu finden waren. Eine solche Zahl zusammen zu bringen, möchte heutzutage nicht mehr möglich sein.

Da man eingesehen hat, daß die unablässige Verfolgung der Strauße schließlich zur gänzlichen Ausrottung des Vogels führen muß, so hat man begonnen, das Tier als Haustier zu züchten und auf diese Weise den kostbaren Handelsartikel zu erhalten. Der Versuch ist glänzend gelungen. In der Kapkolonie stehen die Straußenzuchtanstalten schon längere Zeit in Blüte. Die Eier werden teils von den Vögeln selbst, teils künstlich ausgebrütet. Im Jahre 1875 befanden sich in der Kapkolonie laut statistischer Nachweise 32 000 zahme Strauße, welche die Ausfuhr von 36 000 Pfund Federn im Werte von 4 Millionen Mark ermöglichten; 1880 wurden schon 80 000 Vögel gezählt, und der Gewinn bezifferte sich auf rund 12 Millionen Mark. Auch in Algier und Ägypten hat man diese Zucht mit Erfolg begonnen. Der Gesamtwert der aus Afrika in den Handel gebrachten Straußenfedern wird auf jährlich 20 Millionen Mark veranschlagt.

Auch in Bezug auf die niedere Tierwelt hat Afrika seine Eigentümlichkeiten. Zu oberst stehen da die Termiten, die man auch wohl weiße Ameisen nennt, obwohl sie mit diesen nur darin übereinstimmen, daß sie in ihren Bauten ein organisiertes Staatswesen darstellen, in welchem sich alles um ein Königspaar dreht. Sie gehören zu den lästigsten und schädlichsten Kerbtieren, vor deren Zerstörungswut nichts sicher ist. Sie greifen alles Holzwerk derart an, daß sie das Innere völlig zerstören und in Staub verwandeln, ohne das Äußere irgendwie

zu verletzen. Die Verheerungen, welche diese Tiere anrichten, sind ungeheuer, da sie ihre Vernichtung nicht auf Holzwerk, Möbel, Balken allein beschränken, sondern selbst lebende Bäume zerstören. Ihre Bauten, in denen als Mittelpunkt eine Königin ihr Dasein verbringt, sind aus fest zusammengekittetem Lehm bis zu 4 m Höhe aufgeführt. Wie Bienen und Ameisen bilden sie einen Staat von geflügelten Männchen und Weibchen, ungeflügelten Arbeitern und Soldaten, welch letztere mit sehr großen Köpfen und starken Freßzangen ausgestattet und nur zur Verteidigung der Kolonie da sind.

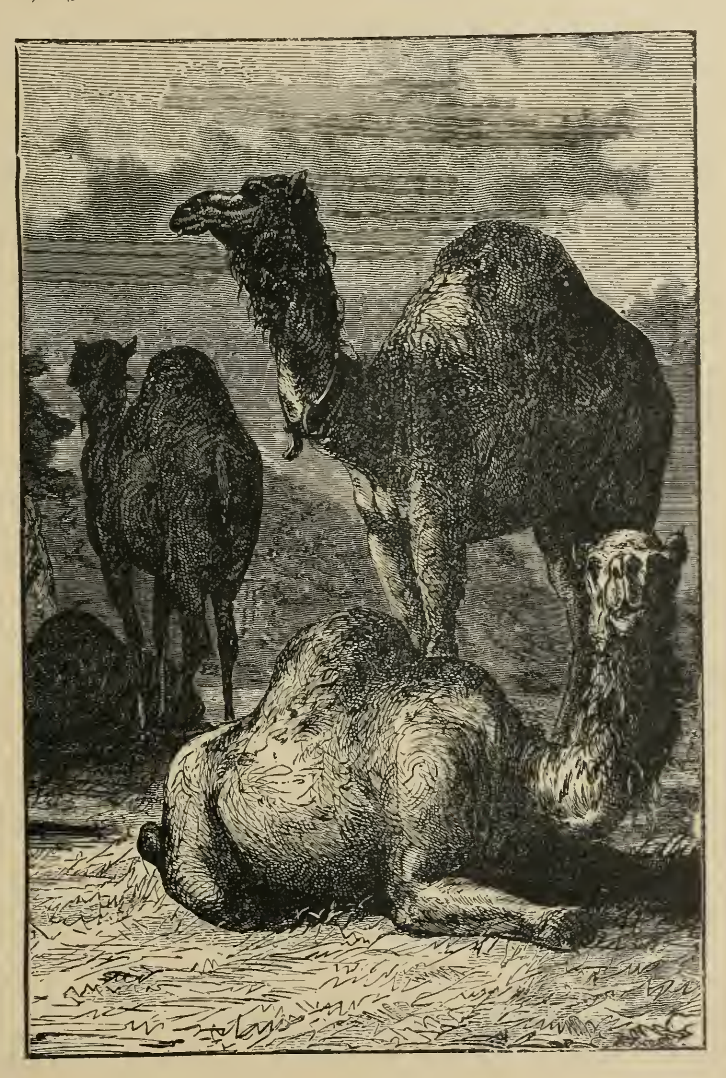
Kurz vor der Regenzeit lassen sich auf einmal ungeheure Schwärme kleiner Insekten sehen, von der Größe unserer Ameisen, mit weißem Hinterleib und weißen Füßen, gebaut wie unsere Libellen: das sind die Termiten, die ausschwärmenden geflügelten Männchen und Weibchen, deren Luftreise indessen nicht lange dauert. Schon am andern Tage liegen unzählbare Scharen flügellahm danieder, zur willkommenen Beute für anderes Getier, aber auch für den Menschen: die Hottentotten essen die Termiten roh, die Bewohner von Guinea sammeln sie in großen Flaschenkürbissen und rösten sie, die Indier vermengen sie mit Mehl und backen Kuchen daraus, Kranke verzehren sie als nervenstärkendes Mittel.

In anderer Art, weil nur den Landbebauer schädigend, sind eine der empfindlichsten Plagen Afrikas die Heuschrecken, die in ungezählten Milliarden erscheinen und in kürzester Frist alles Grün vernichten. Ihre Menge übersteigt allen Glauben und spottet jeder Beschreibung. Hungersnot, die infolge von Dürre und Heuschrecken eintritt, ist eine gar nicht so seltene Erscheinung. 1898 war für Ostafrika ein besonders trübseliges Jahr; man mußte mit großem Kostenaufwande für die Arbeiter sogar Reis aus Indien kommen lassen, weil das eigene Land die nötigen Lebensmittel nicht mehr aufzubringen vermochte.

Wie für den Landbebauer die Heuschrecken, so ist für den Viehzüchter die Tsetsefliege ein furchtbarer und nicht abzuwehrender Feind, ein Tierchen von der Größe unserer gewöhnlichen Brummfliege. Es hat auf die Ausbreitung der Besiedelung den nachteiligsten Einfluß ausgeübt, da sein Stich für Pferde und Zugochsen, für alle Zweihufer überhaupt, fast gleichbedeutend mit sicherem Tode ist. Glücklicherweise ist sie auf bestimmte Gegenden und auch auf bestimmte Zeiten beschränkt. So kann das Vieh auf der einen Seite eines Stromes ungefährdet weiden, während es auf der andern Seite von der schauerlichen Fliege wimmelt. Ganz eigentümlich ist es, daß ihr Stich für den Menschen, sogar für die Kälber unschädlich ist, während er für das ältere Vieh sich so furchtbar erweist. So manche südafrikanische, mit großen Kosten ins Leben gerufene Expedition ist schon durch diese bösartige Fliege vereitelt worden. Das Insekt ist im Westen weniger häufig, als im Osten, in der Kapkolonie fehlt es gänzlich. Am bösesten scheinen die Ländereien am unteren und mittleren Limpopo unter der Plage der Tsetsefliege leiden zu müssen. Frisch eingeführtes Vieh ist am meisten gefährdet, Tiere, die schon lange im Lande sind oder deren Nachkommen sollen widerstandsfähiger sein. Ein wirksames Heilmittel für gestochene Tiere kennt man bis jetzt noch nicht. Erst noch im Januar 1908 hat die „Deutsche Kolonialgesellschaft“ einen Geldpreis von 6000 Mark ausgesetzt, welcher demjenigen ausgezahlt werden soll, „der ein im großen Maßstabe anwendbares Verfahren veröffentlicht, vermittelst dessen Rinder

gegen den Stich der Tsetsefliege nachweislich derart geschützt werden, daß die vorbehandelten Tiere durch Länderstrecken, welche mit der Tsetsefliege behaftet sind, durchgetrieben werden können, ohne während des Durchtriebs oder nachher zu erkranken."

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Haustiere Afrikas.



Dromedar.

Das Rind ist hier nicht heimisch, sondern erst durch die Europäer eingeführt worden und zwar in verschiedenen Rassen, die sich großenteils sehr gut akklimatisiert haben. Am besten unter allen hat sich der Büffel bewährt, der wahrscheinlich in Indien seine Heimat hat, denn dort lebt er auch noch wild. Seine Verbreitung als Haustier reicht bis nach Italien, in dessen sumpfigen Tälern er, wie auch im Nildelta, fast das einzige milchliefernde Tier ist. Das Fleisch des Tieres hat wenig Wert; wegen des widerlichen Moschusgeruches, der ihm anhaftet, ist es fast ungenießbar; die Haut dagegen wird wegen ihrer Dicke und Festigkeit um so höher geschätzt, die wilden Völker verfertigen daraus ihre Schilde. Als Zug-, Last- und Reittier ist der Büffel in Afrika unentbehrlich, er hat seine Wildheit so völlig abgelegt, daß er sich von Kindern leiten läßt und in Ägypten Kinder eine ganze Büffelherde gefahrlos hüten. Auf sumpfigem Boden soll ein Paar Büffel die Arbeit von vier Pferden verrichten. Dabei ist das Tier außer-

ordentlich genügsam. Pflanzen, die andere Tiere verschmähen, frißt der Büffel mit Vorliebe; Schilf, Disteln und Stroh sollen sogar seine Lieblingsnahrung sein, so daß er, wenn er sie haben kann, sogar besseres, nahrhafteres Futter verschmähen soll. Bekannt sind die Ochsenwagen in den südafrikanischen Steppen, die oft von zehn Paar und mehr Tieren gezogen werden.

Auch das Schaf ist erst in Afrika eingeführt worden und hat sich in mehreren Rassen über den ganzen Erdteil verbreitet. Als Fettschwanzschaf, aus der Levante stammend, trifft man es von Abessinien durch den ganzen Sudan. Bei den Völkern in Südwestafrika spielen die Schafe sogar bei den Opferfesten eine große Rolle. In ganz Südafrika steht die Schafzucht obenan, der Reichtum vieler Grundbesitzer wird nach ihren Schaf- und Rinderherden geschätzt.

Das Schwein hat in Afrika ebenfalls schnelle Verbreitung gefunden, selbstredend aber nur bei den Völkern, die nicht der mohammedanischen Religion angehören, denn den Bekennern des Islam ist der Genuß des Schweinefleisches durch den Koran verboten.

Von der Bedeutung des Pferdes für Afrika braucht man nicht weiter zu reden, denn sie ist selbstverständlich. Zweifellos ist das Pferd aus Asien herübergekommen und hat sich in den Mittelmeerländern sogar zu einer besonderen Berberrasse entwickelt, die dem arabischen Pferde, der edelsten Rasse des Geschlechtes, nahe steht. Von dem Beduinen der Wüste, dessen Leben ohne das Pferd gar nicht denkbar wäre, wird es auch in derselben Weise hochgehalten, wie dem Araber sein Pferd allem andern vorangeht.

Mehr aber noch als das Pferd gilt den Wüstenbewohnern das Kamel, welches unstreitig unter allen afrikanischen Haustieren obenan steht. Es ist das Kamel mit einem Höcker, das Dromedar, das zweihöckerige gehört Asien an. Nicht mit Unrecht wird das Kamel „Schiff der Wüste“ genannt, denn auf vielfache Weise erinnern die ungeheuren afrikanischen Landflächen an den unbegrenzten Ozean, eine Vergleichung beider liegt nur zu nahe. Derselbe unermeßliche Horizont, wo der Blick über die weite Fläche hinschweift, bis sie dort im Nebel der Gewässer, hier im leichten Dunst des Staubes unsicher mit dem Saum des fernen Himmels verschwimmt; dieselbe leicht bewegliche Oberfläche, im Spiel der Winde steigend und fallend; dieselbe großartige Einförmigkeit, die durch tagelanges Wiederholen des ewigen Einerlei die Seele des Reisenden mit Ahnungen der Unendlichkeit erfüllt; dieselben Täuschungen der Luftspiegelung. Schiff der Wüste, eine vollkommen passende Bezeichnung für das Kamel; denn so wie der die Fluten durchfurchende Kiel alle Küsten des Weltmeeres untereinander verbindet, so wären ohne das Kamel auch die weit voneinander getrennten Ufer des großen Landmeeres ewig getrennt, die Wüste dem Menschen ewig verschlossen geblieben.

Die ganze Existenz der patriarchalischen Nomadenwelt des Orients, der ganze Völkerverkehr des größeren Teils von Nordafrika beruhen fast einzig und allein auf dem Kamel, für den Beduinen neben der königlichen Dattelpalme das kostbarste Geschenk Allahs. Führer, Träger, Gefährte, Haustier des Menschen in der Wüste, hier gewissermaßen die Ergänzung des Menschen zu sein, indem es allein alle Bedürfnisse desselben zu erfüllen vermag, das ist die Bestimmung des Kamels.

Betrachtet man nur seine Füße, so sieht man schon, daß sie für das Gehen auf dem Sande gebildet sind, indem sie mit der ganzen Länge ihrer zwei mit einer Schwielensohle versehenen Zehen auftreten. So schreitet das Kamel sicher und leicht über die unsichere, nachgebende Fläche dahin, wo Pferde und andere Tiere tief mit den Füßen einsinken. Länger als irgend ein bekanntes Säugetier kann es Hunger und Durst ertragen und ist mit dem schlechtesten Futter von allem zufrieden. Genügsam wie der Beduine findet es fast überall, auch auf der nackt erscheinenden Fläche in dem härtesten Wüstengestrüpp, in Salzpflanzen und Disteln, in dornigen Mimosen und Akazien, sogar im steinigen Dattelkern, den ihm sein Herr reicht, durch die zermalmende Kraft seiner Zähne noch hinreichende Nahrung. Hinsichtlich der Zeit, welche das Kamel ohne Wasser zubringen kann, sind mancherlei übertriebene Meinungen verbreitet; Tatsache ist, daß es in den heißen Monaten sehr leidet, wenn es seinen Durst länger als drei Tage nicht stillen kann, wohl aber auch einen vierten Tag auszuhalten vermag. Alles hat ja seine Grenzen, und die Wege durch die Wüste sind mit bleichenden Gebeinen nur zu kenntlich gemacht.

Wie bei allen Haustieren, so unterscheidet man auch bei dem Kamel eine ganze Anzahl von Rassen. Zwischen einem Lastdromedar und einem Reitkamel ist ein Unterschied, als ob es zwei ganz verschiedene Tiere wären. Die besten Reitdromedare heißen Hedjin, und als die vorzüglichsten gelten diejenigen, welche von den Bischarin-Beduinen gezogen und deshalb auch unter dem Namen Bischarin mit verhältnismäßig bedeutenden Preisen bezahlt werden. Lastdromedare kann man einfach mieten, Reitdromedare dagegen weiß der Araber zu gut zu schätzen und wird deren Vermietung wohl ausnahmslos abschlagen.

Bevölkerung.

Es soll hier an dieser Stelle nur eine ganz allgemeine Übersicht über die Völkergruppen Afrikas gegeben werden, Näheres kann erst späterhin bei der Schilderung der einzelnen Staaten und Landschaften erfolgen. Sie stellen jedoch ein so buntes Gemisch dar, daß es weder hier noch dort möglich ist, sie allesamt vorzuführen. Um so weniger ist dies möglich, als manche Reisende dieses oder jenes Volk ganz wo anders antrafen, als ihre Vorgänger, manches auch gar nicht gefunden wurde, da es sich augenscheinlich unter den andern völlig verloren hatte und in diese aufgegangen war. Das ist in Afrika eine so häufig wiederkehrende Erscheinung, daß es nicht weiter verwundern kann.

Die Urbewohner.

Man hat Afrika häufig wohl den „schwarzen Erdteil“ genannt. Mit dieser Benennung war lange Zeit die Vorstellung verbunden, daß Afrika durchweg von einer einheitlichen und zwar schwarzen Bevölkerung bewohnt werde.

Dieser Irrtum ist insofern begreiflich und auch verständlich, so lange man die Unterschiede der verschiedenen Menschenrassen nur nach dem Merkmal der Hautfarbe im allgemeinen gelten ließ. Daraufhin hatte der alte Naturforscher Karl von Linné (1707—1778) die ganze Menschheit in Übereinstimmung mit den fünf Erdteilen in fünf Menschenrassen unterschieden und sie nach ihren Wohnsitzen derart verteilt, daß auf Europa die weiße, auf Asien die gelbe, auf Afrika die schwarze, auf Amerika die kupferrote und auf Australien die olivenfarbige Rasse entfiel.

Einen Fortschritt darüber hinaus tat schon Joh. Fr. Blumenbach (1785—1840), welcher zwar auch vornehmlich die Hautfarbe zugrunde legte und danach ebenfalls fünf Rassen aufstellte, die aber nicht mehr mit den fünf Erdteilen zusammenfielen, nämlich die kaukasische oder indoeuropäische (weiße), die mongolische oder turanische (gelbe), die äthiopische (schwarze), die amerikanische (rote) und die malaiische (olivenbraune) Rasse. Den raschen Fortschritten der Wissenschaften, auch der Anthropologie oder Menschenkunde und der Ethnographie oder Völkerkunde, konnte natürlich diese einfache Unterscheidung sehr bald nicht genügen, und man hat gar mannigfache Versuche gemacht, in den auffallenden Verschiedenheiten der Menschen andere Einteilungsgründe zu finden. So hat man das Menschengeschlecht eingeteilt nach der Form des Kopfes, nach der Stellung der Zähne, nach dem Gesichtswinkel, nach der Beschaffenheit des Haares u. a. m., hat auch wohl, da auch diese Unterscheidungen sich nicht recht als durchgreifend erwiesen, eine Kombination von mehreren dieser Merkmale vorgenommen; es genügte aber eins so wenig wie das andere, und man hat dann immer wieder auf Blumenbachs Rassen zurückgegriffen, mit denen man die verschiedensten Modifikationen vornahm.

James Cowles Prichard (1786—1848) fügte noch zwei weitere Rassen hinzu: die südafrikanische Rasse der Hottentotten mit den Buschmännern und die Negritos oder Australneger. Oskar Peschel (1826—1875) ließ die Indianer Amerikas als besondere Rasse ganz ausfallen und zählte sie ebenso wie die Malaien zu den mongolenartigen Völkern; teilte wieder die Negritos in Australneger und Papuas und fügte die Urbewohner Ostindiens als besondere Rasse hinzu. Andere Gelehrte haben noch anders eingeteilt; indessen bleibt es ziemlich gleich, ob so oder so, denn ganz durchgreifend sind die Unterschiede bei keiner Einteilung, weil sich in jeder Rasse Individuen finden, die von dem festgestellten Typus abweichen und mehr oder weniger deutlich den Übergang zu einer andern Rasse bilden.

Sehr wichtig für die Zusammengehörigkeit der Völker zu einer Rasse ist die Heranziehung ihrer Sprache, deren Übereinstimmung in ihren Grundformen, trotz ihrer sonstigen Verschiedenheit, keinen Zweifel darüber lassen kann, daß solche Völker von einem gemeinsamen ursprünglichen Stamm hergeleitet werden müssen. Das hat der Sprachforscher Fr. Müller (1834 — 1898) überzeugend dargetan. Die vergleichende Sprachforschung hat auf diesem Gebiete ganz überraschende Resultate zutage gefördert, die für die Anthropologie und die Zusammengehörigkeit der Rassen von der höchsten Bedeutung geworden sind. —

Die Urbewohner Afrikas darf man im allgemeinen nicht als Neger bezeichnen, denn die eigentlichen Neger bilden nur einen kleineren Teil der Bevölkerung.

Obwohl Afrika nicht die Fülle und Mannigfaltigkeit der menschlichen Erscheinungsformen aufzuweisen hat wie Asien, so teilt sich die Bevölkerung doch in eine Anzahl Rassen, die nicht nur äußerlich, sondern auch in ihrer Verbreitung scharf voneinander geschieden sind.

Im südlichsten Afrika sitzen die Hottentotten und Buschmänner. Ehemals Ureinwohner und Besitzer des ganzen südlichsten Landgebietes, wurden sie von mächtigeren Stämmen aus ihren Wohnplätzen nach dem Innern und den westlichen Strichen verdrängt, wo sie nun zu beiden Seiten des unteren Oranjeflusses, in der westlichen Kapkolonie, in der Kalahari und in den Küstenstrichen bis in





Hottentott.



Zulugruppe.

Deutsch-Südwestafrika hinein als Nomaden und Jägervölker in mehreren Stämmen hausen.

In den endlosen Gebieten von den südöstlichsten Küsten des Kontinentes bis an den Äquator wohnen die Bantustämme, die zwar nicht den eigentlichen Negern beigezählt werden können, aber doch als negerähnliche Völker bezeichnet werden. Aus dem äußersten Süden sind sie von den Europäern, den Engländern und den Nachkommen der Holländer (Afrikander) verdrängt worden, aber den äußersten Südosten haben sie noch immer inne. Da sitzen die zahlreichen Stämme der Kaffern, unter denen die Zulu am meisten von sich haben reden machen durch ihre erbitterten Kämpfe mit den Engländern. Westlich neben ihnen haben, an die Buschmänner grenzend, die Betschuanen ihre Sitze. Weiter nach Norden hinauf bis in das Gebiet der großen Seen hinein sind als die wichtigsten Stämme zu nennen die Matabele, Makua, Wagindo, Wahehe, Waniamvesi, Suaheli; im

Innern und nach dem Westen zu die Barotse, Ambocella, Lobale, Warua, Balunda, Baluba, Balolo, Manjema, Bakuba, Basoko usw., die miteinander das Stromgebiet des Kongo bevölkern; den Westen bis zur Küste bewohnen die Herero, Ovambo, Songo, Bakongo, Bateke, Abongo, Fan und Duala. So nehmen diese Bantuvölker, deren verschiedenartige Idiome doch einen einheitlichen Sprachstamm, eben das Bantu, erkennen lassen, den ganzen südlichen Kontinent ein, ziehen sich am Westrande über den Äquator hinweg bis zum 8. Grade nördl. Br. hinauf, und von hier bildet eine nach Südost geneigte Linie die Nordgrenze, die südlich vom Äquator am Indischen Ozean endet.

Erst auf jenem Teil des westlichen und mittleren Afrika, welcher vom Senegal bis gegen Timbuktu am Niger und von da bis an die nördlichen Ufer des Tschadsee reicht, von dort aus gegen Norden in die Sahara bis gegen Fessan sich zieht, dann über Darfur den Nil aufwärts südlich bis zu den nördlichen Ufern des



Junge Mandingo.



Berber.

Viktoria-Njansa sich erstreckt, wohnen die eigentlichen Neger, die auch als Sudanneger bezeichnet werden.

Zwischen ihnen, auf der ganzen Breite von Westen nach Osten, haben die lichter gefärbten, meist einen milderen Negertypus zeigenden Fulbe oder Fulah-Nubavölker ihre Sitze. Ihre Farbe variiert vom Schwarzen ins Braune, sogar bis ins Rötliche. Als Hauptstämme sind die Mandingo mit den Soninke und Bambara, sowie weiter im Innern die Haussa zu bezeichnen. An den nördlichen Zuflüssen des Kongo und am oberen Nil sitzen die Mischvölker der Niam-Niam, Monbuttu, Dinka, Nuer u. a.

Von Marokko südlich und östlich, sowie in dem größten Teil der Sahara wohnen die Berbervölker, die wohl als die ehemals von den Arabern überflutete

Urbevölkerung Nordafrikas anzusehen sind. Die bekanntesten Stämme sind die Tuareg und Tibbu. Den Nordosten Afrikas nehmen vom Äquator nordwärts bis nach Ägypten hin die Somali, Galla, Danakil, Hadendoa, Bischarin und andere hamitische Völkerstämme ein. Den Rest im Osten und Norden bilden die semitischen Völker der Araber, Abessinier und Ägypter.

Von den Europäern, der indogermanischen Rasse, brauchen wir hier nicht weiter Notiz zu nehmen, da ihre Besitzungen an den Küsten, von wo sie sich allmählich weiter nach dem Innern ausbreiten, in dem nächsten Kapitel behandelt werden sollen.

Auf der Rieseninsel Madagaskar, die zwar zu Afrika gehörend gerechnet wird, die aber in ihrer Bodengestaltung sowohl wie in ihrer Flora und Fauna ihre von Afrika ganz verschiedenen Besonderheiten aufweist, wohnt eine Rasse, die mit den afrikanischen in keinerlei Zusammenhang steht, sondern den malaiischen Völkergruppen angehört, welche in Südasien und Australien ihre Sitze haben.

Endlich dürfen wir auch die sogenannten Zwergvölker nicht unerwähnt lassen, die in den Wildnissen um den Äquator als unstete Jägervölker in einem breiten Landstrich hausen, der sich von Abessinien bis fast an den unteren Kongo erstreckt. Sie haben den Ethnographen von allen afrikanischen Völkern das meiste Kopfzerbrechen gemacht. Die einen halten sie für eine Urbevölkerung, die lange vor den Negern in den Erdteil eingewandert ist, die andern wollen in ihnen trotz ihrer zwar nicht eigentlich zwergigen, aber doch durchweg kleineren Gestalt und lichteren Färbung nur Rückschrittsformen der Neger erblicken, so daß ihre verwandtschaftliche Stellung noch heute unentschieden ist.

Überhaupt bilden die Begriffe von Urbevölkerung und Eingewanderten eine Frage, die wohl nie wird gelöst werden können. Man kommt da über Ansichten nicht hinaus, und fast kann man sagen: so viel Forscher, so viel Ansichten. Hält man den Begriff von der Einheit des Menschengeschlechtes als unumstößlich fest, so kann natürlich nur von Einwanderung die Rede sein. Wann könnte die aber stattgefunden haben? Als die Morgenröte der Geschichte anbrach, beleuchtete sie schon die alten Ägypter nicht nur als ein hochkultiviertes Volk, sondern als ein Volk, dessen Kultur als bereits völlig abgeschlossen betrachtet werden muß. Man denke, welche ungeheuren Zeiträume vergangen sein mußten, bis das Volk diese staunenswerte Stufe erreicht hatte. Und so staunenswert steht es vor uns schon bei dem nebelhaften Anfang der Weltgeschichte.

Wir können diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen, sondern begnügen uns, bezüglich dieser Frage nur darauf hinzuweisen, daß auch in historischer Zeit eine ganze Anzahl von Einwanderungen in Afrika stattgefunden hat. Aus der altägyptischen Geschichte ist der Einfall der Hyksos im zweiten Jahrtausend vor Chr. G. bekannt, die aller Wahrscheinlichkeit nach ein Hirtenvolk aus Vorderasien gewesen sind, ganz Ägypten unterwarfen und dann mit den Ägyptern verschmolzen. Die Einwanderung jüdischer Stämme in das Nildelta ist aus der Bibel allbekannt, auch daß sie Ägypten wieder verließen. Die bedeutungsvollste Invasion war die der Araber im 7. Jahrhundert nach Chr., die nicht nur ganz Nordafrika bis zur Straße von Gibraltar eroberten, sondern auch ihre Religion, den

Islam, mit Feuer und Schwert einführten, der sich stetig ausbreitete, über einen großen Teil Afrikas nicht nur im Norden, sondern auch im Süden Platz griff und heute eins der Haupthindernisse für die Bestrebungen des christlichen Europa bildet. Im 16. Jahrhundert kamen die Türken und setzten sich in einem großen Teile Nordafrikas fest, wo sie sich zwar bis gegenwärtig noch behaupten, aber einen besonderen Einfluß auf die Völkerschaften sonst nicht gehabt haben. Von den früheren Besitzergreifungen in Nordafrika durch die Phönizier, Perser, Römer, Vandalen sind keine Spuren zurückgeblieben. —

Über die Zahl der Bevölkerung Afrikas können nur unsichere Schätzungen gegeben werden. Es gibt nur verhältnismäßig kleine Gebiete, in denen die Einwohnerzahl durch Volkszählungen festgestellt ist, wie Ägypten, Algier, das britische Kapland. Für das ganze übrige Gebiet ist man nur auf ungefähre Schätzungen angewiesen, die sich auch nur auf die wenig sicheren Beobachtungen der Afrikareisenden stützen. Am dichtesten ist die Bevölkerung im Sudan, namentlich in dessen westlichen Teilen, sowie in Ägypten. Es kommen da auf 1 qkm etwa 10 Menschen. Dagegen ist die Sahara fast menschenleer, nur in den Oasen ist hier und da eine Anzahl Menschen angesiedelt, auch die Mittelmeergestade haben eine etwas dichtere Bevölkerung aufzuweisen. Nubien, Abessinien, Kordofan sind nur dünn bevölkert. Die östlichen Teile von Zentralafrika sind dichter besetzt, die Südspitze ist aber wiederum weniger dicht bewohnt. In Nordafrika kann man auf 1 qkm 1—2, in Südafrika höchstens 3 Menschen rechnen.

Die Gesamtziffer der afrikanischen Bevölkerung ist auch nicht entfernt zu schätzen, darf aber immerhin über 200 Millionen angenommen werden. —

Die Europäer in Afrika.

Mit Ausnahme des Nordens und des äußersten Südens wurde dem afrikanischen Kontinent von seiten der europäischen Mächte herzlich wenig Interesse entgegengebracht. Erst in neuerer Zeit ist in Europa überall der Drang nach Kolonialbesitz erwacht, und da Afrika in vielen Teilen augenscheinlich herrenlos dastand, ist man von allen Seiten dazu geschritten, davon Besitz zu ergreifen, und so ist denn der schwarze Erdteil ziemlich ganz aufgeteilt worden, und nur hier und da sind noch die genaueren Grenzen zwischen den Beteiligten zu regulieren.

Angesichts von solchem Zugreifen kann es nicht verwundern, daß von dem ehemaligen unabhängigen Afrika nur eine winzige Kleinigkeit übrig geblieben ist. Vor nicht langer Zeit, am Schluß des 19. Jahrhunderts, zählte man noch fünf völlig unabhängige Staaten: die beiden Burenrepubliken, Abessinien, Marokko und die Negerrepublik Liberia. Der Oranjefreistaat und Transvaal, die beiden Burenrepubliken, sind aber, nachdem innerhalb ihrer Grenzen schier unerschöpfliche Reichtümer an Gold und Diamanten entdeckt und zutage gefördert worden, von den Engländern einfach gewaltsam annektiert worden, zwei Länder von zusammen rund 430 000 qkm, die von einem fleißigen, arbeitsamen, zähen

Volke europäischer Abkunft unter unsäglichen Mühen und Gefahren kultiviert und zur Blüte gebracht worden waren.

Anderseits hatten die Franzosen schon 1881 und 82 es mit Tunis am Mittelländischen Meere ebenso gemacht, den bisherigen Bei, den Regenten des Landes, zwar in seiner Würde belassen, tatsächlich aber das Land, das nun von einem französischen Ministerresidenten oder richtiger von dem Ministerium in Paris regiert wird, in die Tasche gesteckt, einen Zuwachs ihres Reiches von 167 400 qkm. Und kein Hahn hat danach gekräht, weder dort unten im Süden, noch hier oben im Norden. Nun aber machten die Franzosen Miene, Marokko, ein selbständiges Sultanat von 456 000 qkm, ebenso zu behandeln, und die Engländer hätten auch wohl nichts dagegen gehabt, denn eine Hand wäscht die andere; da traten jedoch andere Mächte dazwischen, und so wurde dem Sultan vorläufig noch einmal sein Reich gerettet. Von der früheren Selbständigkeit ist aber nun auch hier keine Rede mehr, denn der Sultan kann nur tun, was die europäischen Mächte gutheißen.

So bleiben denn also als wirklich selbständige Staaten in Afrika nur noch Abessinien und die Negerrepublik Liberia an der Küste von Oberguinea, ein Staat von 95 400 qkm Flächeninhalt. Sie wurde 1821 von dem „Kolonisationsverein zur Ansiedelung freier Farbiger der Vereinigten Staaten" gegründet, welcher das Land von den eingeborenen afrikanischen Häuptlingen käuflich erwarb und dreißig Negerfamilien daselbst ansiedelte. Die Republik liegt zwar umschlossen von englischen und französischen Besitzungen in Ober-Guinea, aber von beiden Seiten dürfte sie vor Annexionsgelüsten hinlänglich gesichert sein, denn die Vereinigten Staaten von Nordamerika stehen dahinter, und diese würden das unbestreitbare Eigentum ihrer Staatsbürger schwerlich antasten lassen.

Nun existiert allerdings im Innern Afrikas noch eine Anzahl von Negerreichen, die des Glaubens leben, daß sie unabhängig seien. Sie sind auch in der Tat bis jetzt weder von den Engländern, noch von den Franzosen annektiert worden; dennoch haben beide schon längst ihre Hand daraufgelegt, begnügen sich aber mit dem Titel: englisches und französisches Einflußgebiet, oder Interessensphäre, wie es etwas vornehmer und unverdächtiger genannt wird. Das französische Gebiet umfaßt die ganze westliche und mittlere Sahara, in Summa nicht weniger als 5 037 400 qkm, und mit einem großen Bogen nach Südosten ist auch eine Verbindung mit den französischen Besitzungen am Kongo hergestellt.

Die englische Einflußsphäre erstreckt sich freilich nur auf das östliche Saharagebiet, im Umfange von 1 037 000 qkm; dafür aber hat sich England dadurch entschädigt, daß es auch Ägypten von sich abhängig gemacht hat, und das ist, obwohl es offiziell noch immer als türkischer Vasallenstaat gilt, eine Kleinigkeit an Landgewinn von rund 3 030 000 qkm. Es ändert ja die Sache nicht, daß sie mit Bezeichnungen wie z. B. ägyptisch-englisches Krondominium und ähnlich verschleiert wird. Eins ist den Engländern allerdings nicht gelungen, nämlich eine Verbindung zwischen dieser Einflußsphäre und ihren mittel- und südafrikanischen Besitzungen und auf diese Weise ein zusammenhängendes englisch-afrikanisches Reich herzustellen, das sich vom Mittelländischen Meere ununterbrochen bis zur Südspitze des Erdteiles erstreckt haben würde. Da haben sich noch rechtzeitig

Belgien mit dem Kongostaat und das Deutsche Reich mit seinem Ostafrika dazwischen geschoben, die in der Mitte des Kontinentes zusammenstoßen, und damit ist der Weg versperrt.

Es versteht sich von selbst, daß bei der Erwerbung Afrikas als Eigentum oder auch als Schutzgebiet, was so ziemlich dasselbe ist, England den Löwenanteil eingeheimst hat. In seinen Händen befinden sich: die Kapkolonie, das Basutoland, Rhodesia, das Protektorat Betschuanenland, das zentralafrikanische Protektorat, Natal mit dem Zululand, die Oranjeflußkolonie, die Transvaalkolonie, das Protektorat Nordnigeria, das Protektorat Südnigera oder die Niger- und Kalabarprovinzen, die Kolonie Südnigeria oder Lagos, Sierra-Leone, Länder am Gambia, die Goldküste, im Atlantischen Ozean die Inseln St. Helena, Ascension und Tristan da Cunha und im Indischen Ozean die Insel Mauritius mit mit einer Anzahl kleiner Dependenzen, die Inselgruppe der Seychellen, das Protektorat und die Einflußsphäre Ostafrika, das Uganda-Protektorat, das Protektorat Somaliland, und endlich auf der Ostküste Sansibar mit Pemba und Lamu. Das repräsentiert einen Besitz von 5 774 884 qkm. Rechnen wir dazu die oben angegebenen Ziffern über das sudanische und ägyptische Einflußgebiet, so befinden sich tatsächlich in Afrika nahezu 10 Millionen qkm in den Händen der Engländer, während das Stammland in Europa, d. h. England mit Schottland und Irland zusammengenommen nur rund 314 800 qkm zählt.



Sklavenkarawane.

Frankreich hat England getreulich nachgeeifert. Es besitzt in Afrika: Algerien, Tunis, Territorien am Senegal und am Niger, das französische Guinea, die Elfenbeinküste, Dahome, das französische Kongoland und Distrikte an der Somaliküste. Das repräsentiert zusammen einen Besitz von 4 577 800 qkm. Rechnet man dazu das oben angegebene ungeheure französische Einflußgebiet von 5 037 400 qkm, so erhält man auch einen Flächenraum von 9 615 200 qkm, der sich in den Händen der Franzosen befindet, also nicht viel weniger, als die Engländer sich angeeignet haben, gegenüber dem europäischen Stammlande, welches nur 536 464 qkm zählt, ein ungeheurer Besitz, denn der offizielle Titel Interessensphäre bedeutet so ziemlich dasselbe.

Der Kongostaat, welcher fast das ganze Stromgebiet des Kongostromes umfaßt, nicht weniger als 2 382 800 qkm, wurde von der Internationalen Gesellschaft in den Jahren 1881 bis 84 durch Verträge mit den Häuptlingen erworben und unter die Souveränität des Königs Leopold II. von Belgien gestellt, wel-

cher der Protektor dieser Gesellschaft war. Der König hat seine Rechte testamentarisch auf den belgischen Staat übertragen, und dieser dem Kongostaat ein Darlehen von 25 Millionen Frcs. bis 1901 bewilligt, mit dem Rechte, nach Ablauf dieser Frist den Kongostaat zu annektieren. Die Annexion ist jedoch bis jetzt nicht eingetreten.

Die deutschen Schutzgebiete umfassen Kamerun vom Rio del Rey bis zum Campofluß, Togo mit Porto Seguro und Klein-Popo in Ober-Guinea, Deutsch-Südwestafrika mit Damara und Namaqua, und Deutsch-Ostafrika, zusammen 2 359 700 qkm.

Portugal besitzt seinen Anteil an Afrika zum größten Teil schon seit der ersten Umschiffung des Erdteils, die den Seeweg nach Ostindien eröffnete. Es sind außer den Azoren und Madeira, welche die Portugiesen noch zu ihrem Stammlande rechnen, im und am Atlantischen Ozean die Kapverdischen Inseln, die Inseln Thome und Principe, Portugiesisch-Guinea, in Südafrika Angola, umfassend Loanda, Benguella, Mossamedes, Portugiesisch-Kongo, Huilla und Lunda; in Portugiesisch-Ostafrika die Provinzen Mozambique mit Delgado, Sambesia, Inhambane, Gasa und Lourenzo. Der Flächeninhalt dieser Besitzungen beträgt 2 073 164 qkm. Die Portugiesen haben sich nie sonderlich um diesen ihren ausgedehnten Besitz gekümmert, am wenigsten um das Hinterland der von ihnen seit so langer Zeit schon besetzten Küsten, sonst würde es ihnen nicht schwer geworden sein, rechtzeitig das Hinterland ihres westafrikanischen Besitzes mit dem ostafrikanischen zu verbinden. Nun sind ihnen natürlich die Engländer zuvorgekommen und haben durch die Besetzung des Matabele- und Maschonalandes, aus denen sie ihre Provinz Rhodesia gebildet haben, sich dazwischengeschoben. So sind ihnen denn auch die großartigen Goldgräbereien der alten Phönizier in Maschonaland und der Goldreichtum dieser Landstriche entgangen und in die Hände der Engländer gefallen.

Die Türkei, welche einst ihre Hand auf die Berberstaaten gelegt hatte, besitzt an der Küste des Mittelländischen Meeres gegenwärtig nur noch Tripolis mit Bengasi, ein Areal von 1 051 000 qkm.

Die Italiener haben sich nur an der Ostküste festgesetzt und besitzen daselbst die Kolonie Erythraea am Roten Meer, welche dessen Küste von Ras Kasar bis Ras Dumeirah mit den Inseln Massana, Dahlak und Hanakil, sowie den nördlichen Teil des abessinischen Hochlandes umfaßt. Außerdem haben die Italiener die Somaliküste vom Jubfluß östlich bis zum Kap Guardafui erworben. Zusammen machen diese Besitzungen einen Flächenraum von 490 000 qkm aus.

Spanien endlich besitzt in Afrika Spanisch-Guinea, bestehend aus Rio Muni, Fernando Po, Annobon, Corisco und Elobey, sowie die Küste am Rio de Oro westlich von der Sahara. Das Gebiet umfaßt einen Flächenraum von 212 715 qkm.

Aus diesen Zahlen erhellt, daß von den rund 29 800 000 qkm, welche der Erdteil Afrika umfaßt, tatsächlich 28 200 000 im Besitz europäischer Mächte sind und nur etwa anderthalb Mill. qkm sich noch eines mehr oder weniger selbständigen Daseins zu erfreuen haben.

Sklaverei und Sklavenhandel.

Sklaverei und Sklavenhandel sind uralt. Die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse des Altertums beruhten zumeist auf der Arbeit der Sklaven, die nicht als Personen, sondern nur als Sache betrachtet wurden, als unbeschränktes Eigentum ihres Herrn, der frei über sie verfügen, sie verkaufen, sogar töten konnte. Infolgedessen gab es für die Sklaven auch kein Recht, sie waren eben nur ein Stück des Eigentums, mit dem der Herr nach Willkür schalten und walten konnte. Alle Dienstleistungen für Haus, Garten, Feld, für gewerbliche Zwecke usw. wurden von den Sklaven verrichtet. Jeder Nebenverdienst, den der Sklave dadurch, daß er an andere zur Arbeit vermietet wurde, oder sonstwie erwarb, gehörte dem Herrn. Daß der Sklave einen solchen Nebenerwerb ganz oder teilweise für sich behalten und dadurch eine Summe sammeln konnte, die es ihm nach und nach ermöglichte, sich frei zu kaufen, war eine Einrichtung, die einer späteren Zeit angehörte, als die Sklaverei schon mildere Formen angenommen hatte. Die antike Welt kannte diese der Zivilisation schon einige Chancen bietende Einrichtung noch nicht. Selbstverständlich durfte der Sklave sich auch nur mit Erlaubnis des Herrn aus seinen Unglücksgenossinnen ein Weib nehmen, und die Kinder aus solchen Sklavenehen waren von Geburt an wieder Sklaven.



Arbeitende Neger.

Die Sklaverei war nicht nur im Orient, sondern auch im Abendlande allgemein verbreitet. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Griechen und Römer beruhten einzig und allein auf der Sklaverei, ja, die Behandlung der Sklaven war im Abendlande viel härter, als bei den orientalischen Völkern. Empörungen der Sklaven gehörten daher nicht zu den Seltenheiten, und aus der römischen Geschichte sind mehrere förmliche Sklavenkriege bekannt, in denen die Empörten nur mit großen Anstrengungen niedergezwungen werden konnten.

Bei den germanischen Völkern bildeten die Sklaven den Stand der Unfreien, der sich zumeist aus den Kriegsgefangenen und Unterjochten ergänzte und nach

und nach zur Leibeigenschaft umbildete. Diese hat bis in die Neuzeit bestanden. Kaiser Joseph II. von Österreich war der erste, der dieselbe 1781 und 1782 für seine Staaten aufhob, Preußen folgte 1809, und nun konnten die übrigen Staaten nicht zurückbleiben. Viel tiefere Wurzeln hatte dies Abhängigkeitsverhältnis in Rußland geschlagen, wo die Leibeigenschaft erst 1863 aufgehoben worden ist, deren Spuren heute noch nicht völlig verwischt sind.

Auch in den osmanischen Staaten des Orients, der Türkei, Ägypten, Arabien, Persien ist die Sklaverei aufgehoben, d. h. offiziell, denn im geheimen oder besser gesagt, als öffentliches Geheimnis besteht sie ruhig weiter; die Harems der Großen werden nach wie vor mit schönen Frauen aus den Tscherkessenländern und anderswoher versorgt.

Es versteht sich nahezu von selbst, daß der Sklavenhandel überall, wohin die Macht der Europäer nicht gelangen kann, ungehindert seinen Fortgang nimmt. Sklaverei und Menschenhandel sind eben mit den Begriffen der Bevölkerung Afrikas völlig verwachsen. Ihre ganze Gesellschaft und soweit bei ihnen von einem Staatsleben die Rede sein kann, beruht durchaus auf Sklaverei. Man muß sich wohl hüten, sagt Karl Andree mit Recht, unsere heutigen europäischen Begriffe von Stellung und Würde bei dem Afrikaner zu vermuten oder auch nur anzunehmen, daß er dieselben verstehen und würdigen könnte; er hat nicht einmal eine Ahnung davon.

Erhob sich doch auch in Europa bis tief in das 18. Jahrhundert hinein kaum eine Stimme gegen die Unrechtmäßigkeit des Sklavenhandels. Wenn man es beklagte, daß in den Barbareskenstaaten Sklaven gehalten wurden, so fand man es anderseits doch ganz in der Ordnung, daß z. B. die christlichen Malteserritter ihre Schiffe von mohammedanischen Sklaven aus Afrika rudern ließen. Ja, eine Bulle des Papstes Nicolaus V. hatte den Christen sogar erlaubt, die Nichtchristen zu Sklaven zu machen.

Der Handel mit schwarzer Menschenware und die Sklaverei bestehen in Afrika selbst seit uralter Zeit. Großartige Dimensionen nahm dieser entsetzliche Handel aber erst an, als man begann, die eingefangenen Sklaven nach aller Welt hin zu verfrachten. Die Nachfrage in den Küstengegenden und außerhalb Afrikas brachte den Sklavenhandel zu seiner höchsten Blüte, die seltsamerweise in den Bemühungen eines edlen Menschenfreundes ihren Ursprung gehabt haben soll.

Man sagt, daß Las Casas (geb. 1474, gest. 1566), Bischof von Chiapas in Mexiko, schon als er noch einfacher Priester auf der Insel Cuba war, das herzlichste Erbarmen mit den armen indianischen Eingeborenen fühlte, die von den spanischen Eroberern zu den härtesten Sklavendiensten gezwungen wurden, die ihre schwächlichere Körperkonstitution nicht lange auszuhalten vermochte. Mehrere Reisen nach Spanien, um Maßregeln zum Schutze der geknechteten Rasse durchzusetzen, hatten keinen Erfolg. Da soll er den Vorschlag gemacht haben, statt deren doch lieber die kräftigen Neger aus Afrika zu holen, die der schweren Arbeit in den Plantagen sicherlich standhalten würden. Dieser Gedanke wurde aufgegriffen, und der Handel mit der schwarzen Menschenware begann. Las Casas

beantragte also nur deshalb die Einführung schwarzer Sklaven, weil es das einzige Mittel war, ein größeres Übel zu entfernen.

Die eingeführten Schwarzen erwiesen sich als sehr brauchbar, und 1517 wußte es Las Casas dahin zu bringen, daß die Verwendung der Indianer in den amerikanischen Kolonien direkt verboten und einem spanischen Großen das Privilegium zur Negereinfuhr erteilt wurde. Dieser hatte allerdings nichts eiligeres zu tun, als dieses Vorrecht an die Genuesen zu verkaufen, denen jedoch in den Portugiesen alsbald ein bedeutender Konkurrent erwuchs. Von 1562 ab nahmen auch die Engländer an dem außerordentlich einträglichen Geschäft teil, und im Utrechter Frieden (1713), der dem spanischen Erbfolgekriege ein Ende machte, wußten sie es in den Verhandlungen zwischen Frankreich, England, Holland, Preußen, Portugal und Piemont sogar dahin zu bringen, daß ihnen das Recht zugesprochen wurde, auf 30 Jahre allein Negersklaven in die spanischen Kolonien einzuführen. Wie schwunghaft dieser Handel betrieben wurde, mag man daraus ersehen, daß allein in Cuba und Puertorico (Westindien) eine zeitlang jährlich an 100 000 Negersklaven eingehandelt wurden.

Wenn wirklich, wie man annimmt, in den letzten 150 Jahren mindestens 12 Millionen Neger dem schwarzen Erdteil als Sklaven entzogen wurden, so ist jedoch dieser Verlust an Menschen für Afrika noch nicht das größte Übel. Viel größer waren andere Nachteile, die mit den Sklavenjagden in unzertrennlicher Verbindung standen. Sie führten zur sittlichen Verwilderung, Unsicherheit der geselligen Zustände, zu ewigen Kriegen und selbst zur Verödung ganzer Landstriche. Und von all den zusammengeraubten Negern gelangte doch nur ein geringer Teil an seinen Bestimmungsort. Schon im Jahre 1822 rechnete man nach Angaben des Herzogs von Broglie in der französischen Pairskammer, daß im allgemeinen nur ein Drittel, ja zuweilen nur ein Viertel Amerika erreicht: auf 40 Proz. oder noch mehr läßt sich der Verlust bei der Ergreifung der Sklaven rechnen, 10 Proz. mindestens gehen auf der Überfahrt zugrunde, fernere 9 Proz. sterben während der Akklimatisierung in Amerika, so daß von je 1000 Negern von dem Augenblick der Ergreifung an innerhalb Jahresfrist gewöhnlich nur 400 am Leben sind.

Die mannigfachen Scheußlichkeiten, welche bei den Sklavenjagden sowohl wie bei dem Transport dieser unglücklichen Opfer des Menschenhandels gang und gäbe waren und in empörendster Weise jeder Menschlichkeit Hohn sprachen, brachten es endlich dahin, daß man mit Abscheu auf diesen entsetzlichen Handel blickte. Und gerade in England gewann dieser Abscheu zuerst greifbare Gestalt. Männer wie der edle Wilberforce, Fox, Pitt, Clarkson u. a. traten zu Ende des 18. Jahrhunderts wiederholt gegen den Sklavenhandel auf und erreichten nach vielem vergeblichen Anstürmen im Parlament, daß der engliche Sklavenhandel vom 1. Januar 1808 ab verboten wurde. Die energische Einwirkung Englands veranlaßte Verhandlungen der Großmächte, so daß 1816 Frankreich, 1817 Spanien, 1823 Portugal dem Verbot folgten. Doch trieben Portugiesen, Amerikaner, selbst Spanier ungeachtet aller geschlossenen Verträge den Sklavenhandel im geheimen weiter. Entscheidend war 1834 der Beschluß des britischen Parlaments, wodurch nun auch

die Sklaverei selbst am 1. Januar 1840 in allen britischen Besitzungen aufhörte. Frankreich folgte mit demselben Beschluß 1848. Trotzdem aber nahm der Sklavenhandel, besonders in den südamerikanischen Staaten, derart überhand, daß man hier noch 1860 nicht weniger als 3 949 557 farbige Sklaven zählte. In den Vereinigten Staaten wurde die Emanzipation für alle Sklaven am 1. Januar 1863 proklamiert. Dies führte zwar zum Kriege der Nordstaaten mit den sklavenhaltenden Südstaaten, aber die 1865 erfolgte Niederwerfung der letzteren verschaffte diesem Gesetz tatsächliche Anerkennung im ganzen Umfang der Vereinigten Staaten. Hieran schlossen sich 1871 Brasilien, gleichzeitig Dänemark und Schweden und die Niederlande für ihre westindischen Kolonien, 1873 Spanien für Puertoriko und 1880, wenn auch nur nach schweren Kämpfen, auch für Cuba.

So hat denn die Sklaverei in Amerika und der abscheuliche Sklavenhandel dorthin ein Ende gefunden. In Afrika bestanden sie jedoch uneingeschränkt weiter, und die Ausfuhr von Sklaven nach Vorderasien war immerhin beträchtlich genug. Da erweckte der Kardinal und Primas Afrikas, Lavigerie in Belgien, Frankreich, England und Deutschland eine allgemeine Antisklavereibewegung. In einer in London gehaltenen Rede äußerte er sich folgendermaßen: „Die Missionäre der Sahara bezeugen, daß die Sklaverei dort noch immer herrscht, in demselben Umfange wie ehemals, in allen Gegenden Nordafrikas, welche südlich von den europäischen Kolonien liegen. Die Sklavenjagd wird bis zur Höhe des Nigers in allen Landstrichen betrieben, wo die Neger noch nicht tatsächlich zur mohammedanischen Religion übergetreten sind. Alle Städte im Innern von Marokko sind Sklavenmärkte, wohin die Sklavenhändler ihre Karawanen führen. Noch vor kurzem existierten diese Märkte auch in den Küstenstädten, sogar in Tanger gegenüber von Gibraltar. Auch vom Tanganjikasee schreiben die Missionäre, daß kein Tag vorübergeht, an dem nicht Karawanen jener Unglücklichen an ihnen vorübergetrieben werden wie Viehherden. Ohne Unterlaß wird dort die Bevölkerung gleichsam weggemäht, ein Dorf nach dem andern — bald ist alles mit Ruinen und Blut bedeckt."



Sklaventransport.

Als erfreulichster Erfolg der Bemühungen des Kardinals Lavigerie ist der Brüsseler Antisklavereikongreß 1890 zu verzeichnen, an welchem alle europäischen Mächte teilgenommen haben und wo zur Bekämpfung und Verhinderung des Sklavenhandels tief eingreifende Maßregeln beschlossen worden sind. Beschließen und Ausführen ist allerdings zweierlei. Schon Gordon, der als Gouverneur des ägyptischen Sudan Jahre hindurch die unglaublichsten Anstrengungen dagegen machte, gesteht, nachdem die Antisklavereibewegung in Europa in Fluß gekommen war, seine Ohnmacht ganz offen ein, indem er schreibt: „Ich wünschte, einer der Herren der Antisklaverei-Gesellschaft käme hierher und gäbe mir die Lösung der Frage an. Darfur und Kordofan sind von großen Beduinenstämmen unter mächtigen Scheichs, die mehr als halb unabhängig sind, bevölkert. Das Land ist größtenteils eine weite Wüste mit wenigen und weit auseinander liegenden Brunnen. Einige dieser Stämme können zwei- bis sechstausend Mann zu Pferde oder auf Kamelen ins Land rücken lassen, und ein Aufruhr ist in einem solchen Lande, wie ich auf meine Kosten erfahren habe, keine Kleinigkeit. Alle die Stämme aber machen Raubeinfälle in die Negerländer im Süden oder tauschen Tuch usw. für Sklaven jenseits der als Grenze Ägyptens angenommenen Linie um."

Stanley und Major von Wißmann haben diese düsteren Bilder lediglich bestätigt. Im Kongowalde werden nach Stanley die Greuel der Sklavenjagden fortwährend verübt. Der berühmte Reisende fand dort alle Dörfer, die früher recht blühend gewesen sein müssen, nicht nur ausgeraubt, sondern ausgemordet. Die Sklavenhändler, denen der Weg über den Atlantischen Ozean versperrt ist, haben eben andere Wege gesucht und gefunden, ihre Menschenware aus Afrika hinauszubringen. Solch ein Händler gebietet in seiner Hauptseriba, wie die Niederlassung desselben genannt wird, oft über eine bedeutende Macht, denn er lebt ja beständig auf dem Kriegsfuß, nicht nur mit den Negervölkern, aus denen er allein durch Raub und Mord seine Ware bezieht, sondern auch mit den weißen Gegnern der Sklaverei. Förmliche Feldzüge sind gegen sie eröffnet worden und nicht immer mit dem besten Erfolge. Und trotz aller Antisklaverei-Gesellschaften, trotz aller Maßregeln, die gegen den Menschenraub und den Sklavenhandel ergriffen werden, blüht derselbe heute noch, der Europäer steht ihm noch immer nahezu machtlos gegenüber. Die Händler finden immer wieder neue Wege, auf denen sie ihre Menschenware aus Afrika hinaus und an den Mann zu bringen wissen.

Es dürfte keine Frage sein, daß die Bemühungen der ägyptischen Regierung um die Aufhebung des Sklavenhandels, mögen sie nun ernst gemeint oder nur Schein gewesen sein, eine der Hauptursachen gewesen sind, daß der Aufstand des Mahdi, des angeblichen neuen Propheten der Mohammedaner, 1881 bis 85, sich mit einer so reißenden Schnelligkeit und wie ein verheerendes Feuer über den ganzen östlichen Sudan verbreiten konnte. Sklaverei und Sklavenhandel sind nun einmal den Afrikanern zur andern Natur geworden, von der sie nicht lassen können.

Georg Schweinfurth schreibt darüber: „Sir Baker hat fünf Jahre lang gegen die Barbarei der Sklavenhändler gekämpft. Darfur, ein Zentralpunkt des Menschenhandels, wurde von Ägypten erobert; der gesamte Handel am Nil wurde

monopolisiert; Gordon, Bakers Nachfolger als Gouverneur, hat in unablässigem Eifer auf der Suche nach den Schleichwegen des schändlichen Gewerbes, von einer Provinz seines ungeheuren Verwaltungsgebietes zur andern eilend, die besten Jahre seines tatenreichen Lebens der edlen Sache der Sklaven-Emanzipation geopfert; sieben Europäer, sämtlich von gleichem Eifer beseelt wie ihr Chef, haben als Provinz-Gouverneure, von Gordon eingesetzt, jahrelang angekämpft gegen diese eingebürgerten Schändlichkeiten, überall den rücksichtslosesten Gebrauch von den ihnen eingeräumten Vollmachten machend. Gessi, zu allerletzt und in historisch hervorragender Weise, hat einen Krieg geführt gegen die wohlorganisierten Rotten der Sklavenhändler, wie er in den Annalen Afrikas nicht seinesgleichen



Ansicht einer Hauptseriba.

findet; er hat über ein Jahr in Sümpfen, Steppen und Urwäldern diesen Krieg bis ans Messer geführt zur Unterdrückung menschlicher Bosheit, an wehrlosen Wilden verübt, und Hunderte von Sklavenjägern haben sie mit ihrem Leben bezahlen müssen."

Sir Samuel Baker, Gordons Vorgänger als Gouverneur des ägyptischen Sudan, schreibt ganz aufrichtig: „Der ägyptische Sudan bietet den Anblick eines entsetzlichen Elends dar. Er hat auch nicht einen einzigen Anziehungspunkt, welcher den Europäer entschädigen könnte für das greuliche Klima und die brutale Barbarei. Ein Fremder wird es für die größte Torheit erklären, daß die ägyptische Regierung sich so um ein Land müht, das ihr keinen Nutzen und Vorteil einträgt; die Einnahmen sind trotz enormen Steuerdruckes viel geringer als die Ausgaben. Der Sudan ist weit von der Küste entfernt und von Wüsteneien umschlossen; der Warentransport ist so schwierig und teuer, daß ein nennens-

werter Handelsverkehr gar nicht bestehen kann. Häufig leidet das Land unter anhaltender Dürre; dann sterben Rindvieh und Kamele aus Mangel an Weide in großer Menge hinweg, es fehlt an Transporttieren, und aller Handel stockt. Unter so bewandten Umständen ist der Sudan ganz wertlos, und er hat nicht einmal politische Wichtigkeit. Aber die Ägypter halten ihn fest, weil er — Sklaven liefert. Ohne den Handel auf dem Weißen Nil würde Chartum sofort in völligen Verfall geraten, und dieser Handel besteht in Raub und Mord."

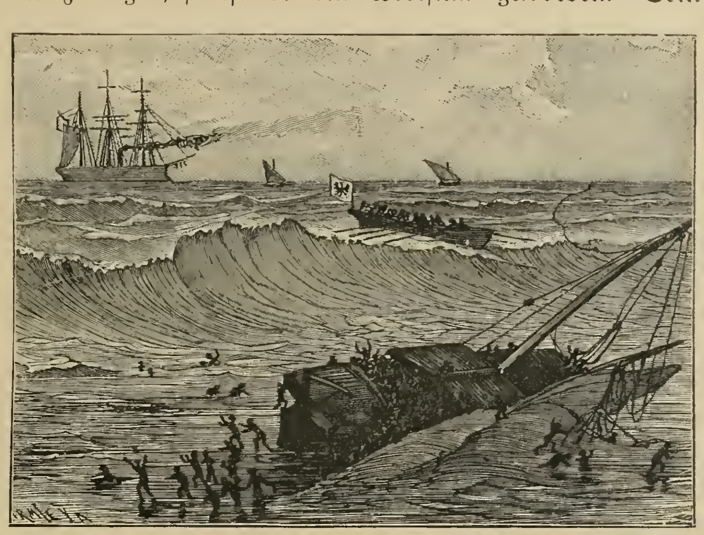
Und der Erfolg aller Maßregeln dagegen, deren Durchführung sich diese Gouverneure wirklich Ernst sein ließen, war denn auch gleich Null, dafür sorgten ihre eigenen türkischen Beamten aller Grade. War der Pascha in Chartum anwesend, so erhielten die den Strom herabkommenden Schiffer rechtzeitige Weisung; die Sklaven wurden ausgeschifft und auf Umwegen weitertransportiert; die Steuerentschädigung ging den Beamten nicht verloren. War der Pascha nicht anwesend, so konnten die Sklavenschiffe einfach passieren und wurden nicht weiter behelligt. Ob von den erhobenen schweren Abgaben auch nur ein Pfennig in die Kasse der Regierung floß, das war eine andere Frage.

Nicht anders ist es an den Küsten von Ostafrika, wohin nach Major von Wißmanns Berichten sich der Abzug der im Gebiete des Kongostaates gejagten Sklaven nun vornehmlich wendete. Nach der erwähnten Brüsseler Antisklavereikonferenz sind strenge seepolizeiliche Vorschriften für die Ostküste von Afrika und Arabien, einschließlich des Meerbusens, getroffen worden. Während früher die Überwachung nur auf bestimmte Kreuzer beschränkt war, sind jetzt die Kriegsschiffe der Mächte überhaupt befugt und verpflichtet, die Aufbringung und Durchsuchung aller verdächtigen Schiffe von und unter 500 Tonnen Gehalt vorzunehmen, mit denen der Menschenhandel durchweg betrieben wird. Dennoch entgehen Hunderte der kleinen arabischen Segelschiffe, Dhau oder Dhow genannt, der Wachsamkeit dieser Seepolizei. Sie haben an den Küsten Tausende von Zufluchtsorten, wohin ihnen kein größeres Schiff folgen kann, und lieber läßt der Sklavenhändler seine Dhau auf den Strand laufen, als daß er sich abfangen und am Schiffsmast aufhängen läßt.

Für Deutsch-Ostafrika ist schon 1893 ein Gesetz in Kraft getreten, nach welchem die Anführer und Unternehmer einer Sklavenjagd, sobald auf einem solchen Zuge der Tod einer Person der Überfallenen herbeigeführt wurde, mit dem Tode und alle Teilnehmer mit Zuchthaus nicht unter drei Jahren bestraft werden, außerdem aber auf eine Geldstrafe bis zu 100 000 Mark zu erkennen ist. Zuwiderhandlung gegen die vom Kaiser erlassenen Verordnungen zur Verhütung des Sklavenraubes und Sklavenhandels werden ebenfalls streng bestraft. Ganz ähnlich lautet ein Gesetz, welches Belgien in demselben Jahre für den Kongostaat erlassen hat. — Und nun zum Schluß noch ein Zeugnis aus allerjüngster Zeit und obenein aus einem Gebiet, das unser ganzes Interesse zu allernächst in Anspruch nimmt.

Am 4. Mai 1902 war Hauptmann Dominik, dem die Verwaltung von Südkamerun untersteht, mit fünfzig Soldaten in Dikoa angekommen. Dieser Ort liegt unfern des Südufers vom Tschadsee und der nördlichen Spitze unseres Kamerunlandes. Und hier fand er zu seinem Erstaunen und Entsetzen einen — Sklavenmarkt. In seinem Buche „Vom Atlantik zum Tschadsee" schreibt er darüber:

„Unter den großen Lauben, dicht an der Stadtmauer, werden Menschen gehandelt. Die ständige Anwesenheit eines beamteten Europäers in Dikoa erst machte dem Menschenhandel auf dem Markte ein Ende. Ich habe die Verkäufer die menschliche Ware noch anpreisen und die Kauflustigen die Unglücklichen noch mustern sehen. Immer an der Spitze marschierend, hatte ich überall, wo wir ins Innere Kameruns vordrangen, die Sklaverei mit all ihren Schrecken angetroffen. Diese sind weniger in der unwürdigen Abhängigkeit der Menschen vom Menschen zu suchen, die der Neger auf dieser Kulturstufe gar nicht empfindet, sondern in den unheilvollen Folgen der Sklavenjagden und in der unmenschlichen Behandlung, die der Sklave erleidet, bis er einen Besitzer gefunden hat. Gehört er erst einem Mann zu eigen, so ist er ein Wertstück geworden. Sein Herr läßt ihn arbeiten, sorgt aber auch für ihn wie für sein Pferd oder für seine Lieblingskühe.



Scheitern einer mit Sklaven befrachteten Dhau.

So ist es mir, abgesehen von meinen Besuchen bei Ngilla, wo ich mehrfach Sklavenjäger heimkehren sah, eigentlich nie zum Bewußtsein gekommen, daß die Schrecken der Sklaverei überhaupt noch bestanden, bis ich in Dikoa lebende Ware auf offenem Markte sah. Unter den schützenden Strohdächern saßen sie nach Geschlecht und Alter getrennt munter plaudernd, in guter Verfassung, vielfach mehr bekleidet als die umstehenden Heiden. Kinder von vier bis zehn Jahren wurden am häufigsten gehandelt, auch alte Männer und Frauen waren als Feldarbeiter begehrt. Junge Mädchen waren gar nicht auf dem Markte. Man sagte mir, seit keine Sklavenjagden mehr stattfänden und die Sklaven seltener würden, kaufe der wohlhabende Mann für seinen Harem überhaupt nicht auf dem Markte, sondern durch Kommissionäre in einer Börse unter der Hand, indem er dem Vermittler seine Wünsche mitteile und von diesem dann bedient würde.

Die Käufer schlossen den Handel sehr vorsichtig ab, eingehend wurde der Körper des Sklaven auf etwaige Fehler geprüft, er mußte laufen, springen, sprechen; Augen, Zähne und Ohren wurden untersucht. Eifrig pries der Verkäufer die Intelligenz, Sprach- und Handfertigkeit seiner Ware, stellte den einen zurück, rief einen andern und war tief betrübt, wenn das Geschäft nicht zustande kam.

Vielfach wurde getauscht, und namentlich neu eingetroffene Tripolitaner sah ich versuchen, ihre Kamele, die in Dikoa für sie nutzlos waren, gegen Dienstpersonal umzutauschen, das sie durch die Wüste nicht zahlreich genug hatten mitnehmen können. Die abgetriebenen Dromedare wurden schlecht bewertet: ein kleiner Knabe für einen Hengst, der allerdings böse zu sein schien, und zwei häßliche Bagirmimädchen gar für drei Kamelstuten. Einen Haussa sah ich eine ganze Heidenfamilie aus dem Sokotoreich, fünf Köpfe, gegen eine Rabehsklavin umtauschen, die ihren früheren Besitzer unausgesetzt beschimpfte.

Sanda, der Sultan von Dikoa, tat entrüstet, als ich ihm von dem Sklavenmarkt erzählte und sofortige Aufhebung verlangte. Er hatte, wie er sagte, dem Maisuk, Marktmeister, schon mehrfach den Befehl dazu gegeben, aber die alten Rabisten in der Stadt seien unbotmäßig, gehorchten ihm nicht und gingen nach Maiduguri, wenn er sie bestrafen wolle.

Es gibt keine Sklaven mehr im Sinne des Wortes in unserer Kolonie. Wo ein Abhängigkeitsverhältnis noch besteht, befindet der dienende Stand sich in einer Lebenslage, die man mit Hörigkeit bezeichnen kann, und die um nichts schlechter ist, als beispielsweise die Lage russischer Bauern vor dem Ukas der Befreiung. Die Lebenslage steht aber in richtigem Verhältnis zu der Entwicklungsstufe, auf der sich die Menschen befinden. Allen Negern in Kamerun dasselbe Recht geben, hieße — abgesehen von der praktischen Undurchführbarkeit — alle Autorität im Lande beseitigen; womit sogar die Missionare nicht einverstanden wären; jedenfalls haben mir das oft die würdigen Väter versichert, die mitten in der Missionsarbeit stehen. —

Bei den heidnischen Stämmen des Waldlandes ist zwischen Sklave und Herr stets wenig Unterschied gewesen, und wo die Kultur schon eingedrungen ist, da gilt der als Sklave geborene Mann, wenn er arbeitet und Geld verdient, bald mehr als sein Herr, wenn dieser faulenzt und verarmt.

Die Not und das Elend der Neger, die ich unter den ungünstigsten Lebensbedingungen in Kamerun angetroffen habe, waren längst nicht so groß als vielfach daheim, denn die Armut tritt dem Neger in der Natur niemals mit ihren furchtbaren Schrecken entgegen: an Hunger und Kälte kann auch der Ärmste in Kamerun nicht zugrunde gehen."

Am 7. Mai 1902 gehörte auch der Sklavenmarkt in Dikoa, der einzige und letzte, den es noch in Kamerun gegeben hatte, der Vergangenheit an.





II. Entdeckungs- und Forschungsgeschichte.

Afrika im Altertum.

Von einer Entdeckungsgeschichte Afrikas kann nur insofern die Rede sein, als die Unternehmungen der Portugiesen im 15. und 16. Jahrhundert, die den Zweck hatten, einen direkten Seeweg von Europa nach Indien aufzufinden, allein als wirkliche Entdeckungsreisen für Afrika betrachtet werden können. Als Erdteil brauchte Afrika ja überhaupt nicht erst entdeckt zu werden, da seine Nordküste, sowie auch ein Teil der Ost- und Westküsten schon im Altertum bekannt waren. Was in Afrika hinsichtlich der Entdeckungen n a ch der portugiesischen Zeit geschah, gehört der Forschungsgeschichte an.

Selbst für die bis zum Mittelalter unbekannten ferneren Gegenden des Erdteiles lagen schon mannigfache Mitteilungen aus dem Altertum vor, die einander allerdings vielfach widersprachen und mit den seltsamsten Fabeln über das merkwürdige Land der Schwarzen ausgestattet waren. Es kam also nur darauf an, die noch unbekannten Teile Afrikas zu entschleiern, denn daß sie vorhanden waren, daran zweifelte niemand, und man wußte, daß sie sich in unbekannte Fernen nach Süden erstreckten. Den Schleier gehoben zu haben, ist das große Verdienst der Portugiesen, sie haben im Mittelalter den Umriß von Afrika festgestellt, von dessen weiter Ausdehnung schon im Altertum mannigfache, wenn auch unbestimmte Kunde verbreitet gewesen war. Alles weitere blieb nun der Forschungsgeschichte in dem Lande selbst vorbehalten.

Wie ganz anders die gleichzeitige Entdeckung von Amerika. Hier tauchte vor den Augen der erstaunten Welt ein ganz neuer vierter Erdteil aus den Fluten des Ozeans empor, von dessen Vorhandensein niemand auch nur die leiseste Ahnung gehabt hatte. Kolumbus selbst soll bis zu seinem Tode sich mit dem Gedanken getragen haben, daß dies das von ihm gesuchte Indien sei, ein Gedanke, der sich indessen bald als ein glänzender Irrtum herausstellte. Und jenseits dieses neuen Erdteiles erblickte dann Balboa wieder einen bis dahin unbekannten mächtigen Ozean, zu welchem nun jahrelang ein Zugang gesucht wurde, den end-

lich Magelhaens ganz im Süden des ungeheuren Riegels, der sich in Amerika der weiteren Schiffahrt entgegengestellt hatte, entdeckte. Seine Nachfolger fanden dann in diesem Großen oder Stillen Ozean sogar noch einen fünften Erdteil, die australische Inselwelt.

Das erste Dämmerlicht, welches die Weltgeschichte über die Menschheit auszustrahlen begann, zeigt uns gerade in Afrika einen jener Kulturherde, welche sich in dem vorgeschichtlichen Dunkel im Laufe vieler Jahrtausende herausgebildet hatten, die sich dann auch weithin unter der übrigen Menschheit fruchtbar anregend erwiesen, wenn sie von allen Seiten zugänglich waren. Letzteres war natürlich unbedingt notwendig, denn wenn ein solcher Kulturherd nicht zugänglich war, so blieben die Fortschritte, welche seine Bewohner in Gesittung aller Art machten, selbstverständlich in seinem Umkreise verschlossen, die andere Menschheit hatte nichts davon.

Solcher uralten Kulturherde haben nun Wissenschaft und Forschung sechs festgelegt, vier in der Alten und zwei in der Neuen Welt. Merkwürdigerweise sind die ersteren in Flußtälern und Tiefebenen zu suchen, während die beiden in der Neuen Welt sich auf Hochebenen entwickelten. Diese sechs Kulturherde sind folgende: das Flußtal des Nil in Afrika — Ägypten; das Flußtal des Euphrat in Vorderasien — Mesopotamien; das Flußtal des Hoangho in Ostasien — China; die fruchtbaren Tiefebenen in Südosteuropa; die Hochebene von Mexiko in Nordamerika und die Hochebene von Peru in Südamerika.

Von diesen Mittelpunkten, in welchen sich die Kultur allmählich und zum Teil bis zu enormer Höhe entwickelte, sind nur zwei für die Menschheit allgemein fruchtbar geworden, weil sie eben von allen Seiten zugänglich waren. Die beiden amerikanischen sind erst zu Ende des 15. Jahrhunderts mit der übrigen Menschheit in Verbindung getreten und haben jenseits des Ozeans auch nur für die beiden betreffenden Völker, für die Mexikaner im Norden und für die Peruaner im Süden, Bedeutung erlangt, denn die ganze übrige Bevölkerung Amerikas hat keinen Teil an deren Kultur gehabt. In der Alten Welt hielten sich Ägypten sowohl wie China hermetisch abgeschlossen gegen alles Fremde, so daß ein Austausch der Errungenschaften daselbst mit andern Völkern, auf welchem Austausch ja die Fortentwicklung der Kultur beruht, nicht stattfinden konnte.

So kommen denn nur Mesopotamien (Semiten) und Südwesteuropa (Arier, gewöhnlich Indogermanen genannt) in Betracht. Sie waren eben von allen Seiten zugänglich, die Kultur der vorgeschichtlichen Menschheit gelangte daselbst zu hoher Blüte, floß über ihre Grenzen hinaus und erwies sich, wie gesagt, fruchtbar anregend für die ganze Menschheit. Beide, Mesopotamien und Südosteuropa, Semiten und Arier, für welch letztere auch als Urheimat Ostindien angenommen wird, daher der Name Indogermanen, sind als die Quellen des gewaltigen Stromes der Weltgeschichte anzusehen.

Mit diesen Andeutungen müssen wir uns begnügen, dieselben weiter zu verfolgen, würde dem Zweck unseres Buches nicht entsprechen. Wir können nur darauf hinweisen, daß auch die so fest abgesperrten Kulturherde, Ägypten und China, schließlich der zwingenden Gewalt der Entwicklung der Menschheit nicht widerstehen konnten, daß auch sie endlich ihre Grenzen öffnen mußten, Ägypten schon

früh, China erst in neuerer Zeit, und staunend stand die Welt vor Kulturschätzen, von denen sie bislang keine Ahnung gehabt hatte. Es kam freilich auch vor, daß die Welt mit roher Faust zerschlug, was sie vorfand, aber fruchtbringend und tausendfältig anregend haben sich die vorgefundenen Kultur- und Kunstschätze dennoch erwiesen.

China liegt uns hier fern, denn wir haben es nur mit Afrika zu tun, es interessiert uns hier also auch nur Ägypten.

Die Ägypter.

Wie aus dem vorstehenden hervorgeht, gehörte Ägypten also nicht zu den Kulturherden, die ihre Errungenschaften der ganzen Menschheit mitteilten. Es blieb vielmehr abgeschlossen für sich, und die staunenswerte Bildung der alten Ägypter entwickelte sich in den eigenen engen Grenzen völlig selbständig, ohne irgend eine Anregung von außen zu empfangen.

Es ist natürlich ausgeschlossen, auch nur annähernd anzugeben, wann die alten Ägypter in das Niltal eingewandert sein können, aber daß dies geschehen ist, unterliegt keinem Zweifel. Da die Ägypter dem kaukasischen Stamme angehörten und semitischen Ursprungs waren, so kann nur angenommen werden, daß sie jedenfalls von dem semitischen Kulturherd in Mesopotamien ihren Ausgang genommen haben und über die Landenge von Suez nach Ägypten eingewandert sind. Selbstverständlich fehlt jedoch jeder Anhalt, zu welcher Zeit, vor wie vielen Jahrtausenden etwa das geschehen sein könnte.

Werfen wir hier zunächst einen Blick auf die Geschichte Ägyptens, wie sie von der Forschung aus den Hieroglyphen festgestellt worden ist, so beginnt dieselbe, wie die Weltgeschichte überhaupt, mit einem Könige Menes oder Mena als dem Stammvater der ersten Dynastie der ägyptischen Pharaonen, deren man bis zur Zeit Alexanders des Großen 31 Dynastien zählt. Nimmt man nun mit dem Altertumsforscher Böckh an, daß diese Dynastien in Reihenfolgen hintereinander regiert haben, so würde für Menes das Jahr 5702 vor Chr. G. gesetzt werden müssen; aber selbst wenn man mit dem berühmten Ägyptologen Lepsius annehmen will, daß diese Dynastien nicht immer aufeinander folgend, sondern zum Teil auch gleichzeitig in geteilten Reichen nebeneinander geherrscht haben, so würde für König Menes immer noch das Jahr 3643 oder 3892 vor Chr. G. angesetzt werden müssen. Nebenbei sei bemerkt, daß diese Ziffern bemessen sind nach den aufgefundenen schriftlichen Überlieferungen, in denen die sämtlichen Könige genannt und die Zahlen ihrer Regierungsjahre genau verzeichnet sind. In beiden Fällen aber, nach Böckh wie nach Lepsius, ist festzuhalten, daß mit König Menes beim Anbruch der Weltgeschichte die ägyptische Kultur schon eine staunenswerte Stufe der Entwicklung erreicht hatte.

Die Abgeschlossenheit Ägyptens blieb indessen nicht für immer bestehen. Um 2100 vor Chr. G. fand der gewaltsame Einbruch der Hyksos statt, eines Beduinenvolkes von der Sinaihalbinsel oder wahrscheinlicher aus Syrien. Sie eroberten einen großen Teil des Landes, setzten sich fest und nahmen vielfach ägyptische Gebräuche an. Ihre Herrschaft dauerte fünfhundert Jahre, und wäh-

rend dieser Zeit verstand sich eine dauernde Verbindung mit Vorderasien von selbst. Erst um das Jahr 1550 wurden sie vertrieben und das ägyptische Reich neu wiederhergestellt. Der Befreier war Amasis oder Amosis (Aahmes), der Stifter der 18. Dynastie. Die Handelsverbindungen aber blieben, und als unter den folgenden Dynastien, ausgezeichnet durch mehrere Könige des Namens Ramses, Ägypten nun zu neuer Blüte gelangte, wurden auch Verbindungen mit den Libyern im Westen und mit den Nubiern im Süden angeknüpft.

Ramses II. ist es, den die Griechen Sesostris nannten und in dem sie den Repräsentanten aller ägyptischen Großtaten sahen. Die Ramses-Periode umfaßt die Zeit vom 14. bis 12. Jahrhundert vor Chr. G. Unter Sesostris und fast mehr noch unter seinem Urenkel Ramses III. stieg Ägypten in der Tat auf die höchste Stufe seines Ruhmes, und ungeheure Schätze flossen in das Land. Dieser Reichtum wurde aber nach und nach auch der Grund des allmählichen Verfalls. Das Volk verweichlichte, Söldner und Hilfsvölker wurden mächtig, und das Reich spaltete sich in nicht weniger als zwölf voneinander unabhängige Fürstentümer.

Erst im Jahre 655 gelang es dem Fürsten von Sais, Psammetich I. (Psamtik), die Einheit des Reiches wieder herzustellen und zwar mit Hilfe griechischer Söldner, denen er dafür Plätze zur Niederlassung im Nildelta anwies. Im übrigen blieb die Abgeschlossenheit des Landes nach wie vor aufrecht erhalten. Kein Ägypter verließ je das Land, die Fremden mußten ihre Waren bringen, und nur bestimmte Plätze waren für den Handel offen. Auch der Seeverkehr war nur auf einem der Nilarme im Delta gestattet, und die Schiffe durften auch nur bis zu einem bestimmten Punkte kommen; auf Übertretung dieser Vorschrift stand Todesstrafe.

Das war das weiteste Entgegenkommen, welches der Neubegründer der Einheit des ägyptischen Reiches den Fremden glaubte machen zu können, denn auch in jeder andern Beziehung war Psammetich bestrebt, das Reich in seinem alten Glanze wieder aufzurichten. Und dazu gehörte nach der starren ägyptischen Tradition, daß die Ägypter für sich blieben und mit den Fremden möglichst wenig in Verbindung traten. Daß er den Griechen noch so viel Freiheiten einräumte, war gewissermaßen der Dank dafür, daß sie ihm zur Herrschaft verholfen hatten.

In den ältesten Zeiten wäre das unmöglich gewesen, und die spätere, schon etwas gelockerte Absperrung war auch nur für die Küste gewichen. Aber die Produkte, welche erst die Phönizier, dann nach und neben ihnen auch die Griechen brachten, Produkte, die den Ägyptern so fremd waren wie diese Völker, erwiesen sich doch nützlich und deshalb begehrenswert. Sie hatten dafür ja anderes zu bieten, und so milderte der Tauschhandel an der Küste des Mittelländischen Meeres nach und nach die strenge Abgeschlossenheit soweit, daß auch einzelnen griechischen Gelehrten der Zutritt gestattet wurde.

Von ihnen erst erfuhr die staunende Menschheit, welch eine großartige und neue Welt sich da aufgetan hatte. Als Herodot das Land bereisen durfte, war schon die ägyptische Kultur zu einer bewundernswerten Höhe entwickelt. Abgesehen von der so allgemein und mit Recht bewunderten Baukunst war bereits eine eigenartige Schrift in Bildern, die Hieroglyphenschrift, waren auch die Anfänge der Wissenschaften und Literatur bereits vorhanden. Ja, der alte griechische Ge-

schichtsschreiber wußte nicht genug zu erzählen von dem, was er da gesehen und was ihm die weisen ägyptischen Priester mitgeteilt hatten, von ihrer Einsicht in Dinge, die selbst den Griechen noch fremd waren. Und vieles davon haben die neueren ägyptologischen Forschungen lediglich bestätigt.

Man denke nur, wie lange Zeit dazu gehört haben muß, um eine so hohe Stufe der Kultur zu erreichen. Und diese Stufe war bereits erreicht, als die Ägypter in die Weltgeschichte eintraten und man in ihnen das älteste Volk der Erde erkennen mußte.

Die alten Zeiten wieder herzustellen, war Psammetich eifrig bemüht, und es hatte ganz den Anschein, als ob unter ihm und seinem Sohne Necho II. (Nekau),



Ägyptischer Tempelsaal.

welcher nach seines Vaters Tode im Jahre 609 die Regierung übernahm, nochmals eine neue Blüte des Reiches heraufgeführt werden würde. Mit großer Energie ging Psammetich daran, den vormaligen alten Glanz wieder herzustellen. Vieles gelang ihm, namentlich blühte die ägyptische Kunst fast schöner auf denn jemals, infolge der großartigen Bauten, die er in der alten Landeshauptstadt Memphis vornehmen ließ, ganz im Stile der großen Zeit der ägyptischen Baukunst. Obwohl Memphis lange schon seine ehemalige Bedeutung an Theben und Sais hatte abtreten müssen, wurde es als älteste Hauptstadt des Landes, die schon von der Zeit des ersten Pharao Menes her großartige Baudenkmäler aufzuweisen hatte, von Psammetich hoch verehrt.

Auch Necho strebte mit Energie in den Bahnen seines Vaters weiter, Ägypten wieder groß zu machen. Er wollte es sogar zu einer Seemacht erheben, ließ einen Kanal vom Roten Meer nach dem Nil beginnen, dessen Bau er allerdings infolge

eines Orakelspruches aufgab, ließ durch phönizische Seefahrer auch Afrika umschiffen, wovon wir im nächsten Kapitel hören werden, und war darauf bedacht, den Waffenruhm Ägyptens wieder herzustellen. Seine Regierung währte aber zu kurze Zeit, als daß er alle die großen Pläne hätte ausführen können.

Necho starb im Jahre 594, aber weder seine nächsten Nachfolger, die nur kurze Zeit regierten, Psammetich II. bis 588 und Hophra oder Uphara bis 569, endlich auch der schwache, mit den Fremden liebäugelnde Amasis II. waren die Männer, um das Werk jener beiden kräftigen Vorgänger vollenden zu können. Amasis vermochte das um so weniger, als sich zu seiner Zeit in Asien ein Ereignis vollzog, das die ganze bisherige Weltlage änderte.

Hier war das mächtige assyrische Reich durch den Perser Cyrus (Kyros) gestürzt worden, und dieser hatte ein neues persisches Reich an dessen Stelle gesetzt. Seine kräftige Hand griff aber weiter. Er eroberte Lydien, dessen durch seinen enormen Reichtum im Altertum berühmter König Krösus in seine Gefangenschaft geriet, und unterwarf die griechischen Städte in Kleinasien, und es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß sein nächster großer Zug gegen Ägypten gerichtet sein würde, da Amasis den lydischen König Krösus gegen ihn unterstützt hatte.

Cyrus konnte diesen Plan allerdings nicht mehr ausführen, denn er starb, noch ehe die Vorbereitungen beendet waren, aber sein Sohn Kambyses vollzog den Rachezug und machte im Jahre 525 dem altersschwachen Pharaonenreiche ein Ende.

Die Phönizier.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit den Griechen zugleich, sicherlich aber schon vor ihnen sich auch die Phönizier an dem Handel mit Ägypten beteiligten. Sie bewohnten den schmalen Küstenstreifen zwischen der Ostküste des Mittelländischen Meeres und den Gebirgen Syriens, von denen der allbekannte Libanon, auf welchem der König Hiram das kostbare Zedernholz für seinen Freund, den weisen König Salomo in Jerusalem, schlagen ließ, der Küste am nächsten liegt.

Die Phönizier gingen nie auf Ländererwerb aus, sondern begnügten sich, obgleich ihr Ländchen nur 20 bis höchstens 40 km breit und etwa 230 km lang war, überall, wo Aussicht zum Austausch von gesuchten Waren sich eröffnete, Handelsposten anzulegen, die nach und nach sich wohl zu Kolonien auswuchsen. Der Handel allein war ihr Lebenselement, und obgleich jeder Stamm des Völkchens mit seiner Hauptstadt völlig unabhängig dastand und auch seinen eigenen König hatte, waren sie in Bezug auf den Handel allesamt nur eines Geistes.

Ihre Haupttätigkeit entfalteten sie zur See, und selbst als ihre Blütezeit schon vorüber war, als sie durch die assyrischen, persischen und mazedonischen Eroberer schon ihrer Selbständigkeit beraubt waren, blieb ihr Ruhm als Meister der Schiffahrt unangetastet: in den großen Flotten Persiens galten die phönizischen Schiffe als die besten, ihre Führer als die bedeutendsten Seeleute.

Sie sollen die Erfinder der Glasfabrikation und Purpurfärberei gewesen sein, auch waren sie wegen ihrer Metallarbeiten im Altertum berühmt. Das alles brachte ihnen Reichtum, und daher lockten Phöniziens Städte die Eroberer

mehr als einmal, das Völkchen mit Krieg zu überziehen und zu unterwerfen. Sie waren dann aber klug genug, den verlangten Tribut zu bezahlen, denn ein Krieg würde ihnen nicht nur weit teurer zu stehen gekommen sein, sondern ihren Handel empfindlich geschädigt, vielleicht gänzlich ruiniert haben.

Von der außerordentlichen Intelligenz des Volkes zeugt nicht nur ihre ganze Tätigkeit, sondern vor allen Dingen der ungeheure Fortschritt von der Zeichenschrift zur Buchstabenschrift, die heute bei allen Völkern Gebrauch ist, und die wir den Phöniziern zu verdanken haben. Daß dieselbe aus der ägyptischen Bilderschrift entstanden ist, unterliegt keinem Zweifel. Auch dies dürfte ein Beweis dafür sein, daß die Phönizier schon sehr früh mit Ägypten in innigster Verbindung standen. Bis zu einer Schrift von wenigen Zeichen für die Lautbestandteile der Wörter durchzudringen, war den Ägyptern jedoch nicht gelungen; dies war erst der Intelligenz der Phönizier vorbehalten.

Mit Hilfe ihrer Niederlassungen und Kolonien waren sie das vermittelnde Zentrum des gesamten Welthandels. Aber nicht nur zur See, sondern auch über Land waren sie ungemein tätig; ihre Karawanen gingen und kamen in allen Richtungen. Überall hatten sie für die Sicherung der Handelsstraßen Sorge getragen, hielten wichtige Punkte, wie Flußübergänge, Gebirgspässe u. dergl. besetzt und hatten auch in vielen Städten des Binnenlandes ihre Niederlagen, von denen aus sie die umwohnenden Völker mit den begehrten Waren versorgten.

Ursprünglich war Byblos das Haupt der phönizischen Stämme, dann etwa von 1500 ab wurde es Sidon, und vom 12. Jahrhundert ab stand Tyrus an der Spitze. Byblos heißt heute Gebal, Sidon wird Saida genannt, und Tyrus heißt Sur.

Wann die Phönizier mit ihrer Welttätigkeit begonnen haben, ist in Dunkel gehüllt. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden sie anfänglich ein Fischervolk gewesen sein, wurden als Küstenbewohner mit der See vertraut und wendeten sich nach und nach dem Handel zu, der selbstverständlich nur in der Form des Tauschhandels ausgeübt wurde. Das muß sehr früh geschehen sein, denn als Ägypten noch auf der vollen Höhe seiner Blüte stand, durchfurchten auch die Phönizier auf ihren Schiffen bereits die blauen Fluten des Mittelländischen Meeres. Sie fuhren natürlich immer nur an den Küsten hin, besuchten aber ebenso wohl die europäischen wie die afrikanischen Gestade. Ihr Handel blühte zu beiden Seiten des Mittelländischen Meeres, und ihre Handelsposten und Kolonien wurden von immer größerer Wichtigkeit.

Die Völker an den afrikanischen Mittelmeerküsten westlich von Ägypten bezeichnete man im Altertum insgesamt als Libyer, an den Syrten wohnten die Bizanten, weiterhin am Atlas die Gätuler. In grauer Vorzeit müssen dort überall schon Handelsposten entstanden sein, denn die phönizische Sage schreibt ihre Gründung dem Nationalgott der Tyrier zu, und dieser war kein anderer als der von den Griechen Herakles, von den Römern Herkules genannte mythische Heros, ein Sohn des Zeus und der Alkmene, der von den Phöniziern Melkart genannt wurde.

Dieser habe, so erzählt die Sage, ein gewaltiges Heer gesammelt und sei mit diesem auf einer großen Flotte ausgefahren, habe die Nordküste von Afrika

unterworfen und daselbst die fabelhafte Stadt Hekatompylos gegründet, dann sei er nach Spanien übergesetzt, das er ebenfalls unterwarf, sei ferner zwischen den nach ihm benannten Säulen des Melkart oder Herakles, der heutigen Meerenge von Gibraltar, hindurch gefahren und habe am Ausfluß des Bätis (Guadalquivir) die Stadt Gades (Cadiz) erbaut und sei nun über Sizilien nach Hause zurückgekehrt.

Von den phönizischen Ansiedelungen in Afrika nennen wir Septis, Äa, Sabrata, Thapsos, Hadrumetum, Utica, welch letztere lange Zeit die Hauptvermittlerin des phönizischen Handels mit den afrikanischen Völkern wurde, so wie Gades mit dem spanischen Hinterlande, das die Phönizier Tarsis oder Tartessos nannten.

Daß Kolonien überall nur da angelegt wurden, wo die Phönizier hoffen durften, für ihre abzusetzenden Waren reichlich andere Werte einzunehmen, kann man sich vorstellen. Schon die griechischen Inseln lieferten mannigfach, was sie im eigenen Lande nicht haben konnten. In Paros wurde Marmor gebrochen, Melos ergab Schwefel und Alaun, Kythere, Nisyra und Gyros waren überreich an Purpurschnecken, die den im Altertum so außerordentlich hoch bewerteten Farbstoff lieferten. In Bithynien wurden die Silbergruben ausgebeutet, und der Ruf der kaukasischen Minen führte sie ins Schwarze Meer und nach Rußland, woher sie Gold, Silber und Blei holten.


Phönizische Barke.

Tarsis aber wurde für sie ein wahres Kalifornien, denn Aristoteles berichtet: „Da die ersten Phönizier, welche nach Tartessos schifften, für wertlose Dinge soviel Silber erhielten, daß ihre Schiffe es nicht fassen konnten, so ließen sie all ihr eisernes Gerät, selbst die Schiffsanker zurück und schafften silbernes Gerät dafür.“ Dieser ehemalige Silberreichtum Spaniens kann mit Recht Staunen erregen, denn heutzutage gilt Spanien keineswegs mehr als ein so besonders silberreiches Land. Jedenfalls aber hat dieser außergewöhnliche Zufluß von Silber mit dazu beigetragen, daß dies edle Metall im Werte sank und allmählich mehr und mehr dem Gold untergeordnet wurde.

Es ist wohl anzunehmen, daß die Phönizier, nachdem sie einmal die Fahrt durch die Säulen des Herakles gewagt hatten, auch nach der andern, der afrikanischen Seite hin, das Land erforscht haben werden, doch haben sich nähere Nachrichten darüber nicht erhalten. Man vermutet, daß sie schon die Kanarischen Inseln und die Madeiragruppe entdeckt haben. Keine einzige der Nachrichten von den Entdeckungsreisen und Kolonisationen der Phönizier verdanken wir diesem tatkräftigen Volke selbst, trotzdem, daß sie neben vielem andern auch noch die erwähnte Erfindung machten, die in raschem Fluge die ganze Welt eroberte: die

Buchstabenschrift. Dessenungeachtet besitzen wir von den Phöniziern selbst keinerlei Nachrichten; was wir von ihnen wissen, das verdanken wir den Griechen, an die sie ja schließlich auch ihre Bedeutung verloren.

Die Phönizier sind stets bestrebt gewesen, alle ihre Fahrten geheim zu halten, andere durch Erzählungen von furchtbaren Gefahren, unfahrbaren Meeren, gräßlichen Ungeheuern u. dergl. zurückzuschrecken; und wenn es sich dennoch einmal ein fremdes Schiff einfallen ließ, ihnen zu folgen, um ihre Geheimnisse auszukundschaften, so führten sie es in die Irre oder ließen im äußersten Fall ihr eigenes Schiff wohl gar irgendwo auf den Strand laufen.

Trotz all ihrer Heimlichkeit konnten sie es aber nicht verhindern, daß ab und zu derartige Versuche dennoch gelangen, namentlich von seiten der Griechen. Und so wissen wir denn sehr wohl, daß Tartessos noch lange nicht das Endziel ihrer Unternehmungen zur See gewesen ist, daß sie an Frankreich hinauf bis nach England gefahren sind, woher sie das für die Herstellung der Bronze so notwendige Zinn holten, und daß sie jedenfalls auch bis in die Nordsee gekommen sind, wo sie auch den im Altertum so hochgeschätzten Bernstein (Elektron) gefunden haben werden; denn daß sie dieses vorweltliche Harz von der Ostsee geholt haben, wie häufig geglaubt wird, ist nicht anzunehmen, der Weg bis nach den Hauptfundstätten des Bernsteins in Ostpreußen wäre denn doch wohl ein wenig zu weit gewesen. An der Nordsee wird aber auch Bernstein gefunden, und außerdem können sie ihn da recht wohl bei den dort wohnenden Völkern von der Ostsee her eingetauscht haben.

Alle die phönizischen Kolonien im westlichen Mittelmeer gingen aber schließlich auf in K a r t h a g o, das der Sage nach von einer aus Tyrus entflohenen Königstochter Elissa oder Dido, aller Wahrscheinlichkeit nach um 813 vor Chr. G. gegründet worden ist und verhältnismäßig außerordentlich rasch emporblühte.

Die Karthager.

Elissa hatte gegen ihren Bruder, den König Pygmalion von Tyrus, der ihren Gatten erschlagen hatte, eine Verschwörung angezettelt. Diese wurde aber entdeckt, und Elissa mußte mit ihrem Anhange schleunigst fliehen. Sie segelte nach Libyen und landete nach vielen Irrfahrten in der Nähe der alten Phönizierkolonie Utica. Ein hier mündender Fluß und das Vorgebirge Hermes lockten zur Niederlassung, und die Bucht, die heutige Bai von Tunis, bot einen herrlichen Hafen. Von den Libyern kaufte Elissa ein Stück Land, nicht größer, „als daß man es mit einer Ochsenhaut umspannen könnte," ließ aber listigerweise die Haut in schmale Streifen schneiden, so daß damit ein Raum umspannt werden konnte, auf welchem die nun erbaute Burg Byrsa bequem Platz hatte. Um diese herum entstand nun in rascher Folge eine Stadt, von den Phöniziern Karchadascht, das heißt Neustadt, von den Griechen Karchedon, von den Römern Karthago genannt.

Die Stadt wuchs rasch an Größe und Ansehen, denn sie erhielt vielen Zuwachs aus Tyrus selbst von reichen und vornehmen Landsleuten, die mit den Zuständen in der Heimat unzufrieden waren, und so verlor Tyrus in demselben

Maße, wie Karthago erstarkte. So geschah es, daß die Phönizier in den östlichen Teilen des Mittelländischen Meeres nach und nach von den Griechen überflügelt wurden. Endlich wurden sogar die phönizischen Kolonien im westlichen Mittelmeer von den Griechen bedroht, und nun mußten sich die westlichen Kolonien zu ernster Abwehr rüsten und scharten sich um das schon mächtig gewordene Karthago. Aus diesem freiwilligen Bundesverhältnis wurde dann unvermerkt ein Untertanenverhältnis, und Karthago, das nicht nur aus dem Handel, sondern auch aus den spanischen Silberminen ungeheure Reichtümer bezog, vermochte den Griechen und jedem andern Volke den Zugang zu den Säulen des Herakles völlig zu sperren.

Die ferneren Schicksale des Staates Karthago, seine Kämpfe mit den Römern, sein endlicher Untergang und die völlige Zerstörung der mächtigen Stadt, können uns hier nicht kümmern. Nur von einem großen Unternehmen, einer den Wagemut dieser kühnen Seefahrer bekundenden Entdeckungsreise aus der Blütezeit Karthagos haben wir hier noch zu berichten.


Gründung von Karthago.

Es soll zwischen 480 und 450, nach andern Quellen schon im Jahre 505 vor Chr. G. gewesen sein, als der Rat der Stadt eine großartige Expedition unter Führung des Suffeten Hanno aussandte, um die Küsten Afrikas jenseits der Säulen des Herakles behufs neuer Ansiedlungen untersuchen zu lassen. Nicht weniger als sechzig große Fünfzigruderer wurden zur Verfügung gestellt, und diese führten dreißigtausend Männer, Weiber und Kinder in die Ferne, die als Kolonisten an geeigneten Punkten abgesetzt werden sollten.

Nach Hannos glücklicher Rückkehr wurde ein summarischer Reisebericht auf einer großen Tafel dem Tempel des Kronos geweiht, und er ist, ins Griechische übersetzt, unter dem Titel „Hannos Periplus“ (d. h. Umschiffung) erhalten geblieben. Er lautet:

„Als wir die Straße des Herakles passiert waren, schifften wir zwei Tage weit und gründeten eine Stadt, die wir Thymaterium nannten. Danach steuerten wir nach Westen zum libyschen Vorgebirge Soloe. Wir bauten hier einen Neptunstempel und steuerten wieder einen halben Tag ostwärts, bis wir an einen See in der Nähe des Meeres kamen, der dicht mit Schilf bewachsen war, und in dem Elefanten und viele Tiere weideten. Eine Tagereise weiter gründeten wir die Städte Karikum, Gyte, Akra, Melite und Arambe. Von hier kamen wir zu dem Flusse Lixos, der aus Libyen kommt. Neben ihm wohnen Nomaden, die Li-

xiten, weiter aufwärts aber wohnen wilde Äthiopier in einem bergigen, tierreichen Lande. Die Menschen sind hier von fremdartiger Gestalt und Höhlenbewohner und sollen schneller laufen als Pferde. Mit einem Lixitendolmetscher kamen wir nach einigen Tagen bis zur Insel Cerne, die von den Säulen des Herakles ebenso weit entfernt sein mag als Karthago. Von hier fuhren wir einen Fluß aufwärts bis zu einem großen See mit drei Inseln, an dessen Ende ragen hohe Berge empor, wo uns aber wilde Menschen in Tierhäuten hinderten. Ein anderer Fluß aber war voll von Krokodilen und Flußpferden. Zwölf Tagereisen von Cerne war das Land von Äthiopiern bewohnt, die vor uns flohen und eine selbst dem Lixitendolmetscher unverständliche Sprache redeten. Am zwölften Tage legten wir bei hohen Bergen an, die mit verschiedenen wohlriechenden Hölzern bewachsen waren. Sieben Tagereisen von hier erreichten wir einen großen Busen, den der Dolmetscher das Westhorn nannte. Am Tage sahen wir nichts als Wald, des Nachts aber viele lodernde Feuer; auch hörten wir unter gewaltigem Lärmen den Schall von Pfeifen, Cymbeln und Pauken. Die Furcht trieb uns von dannen. Wir schifften am heißen Lande Thymiamata vorbei. Es war voller Feuerströme, die ins Meer flossen, das Land aber war vor Hitze unnahbar. Auch von hier vertrieb uns die Furcht. Vier Tage waren wir wieder in der See und erblickten das Land des Nachts stets voll Feuer. In der Mitte desselben aber sahen wir ein sehr hohes Feuer, das bis an die Sterne zu reichen schien. Des Tages sahen wir daselbst einen sehr hohen Berg, den man den Götterwagen nannte. Drei Tage schifften wir an diesen Feuerströmen vorbei und kamen dann an einen großen Meerbusen, der das Südhorn hieß. In der Mitte desselben war eine Insel, auf dieser ein See und in diesem wieder eine Insel voll wilder Menschen. Die Männer konnten wir nicht greifen, von den Weibern aber fingen wir drei, die sich sehr wehrten, ihre Führer bissen und kratzten und nicht folgen wollten. Wir töteten sie daher und zogen ihnen die Haut ab, die wir nach Karthago brachten. Weiter aber konnten wir nicht und kehrten zurück."

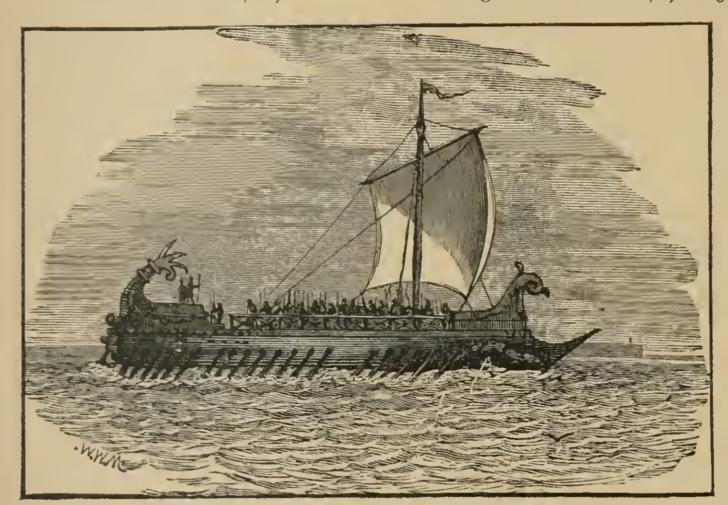
Die Auslegung dieses summarischen Berichtes ist natürlich sehr schwierig, und die Gelehrten sind auch verschiedener Meinung. Die von Hanno gebrauchten Namen geben keinen Anhalt und lassen nur ungefähre Schlüsse zu. Wenn die Insel Cerne ungefähr so weit von den Säulen des Herakles gelegen haben soll wie Karthago, so würde das etwa die Höhe der Kanarischen Inseln sein, Cerne also vielleicht sogar eine derselben, denn die Insel Fuerteventura liegt nur etwa zehn Meilen von der Küste entfernt. Das schier bis an die Sterne reichende Feuer könnte der Pik von Teneriffa gewesen sein, die ins Meer fließenden Feuerströme könnten Lavaströme bedeuten, so daß Hanno gerade während eines gewaltigen Ausbruchs des genannten Vulkans dort gewesen wäre. Daß, wie einige Ausleger meinen, der von Krokodilen und Flußpferden belebte Fluß der Senegal gewesen sei und Hanno dann etwa das weit vorspringende Kap Verde zur Umkehr veranlaßt habe, ist durchaus fraglich. Auch von den gegründeten Städten und den zurückgelassenen Kolonisten hat man nie wieder etwas gehört.

Eine nicht minder abenteuerliche Fahrt machte wohl gleichzeitig Himilko, ebenfalls auf Anordnung des Rates. Er fuhr auch durch die Säulen des Herakles, wendete sich aber nicht nach Süden, sondern nach Norden, an den Küsten

Europas hin. Genaueres weiß man über diese Fahrt nicht. Jedenfalls aber hat er, vielleicht bis nach England hinauf, einen gewinnbringenden Tauschhandel getrieben, was man daraus schließen kann, daß diese Fahrt, getreu nach phönizischem Muster, als äußerst gefährlich geschildert wird: das westwärts unabsehbare Meer ist träge und dick, wird von keinem Winde bewegt; ungeheure Massen von Seegewächsen hemmen den Lauf der Schiffe, gräßliche Seeungeheuer tauchen aus der Tiefe und drohen die Schiffsleute zu verschlingen usw. Und die Bewohner der nächtlichen Länder sind nicht minder schreckhaft, kurz — es ist keinem Seemanne zu raten, die gefährliche Fahrt in diese Mitternachtsgegenden der Erde zu wagen. Das war des Pudels Kern, die Karthager ahmten die Abschreckungstheorie des Mutterlandes Phönizien getreulich nach.

— — — — —

Aus den vorstehenden Mitteilungen über die Phönizier sowohl wie über die Karthager ergibt sich, daß beide Handelsvölker für sich selbst ganz gewiß eine genaue Kenntnis von der Gestaltung und Beschaffenheit der Länder hatten, die sie auf ihren weiten Fahrten besuchten. Von den Karthagern können wir auch ohne weiteres annehmen, daß sie höchst wahrscheinlich auch eine ziemlich genaue Kunde von einem großen Teil des inneren Afrika besaßen, die sie teils von der Westküste des Atlantischen Ozeans her, teils durch ihren Handelsverkehr mit den Wüstenvölkern erlangten. Aber wie gesagt: sie hielten das alles geheim; trotzdem, daß sie bereits die Buchstabenschrift besaßen, haben sie keinerlei Berichte darüber gegeben und zwar lediglich aus Gewinnsucht. Nur um eine geschäftliche Konkurrenz, namentlich die der Griechen, abzuhalten, wachten sie sorgfältig darüber, daß diese Kenntnis keine weitere Verbreitung gewinnen konnte.



Ein Fünzigruderer.

So hatte die Erdkunde von allen diesen Fahrten und Entdeckungen der Phönizier und Karthager keinen Gewinn. Was wir davon wissen, das ist uns erst in viel späterer Zeit durch die Griechen und Römer überbracht worden, der Wahrheit gemäß aber nur so weit, als sie dann die fremden Länder und Völker aus eigener Anschauung kennen lernten. Weder die Griechen noch die Römer trieben eine solche Geheimniskrämerei, im Gegenteil waren sie bemüht, ihrem ganzen Volke, von dem, was sie gefunden und gesehen hatten, Mitteilung zu machen und es daran teilnehmen zu lassen.

Bei den Griechen stand der Sinn für Kunst und Wissenschaft, zu denen ja auch die Erdkunde gehört, obenan, und die Römer waren in erster Reihe Soldaten und Eroberer; bei beiden Völkern stand das kaufmännische Interesse hintenan, und deshalb berichteten sie auch über das, was sie in fremden Ländern gesehen, der Wahrheit gemäß. Wohin sie aber nicht gekommen sind, darüber haben sie dann nur noch Erkundigungen eingezogen, und da ist es kein Wunder, daß sie darüber auch mit all dem Wust und Fabelkram berichteten, mit dem die Phönizier und Karthager die Tatsachen absichtlich verschleiert hatten, so daß es oft heute noch sehr schwer ist, das Körnchen Wahrheit aus ihren Erzählungen herauszufinden. Und viele Jahrhunderte hindurch hielten sich dann diese absichtlich erregten Wahnvorstellungen, ehe sie von der Sonne der Wahrheit zerstreut wurden.

Den fremden Eroberern zahlten die Phönizier willig den geforderten Tribut, denn der Welthandel brachte den Verlust bald wieder ein. Erst als Alexander der Große Tyrus erobert, an seiner Stelle Alexandrien in Ägypten gegründet hatte und den Welthandel dorthin leitete, war es mit Tyrus und den Phöniziern ein- für allemal vorbei. Die phönizischen Städte sanken zur Unbedeutsamkeit herab.

Karthago hielt sich länger. Tapfer behauptete es sich in den Kämpfen mit den Griechen um den Besitz Siziliens. Den Römern aber war es nicht gewachsen. In den vieljährigen punischen Kriegen erlag es der römischen Macht, und die einst so mächtige Stadt wurde zerstört. Zwar baute Kaiser Augustus ein Neukarthago auf, und auch dies erhob sich noch einmal zu neuer Blüte, aber mit dem Verfall des römischen Reiches versank auch diese wieder, und im 7. Jahrhundert nach Chr. G. verwandelten die Araber auch Neukarthago in einen Trümmerhaufen.

Die Alten im afrikanischen Osten.

Eher noch als sich im afrikanischen Westen am Mittelmeer ein so reichbewegtes Leben entwickelte, war auch der Osten des Erdteils der Schauplatz der regsten Tätigkeit, und auch hier standen die Phönizier mit in erster Reihe. Dafür haben wir das ehrwürdige Zeugnis der Bibel und zwar in den sogenannten Büchern der Könige und der Chronica. Im ersten (oder, wenn die beiden vorausgehenden Bücher Samuelis auch als Bücher der Könige bezeichnet werden, im dritten) Buch der Könige, Kap. 9, 26—28, lesen wir: „Und Salomo machte auch Schiffe zu Ezeon-Geber, die bei Eloth liegt, am Ufer des Schilfmeeres, im Lande der Edomiter. Und Hiram sandte seine Knechte im Schiff, die gute Schiffsleute und auf dem Meer erfahren waren, mit den Knechten Salomos. Und sie kamen gegen Ophir, und holeten daselbst 420 Zentner Gold und brachten es dem Könige Salomo." — Im zweiten Buch der Chronica, Kap. 8, 17. 18 lautet die entsprechende Stelle: „Da zog Salomo gen Ezeon-Geber und gen Eloth, an dem Ufer des Meeres im Lande Edomäa. Und Hiram sandte ihm Schiffe durch seine Knechte, die des Meeres kundig waren, und sie fuhren mit den Knechten Salomos in Ophir, und holten von dannen 450 Zentner Gold und brachten es dem Könige Salomo."

In diesen Berichten ist ein doppelter Unterschied zu bemerken. Zunächst der verschieden angegebene Umfang der Goldladung von 420 und 450 Zentnern, was aber lediglich auf einem Schreibfehler beruhen kann. Dann die verschiedene Angabe von den Schiffen in Ezeon-Geber, denn das Königsbuch sagt: Salomo machte, das heißt doch offenbar baute Schiffe daselbst, die Chronik aber berichtet: sein Freund Hiram, der König von Tyrus, sandte ihm Schiffe durch seine Knechte. Bei diesem Unterschied wollen wir einige Augenblicke verweilen.

Das Rote Meer endet im Norden mit zwei lang gestreckten Zipfeln, dem Golf von Suez und dem Golf von Akabah. Beide haben nach Norden natürlich keinen Ausweg, denn sie sind durch die Landenge von Suez geschlossen. Zwischen beiden liegt das nach Süden dreieckig verlaufende Massiv des Sinai. Am Endpunkt des östlichen Golfes von Akabah lagen Ezeon-Geber und Eloth oder Elath, von den Griechen und Römern Elana genannt. Dies war der Transithafen für die Handelswege durch das Rote Meer. Hier war auch die Stätte, wo König Salomo seine Schiffe baute, und Ezeon-Geber werden die Schiffswerften gewesen sein. Das Land der Edomiter, zu welchem der ganze Landstrich vordem gehörte, war schon von seinem Vater David unterworfen worden. Zur Zeit der Römer war Elana noch so bedeutend, daß eine Legion ihrer ständigen Truppen dort stationiert wurde. Mit der Unterwerfung des Landes durch die Türken verlor Elana jede Bedeutung, denn der Handel durch das Rote Meer hörte auf, und im 14. Jahrhundert wurde der Ort von dem Rest seiner Bewohner verlassen.

Wenn nun mit dem Wortlaut des Berichtes der Chronik angenommen wird, daß Hiram seine Schiffe durch seine Knechte dorthin sandte, so entsteht die Frage: wie sind die Schiffe von Phönizien am Mittelländischen Meer in das Rote Meer und nach Eloth gelangt? da doch die 125 km breite Landenge von Suez zwischen beiden Meeren lag und eine unüberwindbare Schranke bildete, die doch erst in unserer Jetztzeit durch den Suezkanal gehoben ist.

Da wird nun behauptet, daß schon damals eine Verbindung der beiden Meere vorhanden gewesen sei, und zwar sollen die Schiffe zuerst aus dem Mittelländischen Meere den Nil aufwärts und dann durch einen Kanal in das Rote Meer gefahren sein. Schon dem Sohne des ersten Ramses, dem Pharao Seti I., wie auch dessen großem Sohne Ramses II. wird nachgesagt, daß sie einen Kanal vom Nil bis an die Ostgrenze ihres Reiches graben ließen; ob dieser Kanal aber bis ins Rote Meer ging, das ist nirgends beglaubigt. Auch der Sohn des zweiten Ramses, der Pharao Merneptah, wird wieder als Erbauer eines Kanals und zwar von Bubastis im Nildelta zum Roten Meere genannt, wodurch allerdings eine Verbindung zwischen diesem und dem Mittelländischen Meere hergestellt gewesen wäre.

Ob dieser Kanal wirklich vorhanden gewesen und befahren worden ist, darüber fehlt jedoch der genügende Nachweis, und es darf mit größerer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die über den Indischen Ozean gekommenen indischen Waren von irgend einem Punkte des Roten Meeres den Karawanenweg nach dem Nil einschlugen, auf einer Route, die genügende Rastorte für den Warentransport darbot. Wenn nun angenommen wird, daß die erwähnte Kanalverbindung keine Mythe sei und zur Zeit

des Hiram und des Salomo, also rund vierhundert Jahre später, auch noch existiert habe, so würde dies der einzige Weg gewesen sein, den Hirams Schiffe von Phönizien aus hätten nehmen können, um ins Rote Meer nach Eloth zu gelangen. Dann aber bleibt noch immer die Frage, weshalb Salomo, wie das Königsbuch sagt, zu seinen Ophirfahrten Schiffe bauen ließ, da ihm doch die Schiffe seines Freundes Hiram offenbar zur Verfügung standen. Doch dieser scheinbare Widerspruch läßt sich leicht dahin erklären, daß Salomo vielleicht für



Rast eines Warentransportes.

einen späteren Verkehr seine eigenen Fahrzeuge haben wollte und diese in Ezeon-Geber bauen ließ. Wie aber, wenn der Seeweg nach dem Roten Meer den Schiffen Hirams tatsächlich nicht offen stand? Dann bleibt noch immer die Annahme offen, daß Hiram auch südlich von der Landenge von Suez Schiffe stationiert hatte, die sich den von Salomo erbauten anschließen konnten.

Wohin ging die Fahrt? Einzig und allein nach Ophir, denn andere Unternehmungen zur See werden von Salomo nicht gemeldet. Und ungeheuer müssen die Schätze gewesen sein, die auf diesen Fahrten, von denen die Bibel berichtet, daß sie drei Jahre Zeit in Anspruch nahmen, aus Ophir geholt wurden. Wie oben schon gesagt, brachte ein Ophirschiff 420 Zentner Gold, und in dem Vermächtnis Davids an seinen Sohn Salomo spricht er im letzten Kapitel des zweiten Buches der Chronik: „Dreitausend Zentner Gold von Ophir und sieben-

tausend Zentner lauteres Silber gebe ich zum heiligen Hause Gottes.“ Was hier mit Zentner übersetzt ist, heißt im Original Kikkar, der nach unserem Gewichtssystem 46½ kg gerechnet werden kann, so daß also jene 420 Zentner nicht weniger als etwas über 34 Millionen Mark, die dreitausend aber die ungeheure Summe von beinahe 245 Millionen Mark repräsentieren.

Wo aber lag das Land Ophir, aus welchem so kolossale Reichtümer geholt werden konnten? Darüber streiten die Gelehrten wohl heute noch. Die einen nehmen Arabien dafür in Anspruch, andere wollen Ostindien dafür angesehen wissen, noch andere haben sich für Afrika entschieden. Einen Fingerzeig gibt wieder die Bibel, indem sie außer dem Golde noch andere Erzeugnisse angibt, welche die Ophirschiffe mitbrachten. Es heißt im ersten Buch der Könige Kap. 10, 22: „Das Meerschiff des Königs brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.“

Diejenigen, welche Ostindien als das Land Ophir ansprechen, halten die Übersetzung des Wortes Tukkhiim mit Pfauen für richtig, denn die Pfauen stammen aus Indien; diejenigen aber, welche Ophir in Afrika suchen, meinen, daß das Wort nicht Pfauen, sondern Perlhühner bedeute, denn in den Ländern am oberen Nil heißt das Perlhuhn Tukka, und die Römer nannten dasselbe Gallina Afra, was zu deutsch Ophirhuhn bedeutet. Auf Arabien paßt natürlich keins von beiden, ebenso wenig wie Affen und Elfenbein; auch Gold wird dort nur in geringer Menge gefunden.

Auch Indien paßt für Elfenbein nicht sonderlich, denn es liefert von diesem geschätzten Material nur einen kleinen Teil, da die Stoßzähne des indischen Elefanten nur eine verhältnismäßig geringe Größe haben. Goldland aber ist Ostindien nie gewesen, sein fabelhafter Reichtum, der es zur Sehnsucht aller Handelsvölker seit dem fernsten Altertum machte, waren die Fülle der prachtvollsten Edelsteine, sowie die von aller Welt begehrten Schätze von Gewürzen und Spezereien, die man ja Jahrhunderte hindurch ausschließlich nur von dorther beziehen konnte. Die erstaunlichen Massen von Gold aber, welche die von Salomo und Hiram ausgesandten Ophirschiffe heimbrachten, konnten nicht wohl in Indien gefunden sein.

Nun hat man zwar eingewendet, daß diese Goldschätze in Indien oder auch in Arabien eingekauft oder vielmehr eingetauscht worden sein mögen, da ja der Handel der Alten nur Tauschhandel gewesen ist. Da kann man aber billigerweise fragen: was hatte Salomo und sein Land Palästina, dessen Bewohner hauptsächlich nur Ackerbauer waren, zu bieten, was solchen Schätzen des edlen Metalls gleichwertig gewesen wäre? Aus all diesem erhellt wohl zur Genüge, daß das Ophirgold nur in einem goldreichen Lande durch bergmännischen Betrieb gewonnen worden sein kann. Mit Salomo hörten aber die Ophirfahrten auf, nach seinem Tode zerfiel sein Reich, und Ophir geriet in Vergessenheit und zwar so gänzlich, daß es vollständig zur Mythe wurde.

Erst die jüngste Zeit hat Licht über dieses Dunkel verbreitet. Es ist schon in dem Kapitel über die Bodenschätze Afrikas erzählt worden, daß der Afrikareisende Karl Mauch in Maschonaland, dem Hinterlande des portugiesischen Ostafrika, ebenso ausgedehnte wie überreiche Goldfelder entdeckte, und schon er glaubte die Vermutung aussprechen zu dürfen, daß hier das völlig zur Fabel gewordene

Land Ophir zu suchen sei. Diese Vermutung ist durch seine Nachfolger in Maschonaland, wie Peters, Schlichter u. a., zur Gewißheit erhoben worden, denn bei näherer Untersuchung des Landes, welches natürlich sogleich nach der Entdeckung seines Goldreichtums von den Engländern mit Beschlag belegt worden ist, fanden sie meilenweit sich hinstreckende uralte Minenwerke und auch Reste von Bauten, die nur uralten semitischen Ursprungs sein können. Seitdem unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß hier im südlichen Ostafrika die Quelle zu suchen ist, aus welcher lange Zeit hindurch im Altertum auf Gold geschürft worden ist und sicherlich ungeheure Reichtümer dem Schoß der Erde entnommen worden sind. Dieses südliche Afrika zwischen dem Sambesi und Limpopo ist ohne Zweifel das Land Ophir gewesen, welches dann infolge der Weltbegebenheiten im Norden so völlig in Vergessenheit geriet, daß es in unseren Tagen erst wieder neu entdeckt werden mußte. —

Noch einer merkwürdigen Begebenheit aus dem Altertum haben wir hier zu gedenken. Etwa dreihundert Jahre nach Salomo saß auf dem ägyptischen Königsstuhl der Pharao Necho II. Wie es seinem Vater Psammetich gelungen war, das gesunkene Reich noch einmal wieder aufzurichten, was in dem vorstehenden Kapitel über die Ägypter erzählt worden ist, so wollte Necho es auch noch zu einer Seemacht erheben. Er nahm das vielleicht schon uralte Projekt eines Kanals vom Nil zum Roten Meere wieder auf, stellte jedoch infolge eines Unglück verheißenden Orakels die Arbeiten wieder ein, die dann später von einem der persischen Eroberer Ägyptens vollendet wurden. Dennoch ist aus dem Kanal nie etwas Rechtes geworden, und in den Wirren, welche durch die Araber und den neuen Mohammedanismus über den ganzen Orient und ganz Nordafrika hereinbrachen, wurde er sogar ganz zugeschüttet.

Infolge der Ophirfahrten mochte man auch einen ungefähren Begriff von der richtigen Gestaltung des südlichen Afrika erhalten haben. Necho wußte phönizische Schiffer, deren Wagemut vor keiner Gefahr zur See zurückschreckte, zu veranlassen, auf eine Entdeckungsfahrt an der afrikanischen Ostküste nach Süden auszuziehen. Die kühnen Seeleute nahmen den Auftrag an, und man sagt, daß sie, die Ostküste stetig nach Süden verfolgend, endlich um die Südspitze Afrikas herum und dann ebenso stetig an der Westküste des Kontinentes hinaufsegelnd, endlich nach einer Abwesenheit von drei Jahren durch die Säulen des Herakles glücklich nach Ägypten zurückgekehrt seien. Diese erste Umsegelung des Erdteils hatte jedoch keine weiteren Folgen und geriet ebenso wie die Ophirfahrten gänzlich in Vergessenheit.

* * *

Die Geschicke Afrikas vollzogen sich im Strome der Weltgeschichte, die sich um das Becken des Mittelländischen Meeres herum entwickelte, denn über den weiteren Ländern der Erde lag noch völliges Dunkel.

Das Reich der Perser, die ihre Eroberungen auch bis über Ägypten ausgedehnt hatten, wurde von Alexander dem Großen zertrümmert, und Ägypten wurde eine Provinz des mazedonischen Weltreiches. Alexander tat aber noch mehr: da er auch Phönizien in seine Gewalt gebracht hatte, so suchte er dies betriebsame Völkchen, welches es stets verstanden hatte, sich mit früheren Eroberern klug zu stellen und seine Rolle als Vermittlerin des gesamten Orienthandels

nach wie vor weiter zu spielen, dadurch lahm zu legen, daß er im Nildelta eine neue Stadt gründete, die nach ihm den Namen Alexandrien erhielt und dazu bestimmt war, die Rolle von Tyrus zu übernehmen.

Man hatte die Wege der Phönizier kennen gelernt, das Geheimnis war geschwunden. Man wußte nun, daß die Kostbarkeiten Indiens auf dem Seewege an den Küsten hin in den persischen Meerbusen und von da durch Karawanen nach Tyrus geführt wurden, während die chinesische Seide, welche nicht minder hochgeschätzt war, auf einem uralten Karawanenwege über Land kam. Alexander unterband den Seeweg in den persischen Meerbusen: die indischen Schiffe wurden an diesem vorüber und um Arabien herum in das Rote Meer geführt, von wo die Waren nur den kurzen Landweg querüber bis zum Nil zu machen hatten und nun den Strom hinab nach Alexandrien gelangten. Die Überführung nach Europa ging nun auf die italienischen Städte über und zwar der Zeitfolge nach auf Amalfi, Salerno, Pisa, Genua und Venedig.

Als mit Alexanders Tode das mazedonische Weltreich zerfiel und Ägypten unter der Herrscherfamilie der Ptolomäer ein eigenes Reich wurde, ließen es sich diese angelegen sein, Alexandrien als Mittelpunkt des Handels zu erhalten.

Der Handelsweg ging nun von Alexandrien den Nil aufwärts, so weit dieser fahrbar war, also etwa bis zu dem heutigen Assuan vor dem ersten Nilkatarakt, dann zu Lande quer durch den schmalen Wüstengürtel zum Roten Meer, wo das neugegründete Berenice, dessen Trümmer bei Siketat el Kebir heute noch die ehemalige Bedeutung dieses wichtigen Hafens erkennen lassen, der Stapelplatz für die Ostindienfahrer wurde.

Alexander starb 323 und bis zum Jahre 30 vor Chr. G. hat die Ptolemäerherrschaft in Ägypten bestanden, da wurde das Land eine Provinz des inzwischen zum Weltreich emporgewachsenen Rom. Die gesamten Mittelmeerländer befanden sich bereits in den Händen der Römer, nach langen und furchtbaren Kämpfen hatten sie selbst das mächtige Karthago vernichtet und die stolze Handelsstadt dem Erdboden gleichgemacht, so daß nur hier und da noch gigantische Trümmer, wie z. B. die der großartigen Wasserleitung, die Stelle bezeichnen, wo einstmals eine Weltstadt gestanden hat.

Die Römer aber begnügten sich damit, die Völker zu unterjochen und tributpflichtig zu machen, denn sie waren weder Entdecker, noch Handelsleute, sondern nur Eroberer. Den Handel, der so fabelhafte Schätze eintrug, überließen sie andern Leuten; die Erzeugnisse fremder Länder kümmerten sie nur insofern, als sie dem Wohlleben dienten, und mit roher Faust zertrümmerten sie vielfach, was andere Kulturen geschaffen hatten. Anderseits aber taten die Römer, was Phönizier und Karthager nie getan hatten: sie waren bestrebt, die unterworfenen Länder genau kennen zu lernen, und scheuten keine Mühe, sie ihren Zwecken dienstbar zu machen. Sie bauten Straßen, die sich auf ungeheure Entfernungen hin erstreckten, nicht sowohl, um Handel und Verkehr zu fördern, sondern vielmehr, um in ihren militärischen Operationen nicht behindert zu sein. Sie legten an allen Punkten, die sich zur Verteidigung des gewonnenen Landes gut eigneten, befestigte Plätze an, Kastells, welche römische Besatzung erhielten und um die her-

um sich dann in der Regel sehr bald römische Ansiedelungen bildeten, die den Grundstock zur völligen Romanisierung der ursprünglichen Bevölkerung bildeten.

Da begann im Jahre 375 nach Chr. G. jene seltsame Bewegung, die wir die Völkerwanderung nennen, die eine gänzliche Verschiebung der Völker der damals bekannten Welt zur Folge hatte, und Jahrhunderte vergingen, ehe sich alles wieder geordnet und gefestigt hatte. Endlich brach im 7. Jahrhundert der ungeheure Sturm herein, den Mohammed durch die Verkündigung einer neuen Religion heraufbeschwor. So wild und unbändig der neue Islam anfänglich auch aufgetreten war, alles mit Feuer und Schwert vernichtend, was sich nicht sofort dem neuen



Ruinen der karthagischen Wasserleitung.

Glauben fügen wollte, so haben gerade diese Fanatiker für die Erhaltung und Erweiterung der Kenntnisse über die Beschaffenheit unseres Erdballs Jahrhunderte hindurch mehr getan, als die ganze übrige Menschheit zusammengenommen. Bei den mohammedanischen Fürsten, den Kalifen, bildete sich in rascher Folge ein ganz merkwürdiger hoher Sinn für Kunst und Wissenschaft aus, die zu pflegen und in jeder Weise zu fördern sie als eine Hauptaufgabe ihrer Tätigkeit betrachteten.

Der anfänglich sehr zurückgegangene Handel blühte wieder auf, und auch der alte phönizische Handelsweg in den persischen Meerbusen wurde wieder eröffnet, so daß nun zwei indische Handelswege vorhanden waren, dieser nördliche, welcher die Waren über Land vom persischen Golf nun nach dem Schwarzen Meer führte, wo auch die alte chinesische Karawanenstraße mündete, und der südliche

durch das Rote Meer nach Alexandrien. Nun überflügelten Genua und Venedig bald alle andern italienischen Städte und wurden Beherrscher des Mittelmeeres, Genua im Norden und Venedig im Süden. Die genuesischen Flotten liefen ins Schwarze Meer ein, wo Kaffa und Tana die Mittelpunkte des Handels wurden. Venedig wurde auf Ägypten verwiesen, um vom Roten Meer die begehrten Waren zu beziehen, und auf beiden Linien vermittelten chinesische Dschonken und arabische Schiffe die Verbindung mit Indien.

So blieben die Verhältnisse bis ins 14. Jahrhundert. Da zog eine neue Gefahr herauf. Von den Mongolen verdrängt, brach ein ismaelitischer Stamm aus Turkestan in Armenien ein, und diese Türken, nach ihrem Führer Osman gewöhnlich Osmanen genannt, machten sich bald als wilde, nichts verschonende Eroberer furchtbar. 1356 gingen sie sogar auf europäisches Gebiet und setzten sich auch dort fest, machten dem griechischen oder byzantinischen Reiche mit der Eroberung von Konstantinopel ein Ende und waren im Laufe eines einzigen Jahrhunderts Herren von ganz Südosteuropa bis zur Krim, und vor Wien erst kam ihr unaufhaltsamer Siegeslauf zum Stillstand.

Mit dem Erscheinen der Türken am Bosporus geriet der ostindische Handel ins Stocken, denn der Eingang ins Schwarze Meer war nunmehr abgeschnitten, der nördliche Handelsweg versperrt. Da die Türken in Europa weitere Fortschritte nicht mehr zu machen vermochten, so war vorauszusetzen, daß das ebenso kriegslustige wie kriegstüchtige und von fanatischem Haß gegen die Christenheit beseelte Volk seine Eroberungszüge nach Süden richten, die Länder am Roten Meer, Ägypten einbegriffen, unterwerfen würde, was späterhin, zu Anfang des 16. Jahrhunderts, ja auch wirklich geschah. So drohte also auch dem südlichen Handelswege über Alexandrien der Untergang, und alle an dem indischen Handel beteiligten Völker gerieten in die größte Bestürzung.

Man mußte, und zwar schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts, daran denken, einem solchen, für das ganze Abendland unberechenbaren Unglück vorzubeugen. Glücklicherweise brauchte die Welt aber nicht so lange zu warten, bis es geschehen war, denn der Mann, welcher mit genialem Blick die Verhältnisse durchschaute und das Unglück unabwendbar kommen sah, der alle bis dahin gewonnenen geographischen Errungenschaften zusammenfaßte und daraus die Überzeugung schöpfte, daß Afrika umsegelt werden und damit ein direkter Seeweg nach Indien gefunden werden könnte, war schon da: es war **Prinz Heinrich von Portugal**, dem die dankbare Nachwelt den ehrenden Beinamen „der Seefahrer“ beigelegt hat.

Entdeckungsfahrten der Portugiesen.

Prinz Heinrich der Seefahrer.

Prinz Heinrich wurde 1394 als dritter Sohn des Königs Johann I. von Portugal geboren. Mit Leidenschaft studierte er alles, was sich auf Erdkunde und Seewesen bezog, und als er sich als Statthalter der Landschaft Algarbe auf

der südlichsten Spitze Portugals, dem Felsen von Sagres, in der Nähe des Kap San Vincente und des Hafens von Lagos, ein Schloß erbaute, richtete er in demselben ein astronomisches Observatorium, ein Seearsenal, eine Schule für Seewesen und Erdkunde ein. Sagres wurde bald ein Sammelpunkt für Gelehrte aller Art, so weit diese mit Astronomie, Mathematik, Erd- und Seekunde sich befaßten.

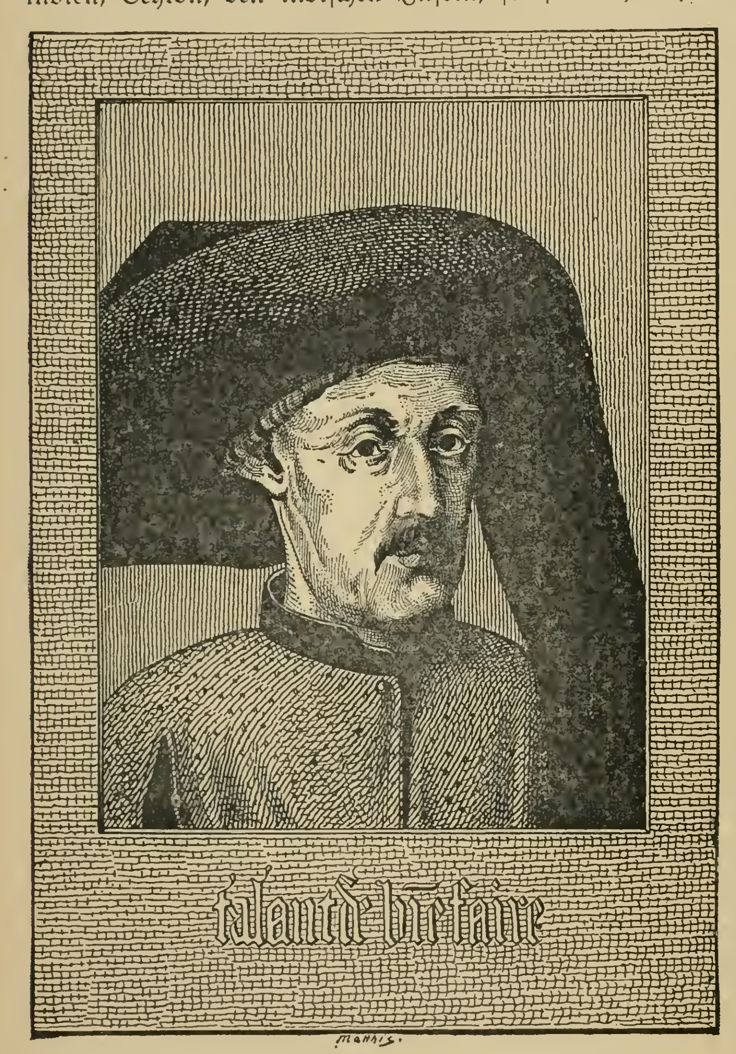
Prinz Heinrich hatte alles eifrig studiert, was Gelehrte und Reisende seit dem Altertum bis zu seiner Zeit gedacht und gesehen hatten. Vornehmlich richteten sich seine Blicke auf Afrika, denn angesichts der drohenden Gefahr für den Handel im Orient durch die Türken mochte ihm der Gedanke gekommen sein, daß Afrika die Möglichkeit bieten könnte, dieser unabwendbar scheinenden Gefahr, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts ja auch wirklich eintrat, die Spitze abzubrechen: wenn Afrika umsegelt werden konnte, so mußte ein direkter Seeweg von Europa nach Indien offen stehen, und man brauchte dann den Orient nicht mehr.

Einem solchen Unternehmen widersprach aber so manches, was vielfach als unumstößlich feststehend galt. Da war die Erdkarte des fleißigen arabischen Sammlers Abdallah Mohammed al Edrisi aus dem 12. Jahrhundert, der selbst größere Reisen zwar nicht gemacht, aber alles gesammelt hatte, wessen er habhaft werden konnte, und daraus dann ein Bild der Erde konstruierte. Auf dieser Erdkarte dehnte sich Afrika südlich von Asien eben so nach Osten weithin wie südlich von Europa nach Westen, so daß hier wie dort ein Mittelmeer entstand. Ganz ähnlich war auch noch die Gestalt Afrikas auf der Erdkarte des Italieners Marino Sanudo aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts wiedergegeben.

Dieser Zeichnung Afrikas widersprach jedoch die Ansicht zweier der größten Reisenden des Mittelalters, welche aus eigener Anschauung schilderten. Der Venetianer Marco Polo unternahm in Begleitung seines Vaters und Oheims 1271 eine Reise nach China an den Hof des Großchans der Mongolen, der damaligen Herren jenes Landes. Volle vierundzwanzig Jahre ist er dort gewesen, hat die bedeutendsten Vertrauensstellungen bei dem großen Herrscher Kublai bekleidet und das Land nach allen Richtungen hin kennen gelernt. Seine endliche höchst gnädige und von reichen Geschenken begleitete Entlassung aus dem Dienst war zugleich verbunden mit dem ehrenvollen Auftrage, eine Tochter des Großchans als Braut eines persischen Prinzen in ihre neue Heimat zu führen und zwar zur See, da die weite Reise zu Lande zu unsicher und zu gefahrvoll erschien. Diese Gelegenheit benutzte der Reisende, um wieder neue Länder kennen zu lernen, und er nahm den Weg quer über den Indischen Ozean zuerst nach Madagaskar und dann nach der Ostküste von Afrika, die er nun etwa vom Sambesi ab stetig nach Norden verfolgte und so endlich um Arabien herum nach Persien gelangte.

Fast noch bedeutsamer war die Reise des Arabers Ibn Batuta aus Tanger, der im Jahre 1325 zunächst auszog, um die geheimnisvollen Quellen des Nil zu erforschen, woran er aber durch Unruhen in Nubien verhindert wurde. Er wendete sich daher über Ägypten nach Asien, durchzog Vorderasien, Persien, Arabien, von dessen Südspitze er nach Abessinien übersetzte, um nun die zahlreichen arabischen Niederlassungen an der Ostküste von Afrika kennen zu lernen, die vielfach schon aus dem 10. und 11. Jahrhundert stammten und weit

nach Süden bis ungefähr zum Kap Corrientes verbreitet waren. Das Unternehmen führte ihn nach Süden bis über Sansibar hinaus. Danach kehrte er nach Asien zurück, durchzog die Länder der Tataren, gelangte nach Tibet, Ostindien, Ceylon, den indischen Inseln, selbst nach China, kehrte über Persien, Syrien und Arabien in die Heimat zurück und sah nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit seine Vaterstadt Tanger wieder, wo ihm die größten Ehren zuteil wurden.



Heinrich der Seefahrer.

Keiner von beiden Reisenden, weder Marco Polo noch Ibn Batuta, weiß aber etwas von einem asiatischen Mittelmeer zu erzählen. Im Gegenteil hatte Marco Polo dort einen mächtigen offenen Ozean durchquert und war von Madagaskar nach Ostafrika übergesetzt, dessen Küste unabänderlich von Süden nach Norden verlief, und auch Ibn Batuta hatte hier stets den unendlichen offenen Ozean zur Seite gehabt. Die Ostküste dehnte sich demnach ganz sicher nicht weithin nach Osten aus, sondern strich von Nord nach Süd und wurde von einem mächtigen offenen Ozean bespült. Es kam also nur darauf an, nun die Westküsten zu verfolgen und zu untersuchen, wie sich diese dazu verhalten würden. —

Ferner standen beide Reisende in vollem Widerspruch mit Aristoteles, dem Lehrer Alexanders des Großen, welcher gelehrt hatte, daß die sogenannte heiße Zone zwischen den Wendekreisen infolge der Sonnenglut völlig tot und

verbrannt sei, was ja freilich eine Durchsegelung an den Küsten Afrikas unmöglich gemacht haben würde. Davon wußte aber weder Marco Polo noch Ibn Batuta zu erzählen. Beide hatten doch die heiße Zone durchreist und konnten sich im Gegenteil gar nicht genug tun in begeisterten Schilderungen der wunderbaren Natur, die sie dort geschaut hatten. Wohl erfreuten sich beide bei ihren Zeitgenossen der höchsten Achtung, aber vielen kamen dennoch ihre Berichte unglaublich vor, und sie erklärten sie schlechtweg für große Lügner. Man konnte sich eben von der üppigen Mannigfaltigkeit des tropischen Waldes keine Vorstellung machen; daß dort gewaltige Bäume mit den herrlichsten Blüten prangen, groß und prachtvoll wie Lilien; daß sich auf Stämmen und Ästen, wie anderswo Moos und Flechten, so dort die wundersamsten Blumen ansiedeln und mit wundervollen Farben das Auge des Wanderers entzücken, während schlanke Palmen wie ein Wald über dem Walde sich im Winde wiegen — das alles war so wundersam, daß man's eben nicht zu glauben vermochte.

Anders Prinz Heinrich. Er war überzeugt von der Wahrheit der Schilderungen und von dem Irrtum des Aristoteles.

Zu all dem kam aber noch ein zweites, nämlich das Rätsel des geheimnisvollen Nil. Herodot, der bedeutendste Reisende und Historiograph der alten Griechen, hatte im 5. Jahrhundert vor Chr. G. auf seinen Reisen in Afrika erkundet, daß im Westen ein großer Strom vorhanden sei, der von West nach Ost in das Land hinein fließe. Er nahm ohne weiteres an, daß dies der Nil sei, der im westlichen Afrika entspringe, quer durch das Land bis Abessinien fließe und dann als Nil nach Norden umwende und Ägypten bis zum Mittelländischen Meer durchströme.

Claudius Ptolemäus, der größte Astronom, Mathematiker und Geograph des Altertums, der im 2. Jahrhundert nach Chr. G. in Alexandrien lebte und dessen Bücher Jahrhunderte hindurch die unumstößliche Richtschnur für die Erdkunde waren, hatte dagegen angegeben, daß der Nil aus dem tiefen Süden aus großen Seen komme, die Ströme im westlichen Afrika aber nicht von West nach Ost, sondern umgekehrt von Ost nach West in den Atlantischen Ozean flössen.

Aus diesen beiden, im Altertum gleich hochgeschätzten Angaben war dann die Kombination entstanden, daß der Nil allerdings aus großen Seen im Süden komme, sich in seinem Laufe aber teile und einen Arm als den wirklichen Nil nach Norden durch Ägypten zum Mittelmeer, den andern aber als den „Nil der Schwarzen" oder „Niger" quer durch ganz Afrika nach Westen in den Atlantischen Ozean entsende.

In dieser seltsamen Teilung erschien der Nil auch auf der Erdkarte des Edrisi und ähnlich auch auf der des Sanudo. Dies mochte für den Prinzen Heinrich ein zweiter Sporn sein, denn war das richtig, so konnte man ja von der Westküste den Nil aufwärts bis nach Abessinien gelangen, wo der Erzpriester Johannes, dessen fabelhafte Existenz im Mittelalter eine große Rolle spielte, seinen Sitz haben sollte. Lange Zeit hatte man das fabelhafte Reich dieses angeblich unversöhnlichen Feindes der Lehre Mohammeds nach Mittelasien verlegt, wo es u. a. auch von Marco Polo vergeblich gesucht worden war, bis sich dann die Gerüchte auf Abessinien konzentrierten.

Hier lag aber noch ein weiteres geographisches Geheimnis vor. Nach Edrisi u. a. sollte der Nil der Schwarzen als ein Arm des wirklichen Nil von Ost nach West in den Atlantischen Ozean strömen. Diese Ansicht wurde sogar noch durch einen späteren arabischen Reisenden, der Nordafrika und einen Teil Asiens kennen lernte, später zum Christentum übertrat und unter dem Namen Leo Africanus einen Bericht veröffentlichte, der vielfach als unumstößlich angesehen wurde, bestätigt.

Im Altertum aber hatte doch Herodot schon erkundet, daß im afrikanischen Westen ein großer Strom umgekehrt von West nach Ost landeinwärts fließe, und dasselbe Resultat brachte der oben erwähnte Ibn Batuta aus eigener Anschauung mit. Was war nun das Richtige?



Landschaft an der ostafrikanischen Küste.

Als nämlich Ibn Batuta von seiner großen Reise nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit zurückgekehrt war, plante der Sultan von Marokko eine Verbindung mit dem inneren Afrika und übertrug die Führung der Karawane dem reiseerfahrenen Batuta. Das war nun freilich eine andere Reise, als dieser sie bis dahin gemacht hatte, denn es galt, die ungeheure Wüste zu durchmessen und in die Negerländer und nach der uralten Stadt Timbuktu an dem großen Strome zu gelangen, welcher Stadt die Fabel ungeheure Schätze andichtete.

Ibn Batuta legte die Reise glücklich zurück, kam auch nach Timbuktu, fand aber nur eine sehr einfache, wenn auch sehr ausgedehnte Negerstadt, in der auch viele Mohammedaner wohnten und der Handel des Sudan sich zu konzentrieren schien, aber von besonderen Schätzen weiß er nichts zu berichten. Da stand er aber auch an dem in der Tat gewaltigen Strom, und siehe da: dieser wälzte seine Fluten von West nach Ost landeinwärts, Herodot war also recht berichtet, die Karte des Edrisi und andere Berichte waren falsch. Es sei nur noch mitgeteilt, daß Ibn Batuta auf demselben Wege zurückkehrte und sich, nun endlich reisemüde geworden, nach Fez zurückzog, wo er im Jahre 1377 starb.

Dieses Rätsel eines gewaltigen Stromes war ein zweiter Sporn für den

Prinzen Heinrich, und da inzwischen mit der Erfindung des Kompasses durch Flavio Gioja aus Amalfi den Schiffern ein Mittel geboten war, daß sie nicht mehr so vorsichtig an die Küste sich zu binden brauchten, so schritt er zur Tat, mit um so größerer Zuversicht, als ihm auch die Umschiffung Afrikas, die der Pharao Necho durch phönizische Schiffer ausführen ließ, nicht unbekannt geblieben war. Die Entdeckungsfahrten der Portugiesen nahmen ihren Anfang.

Es verging kaum ein Jahr, daß der Prinz, dem als Großmeister des Christusordens sehr reiche Mittel zur Verfügung standen, nicht ein Schiff aussandte. Viele kehrten freilich resultatlos zurück, und daher sollen im folgenden nur die bedeutendsten derjenigen Fahrten aufgeführt werden, die einen wesentlichen Fortschritt herbeiführten und den Schleier, welcher die Küsten des dunklen Erdteils deckte, weiter und weiter lüfteten.

Die Entschleierung der Westküste.

Der nördlichste Teil der Westküste war schon nicht mehr ganz unbekannt, bis zum Kap Nun (Non, Nein!) war man ja schon gekommen; dies galt ziemlich allgemein noch für das Ende der Erdscheibe, denn daß die Erde eine Kugel sei, war eine Erkenntnis, die erst damals anfing sich allmählich Bahn zu brechen. Bis dahin waren auch schon italienische Schiffer gekommen, welche um 1350 die Gruppe der Madeirainseln aufgefunden, sich dann aber nicht weiter darum gekümmert hatten. Ja, die Spanier waren sogar schon bis zu den Kanarischen Inseln gefahren und hatten diese etwa um dieselbe Zeit in Besitz genommen.

So hatten denn auch Prinz Heinrichs Seeleute kein Bedenken mehr, hier weiter in die See hinein zu steuern und fanden ebenfalls die Insel Madeira, die sie nun für Portugal in Besitz nahmen, und die ja heute noch eine der kostbarsten Perlen in Portugals Krone und deren Hauptstadt Funchal eine der Hauptstationen für alle Seefahrer ist. An den Kanarischen Inseln, die bereits den Spaniern gehörten, ging nun die Fahrt der Portugiesen vorüber, und sie gelangten bis zum Kap Bojador, dessen ungeheure, sich augenscheinlich meilenweit in das Meer hineinziehende Brandung nun aber lange Zeit von jedem weiteren Versuch zurückschreckte.

Erst 1433 wagte es Gil Eannes, auch dies gefürchtete Kap zu umsegeln und die Küste weiter zu verfolgen, aber soweit man auch kam, die Küste blieb gleichmäßig einförmig, ein ödes, oft felsiges Hügelland, hinter dem als Hinterland sich die Totenstille der Wüste ausbreitete. 1441 erweiterte Nuno Tristao die Kenntnis der Küste bis zum Kap Blanco, dem Weißen Vorgebirge, hinter welchem in der Bucht von Arguin die erste portugiesische Niederlassung angelegt wurde, die ein Mittelpunkt des Handels werden sollte, wo man auch Goldstaub fand und unbestimmte Nachrichten von der fabelhaften Stadt Timbuktu einzog, die tief drinnen im Lande an dem rätselhaften Nil der Schwarzen liegen sollte.

Dieses Rätsel glaubte Aloys da Cadamosto, ein Venetianer in Prinz Heinrichs Diensten, aufgeklärt zu haben, als er 1455 bis zum Senegal vordrang, dessen gewaltige, aber von einer unpassierbaren Barre verlegte und von einer furchtbaren Brandung umtobte Mündung man für die des Nil der Schwarzen hielt. Das nächste Jahr schon brachte jedoch eine bessere Erkenntnis, denn man erreichte

den Gambia und den Rio Grande und überzeugte sich, daß man es in diesen und auch im Senegal nur mit zwar sehr wasserreichen, aber doch nur verhältnismäßig kürzeren Küstenflüssen zu tun habe und an den Nil der Schwarzen nicht zu denken sei. Was aber von nicht minderer Wichtigkeit erschien: die kühnen Entdecker hatten die trostlose Wüstenküste hinter sich und die Lehre des Aristoteles, daß in der heißen Zone alles Leben tot und versengt sei, erwies sich als trügerisch, denn sie waren eingetreten in die wunderbare Tropennatur, die schon Marco Polo und Ibn Batuta so begeistert geschildert hatten.

In rascher Folge wurde nun die weitere Küste entdeckt, wurden um Kap Palmas herum die Pfefferküste, Elfenbeinküste, Goldküste, Sklavenküste entschleiert, und Prinz Heinrich erlebte noch die Gewißheit, daß hier Afrikas, bisher stetig nach Süden verlaufene Westküste eine unausgesetzte Richtung nach Osten angenommen hatte.

Prinz Heinrich starb 1460, und nun gerieten die Entdeckungsreisen eine Zeitlang in Stillstand, denn es war niemand da, der sie mit gleichem Eifer gefördert hätte. Der König Alfons war im eigenen Lande Portugal stark beschäftigt, denn er führte mit Spanien jahrelang einen Krieg um den Besitz von Castilien, der zu keinem Resultat führte; als er aber 1471 den Mauren Tanger an der Nordspitze von Afrika entrissen hatte, ließ er auch die Entdeckungsfahrten wieder aufnehmen. Sie führten bis tief in den Meerbusen von Guinea hinein, und noch in demselben Jahre 1471 entdeckte hier, durch einen Sturm nach Süden verschlagen, Fernando Po die ihm zu Ehren genannte Insel und brachte die Gewißheit heim, daß der Ostrichtung der afrikanischen Küste dort wieder eine Südrichtung folgt.



Die Bai von Funchal.

Alfons' Nachfolger, König Johann II., ein Neffe des Prinzen Heinrich, hatte eine starke Ader von diesem seinem Oheim, wissenschaftliche Studien füllten einen großen Teil seiner Zeit aus. Er sendete 1484 ein neues Entdeckungsgeschwader aus, unter Führung des Diego Cao, den der in portugiesischen Diensten stehende Deutsche Martin Behaim aus Nürnberg als wissenschaftlicher Beirat begleitete. Cao segelte ohne besonderen Aufenthalt an den nun schon bekannten Gestaden hin in den Meerbusen von Guinea hinein, auch an dem riesigen Mündungsdelta des Niger vorüber, von dessen Bedeutung er natürlich

keine Ahnung hatte, gelangte zu der, nach ihrem Entdecker Fernando Po (1471) benannten Insel Fernando Po, entdeckte die Inseln Principe und St. Thomé und hielt dann wieder nach dem Festlande hinüber, für das ihm die bis über 4000 m aufsteigenden Berge von Kamerun als Marke dienten. Er überzeugte sich, daß von hier ab Afrikas Westküste stetig nach Süden strich und sah, wie auch Behaim, mit größter Spannung dem Augenblick entgegen, wo er den Äquator erreichen würde oder die „Linie", wie die Seeleute sagen.

Tag um Tag zogen die Schiffe in günstiger Fahrt dahin. Das Wetter blieb unverändert schön, nie zeigte sich am Himmel ein Wölkchen; bei Tage strahlte die Sonne in ungetrübter Schönheit herab, bei Nacht leuchteten die Sterne am Firmament, wie es die Seefahrer nie gesehen, und der günstigste Wind blähte die Segel in steter sanfter Rundung. Näher und näher kam die Flotte jener Region, in welcher die nördliche Erdhälfte von der südlichen sich scheidet, wo die beiden heißen Erdgürtel im Äquator zusammenstoßen und sich zu einem einzigen vereinigen, nur auf der Landkarte geschieden durch eine dicke Linie mit der Bezeichnung 0, die gerade in der Mitte rings um die ganze Erde läuft. Noch heute hat ja das Passieren der Linie für jeden Seemann eine große Bedeutung, denn nur der, welcher auf einer Seereise den Äquator überschritten hat, gilt in seinen Augen als ein wirklich zünftiger Kamerad, und das Passieren der Linie ist deshalb nach altem Seemannsbrauch ein Hauptfest für die Leute, das mindestens mit einer großartigen Maskerade gefeiert werden muß. Davon wußten Caos Leute allerdings noch nichts, aber ein Bewußtsein schwellte ihre Brust mit Hochgefühl: die ersten Seefahrer zu sein, welche diesen merkwürdigen Punkt erreichten und überschritten, den die Alten mit so vielen angeblich unbesiegbaren Schrecken umfabelten.



Kongoneger.

Es ist sonderbar, daß der uns erhaltene portugiesische Bericht über diese Reise gerade diese denkwürdige Tatsache gar nicht erwähnt, obwohl er doch ganz klar von nördlichen und südlichen Breitegraden spricht. Diesem Bericht zufolge ist

Caos Expedition längere Zeit in der Gegend von Boma am Kongo gewesen und bis zum 22. Grad südl. Br. hinabgekommen, etwa bis zum Kap Croß, war also gar nicht weit mehr von der Südspitze Afrikas entfernt, die unter dem 35. Grade liegt. Beim Kap Croß aber kehrten die Seefahrer um und trafen nach einer Abwesenheit von neunzehn Monaten glücklich wieder in Lissabon ein. König Johann empfing die Seefahrer mit den höchsten Auszeichnungen; Martin Behaim wurde von ihm sogar eigenhändig zum Ritter des Christusordens geschlagen.

Es ist nicht klar, ob mit List oder Gewalt oder durch Vertrauen erweckende Behandlung ihrer Heimat entführt, genug: Cao brachte eine Anzahl von Negern und Negerinnen vom Kongo mit nach Lissabon. Hier sollten sie in der portugiesischen Sprache unterrichtet und in der christlichen Heilslehre unterwiesen werden, damit sie Auskunft über ihre Länder geben und nach ihrer Rückkehr wesentliche Hilfsmittel zur Verbreitung des Christentums werden könnten; als Gefangene sollten diese Schwarzen ja nicht betrachtet, sondern gelegentlich wieder in ihre Heimat zurückgebracht werden.

Die Umsegelung der Südspitze Afrikas.

Schon im folgenden Jahre rüstete König Johann wieder drei Schiffe aus, welche die Entdeckungen des Cao weiter verfolgen sollten. Den Oberbefehl erhielt Bartholomeu Diaz, ein erfahrener und erprobter Seemann. Wie schon sein Vorgänger, so erhielt auch er eine Anzahl steinerner Erinnerungssäulen mit, die er an geeigneten Punkten als Zeichen portugiesischen Besitzes aufpflanzen sollte. Außerdem wurden ihm auch die von Cao nach Portugal gebrachten Schwarzen mitgegeben, um sie in ihre Heimat zurück zu bringen.

Auf seiner Fahrt hielt sich Diaz nirgends länger auf als nötig, steuerte so weit von der Küste entfernt, daß er die unzähligen kleinen Buchten vermeiden konnte, und erreichte so in kurzer Zeit den innersten Meerbusen von Guinea. Dann aber hielt er sich dem Festlande näher, um den Kongo nicht zu verfehlen. Weit draußen schon machte sich die braune Färbung des gewaltigen Stromes bemerkbar, Diaz hielt nun auf das Land zu, überwand glücklich die gewaltige Brandung und lief in den Strom ein.

Hier mußte Bartholomeu seinen Leuten eine längere Ruhe gestatten, und sie lernten nun die Urbewohner, die ihre aus Portugal zurückkehrenden und mit allem möglichen portugiesischen Flitter behängten Landsleute mit unbeschreiblichem Jubel empfingen, in all ihrer wilden Ursprünglichkeit kennen. Vergeblich aber sahen sich die Seefahrer nach den ersehnten Gewürzpflanzen um, deretwegen ja doch der Weg nach Indien mit so viel Eifer und Mühe gesucht wurde; sie fanden keine Spur davon.

Nachdem sich Diaz mit mannigfachem frischen Proviant versorgt hatte, ging die Fahrt weiter, und er erreichte Kap Croß, an welchem Cao und Behaim umgekehrt waren. Nun begannen die Entdeckungen, und Diaz versäumte nicht, oftmals das Land näher zu untersuchen. So erreichte er eine geräumige Bucht, die er die Walfischbai nannte, weil er hier zu seinem Erstaunen Walfische an-

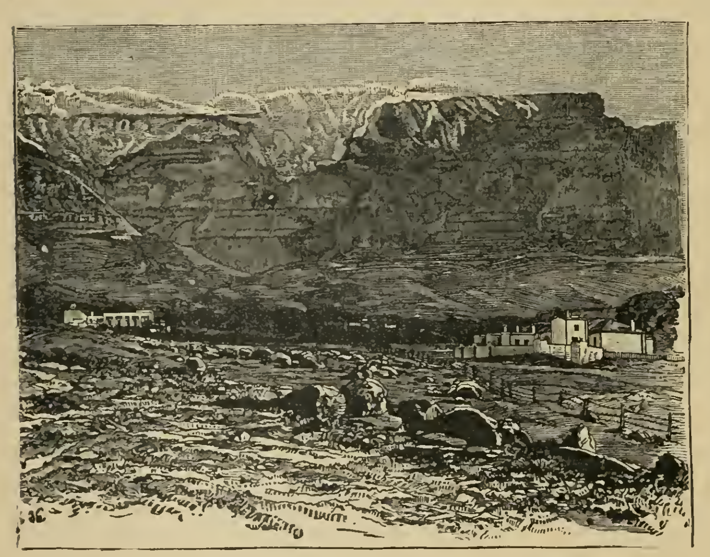
traf, die man doch nur im hohen Norden findet; man wußte eben noch nicht, daß auch im Südpolarmeer ein Walfisch lebt, der bis an die Küsten von Afrika und Amerika heraufstreicht. Er erreichte in stetig günstiger Fahrt die Mündung des Oranjeflusses, da aber stellten sich drohende Anzeichen ein, daß das Wetter umschlagen würde. Er mußte sich beeilen, die Schiffe in Sicherheit zu bringen. Da er aber eine schützende Bucht nicht finden konnte, so beschloß er als erfahrener Seemann, das Weite zu suchen, denn auf hoher See durfte er hoffen, mit dem Sturm fertig zu werden. Und es war in der Tat die höchste Zeit.

Glücklicherweise war es ein Nordsturm, der die Schiffe mit fürchterlicher Gewalt packte und also vom Lande ab und nach Süden trieb. Furchtbar kämpften sie mit den empörten Elementen. In dem Gischt der haushohen Wogen, unter dem fast beständig herniederprasselnden, mit Hagel gemischten Regen war ein Umschauen unmöglich. Jeder Schiffsführer war nur auf sich selbst angewiesen und konnte sich um die Gefährten nicht kümmern. Nur mit Lebensgefahr vermochten sich die Leute noch auf dem Schiffe zu bewegen, eine Sturzwelle nach der andern schlug über Bord, und sie richteten furchtbaren Schaden an. Die unerschütterliche Besonnenheit des Führers allein gab den halbverzweifelten Leuten noch den Mut, in der Arbeit nicht zu erlahmen; arbeitete jeder doch für das eigene Leben. Da endlich in der vierzehnten Nacht, seitdem die Schiffe ziellos umhergeschleudert wurden, legten sich Sturm und Regen, aber — nur die beiden größeren Schiffe waren noch beisammen, das Proviantschiff war verschwunden. War es gänzlich abgetrieben oder von den brüllenden Wogen verschlungen worden? Niemand vermochte diese Frage zu beantworten, jeder mußte froh sein, jetzt das eigene Leben wieder geborgen zu wissen.

Wo aber befanden sie sich? Diaz konnte nur feststellen, daß sie weit nach Süden abgetrieben waren, doch hoffte er, nach Osten hin noch die Küste Afrikas wiederzufinden. Er richtete deshalb den Kurs dahin, doch vergingen mehrere Tage mit vergeblichem Suchen. Da entschloß er sich kurz, nach Norden zu steuern. Zwar vergingen wieder mehrere Tage, da aber tauchten am Horizont Bergspitzen aus der Wasserwüste empor. Noch ein Tag, noch eine Nacht, und am andern Morgen stieg ein terrassenförmiges Hochland vor ihm auf. Doch was war das? Wäre es die Westküste von Afrika gewesen, so hätte sie von Süden nach Norden streichen und er hätte das Land zur Rechten haben müssen; hier lief aber die Küste von Südwest nach Nordost, und er hatte das Land zur Linken. Ja, der Sturm hatte vollbracht, was seit Jahrhunderten der Traum der Seefahrer gewesen war: die Südspitze Afrikas war umsegelt, und Bartholomeu Diaz wußte es nicht, obwohl ihm eine Ahnung davon aufdämmerte. Für jetzt war er nur zufrieden, daß er wieder Land vor sich hatte und eine geschützte, prachtvolle Bucht fand, wo er die hart mitgenommenen Schiffe einlaufen lassen konnte. Auch Menschen waren vorhanden, Schwarze, die erst herbeigelaufen kamen, das herannahende Meerwunder anzustaunen, dann aber mit Geschrei die Flucht ergriffen und im Walde verschwanden. Um nicht auf verborgene Klippen zu geraten, ankerte Diaz an einer kleinen, schön bewaldeten Insel unfern des Strandes, wo er seine Leute sich erholen und die Schiffe ausbessern lassen konnte. Es ist die Bucht an der Ostküste Afrikas, die wir heute Algoabai nennen.

Nun weigerten sich aber seine Leute, weiter zu fahren, da sie der Strapazen und auch des Entdeckerruhmes genug hätten, und nur mit Mühe vermochte sie Diaz, noch drei Tage auszuhalten, damit die weitere Richtung der Küste nach Norden festgestellt werden könnte. Dann mußte er, an der Schwelle des offenen Weges nach Indien, umkehren. Nun umsegelte er die Südspitze Afrikas in umgekehrter Richtung, fuhr durch die Falsebai, gelangte in die Tafelbai und sah den merkwürdigen Tafelberg, an dessen Fuße sich jetzt die glänzende Kapstadt ausbreitet, mit dem eigentümlichen Wolkenfall, so wie ihn unser Bild darstellt, und hatte nun wieder die Westküste Afrikas zur Rechten.

Welche Begeisterung in Lissabon, als die beiden Schiffe am Weihnachtstage 1488 wieder in den Hafen einliefen. Welche Glückseligkeit des Königs Johann, als Diaz von der Fahrt und der Gefahr am „Kap der Stürme", wie er die Südspitze Afrikas nannte, erzählte. „Nein," rief der König begeistert, „nicht Kap der Stürme, sondern Kap der Guten Hoffnung soll es heißen, denn keinem Zweifel unterliegt ja mehr unsere Hoffnung, Indien auf diesem direkten Seewege zu erreichen." Und Kap der Guten Hoffnung heißt es denn auch bis auf den heutigen Tag.


Der Tafelberg bei Kapstadt.

* * *

Ehe noch König Johann dazu kam, eine neue Expedition auszurüsten, um die glänzende Entdeckung des Bartholomeu Diaz weiter zu verfolgen, trat jenes großartige Ereignis ein, welches bestimmt war, die ganze bisherige Welt umzugestalten: Christoph Kolumbus entdeckte 1492 Amerika.

Auch er war ausgefahren, einen direkten Seeweg nach Indien zu suchen, aber nicht für Portugal, sondern für Spanien, und da die Anschauung von der Kugelgestalt der Erde nun schon ziemlich allgemein geteilt wurde, so meinte er es finden zu müssen, wenn er immer nach Westen segelte, und auf diesem Wege tauchte eine ganz neue Welt aus den Fluten des Ozeans empor.

Dort drüben jenseits des Atlantischen Meeres entschleierte sich in rascher Folge eine mächtige Inselwelt, die natürlich vorerst alle Welt für Indien hielt, obwohl dort von den begehrten Gewürzen und Spezereien nichts gefunden wurde. Beinahe hundert Jahre hatten sich die Portugiesen darum bemüht, und nun drohten die Entdeckungen des Kolumbus alle ihre Mühen und Anstrengungen zu Schanden zu machen. Nun rüstete König Johann zwar zu einer neuen Expe-

dition, doch Spanien erhob Protest dagegen. Da entschied der Papst den Streit der beiden dahin, daß eine Linie, entsprechend etwa dem 46. Längengrad, gezogen wurde und alle Entdeckungen westlich von dieser Linie den Spaniern, östlich den Portugiesen gehören sollten, und diese Entscheidung wurde noch durch einen besonderen Vertrag zwischen beiden Staaten festgelegt.

Da aber starb König Johann 1495 und hinterließ seinem Sohne Emanuel I. die Verfolgung der afrikanischen Entdeckungen als Erbe: eine direkte Verbindung von Lissabon nach Indien herzustellen. König Emanuel säumte nicht, und nachdem die dringendsten Regierungsangelegenheiten erledigt waren, wurden drei Schiffe von mittlerer Größe, damit sie überall anlegen könnten, aufs sorgfältigste für die Dauer von drei Jahren ausgerüstet. Den Oberbefehl erhielt nicht der verdienstvolle Bartholomeu Diaz, der in Ungnade gefallen zu sein scheint, sondern Vasco da Gama, ein erprobter und erfahrener Seemann.

Vasco da Gama verließ Lissabon am 8. Juli 1497 und verfolgte den Weg, den seine Vorgänger ihm vorgezeichnet hatten. In der Nähe der Südspitze Afrikas faßten zwar auch ihn die gefürchteten Stürme, aber in einer geschützten Bucht wartete er ruhig besseres Wetter ab. Auf der Weiterfahrt stellte sich dann heraus, daß das Kap der Guten Hoffnung nicht gerade die südlichste Spitze Afrikas ist, daß das Festland sich hinter der Tafelbai noch eine recht bedeutende Strecke weiter nach Süden vorschiebt und hier in einem Vorgebirge endet, das gegen 150 m hoch scharf aus dem Meere emporstarrt und den Namen Kap Agulhas oder Nadelkap erhielt. Das ist die eigentliche Südspitze Afrikas.

Nachdem Vasco da Gama diese umsegelt hatte, fand er, wie schon Bartholomeu Diaz angegeben, die Küste nordöstlich hinstreichend und immer mehr südnördlich werdend. Am Weihnachtstage lief er in eine Bucht ein, der er dem Fest zu Ehren den Namen Costa oder Port Natal beilegte. Die Fahrt ging mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen weiter bis zu einem großen Flusse, der wahrscheinlich schon der Sambesi gewesen ist. Hier hörte man die ersten arabischen Laute. Arabische Sprache am Indischen Ozean zu finden, hatte man erwartet, da ja zumeist Araber den indischen Handel vermittelten, deshalb hatte man schon von Lissabon Leute mitgenommen, die des Arabischen mächtig waren, und so war die Verständigung leicht.

Je weiter man nach Norden vorrückte, desto zahlreicher wurde die hellerfarbige Bevölkerung, desto größer aber auch Vasco da Gamas Vorsicht, denn er kannte die Treulosigkeit und Heimtücke der Rasse von den nordafrikanischen Mauren her nur zu gut. Trotzdem kam es im Februar in Mosambik sowohl wie im April in Mombas zu offenen Feindseligkeiten, und erst in Melinde oder Malindi fand Gama einen arabischen Scheich, der es ehrlich meinte und ihm sogar einen Piloten verschaffte, der die Reise von hier nach Indien schon mehrmals gemacht hatte. Der Mann war sogar zur größten Überraschung der Portugiesen mit dem Gebrauch des Kompasses, Messung der Sonnenhöhen und Seekarten völlig vertraut.

So lag denn das Geheimnis entschleiert vor ihnen, sie konnten die bisherige Küstenfahrt aufgeben und über den offenen Indischen Ozean an ihr Ziel gelangen. Am 24. April richteten sie in Malindi die Segel zu neuer Fahrt und



Vasco da Gama.

am 20. Mai 1498 warfen sie auf der Reede von Calicut an der Küste von Malabar im südlichen Vorderindien, dem Mittelpunkte des indischen Handels, die Anker aus.

Nach dieser welthistorischen Fahrt gelangte 1503 der Portugiese Saldanha nach einer Umsegelung Afrikas nordwärts bis zum Kap Guardafui, ja, 1541 machte Estevan da Gama dieselbe Reise, gelangte aber um dieses Kap herum ins Rote Meer und erreichte Suez, wo er sich überzeugte, daß hier die Seefahrt um Afrika herum überhaupt zu Ende sei, nur 125 km weit noch vom Mittelländischen Meere entfernt.

Damit war die Umsegelung des schwarzen Erdteils vollendet und zwar in umgekehrter Richtung, wie sie im Altertum der Pharao Necho von phönizischen Schiffern hatte ausführen lassen. Von da ab hat der Gedanke eines Kanals von Suez über die Landenge hinüber zum Mittelmeer immer in der Luft gelegen, ist aber erst in unseren Tagen zur Ausführung gelangt.

Forschungsreisen in Afrika.

Lange Zeit hörte man nun nichts mehr von Afrika. Sehr natürlich, denn die Entdeckungen in Amerika und die fabelhaften Reichtümer, welche dort erworben werden konnten und auch wirklich erworben wurden, nahmen das Interesse der ganzen Welt allein in Anspruch. Es waren eigentlich nur noch die Portugiesen, welche sich um Afrika kümmerten, aber diese auch nur insofern, als sie den Weg nach Ostindien an dessen Küsten hin eifrig verfolgten.

Auch in dem folgenden 17. Jahrhundert trat Afrika nur wieder insoweit etwas mehr hervor, als mehrere europäische Staaten sich durch Anlegung von Faktoreien daselbst tätig zeigten. In England bildete sich eine Gambia-Gesellschaft, in Frankreich eine Senegal-Kompanie, um Handelsverbindungen mit jenen Ländern anzubahnen; aber die Engländer brachten es zu nichts, und die Sache schlief wieder ein. Die Franzosen legten 1625 wenigstens das Fort St. Louis an und machten Handelsgeschäfte, wenn auch nur in geringem Maßstabe, mit den Negervölkern. Die Portugiesen waren hier und da bemüht, an der West- und Ostküste sich niederzulassen; 1650 setzten sich die Holländer am Kap der Guten Hoffnung fest; 1672 bildete sich eine englisch-afrikanische Handelsgesellschaft, 1682 sogar eine deutsche, die auf Anregung des Großen Kurfürsten von Brandenburg an der Goldküste eine Faktorei gründete.

Immerhin gelangten dadurch mancherlei Nachrichten über Afrika nach Europa, wie auch von den Missionaren, welche ausgesandt wurden, die Heiden zu bekehren. Von wirklichen Forschungsreisen sind nur die des Franzosen Poncet in Abessinien und André Brue zu erwähnen, welch letzterer am Senegal aufwärts zog und angeblich bis Timbuktu vorgedrungen sein soll.

Im 18. Jahrhundert wurden die Forschungsreisen schon zahlreicher. 1701—2 durchzog der Pater Krump die nordöstliche Wüste; 1702 forschte Peter Kolbe im Kaplande. 1716 drang der Franzose Compagnon bis in das angeblich goldreiche Bambuk vor. Infolgedessen raffte sich die englische Gambia-Gesellschaft wieder auf und sandte den Kapitän Barth. Stibbs mit Tauschartikeln den Gambia aufwärts, denn nach alten Nachrichten sollte dieser Strom ja der Ausfluß oder einer der Ausflüsse des rätselhaften Niger sein. Stibbs aber fand schon das Gegenteil, daß nämlich der Gambia trotz seiner Wassermasse nur ein von den in weiter Ferne sichtbar werdenden Bergen kommender Küstenfluß sei, und nun kümmerte sich die Gesellschaft auch nicht weiter mehr darum.

Fleißiger waren die Franzosen, durch tüchtige Männer die Senegalländer erforschen zu lassen und ihre Kolonien weiter auszudehnen. Wir nennen hier nur den Naturforscher Michel Adanson, der von 1749—53 namentlich botanische Studien am Senegal machte, sowie Pater Demanet, der von 1761 bis 64, und Boufflers und Geoffroy de Villeneuve, die 1785 die Länder bereisten und wertvolle Nachrichten sammelten.

Auch an andern Punkten setzte die Afrikaforschung ein. 1761 gelangte Carsten Niebuhr in Ägypten bis zu den Nilfällen; 1768—73 durchforschte der Schotte James Bruce Nubien und Abessinien und brachte sichere Nachrichten über den Blauen Nil. 1772—76 lernten die Schweden Andres Sparr-

mann und Peter Thunberg die Länder der Hottentotten kennen, und ihre Forschungen wurden 1780—85 von dem französischen Ornithologen François Levaillant weiter ins Innere fortgesetzt.

Das waren jedoch alles vereinzelte Unternehmungen. Erst mit der Gründung der Afrikanischen Gesellschaft zu London im Jahre 1788 kam ein gewisses System in die Afrikaforschung, wurden die zu unternehmenden Reisen, welche das Land mehr und mehr aufklären sollten, nach vorher festgestelltem Plan und mit bestimmten Zielen unternommen.

Das Geheimnis des Niger und der Sudan.

Die Afrikanische Gesellschaft wurde von Sir Joseph Banks, welcher den Kapitän Cook auf seiner ersten Weltreise begleitet hatte, ins Leben gerufen. Nachdem die Engländer infolge des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges ihre Kolonien jenseits des Atlantischen Ozeans für immer verloren hatten, blieb ihnen nichts übrig, als zu versuchen, sich dafür anderweit zu entschädigen.

Die neu gegründete Gesellschaft stellte sich bestimmte Aufgaben in Afrika und sandte kenntnisreiche und tatkräftige Männer aus, um Licht in die aufgestellten und bisher ungelösten Probleme zu bringen und dadurch neue Handelswege zu finden.

Unter diesen ungelösten Fragen stand der geheimnisvolle Nil, einerseits seine unbekannte Herkunft, anderseits sein seit Jahrhunderten behaupteter Zusammenhang mit dem Nil der Schwarzen, dem Niger, im Vordergrunde.

Das letztere als das nächstliegende Ziel zu ergründen, wurde, nachdem die Sendung des Majors Houghton zu keinem Resultat geführt hatte, da dieser aus dem Innern nicht wiederkehrte, der schottische Arzt Mungo Park ausgesandt. Derselbe war längere Zeit im tropischen Asien stationiert gewesen und an das Tropenklima gewöhnt. Er sollte auf Houghtons Spuren den Gambia aufwärts gehen, dessen Lauf feststellen und den Niger zu erreichen suchen.

Mungo Park fand die früheren Angaben des Kapitäns Stibbs, daß der Gambia nur ein Küstenfluß sei, bestätigt. Er überstieg die fernen Berge, welche das Küstenland von dem Innern trennten, gelangte nach unsäglichen Schwierigkeiten glücklich an den Niger und konnte nun auch die Angaben des alten Herodot und des Arabers Ibn Batuta bestätigen, daß der Niger nicht zum Ozean nach Westen, sondern umgekehrt landeinwärts fließe. Von einer zweiten Expedition, welche die englische Regierung unter Mungo Parks Leitung 1805 ausschickte, um den Verbleib des Stromes festzustellen, kehrte jedoch niemand zurück. Wie sich später herausstellte, ist der kühne Reisende mit dem Rest seiner Leute bei dem Versuche, den Niger in selbstgezimmertem Kahne zu befahren, erschlagen worden.

Die gemachten Entdeckungen zu vervollständigen, zogen 1822 Oudney, Hugh Clapperton und Dixon Denham von Tripolis aus über Mursuk durch die Wüste nach dem Süden, entdeckten den Tschadsee und stellten fest, daß der Niger nicht in diesen großen Binnensee mündet, also noch weniger quer durch ganz Afrika zum Nil fließen könne. Am Tschad starb Oudney, aber Clapperton und Denham kehrten 1824 glücklich nach England zurück, nachdem sie die Länder um den Tschadsee herum nach allen Richtungen hin durchstreift hatten.

Ein Jahr darauf erhielt Clapperton von der Regierung den Auftrag, von dem Meerbusen von Benin aus nach denselben Ländern durchzudringen. Auf dieser Reise erreichte er den Niger da, wo Mungo Park seinen Untergang gefunden hatte, überzeugte sich von dessen Tode, setzte dann über den Strom und gelangte wieder zum Tschad; aber auch ihn ereilte hier der Tod. Seine Papiere aber wurden von seinem Diener Richard Lander gerettet, der England glücklich wieder erreichte. Nun erhielt dieser 1830 den Auftrag, dieselbe Reise noch einmal zu unternehmen, aber die Erforschung des Niger zu seiner Hauptaufgabe zu machen. Und siehe da, es gelang. Lander erreichte mit seinem Bruder den Niger bei Bussa, bis wohin schon Mungo Park den Strom festgestellt hatte, und die Brüder führten nun aus, was dem kühnen Schotten nicht gelungen war; sie fuhren den Niger in einem Kahn hinab und kamen durch das Nigerdelta an seiner Mündung in dem Busen von Biafra wieder zum Vorschein. Damit war das Geheimnis des Niger gelöst.

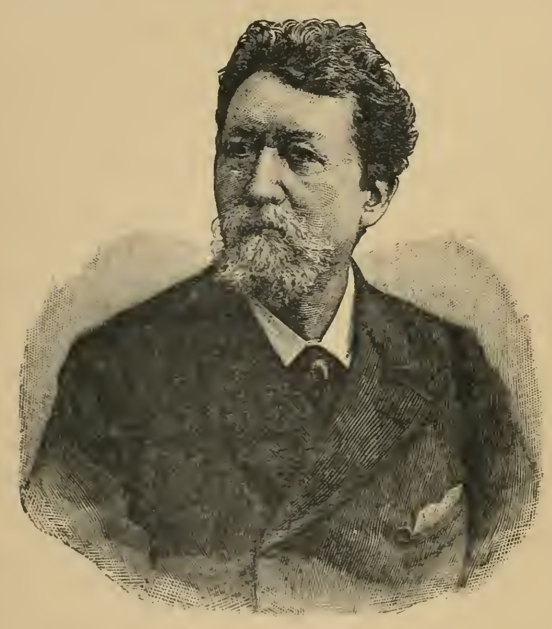


Mungo Park.

Weitere Aufklärung der Tschadseeländer und des Sudan brachte außer kleineren Reisen zunächst dann die Expedition, welche die englische Regierung nach dem Plan des Missionars James Richardson und unter dessen Führung unternehmen ließ. Ihr schlossen sich die beiden Deutschen Adolf Overweg und Heinrich Barth an, letzterer auf eigene Kosten.

Sie gingen 1850 von Tripolis aus nach Süden, wo sie sich trennten, um auf verschiedenen Wegen Kuka, die Hauptstadt von Bornu, zu erreichen. Dies gelang jedoch nur Barth und Overweg, Richardson erlag inzwischen dem Klimafieber. Von Kuka aus machten nun die beiden Deutschen zahlreiche Ausflüge. Barth insbesondere in südlicher Richtung nach den Ländern Adamaua, wo er den Benue, den größten Nebenfluß des Niger entdeckte, und nach Bagirmi. Aber auch Overweg erlag im September 1852 dem ungesunden Klima der Tschadseeniederung.

Nun setzte Barth das Unternehmen allein fort. Er wendete sich nach Westen und erreichte den Niger bei Say, durchwanderte die noch von keinem Europäer betretenen Landschaften Gurma, Libtako und Dalla und gelangte im September nach Timbuktu. Hier gelang es ihm, das Zutrauen des Sultans zu gewinnen, so daß er monatelang seinen Studien obliegen und Resultate gewinnen konnte, wie kein Reisender vor ihm. Erst im Mai 1854 verließ er Timbuktu, um auf einem andern Wege nach Kuka zurückzukehren, auf dem er mit dem Landsmann Eduard Vogel zusammentraf, der von der englischen Regierung ausgesandt war, um die in Europa schon für verschollen geltenden Reisenden zu suchen und auch eigene Forschungen zu unternehmen. Beide arbeiteten dann in Kuka gemeinschaftlich, bis Barth im Mai 1855 endlich wieder nach Europa aufbrach, was er über Mursuk und Tripolis nach fünfjähriger Abwesenheit auch glücklich erreichte.


Gerhard Rohlfs.

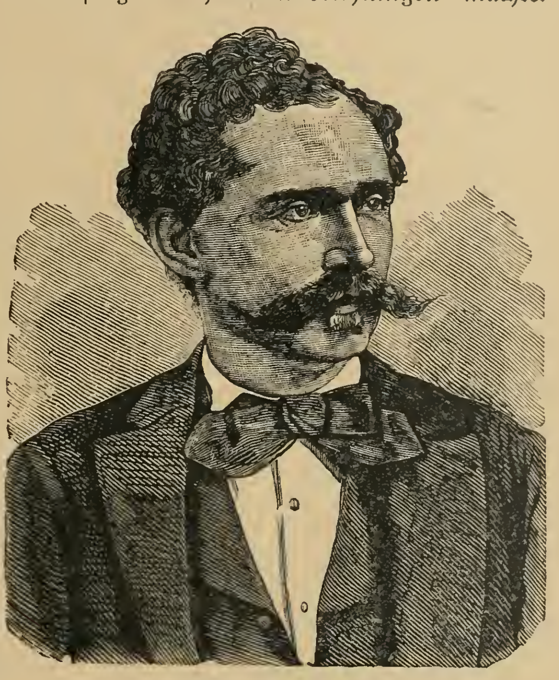
Eduard Vogel blieb noch bis zum Januar 1856 in Kuka, dann brach er auf, um ostwärts nach dem Nil durchzukommen. Das sind aber auch die letzten Nachrichten, die von ihm nach Europa gelangten. Im Lande Wadai verlor sich seine Spur. Hier ist er schon im Februar ermordet worden. Mehrere Expeditionen wurden unternommen, um sein ungewisses Schicksal aufzuklären, was aber erst Nachtigal 1873 gelang.

Wie Heinrich Barth, unstreitig einer der bedeutendsten aller Afrikareisenden, die Länder im Süden und Westen des Tschadsee erschlossen hatte, so betätigten sich Gerhard Rohlfs und Gustav Nachtigal vornehmlich im Osten.

Gerhard Rohlfs war als Arzt in französischen Diensten in Algier tätig gewesen und durchzog Nordafrika auf mehreren Reisen als Araber, mit deren Sprache und Sitten er völlig vertraut war. Seine dritte Reise führte ihn 1865 von Tripolis zum Tschad, dann südlich bis zum Benue, diesen abwärts

bis zum Niger, diesen aufwärts und endlich quer durch nach Lagos in Guinea. Im übrigen galt seine Tätigkeit vornehmlich den Wüstenländern und Oasen.

Gustav Nachtigal, ebenfalls Arzt, der nach Nordafrika gekommen war, um ein Brustleiden heilen zu lassen, brach 1869 von Tripolis auf und gelangte durch die Wüste nach Kuka, dem Sultan von Bornu die ihm von Rohlfs übergebenen Geschenke des Königs Wilhelm von Preußen zu überbringen. Auf der Reise dorthin lernte er schon die Länder der Tibbu kennen. Kuka wurde nun sein Standquartier, von dem er viele Ausflüge nach allen Richtungen machte. Borku, Bagirmi und die Landschaften südlich davon wurden von ihm durchzogen, und immer wieder kehrte er nach Kuka zurück. Erst anfangs 1873 brach er von dort zum letzten mal auf und wendete sich nach Wadai, wo es ihm gelang, Eduard Vogels unglückliches Schicksal aufzuklären, gelangte 1874 nach Darfur und erreichte über Kordofan den Nil und Chartum, von wo er sich nach Kairo begab und dann nach Europa zurückkehrte. 1882 wurde er Konsul in Tunis und 1884 zum kaiserlichen Kommissar in Oberguinea ernannt, wo er das Togogebiet unter kaiserlich-deutschen Schutz stellte, ebenso Kamerun, dessen Gebiet er durch Verträge mit den Negerhäuptlingen an der Küste des Meerbusens von Biafra sicherte. Die gewaltige Reise, auf welcher Nachtigal als erster Europäer die Länder der Tibbu, Borku und Wadai aus eigener Anschauung kennen lernte und die höchst wichtige Aufschlüsse über diesen Teil des Sudan ergab, erhob ihn zu einem Entdeckungsreisenden allerersten Ranges. —


Gustav Nachtigal.

Das Geheimnis des Nil und das zentralafrikanische Seengebiet.

Wichtiger noch als die Nigerfrage waren die vielen Forschungsreisen, welche gemacht wurden, um nun den Ursprung des Nil zu ergründen, nachdem festgestellt worden war, daß er mit dem Niger in keinerlei Verbindung stand.

Schon im Altertum hatte Claudius Ptolemäus in Alexandrien große Seen im tiefen Süden des inneren Afrika als die Quellen des Nil angegeben. Forschungen in Abessinien hatten nun den Lauf des Blauen Nil festgestellt. Man

wußte, daß er aus dem Tanasee inmitten des abessinischen Alpenlandes komme, und in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts lernte man auch seine Vereinigung mit dem aus dem Süden kommenden Weißen Nil kennen, und man mußte einsehen, daß dieser noch weit gewaltigere Strom der eigentliche Hauptarm des Nil sei. Schon damals befuhr ihn der französische Ingenieur Linant de Bellefont eine große Strecke stromaufwärts, aber erst die Bemühungen des Vizekönigs Mehemed Ali von Ägypten und seiner Nachfolger, ihr Reich nach Süden hin auszudehnen, sowie die Gründung der Stadt Chartum im Jahre 1848 am Zusammenfluß der beiden Nilarme gaben den weiteren Forschungen einen festen Rückhalt.

Es entfaltete sich nun hier eine außerordentlich rege Tätigkeit, und die Entdeckungen folgten einander Schlag auf Schlag. Eine ganze Reihe von Expeditionen klärte den oberen Nil mehr und mehr auf. Der Bahr el Ghazal (Gazellenfluß) und der Bahr el Arab wurden nicht nur als dem Nil tributpflichtig, sondern selbst wieder als riesige Stromgebiete erkannt, deren Gewässer insgesamt dem Nil zuströmen. Dennoch wies der Nil selbst unverändert immer weiter nach Süden. Gummi- und Elfenbeinhändler, wie Brun Rollet, die Gebrüder Poncet, John Peterick u. a., waren als Pioniere der Forschung tief in Gegenden eingedrungen, die noch keines Forschers Fuß betreten hatte, weit über Chartum hinaus nilaufwärts, und die ehemalige Missionsstation Gondokoro unter dem 5. Grade nördl. Br., fast ebenso weit von Chartum entfernt wie dieses von Kairo, war der Mittelpunkt des Elfenbeinhandels geworden.

Da plötzlich verbreitete sich 1863 die sensationelle Kunde, zwei Engländer seien von Süden her am Nil nach Gondokoro heraufgekommen, und das Geheimnis des Nil sei entschleiert. Viele mochten das nicht glauben, dennoch war es die Wahrheit.

Schon 1848 waren von deutschen Missionaren in englischem Missionsdienst unter dem Äquator in Ostafrika ungeheure Schneeberge entdeckt worden, wovon wir weiter unten noch näheres hören werden, und zwar infolge von Nachrichten, die ihnen Eingeborene zugetragen hatten, die zugleich auch bekundeten, daß weiter im Innern auch riesige Seen vorhanden seien. Sollten dies etwa die Seen sein, die schon im Altertum von Claudius Ptolemäus als Ursprung des Nil angegeben worden waren? Infolge dieser sehr nahe liegenden Frage wurden zwei Engländer, Richard Burton und John Hanning Speke, zu einer der erfolgreichsten Expeditionen auf afrikanischem Boden veranlaßt.

Beide Männer waren Offiziere in der indischen Armee und hatten sich durch Reisen in Ostindien schon derart ausgezeichnet, daß ihnen auf Empfehlung der Londoner Geographischen Gesellschaft die Ostindische Kompanie längeren Urlaub, auch Unterstützung zu einer Reise ins Somaliland gewährte. Ihnen schlossen sich die Leutnants Herne und Strohan an, und von Aden aus sollte die Reise angetreten werden. Während diese noch in Aden ausgerüstet wurde, machte Burton im Oktober 1854 schon einen Abstecher dahin, setzte nach Afrika über und erreichte in der Tracht eines moslemitischen Kaufmannes die Stadt Härär, wo er sich zehn Tage lang aufhielt und dann nach Berbera an der englischen Somaliküste zurückkehrte. Hier trafen auch die andern Mitglieder der

Expedition ein, und im April 1855 brachen sie dann von Berbera auf, um in das Innere des Somalilandes zu ziehen, das noch von keines Europäers Fuß betreten worden war.

Aber schon die erste Nacht wurde ihnen verhängnisvoll. Räuberische Somali überfielen ihr Lager, und in dem ausbrechenden Kampfe wurde Stroyan erschlagen, und die andern trugen mehr oder weniger schwere Wunden davon. Burton und Herne entkamen, Speke aber geriet in die Gefangenschaft der Wilden. Er wurde fast nackt ausgezogen und gefesselt. Dennoch aber und trotz seiner Wunden gelang es ihm, zu entfliehen. Zwar wurde er hart verfolgt, aber er entkam nach Berbera, wo er auch die Gefährten wiederfand und mit ihnen nach Aden zurückkehren konnte.



Speke auf der Flucht aus der Gefangenschaft der Somali.

Burton begab sich zur Herstellung seiner Gesundheit nach England, wurde hier von der Geographischen Gesellschaft mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet und veranlaßt, dem Gerücht von großen zentralafrikanischen Seen nachzuforschen. Er ging nach Ostindien zurück, wußte hier seinen alten Gefährten Speke als Begleiter zu gewinnen, und beide schifften sich nach Sansibar ein, um von hier aus eine Reise ins Innere anzutreten, die großen Seen aufzusuchen.

Im Juni 1857 brachen sie auf, zogen durch Usagara, Ugogo und Unjamwesi und gelangten am 14. Februar 1858 an den Tanganjikasee, als den ersten von den Riesenseen Innerafrikas. Das Gerücht begann Wahrheit zu werden; doch es sollte sich noch glänzender erfüllen. Burton erkrankte und mußte in Unjamjembe liegen bleiben. Diese unfreiwillige Pause benutzte Speke, um einen von

den Eingeborenen erfragten zweiten See aufzusuchen, der in nordöstlicher Richtung liegen sollte. So entdeckte er denn allein, gerade unter dem Äquator, am 3. August 1858 den unabsehbaren Ukerewe, wie ihn die Eingeborenen, oder Viktoria-Njansa, wie er den meerartigen See seiner Königin zu Ehren nannte.

Nach dieser großartigen Entdeckung kehrten die Forscher an die Küste zurück; aber schon 1860 verband sich Speke mit dem Kapitän James Aug. Grant, um den entdeckten Riesensee näher zu erforschen und womöglich festzustellen, ob und wie derselbe mit dem Nil in Verbindung stehe. Sie kamen glücklich zum Ziel, wanderten um das Westufer des Sees herum, erreichten das Land Uganda am Nordufer und fanden endlich hier, unfern der nordöstlichen Ecke, einen breiten Ausfluß, der in nördlicher Richtung in imposanten Wasserfällen den Abfall dieser Plateaustufe hinabstürzte. Speke zweifelte keinen Augenblick, daß dieser Ausfluß in der Tat der Nil sei, und die Forscher gaben ihm vorläufig den Namen Viktoria-Nil.

Der Strom schlug bald eine nordwestliche, dann wieder eine nördliche Richtung ein, wendete sich jedoch, nachdem er abermals großartige Wasserfälle, die Karumafälle, gebildet hatte, plötzlich ganz nach Westen. Das machte die Reisenden stutzig, und sie begannen zu zweifeln, ob ihre Annahme, dies sei der Nil, richtig sei. Da hörten sie jedoch von den Eingeborenen, daß dieser hier schon mächtige Fluß weit nach Westen hin wieder in einen neuen See falle, diesen jedoch bald wieder verlasse und nun unverändert bis in unbekannte Fernen immer nach Norden ströme, und so beschlossen sie, diesen ungeheuren Bogen abzuschneiden, denn so mußten sie ja weiter im Norden wieder auf den Strom treffen. Diese Annahme erwies sich als richtig: es war wirklich der Weiße Nil, und sie kamen glücklich in Gondokoro und dann auch in Chartum an.

Speke und Grant hatten nun zwar den erwähnten zweiten Riesensee nicht gesehen, auch den westlichen Verlauf ihres Viktoria-Nil bis zu diesem nicht kennen gelernt, aber es war kaum noch zu bezweifeln, daß diese südafrikanischen Binnenseen die eigentlichen Nilquellen seien und die niemals versiegenden Wassermassen des majestätischen Stromes vornehmlich diesen gewaltigen Sammelbecken ihren Ursprung verdanken.

Die Aufklärung der noch schwebenden Fragen sollte auf dem Fuße folgen. In Gondokoro nämlich stießen die beiden Engländer auf ihren Landsmann Samuel White Baker. Dieser war zu demselben Zweck, die Geheimnisse des Nil zu entschleiern, nach Afrika gekommen, auf allen seinen Fahrten von seiner tapferen Frau begleitet. Schon seit 1861 hatte er den Blauen Nil und die übrigen, zum Hauptnil hinabeilenden Flüsse Abessiniens gründlich erforscht, nebenbei auch der Jagd fleißig obgelegen und das Leben der Tierwelt Afrikas beobachtet. Dann war er am Blauen Nil abwärts gezogen und nach Chartum gekommen, welches an dem Zusammenfluß des Blauen mit dem Weißen Nil liegt. Von hier aus wollte er seine Forschungen auf den letzteren konzentrieren, mietete drei Nilbarken und die dazu nötigen Leute, fuhr stromaufwärts und gelangte nach einer Fahrt von anderthalb Monaten nach Gondokoro.

Hier traf er, wie erwähnt, plötzlich auf Speke und Grant, gerade zur rechten Zeit, denn diese waren so ziemlich von allen Mitteln entblößt, und er konnte

ihnen helfen, nach Kairo und von da in die Heimat zu gelangen. Er selbst kehrte mit ihnen nicht zurück, obwohl sie die Hauptsache vorweggenommen hatten, sondern beschloß, die Verbindung des Viktoria-Njansa mit dem noch unbekannten zweiten Nilsee aufzusuchen, von da aus, wo Speke und Grant den Viktoria-Nil verlassen und den ungeheuren Westbogen des Stromes abgeschnitten hatten. Es gelang vollkommen, und am 14. März 1864 stand er an dem Ufer dieses zweiten Sees, den die Umwohner Mwutan-Nzige nannten, den er aber zu Ehren des Gemahls der Königin von England mit dem Namen Albert-Njansa auszeichnete.

Es sei hier daran erinnert, was in dem ersten Abschnitt unseres Buches, in dem Kapitel, welches den Gewässern Afrikas gewidmet ist, über die Entwicklung des Nilsystems auseinander gesetzt wurde, daß Stanley später südlich vom Albertsee hoch über einem See, tief in Felsen eingebettet, stand, den er für den Albertsee hielt, der aber nach ihm als ein dritter Nilquellsee erkannt wurde und den Namen Albert Edward-Njansa erhielt. Er sendet sein Wasser durch den Semliki dem Albertsee zu.

Nachdem Baker den Albertsee genauer erforscht hatte, stellte er auch dessen Verbindung mit dem Viktoriasee außer allem Zweifel, nur gab er hier dem Strome den Namen Somerset-Nil, ein Name, der dieser Verbindung der beiden Seen denn auch verblieben ist. Ein Stückchen des Nil, vom Albertsee stromabwärts, das auch Baker abgeschnitten hatte, wurde 1876 von Gessi befahren und somit der Lauf des Nil von seinem Ursprung an festgestellt.

Die seltsamen Völker, welche die weiten Länder am oberen Nil bewohnen, die Schilluk, Dinka, Bongo, Mittu, Njam-Njam, Monbuttu, wie auch das Zwergvolk der Akka, haben wir durch die epochemachende Reise des Deutschrussen Georg Schweinfurth, der diese ungeheuren Distrikte von 1869—71 unter dem Schutze eines Elfenbeinhändlers durchzog, kennen gelernt. Dieser kühne Forscher drang in das innere Land nach Westen bis in das Stromgebiet des Kongo vor, zu dem der von ihm entdeckte Uëlle schon gehört, was er selbst allerdings noch nicht hatte feststellen können.

Nach ihm kam Wilhelm Junker, ebenfalls ein Deutschrusse, der, von unermüdlichem Forschungseifer beseelt, von 1876 ab die Zuflußgebiete des Weißen Nil von Lado aus, welches inzwischen an die Stelle von Gondokoro getreten war, nach Westen hin durchzog. Er durchforschte die Länder der Bari, Miambara, Makaraka, Monbuttu usw. und drang unter unendlichen Gefahren über den Uelle noch weiter als Schweinfurth vor. Ungeheuer war das Material, welches er der geographischen und naturwissenschaftlichen Forschung zuführte. Nach Lado zurückgekehrt, fand er sich durch den Mahdiaufstand völlig abgeschnitten; es gelang ihm endlich aber doch, über Wadelai nach Sansibar zu entkommen.

Ineinandergreifen der Forschungsreisen.

Es war die Zeit gekommen, daß sich mit diesen Unternehmungen andere, welche das äquatoriale und südliche Afrika zum Schauplatz hatten, die Hand reichten und nun auch das Innere des schwarzen Erdteils mehr und mehr erschlossen wurde.

Wir haben gesehen, daß die Portugiesen sowohl die West- wie die Ostküste nicht nur entdeckt, sondern auch in Besitz genommen hatten. Aber sie kümmerten sich nicht darum und sahen untätig zu, wie sich bald hier, bald da Holländer, Franzosen, Engländer festsetzten, Faktoreien gründeten und den Handel mit diesen Ländern in ihre Hände brachten. Sie ließen es geschehen, daß das ganze Gebiet von Niederguinea nördlich vom Kongo von den Franzosen besetzt und als französischer Besitz in Anspruch genommen wurde; die weiten Küstenstrecken von Angola und Benguella, Küsten von Ländern, aus denen sie gar keinen Nutzen zu ziehen wußten, waren ihnen immer noch genug.

Auch die Ostküste hatten die Portugiesen entdeckt und ganz und gar in Besitz genommen, und niemand machte sie ihnen streitig. Sie kümmerten sich aber auch darum nicht, denn ihre Fahrten gingen ja immer nur nach Ostindien. Nun kamen im 17. Jahrhundert die Araber auf ihren Eroberungszügen auch hierher und drängten die Portugiesen mehr und mehr aus ihrem Besitz bis zum Kap Delgado. Freilich war der Besitz der Araber kaum weniger nur nominell, als es unter den Portugiesen der Fall gewesen war. Da hatten nun die europäischen Mächte, welche in neuerer Zeit Afrika unter sich aufgeteilt haben, leichtes Spiel, und Deutschland ist wahrlich zur rechten Zeit gekommen, um sowohl im Meerbusen von Guinea wie im Südwesten und im Osten noch teil daran zu nehmen.

An der Westküste erschien 1848 der Ungar Ladislaus Maghar am Kongo, um die Verhältnisse und Völker Niederguineas zu studieren und siedelte sich in Benguella fest an, von wo er mehrere Reisen in das Innere machte. Aus dem Jahre 1853 wird von einem Portugiesen Silva Porto berichtet, der von Benguella aus ganz Südafrika durchquerte und nach Kap Delgado an der Ostküste gelangte, eine Reise, von der aber sonst nichts bekannt geworden ist. 1873 erschien, ebenfalls an der Loangoküste, eine deutsche Expedition unter Paul Güßfeldt, an der sich eine ganze Zahl von Männern der Wissenschaft beteiligte, deren Beobachtungen und Sammlungen von höchstem Wert waren. In demselben Jahre brach der Engländer Lovett Cameron von Sansibar an der Ostküste auf und wanderte quer durch Afrika innerhalb zweier Jahre bis Benguella am Atlantischen Ozean. Wieder umgekehrt vollendete der Portugiese Serpa Pinto 1877 eine Reise von hier durch ganz Afrika bis nach der Natalküste. Auch des Mecklenburgers Paul Pogge müssen wir noch gedenken, der von 1875—84 eine Anzahl von Reisen in das Innere unternahm und wertvolle Aufschlüsse über Land und Leute brachte. Auf der dritten Reise durch das Lundareich begleitete ihn Hermann von Wißmann bis an den Lualaba, wo Pogge umkehrte, Wißmann aber weiterzog und schließlich an der Ostküste eintraf, wo er in der Folge für Deutsch-Ostafrika ein Mann von besonderer Wichtigkeit wurde.

Gleichzeitig wie an der Westküste begannen die Forschungen auch in Ostafrika. Die Missionare Ludwig Krapf und Johann Rebmann, beide Württemberger, aber im Dienste des englischen Missionswesens, waren unter den Völkern der Suaheliküste tätig, deren Länder sie nach allen Richtungen durchzogen. Sie hörten von gewaltigen weißen Bergen im Innern, und Rebmann, der neben

seinem Amte von Forschungseifer beseelt war, wendete sich deshalb nach der angedeuteten Richtung in das Innere hinein, entdeckte fast unter dem Äquator den mit ewigem Schnee bedeckten Kilimandscharo und hörte zugleich von einem zweiten solchen Berge, dem Kenia, der weiter nach Norden liegen sollte. Daran zweifelten die Missionare nun ebenso wenig wie an den ferneren Berichten, daß im Hinterlande nach dem Untergang der Sonne zu ungeheure Seen zu finden sein sollten, und gewissenhaft berichteten sie das alles nach London.

Auf Grund dessen beauftragte die Geographische Gesellschaft den Leutnant Richard Burton, der sich schon in Arabien und im Somalilande als Forscher ausgezeichnet hatte, diese Seen aufzusuchen. Er wählte seinen früheren Reisebegleiter John Hanning Speke auch diesmal zum Gesellschafter, und beide stellten das Vorhandensein riesiger Seen im äquatorialen Afrika fest, wie wir oben erzählt haben, eine großartige Entdeckung, welche den Schleier, der bisher den Ursprung des Nil verhüllt hatte, mit einem mal lüftete. Was ihnen noch nicht möglich gewesen war, das vollendeten Baker und später Stanley, und so wurden durch das Ineinandergreifen dieser Forschungen von verschiedenen Seiten her die Angaben des alten Geographen Claudius Ptolemäus vollinhaltlich bestätigt.



David Livingstone.

Inzwischen war das äquatoriale Seengebiet auch noch von anderer Seite her in Angriff genommen worden. Auch hier war es ein Missionar, der sich aber gar bald zu einem der größten Afrikaforscher umbildete: David Livingstone. Von seiner Station im Betschuanenlande unternahm er als Begleiter zweier Jäger eine Reise durch die Kalahariwüste, und die Entdeckung des Ngamisee erweckte in ihm den Forschungseifer.

Er verstand es, sich die Zuneigung und Unterstützung der Häuptlinge zu erwerben, und so gelangte er 1851 auf einer zweiten Reise an einen großen Fluß, den die Eingeborenen Liambye nannten, dessen Dasein sonst noch niemand kannte. Es ließ ihm keine Ruhe, diesen Fluß näher zu erforschen, und schon im nächsten Jahre befuhr er denselben stromaufwärts in Begleitung eines förmlichen Heeres von Makololo. Als die Stromfahrt nicht mehr weiter ging, vertiefte er sich in die Wildnis landeinwärts und gelangte nach Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten nach Loanda am Atlantischen Ozean. Auf demselben Wege zurückgekehrt, war er nach kurzer Ruhe wieder an dem Strome. Diesmal aber ging es stromabwärts, über die Mündungen zahlreicher Nebenflüsse hinweg, und der Strom führte ihn an den Indischen Ozean, den er bei der portugiesischen

Niederlassung Quelimane erreichte: er war durch einen Mündungsarm des Sambesi dahin gelangt, hatte also nunmehr diesen gewaltigen Strom fast von seiner Quelle bis zu seiner Mündung befahren und festgestellt.

Für einen Reisenden von solcher Bedeutung trat nun die englische Regierung ein, in deren Auftrage er umfassende Ermittelungen über Land und Leute des unteren Sambesi anstellte. Bei dieser Gelegenheit untersuchte er auch den Schire, den letzten linken Nebenfluß, den er aufwärts verfolgte, und dies führte zur Entdeckung des gewaltigen Njassasee, der einen Flächenraum von der Größe der ganzen preußischen Rheinprovinz bedeckt.

Als die Entdeckung der großen Äquatorialseen durch Burton und Speke bekannt wurde und deren Wichtigkeit für den Ursprung des Nil, erkannte Livingstone, daß auch er in dieses Seengebiet eingedrungen war. Eine neue gründliche Untersuchung des Njassa 1866 ergab jedoch, daß dieser in keinem Zusammenhange mit jenen Seen und dem Nil stehe. Nun wendete sich Livingstone westlich, kreuzte einen nach Südwesten strömenden Fluß, den die Eingeborenen Tschambesi nannten und gelangte an den Tanganjika, an dessen Westufer er eine weite Strecke hinaufzog. Sich von hier immer weiter nach Westen haltend, gelangte er an einen mächtigen Strom, den Lualaba, der von Süden heraufkam, den er nun aufwärts verfolgte, und den aufzuklären er für die nächste Aufgabe hielt.

So entdeckte er im Süden des Tanganjika ein ganz neues Stromsystem. Der Tschambesi nämlich, den er schon auf seiner Herreise gekreuzt hatte, floß südwestlich in den Bangweolosee, den er im Süden wieder verließ und nun unter dem Namen Luapula mit einem großen Bogen plötzlich ganz nach Norden umwendete und in einen andern See, den Moerosee, fiel; auch diesen verließ er wieder an seinem Nordende und hieß nun Lualaba, und die Eingeborenen versicherten, daß er diese Richtung bis in die fernsten Fernen beibehielte.

War das nun der Anfang des Nil? ging der etwa zum Tanganjika, dann zum Viktoria- und Albertsee und dann so weiter nach Ägypten? oder war es der Anfang eines andern mächtigen Stromes? Diese und viele andere damit zusammenhängende Fragen vermochte Livingstone nicht aufzuklären, und so zog er sich denn nach dem Tanganjika zurück und wählte Udjidji (Udschidschi) am Ostufer des Sees, eine alte arabische Niederlassung und der größte Markt des Landes, zum Standquartier.

Nun hörte man in Europa jahrelang nichts mehr von ihm und gab ihn schon verloren. Daß ein so hochbedeutender Mann spurlos verschwinde, ging jedoch nicht an, und damit trat ein neuer Held auf den Schauplatz der Afrikaforschung: der Amerikaner Henry Stanley, der ausgesandt wurde mit dem Auftrage, das Schicksal des verschollenen Livingstone aufzuklären, der kühnste, erfolgreichste, aber auch rücksichtsloseste aller Afrikareisenden. Er fand ihn auch wirklich und zur rechten Zeit, denn Livingstone war von allen Hilfsmitteln entblößt, die ihm dann Stanley 1872 auf der Heimreise von Sansibar aus schickte. Zu neuen Unternehmungen begab sich nun Livingstone wieder nach dem Bangweolosee, doch war es im Buche des Schicksals anders beschlossen: hier starb er plötzlich am 1. März 1873. Sein Leichnam wurde von seinen Leuten nach der

Küste geschafft und dann nach London geführt, wo er in der Westminster-Abtei neben Englands größten Berühmtheiten seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Nun bereitete sich Stanley zu neuen Unternehmungen in Afrika vor, um womöglich alle die schwebenden Fragen zu lösen. Im November 1874 verließ er mit einer riesigen Karawane die Ostküste und wendete sich zunächst zu längerem Aufenthalte nach dem Viktoria-Njansa, den er mittelst eines zusammenlegbaren, tragbaren Bootes eingehend untersuchte und als einen einheitlichen, meerartigen See feststellte. Hier hörte er von einem See Muta-Nzige im Südwesten, den er aufsuchte, auch wirklich inmitten eines wilden Gebirgslandes fand, aber doch nicht erreichen konnte, weil er wohl noch 1000 m tief unter ihm lag und seine Begleitung aus Furcht vor der feindlichen Haltung der wilden Bevölkerung ihn zur Umkehr nötigte. Indessen hielt er diesen Muta-Nzige auch nur für den früher schon von Baker entdeckten Mwutan-Nzige oder Albertsee, trotzdem daß Baker an diesem nur flache Ufer gefunden und nur weit in der Ferne nach Süden am Horizont Gebirge hatte dämmern sehen. Später hat sich herausgestellt, daß dieser Muta-Nzige, welche Bezeichnung Stanley eben nur für eine andere Benennung des Mwutan-Nzige hielt, in der Tat der dritte Nilsee ist, der sein Wasser zu dem Albertsee sendet; er erhielt den Namen Albert Edward-Njansa.

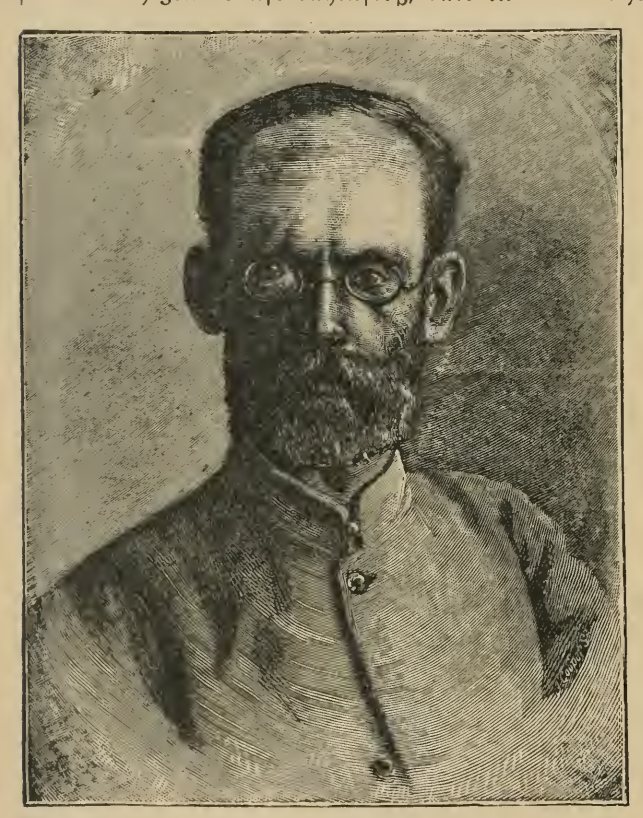


Henry Stanley.

Stanley wendete sich nun nach der ihm schon bekannten arabischen Niederlassung Udjidji am Ostufer des Tanganjika. Sein Plan war, Livingstones Entdeckungen nachzugehen. Er stellte fest, daß der Riesensee in keiner Verbindung mit dem Nil steht, wohl aber, wie schon Cameron bei seiner Durchquerung Afrikas vermutete, in dem Lukuga einen Abfluß nach Westen hat, der jedoch nur in Tätigkeit tritt, wenn das Wasser des Sees hoch genug gestiegen ist. Danach setzte Stanley seine Reise zum Bangweolo fort, den daraus abfließenden und sich plötzlich nach Norden wendenden Luapula abwärts zum Moerosee und nun den hier schon sehr bedeutenden Lualaba, der immer nach

Norden bis in unbekannte Fernen fließen sollte, abwärts bis Njanwe, dem Punkte, bis wohin Livingstone gekommen war.

Hier schloß Stanley mit Tippu-Tib, einem mächtigen und gefürchteten Araberhäuptling, einen Vertrag, daß er ihn mit einer Schar seiner Leute sechzig Lager weit begleiten sollte. Und nun begann die unbekannte, noch von keinem Europäer gesehene Wildnis, durch die der riesige Strom bald zwischen zahllosen Inseln in ruhigem Laufe dahinfloß, bald in unendlichen Stromschnellen und Wasserfällen dahinbrauste, welche jede Weiterfahrt auf demselben unmöglich machte, so daß Stanleys Boot sowohl wie die erworbenen und erbeuteten Kähne zu Lande weiter in ruhiges Wasser transportiert werden mußten. Und das alles inmitten einer mordlustigen Bevölkerung, denn diese Wildnis war bewohnt von den wildesten, dem Kannibalismus ergebenen Stämmen Afrikas, die fast täglich mit den Waffen zurückgewiesen werden mußten. So gefährlich war diese Reise, daß sogar Tippu-Tib den Mut verlor, den weißen Mann im Stich ließ und umkehrte.



Emin Pascha.

Nicht so Stanley. Ungebeugten Mutes drang er vorwärts auf und an dem Strome, der endlich den Äquator nach Norden passierte, dann sich nach Nordwest, nach West, endlich nach Süd und Südwest wendete, und zum zweitenmal überschritt die Expedition den Äquator, jetzt aber wieder nach Süden. Nun wurde Stanley allmählich klar, daß der gewaltige Strom, dem er schon den Namen Livingstone gegeben hatte, nichts anderes sei, als der Kongo, und wirklich gelangte er am 9. August 1877 nach der Station Boma im Mündungsgebiet des Kongo. Abermals war eins der großen Rätsel des schwarzen Erdteils entschleiert: Livingstone hatte südlich vom Tanganjika den Ursprung und den oberen Lauf des Kongo entdeckt und Stanley den riesigen Strom bis zu seiner Mündung verfolgt.

Von 1879—84 befand sich der kühne Reisende wieder am Kongo, um hier für

die internationale afrikanische Gesellschaft in Brüssel eine große Reihe von Stationen als feste Grundlage für den Kongostaat anzulegen, und wurde dadurch einer der Mitbegründer des unter dem Schutz des Königs von Belgien stehenden neutralen Kongostaates. Anfang 1887 war er abermals in Afrika und machte eine Reise den Kongo aufwärts, um den in tiefster Bedrängnis stehenden Gouverneur des ägyptischen Sudan, Emin Pascha, in dem Nilseengebiet aufzusuchen und zu retten.

Emin Pascha, ein Schlesier namens Eduard Schnitzler, kam nach Ägypten, wurde von Gordon, dem Gouverneur der ägyptischen Äquatorialprovinz, als Armeearzt dorthin berufen und 1878 von der ägyptischen Regierung als Nachfolger Gordons zum Gouverneur ernannt. Als solcher ist er für den Ostsudan und das Seengebiet ungemein tätig gewesen, und seine Beobachtungen und Sammlungen sind von hohem Wert. Durch den furchtbaren Aufstand des Mahdi, der als Prophet und Wiederhersteller der reinen Lehre Mohammeds auftrat, wurde er von Ägypten völlig abgeschnitten, und man gab ihn schon verloren. Stanley jedoch befreite ihn aus seiner bedrängten Lage und führte ihn an die Ostküste, wo Emin in den Dienst Deutsch-Ostafrikas trat. 1892 unternahm er eine neue Forschungsreise nach dem Albert-Njansa und von hier weiter nach Westen, mit der Absicht, ganz bis zum Kongo durchzudringen, wurde jedoch im Gebiet des oberen Kongo ermordet.

* * *

Vorstehend ist die afrikanische Forschungsgeschichte nur in ihren großen Zügen mitgeteilt, und wir werden im Laufe unseres Buches noch vielfach darauf zurückkommen und mancherlei Einzelheiten berühren müssen. Hier sollen nur noch die hervorragendsten Forscher genannt werden, die sich in den verschiedenen Gebieten, welche bisher so rätselhaft waren, bis in die neueste Zeit hinein ausgezeichnet haben.

Die größte Anziehungskraft hat, wie wir schon gesehen haben, von jeher der geheimnisvolle Nil ausgeübt, der ja sogar schon eine der Triebfedern zu den Entdeckungsfahrten der Portugiesen gewesen war. Obwohl die Forschertätigkeit in Abessinien schon seit Rüppel 1824 ungemein lebhaft war; obwohl dies Alpenland von den Gebrüdern d'Abbadie von 1837—48, von Heuglin, Rohlfs, Steudner, Lejean, besonders aber von Werner Munzinger, der von 1855 ab zwanzig Jahre lang sich in Abessinien aufhielt, mit aller Gründlichkeit durchforscht worden ist, so wurde doch erst von Sir Baker nachgewiesen, daß die seit dem Altertum berühmten Überschwemmungen des Nil, denen Ägypten allein seine Fruchtbarkeit zu danken hat, nicht von dem Hauptstrom des Nil, der aus Süden kommt, sondern einzig und allein von dessen Zuflüssen aus Abessinien veranlaßt werden.

Theodor von Heuglin, ein Württemberger, hatte sich naturwissenschaftlichen, vornehmlich zoologischen Studien gewidmet und durch Abhärtung und Übungen aller Art planmäßig zum Reisenden vorgebildet. 1850 ging er nach Ägypten und begann hier seine rastlose Tätigkeit mit Ausflügen in die Gebirge am Roten Meer und an die Küsten Arabiens. Schon von seiner ersten größeren Reise, die er als Sekretär des österreichischen Konsulates in Chartum mit dem

Konsul Reitz nach Abessinien machte, kehrte er mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute nach Chartum zurück. Auch auf einer zweiten Reise an den mittleren Weißen Nil und durch Kordofan bewährte er sich als kenntnisreicher und eifriger Sammler, sogar lebender Tiere, die er dem zoologischen Garten in Wien verehrte. 1856 war er wieder im Ostsudan, durchforschte namentlich die Bajudasteppe und wendete sich darauf abermals nach dem Roten Meer und dem Somalilande. Nun zwang ihn aber seine durch so unablässige Strapazen schwer angegriffene Gesundheit, zunächst nach Europa zurückzukehren. Hier erschien er als der geeignetste Mann, um an die Spitze einer Expedition zu treten, welche von Ägypten ausgehen sollte, um das Schicksal des 1856 in Wadai verschollenen Eduard Vogel aufzuklären.

Unbedenklich nahm Heuglin diesen Auftrag an und begab sich, völlig gestärkt und gekräftigt, wieder nach Ägypten. In Kairo schloß sich eine Anzahl tüchtiger und erprobter Männer an ihn an, wie Steudner, Kinzelbach, Hansal, Schubert u. a., und im Sommer 1861 brach die Expedition auf. Heuglin ging aber nicht, wie der Reiseplan festgestellt war, nilaufwärts nach Chartum, um von hier durch Kordofan und Darfur nach Wadai vorzudringen, sondern folgte seiner alten Vorliebe für das Rote Meer und begab sich zunächst nach Massaua, wo der landeskundige Werner Munzinger sich der Reisegesellschaft anschloß, und wendete sich nun nach Abessinien.

Nachdem die Regenzeit in den hochgelegenen Bogosländern, dem Berglande, welches den abessinischen Alpen nördlich vorgelagert ist, abgewartet worden war, zeigte es sich, daß Heuglin nun keineswegs die Absicht hatte, mit der Expedition den vorgeschriebenen Reiseplan durchzuführen. Anstatt sich westlich nach Chartum zu wenden, drang er weiter in Abessinien ein und schlug den Weg nach Süden ein. Infolgedessen trennten sich Munzinger und Kinzelbach noch vor Ablauf des Jahres von ihm und gingen nach Chartum; aber ihr Versuch, nun allein den vorgeschriebenen Reiseplan auszuführen und durch Kordofan und Darfur nach Wadai durchzukommen, scheiterte vollständig, und sie mußten nach Massaua zurückkehren.

Heuglin war indessen immer weiter nach Süden vorgedrungen, bis in die Sitze der Gallavölker, wodurch der Plan gänzlich verfehlt und ihm von dem deutschen Komitee die fernere Leitung der Expedition entzogen wurde. Schließlich aber wendete er sich auch nach Chartum, wo er mit Alexine Tinné zusammentraf, einer unternehmenden reichen Holländerin, die sich in Kairo niedergelassen und schon eine Reise nilaufwärts ausgeführt hatte und bis Gondokoro gekommen war, von wo sie nach Chartum zurückkehrte. Hier bereitete sie eine zweite Reise vor, welche 1863 mit einem ungeheuren Troß angetreten wurde, und der sich nun auch Heuglin und Steudner anschlossen. Das Unternehmen wurde durchgeführt bis an den Gazellenfluß und das Land der Bongo. Hier aber brach unter den Mitgliedern der Expedition das Klimafieber aus, dem auch Steudner und die Mutter der Führerin erlagen, und da auch diese und Heuglin erkrankten, so mußten sie nach Chartum zurückkehren.

Es mag hier gleich noch hinzugefügt werden, daß Alexine Tinné 1868 von Algier aus die französische Sahara bereiste und im folgenden Jahre wieder mit

großem Gefolge den Versuch machen wollte, von Tripolis aus über Bornu nach dem Nil durchzudringen. Aber schon unfern Mursuk wurde sie von ihrer Tuaregbegleitung überfallen und ermordet. — Heuglin, welcher von diesen Reisen eine reiche wissenschaftliche Ausbeute mit nach Europa brachte, wendete sich danach dem Norden zu und machte in den Jahren 1870 und 71 zwei Reisen ins nördliche Eismeer nach Spitzbergen und Nowaja Semlja; 1875 ging er zwar noch einmal nach dem Roten Meer, um seine früher hier angestellten Forschungen fortzusetzen, erkrankte aber und starb schon im folgenden Jahre in Stuttgart.

Der um die Forschungen in Abessinien und Nordafrika hochverdiente Werner Munzinger war ein Schweizer, der als Chef einer Handelsexpedition 1854 nach Massaua gekommen war und dann mehrere Jahre hindurch die Bogosländer durchreiste. 1861 beteiligte er sich, wie erwähnt, an der Heuglinschen Expedition, wurde 1865 britischer Konsul in Massaua und leistete den Engländern bei ihren Kriegen in Abessinien die wichtigsten Dienste. Danach übernahm er das französische Konsulat, trat aber 1871 als Gouverneur von Massaua in die Dienste des Vizekönigs von Ägypten. Schon im folgenden Jahre wurde er zum Pascha und Generalgouverneur des Ostsudan ernannt, fiel aber 1875 in einem Kriegszuge gegen die Galla. —

Nachdem Burton, Speke und Grant die äquatorialen Riesenseen entdeckt hatten und diese sich als die so lange gesuchten Nilquellen herausstellten, entstand unter den Forschern ein wahrer Wetteifer, das Gebiet des oberen Nil aufzuklären. Einzelne Reisende und ganze Expeditionen folgten einander auf dem Fuße, und man darf wohl behaupten, daß das äquatoriale Seengebiet gegenwärtig zu den bestbekannten Gebieten Afrikas gehört. Es kann hier nicht angegeben werden, was der Reihe nach Mason, Graf Armfeldt, Cambier, Abbé Guyot, Gordon, Böhm, Reichard, Wißmann, Giraud, Stuhlmann, Baumann, Graf Götzen, Rambay, Trotha, Sharp, Kirkpatrik, Moore, Fergusson u. v. a., namentlich auch der Italiener Casati, für die Seen im einzelnen, wie für das ganze Gebiet taten; das würde allein schon wieder ein Buch füllen. Erwähnt sei nur, daß das schneebedeckte Gebirgsland, in welchem Stanley den Albert Edwardsee liegend fand und dessen Hauptgipfel, der Ruwenzori, nach Johnston sogar höher als der Kilimandscharo sein soll, aller Wahrscheinlichkeit nach das schon von Ptolemäus angegebene Mondgebirge darstellt, wie ja dieser große Geograph des Altertums auch den Ursprung des Nil im allgemeinen ganz richtig angegeben hat.

Die Schneeberge in Ostafrika sind von Claus v. d. Decken, Thornston und Kersten u. a. näher untersucht worden, doch verdanken wir eine genaue Kenntnis des Kilimandscharo erst Hans Meyer, welcher diesen mächtigen Krater viermal besucht und auch die höchste Spitze des Kraterrandes bestiegen hat. Claus v. d. Decken wurde beim Beginn seiner letzten Reise 1865 von den Somali am Tanaflusse erschlagen. Hans Meyer, gegenwärtig Mitglied des Deutschen Kolonialrates, kam, nachdem er schon Reisen in Ostasien und Nordamerika vollendet hatte, 1886 nach Südafrika und machte dann den Kilimandscharo insbesondere zum Gegenstand seiner Forschungen. 1887 gelangte er bis an die oberste

Eiskuppe des höchsten Gipfels; ein zweites Unternehmen scheiterte 1888 infolge der Unruhen der Eingeborenen; aber 1889 führte er die Besteigung bis zur höchsten Spitze, 6010 m, von ihm Kaiser Wilhelm-Spitze genannt, glücklich durch. Nach mehreren andern Reisen war er 1898 abermals am Kilimandscharo mit Forschungen über die vorzeitliche und gegenwärtige Vergletscherung dieses Schneeriesen unter dem Äquator beschäftigt.

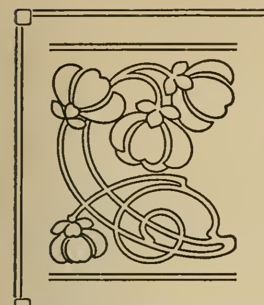
Als Erforscher des weiten Kongogebietes sind als besonders hervorragend noch zu nennen: Max Buchner, Otto Schütt, Brazza - Lavorgnan, Abbé Guyot, Chavannes, Wißmann, Giraud, Thomson. Max Buchner aus Bamberg hatte als Schiffsarzt eine Reise um die Erde gemacht und übernahm nach seiner Rückkehr 1878 den Auftrag, dem Muata Jamvo des Lundareiches Geschenke des deutschen Kaisers zu überbringen. 1884 wurde Buchner von der deutschen Reichsregierung als Begleiter Nachtigals mit nach Westafrika gesandt, als es galt, in Oberguinea auch deutscherseits Kolonien zu erwerben. So wurde er Mitbegründer der deutschen Kolonien Togo und Kamerun und blieb daselbst mehrere Jahre als Vertreter des Deutschen Reiches tätig. Nach seiner Rückkehr übernahm er das Amt eines Konservators am ethnographischen Museum in München.

Auch der Sudan ist vielfach besucht worden, teils von Westen her, teils von Tripolis und Ägypten her. Daß sich dabei die Franzosen und Engländer, in deren Interessensphäre ja der Sudan gefallen ist, besonders hervorgetan haben, ist selbstverständlich. Wir nennen nur Moustiers, Bonnet, Lonsdale, Kirby, Duncan, Monteil, Marchand. Aber auch Deutsche haben sich hervorgetan, wie Wolf, Krause u. a.

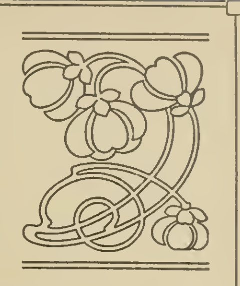
Auch die Massai- und Somaliländer sind vielfach Schauplatz der Forschungen gewesen, ebenso wie die Gebiete des Oranjeflusses und des Sambesi, letztere um so eifriger, da sie sich so reich an Gold und Diamanten gezeigt haben. Nirgends in Afrika sind denn auch blühende Städte so rasch aus der Erde herausgewachsen, wie im englischen Südafrika.

Mit diesen Andeutungen der Forschertätigkeit müssen wir uns hier begnügen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir auch nur die Namen aller der vielen todesmutigen Männer anführen wollten, die ihr Leben für die Wissenschaft in die Schanze schlugen und von denen viele den unglaublichen Strapazen solcher Reisen noch auf afrikanischem Boden erlagen, manche auch erst nach glücklicher Vollendung der Reise auf der Heimfahrt oder sogar erst in der Heimat. Viele sind der Wildheit und der Habsucht der Eingeborenen zum Opfer gefallen; von vielen aber kennt man ihren Ausgang nicht einmal, sie sind verschollen, und niemand hat wieder von ihnen gehört.





III.
Madagaskar
und die östlichen Inseln.



Die Insel Madagaskar.

Wir beginnen unsere Betrachtungen der Gebiete Afrikas und ihrer Völker mit der Insel Madagaskar und den dieselbe umlagernden kleinen Inselgruppen im Indischen Ozean, weil sie insgesamt dem Erdteil Afrika gegenüber eine mehr oder weniger fremde Welt repräsentieren und deshalb im Zusammenhange damit gleichsam wie ein störendes Element erscheinen würden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese ostafrikanische Inselwelt im Indischen Ozean einer früheren Erdperiode entstammt, als das heutige Afrika und die Insel Madagaskar und gewissermaßen als ein älterer kleiner Kontinent für sich betrachtet werden kann.

Wenn wir etwa Grönland und das Baffinland im arktischen Nordamerika, die wohl auch als Inseln angesehen werden dürfen, ausnehmen, so ist Madagaskar die drittgrößte Insel der Erde. Sie bedeckt vom Kap Amber im Norden bis Kap Ste. Marie im Süden, eine Ausdehnung von rund 1600 km Länge, und bei einer Breite von durchschnittlich 500 km einen Flächenraum von 591 964 qkm. Größere Inseln sind also nur Neuguinea in Australien mit 785 000 qkm und Borneo in Südostasien mit 734 000 qkm Flächeninhalt.

Madagaskar wird von dem Erdteil Afrika durch den bis über 2700 m tiefen, 1700 km langen und 400—900 m breiten und infolge einer heftigen Südströmung für die Schiffahrt recht gefährlichen Kanal von Mosambik (Mozambique) getrennt. Die Insel gehört zwar in geographischer Beziehung unbestritten in die Sphäre von Afrika, doch zählen seine Eingeborenen nicht zu den Menschenrassen des schwarzen Erdteils, sondern zu den Völkern des Stillen Ozeans, und so bildet Madagaskar die äußerste Westgrenze des Verbreitungsbezirkes der malaiisch-polynesischen Menschenrasse. Außerdem aber erscheint die Insel auch in ihrer gesamten weiteren organischen Schöpfung nicht als ein Glied Afrikas, sondern als ein selbständiger kleiner Kontinent, wie wir im folgenden noch näher kennen lernen werden.

Die Insel Madagaskar ist gegenwärtig französischer Kolonialbesitz.

Die Gliederung Madagaskars.

Küsten.

Die Küsten der Insel Madagaskar erscheinen auf der südlichen Hälfte des Landes meist flach und sandig; auf der nördlichen sind sie felsig, bedeutend höher und treten als sogenannte Steilküsten, in denen sich geschützte Buchten und schöne Häfen finden, in das Meer hinein.

Die Ostküste verläuft fast geradlinig und hat nur in der Nordhälfte die tief eingeschnittene Antongilbai und etwa in der Mitte eine kleinere, an welcher das befestigte Tamatave, seit 1902 Hauptstadt des Landes, auf einer schmalen Halbinsel liegt.



Straße in Tamatave.

Tamatave ist der Haupthafen der Ostküste geworden, von welchem fast der gesamte Handel nach den Maskarenen einerseits und und nach Europa anderseits abgeht. Ein mächtiges, aber gut passierbares Korallenriff lagert diesem Hafen vor, aber nicht nur dieser, sondern die ganze Ostküste Madagaskars ist von einem solchen Riff umzogen, dessen Entfernung von derselben in den südlichen Landesteilen gewöhnlich 2 bis 6 km beträgt; im Norden dagegen, von Tamatave ab gerechnet, nähern sich diese Barrieren mehr und mehr dem Lande, so daß die verschiedenen Rifflinien, die unter dem 20. Grad der Breite noch in 100 km und größerer Entfernung auseinander liegen, sich in der Nähe des Kap Amber nahezu vereinigen.

So einförmig die Ostküste erscheint, so reich gegliedert ist die Westküste, namentlich in ihrem nordwestlichen Teile. Da findet sich eine große Anzahl schöner Buchten, wie die William Pitt-Bai, die Ambaro- und Passandawa-Bai mit der Insel Nossi Bé davor, die Rafalahy-, Ramanetaka-, Narinda-Bai u. v. a., die bei weiterer Entwicklung der Insel sicher noch einmal eine größere Rolle spielen werden, als gegenwärtig der Fall ist.

Bodengestaltung.

Bezüglich der Bodengestaltung kann die Insel Madagaskar in drei Regionen geteilt werden: in die sumpfige, sandige, nur teilweise gebirgige Küstenregion; die Region des gewellten und kegelförmigen Hügellandes und die innere, hohe Gebirgsregion. Es muß dabei vorausgeschickt werden, daß auch hier, wie so vielfach in Afrika, das Innere des Landes zum Teil noch lange nicht ausreichend genug erforscht ist, um ein völlig abschließendes Urteil fällen zu können. Man ist sich noch nicht einmal über den Verlauf der Flüsse im Innern vollkommen klar.

In der ersten, der Küstenregion, sind Sümpfe und Moräste vorherrschend. Diese werden im Süden häufig durch sandige Ebenen unterbrochen; nördlich von Tamatave tritt aber das Gebirge teilweise bis ans Meer.

Die zweite Region wird durch einen breiten Waldgürtel eingeleitet. Es reihen sich Hügel an Hügel, diese werden immer höher und gehen schließlich in die hohe Gebirgsregion über. Alle diese Hügel sind von mäßigem Umfange und größtenteils mit Gras bewachsen, das in der Regenzeit üppig emporschießt und nicht selten eine Höhe von weit über 2 m erreicht.

Die hohe Gebirgsregion zieht nicht, wie früher angenommen wurde, nur in der Richtung von Norden nach Süden hin, sondern wir treffen Gebirgszüge nach allen Richtungen hin, oft in chaotischem Durcheinander. Abgesehen von den kahlen Felsgebilden, die keiner Vegetation Raum geben, finden wir diese Region noch überall bewaldet, wo des Menschen Hand nicht gewaltsam eingriff; doch ist der nördlichere Teil Madagaskars der bei weitem gebirgigste und waldreichste. Nach Alfred Grandidier, der die Insel von 1865—70 durchforschte und auch sehr gelungene Karten über einzelne Teile derselben herausgab, besteht die Gebirgsregion aus fünf hervorragenden Ketten, die eine Höhe von 3000 m erreichen.

Erloschene Vulkane, wie sie in allen Teilen der Insel gefunden werden, deuten die Art der Entstehung der Insel an, worauf auch die zahlreichen heißen Quellen hinweisen, von denen manche eisen- und schwefelhaltig sind und eine Temperatur von 50 bis 60 Grad, einige sogar einen noch höheren Wärmegrad zeigen. Derartige Quellen finden sich namentlich im südöstlichen Teil der Insel, in der Landschaft Anossi. Auch zwischen Tamatave und der alten Hauptstadt Tananarivo entspringen schon seit langer Zeit bekannte Stahl- und Schwefelthermen.

Die Bodenschätze in den höheren Gebirgen scheinen recht reichhaltig zu sein. Es ist Kupfer und Blei, auch Mangan gefunden worden; desgleichen sind Eisen, Schwefel, Graphit und Braunkohlen vorhanden. Für die Ausbeutung dieser Bodenschätze ist aber noch wenig geschehen; daß sie jedoch für die Zukunft gute Erfolge versprechen, unterliegt keinem Zweifel. Steinkohlen dagegen müssen eingeführt werden, und die Einfuhr von diesem so notwendigen Material belief sich im Jahre 1901 auf den Wert von 660 000 Franken.

Was indessen noch einmal eine besondere Anziehungskraft ausüben könnte, das sind die Funde von Edelsteinen und Halbedelsteinen, die schon gemacht worden sind. Gold ist wahrscheinlich sogar nicht selten, wenn auch vorläufig nur Waschgold in Betracht kommt. Unter den mancherlei goldführenden Flüssen hat der Betsiboka sogar schon einen besonderen Ruf erlangt. Im genannten Jahre 1901

erreichte die Goldausfuhr von Madagaskar einen Wert von über 3 Millionen Franken, immerhin genug, um den Wert der Insel für die Franzosen auch in dieser Beziehung nicht zu unterschätzen.

Klima und Gewässer.

Das Klima Madagaskars zeigt infolge der Bodengestaltung sehr bedeutende Unterschiede, von tropischer Hitze an den Küsten bis zu mittlerer Temperatur, in welcher sich auf den höchsten Bergspitzen bisweilen sogar Eis bildet, wogegen Schnee den Bewohnern Madagaskars unbekannt ist. Die Insel hat, wie alle Tropenländer, nur zwei Jahreszeiten. Die Zeit des Wachstums und der Blüte, die wir Sommer nennen würden, beginnt im nördlichen Madagaskar im November und währt bis gegen Ende des April; im südlichen Teile des Landes tritt der Wechsel der Jahreszeiten etwa einen Monat später ein. Das ist aber auch die Zeit der denkbar heftigsten Gewitter mit Regengüssen, von denen wir Nordländer uns keine Vorstellung zu machen vermögen. Diese über alle Begriffe heftigen Regen verwandeln dann die weit ausgedehnten Sümpfe und Lagunen der Küsten in wahre Pestgruben, in denen sich die gefährlichsten Malariafieber entwickeln, die unter dem Namen der madagassischen Fieber so gefürchtet sind, weil sie für den Europäer meist tödlich verlaufen. Nicht mit Unrecht hat man daher auch Madagaskar den europäischen Kirchhof genannt.

Die Gewässer der Insel sind zwar zahlreich, denn auf den hohen Gebirgen entspringen viele Flüsse, die aber infolge der Bodengestaltung als Wasserstraßen von keiner Bedeutung sind. Bei vielen beginnen schon in einer Entfernung von 80—100 km, bei manchen sogar schon nach 12—20 km von der Küste Wasserfälle, die ein Weiterkommen mit Fahrzeugen ausschließen. Auch schrumpfen die meisten der Flüsse in der trockenen Jahreszeit zusammen und sind überdies auch noch an den Mündungen durch Barren versperrt. Viele münden auch gar nicht ins Meer, sondern verlieren sich in den Sümpfen und Lagunen der Küste. Für den Verkehr auf der Insel kommen die Wasserstraßen also nicht oder doch nur zu einem kleinen Teile in Betracht.

Solche Flüsse würden auch nur auf der Westseite zu suchen sein, wo größere Flüsse sich in den Kanal von Mosambik ergießen. Von diesen sind zu nennen: der Mahajamba, der goldführende Betsiboka, welcher die Gewässer der ganzen Provinz Imerina sammelt und zum Meere führt; ferner der Andranomayo, der Manambao, der Manambolo, der Mangoka oder St. Vincent, der Onilahy oder St. Augustin. Alle diese Flüsse haben einen bedeutenderen Lauf aufzuweisen, da die Westseite der Insel terrassenförmig allmählich ansteigt. Auf dem Tsidsubon und dem Manabe können Fahrzeuge sogar 75 km weit bis ziemlich an den Fuß der zentralen Gebirgskette gelangen.

Die fließenden Gewässer auf der Ostseite der Insel, welche steil zur Küste abfällt, sind zumeist nur stürzende Gießbäche. Der ganze Abhang dehnt sich im Süden nur 60—75 km, im Norden bis vielleicht auf die doppelte Länge aus, so daß auch die bedeutenderen Flüßchen, wie z. B. der Mangoro, der Mananjary, der Matitanana, nur etwa 15 km weit von der Mündung von Kähnen befahren

werden können. Auch stehende Gewässer hat Madagaskar eine ganze Anzahl, deren größter der Alaotrasee in der Provinz Antsianaka ist, welcher sein Wasser durch den Maningory zur Ostküste hinabsendet. Er mißt nicht weniger als 42 km in der Länge und 6—7 km in der Breite und überschwemmt zur Regenzeit bisweilen eine mehrfach so große Hochebene. Zwei nicht viel kleinere, aber nicht zum Meere abfließende, sondern ringsum geschlossene Wasserbecken sind der Kinkonysee und der Safysee im Bezirk Ambongo an der Nordwestküste.

Die Pflanzenwelt.

Madagaskar liegt in der Zone des südlichen Passats und reicht noch über den Wendekreis des Steinbocks hinaus. Da die hohen Gebirge vom Südostpassat getroffen werden, so ist ein großer Teil der Insel mit feuchten Tropenwäldern



Urwald auf Madagaskar.

bedeckt, welche im Innern mit hochgelegenen Grassavannen abwechseln, wo die trockene Jahreszeit schroffer abgesondert ist.

Den eigentlichen tropischen Urwald fand A. Voeltzkow nur auf der Insel Nossi Bé und auf der gegenüberliegenden Nordwestküste der Hauptinsel. Dieser Wald ist außerordentlich dicht, die Zwischenräume zwischen den Stämmen sind

mit jungem Holz, Gesträuch und Farnen so dicht gefüllt, und alles ist so eng mit Lianengeflecht durchwirkt, daß ein Hindurchdringen oft geradezu zur Unmöglichkeit wird. Man sieht sich, wie der genannte Reisende sagt, in einem solchen Walde einer großen Laubmasse gegenüber, die durch ihre Fülle und Üppigkeit zwar überwältigt, das Auge aber nicht zum Genuß kommen läßt. Dagegen ist in dem Urwald an der Ostküste das Unterholz nur schwach entwickelt, die Stämme streben zu gewaltiger Höhe empor und wölben droben einen so dichten Laubdom, daß in dem Walde, durch den man ohne besondere Schwierigkeit dringen kann, eine ewige Dämmerung herrscht. Die Westküste ist wieder durch trockenen Wald charakterisiert, die Stämme stehen sehr dicht, und das Unterholz fehlt fast ganz. Je weiter nach der Höhe, desto mehr werden die Wälder parkartig, und im eigentlichen Hochlande fehlen sie fast ganz. Es ist nicht unmöglich, daß der Unverstand der Eingeborenen dazu beigetragen hat, das Hochland waldlos zu machen.

Wie schon bemerkt wurde, daß die Bevölkerung erkennen läßt, wie Madagaskar nicht sowohl auf den Westen nach Afrika, als vielmehr auf den Osten hinweist, wovon wir weiterhin noch mehr hören werden, so gibt die Pflanzenwelt für diese Beobachtung nicht minder deutliche Beweise. Wohl erinnern die vielen Akazien an den Sudan, noch stärker aber mahnen die mannigfachen Pandanusarten, deren Afrika nur eine hat, an Ostindien und die Sunda-Inseln, die Kasuarinen sogar an Australien. Nicht bloß an der eingewanderten, sondern auch an der hier ursprünglich einheimischen Vegetation zeigt sich, daß Madagaskar geographisch zwar in die Sphäre des Sudan gerückt ist, nach Klima und Pflanzenwelt aber der Welt im Osten des Indischen Ozeans angehört. Den feuchten Landschaften Indiens entspricht die Physiognomie der Wälder, die Masse der Farne; sogar eine Art von Kannenträger (Nepenthes), die zu den insektenfressenden Pflanzen gehört, ist hier wie in Ceylon und auf den Seychellen aufgefunden worden.

Dazu tritt nun noch eine große Zahl von Pflanzenformen, die man ausschließlich nur auf Madagaskar und sonst nirgends oder doch fast nirgends auf der Erde findet. Abgesehen von einer eigentümlichen Palme, der Ruffia, die sich durch ungeheuer große Blätter auszeichnet und allgemein die Laubhölzer begleitet; abgesehen auch von einer, nur Madagaskar eigenen Gattung kleiner Rohrpalmen (Dypsis), sind es hervorstechend zwei Baumarten, die lange schon die besondere Aufmerksamkeit auf Madagaskar gelenkt haben: der übel berüchtigte Tangenbaum und der viel gerühmte Baum des Reisenden.

Der Tangenbaum (Tanghinia) hat in der Geschichte Madagaskars eine Rolle gespielt. Sein anmutiger Blütenflor läßt seine Bösartigkeit ebenso wenig vermuten, wie die apfelartigen Früchte die gefährliche Natur ihres mandelgroßen Kernes verraten. Dieser birgt nämlich ein gefährliches Gift, das, in geringer Menge genossen, heftiges Erbrechen hervorruft, in stärkeren Dosen aber die Nervenzentren des Körpers lähmt. Dieser Kern war den Madagassen das Mittel zu einem Gottesgericht: konnte der vermeintliche Übeltäter seiner Schuld nicht überwiesen werden, so mußte er im Beisein der Richter und Zeugen davon essen; stellte sich nur Erbrechen ein, so war seine Unschuld erwiesen, andernfalls war die Lähmung seines Körpers zugleich die Strafe für sein Verbrechen.

Der „Baum des Reisenden", auch „Wanderers Baum" genannt (Ravenala oder Urania), ist ein Verwandter der durch die Tropen verbreiteten Banane. Die mächtigen, breiten Blätter dieses sonderbaren Gewächses stehen gleich einem Riesenfächer genau zweizeilig am oberen Teil des Stammes, unten in demselben Grade absterbend, wie sie sich oberwärts neu entfalten. Am Grunde des Blattstieles bilden sie eine große hohle Scheide und sammeln in derselben ziemliche Mengen klaren Trinkwassers an, das der Reisende durch einen Stich in die Blattscheide abzapfen kann, eine Quelle der Labung, die schon manchen Dürstenden vor dem Verschmachten gerettet hat.

Unter den Pflanzen Madagaskars ist auch noch eines Kautschuklieferanten zu gedenken, der bei den Madagassen „Intisy" heißt, und dessen so wertvolle Eigenschaften noch nicht lange bekannt sind, wie ja überhaupt auch die so mannigfache Verwendung des Milchsaftes gewisser Gewächse zu industriellen Zwecken erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts begann. Die eingeborenen Madagassen kannten die merkwürdige Eigenschaft des Milchsaftes der Intisy schon lange und benutzten Kautschukhäute zu verschiedenen Zwecken; die in Adamskostüm herumlaufenden Jungen z. B. beschmierten sich den Bauch mit dem schnell gerinnenden Safte, zogen nach einiger Zeit die feine Haut wie ein Fell herunter und bespannten hohle Baumstücke damit, das ergab dann prächtige Lärmtrommeln. Der vier bis sechs Meter hohe Baum wächst an schattigen Plätzen auf steinigem Waldboden ohne jede Pflege. Einschnitte in die Rinde lassen den Saft ausfließen, der in Gruben gesammelt und in faustgroßen Klumpen in die Faktoreien geliefert wird. Natürlich wird das wertvolle Gewächs nun auch in Plantagen gezogen, nachdem es durch unverständigen Raubbau schon dem Untergange nahe gebracht worden war. Der geordnete und rationell betriebene Plantagenbau hat 1901 schon wieder eine Ausfuhr an Kautschuk von weit über eine halbe Million Franken ergeben.

An Nutz- und Nahrungspflanzen erzeugt Madagaskar außer wertvollen Hölzern, unter denen das Ebenholz obenan steht, viel Reis, welcher die Hauptnahrung des Volkes bildet, dann Tabak, Indigo, Zucker, Bananen, Yams, Ananas; unter den Gewürzen besonders Gewürznelken; auch der eingeführte Kaffeebaum beginnt schon erhebliche Erträge zu liefern.

Die Tierwelt.

Mehr noch als die Pflanzenwelt hat die Tierwelt Madagaskars ihre Besonderheiten, welche die Insel als eine von Afrika scharf geschiedene Region erscheinen lassen. Sämtliche Tiere, die für Afrika charakteristisch sind, fehlen hier ganz. Es gibt keine Löwen, Leoparden und Hyänen, keine Rhinozerosse und Büffel, keine Zebras, Giraffen und Antilopen; kein Elefant weidet in den Waldregionen, und was noch merkwürdiger ist: die Waldungen der Insel sind nicht von Affen belebt. Flußpferde, die es sonst in den Gewässern gegeben hat, die aber gegenwärtig auch nicht mehr vorhanden sein sollen, sowie ein südafrikanisches Wildschwein sind die einzigen Afrikaner, die man auf Madagaskar angetroffen hat; als vortreffliche Schwimmer mögen sie zu Zeiten herübergekommen sein und sich dann hier vermehrt haben.

Madagaskar besitzt vielmehr, von den eingeführten Tieren natürlich abgesehen, seine eigene, ihm eigentümliche Tierwelt, die es auch nicht unberechtigt erscheinen läßt, diese Rieseninsel als einen kleinen, besonderen Kontinent für sich anzusehen.

Unter den Tieren, welche der Insel Madagaskar eigentümlich angehören, stehen die Halbaffen oder Lemuriden obenan, jene eigenartige Tierklasse, die mit den wirklichen Affen nur die Handbildung gemein hat, da der Daumen den übrigen Fingern entgegengestellt werden kann und das Organ auf diese Weise zum Greifen bestimmt ist. Ja, selbst die Hand weist noch einen kleinen Unterschied von der Hand der Affen auf, indem der Zeigefinger stets mit einer langen, gebogenen Kralle anstatt eines Fingernagels bewehrt ist.

In allem übrigen haben die Halbaffen, deren bekannteste Hauptvertreter der Vari oder Makako und der Katzenmaki oder Mokoko sind, herzlich wenig oder auch gar nichts mit den Affen gemein. Vor allen Dingen ist die Rundung des Kopfes nur am Hinterhaupt bemerkbar, das Gesicht ist wie bei Raubtieren in die Länge gezogen und stets auch behaart. Unverhältnismäßig groß sind die Augen, die bei vielen Formen, welche völlige Nachttiere sind, auch die starre Unbeweglichkeit des Eulenauges annehmen.



Katzenmaki.

Man darf sie sämtlich als ausschließliche Baumtiere betrachten, die nur selten und nur im äußersten Notfall auf die Erde herabkommen. Das helle Tageslicht scheint keins dieser Tiere zu lieben, denn selbst die lebhafteren und behenderen Arten, wie der Mokoko, streifen meist nur erst im Dämmerlicht umher und sollen dann oft den Urwald, besonders in den trockneren Distrikten auf der Westseite der Insel, mit ihrem wahrhaft betäubenden Geschrei erfüllen. Die eulengesichtigen Nachttiere dagegen sind auch in ihren Bewegungen langsam und äußerst bedächtig. Dem entsprechend dürfen die ersteren auch mehr als Pflanzenfresser angesehen werden, während die nächtlich umherstreifenden Arten zweifellos mehr Raubtiere als Pflanzenfresser sein müssen. Darauf läßt auch der von den Affen sehr abweichende Zahnbau schließen.

Madagaskar ist so recht eigentlich die Heimat dieser Tiere, von denen nur eine, schon sehr abweichende Art, der Gallago, in Afrika am Senegal lebt, eine Anzahl noch mehr abweichender Formen aber Indien beherbergt; letztere sind die völlig schwanzlosen Lori, langsame, geisterhafte Nachttiere. Auf Madagaskar hausen kürzer geschwänzte und langgeschwänzte Arten in Menge. Zu den ersteren

gehört der Indri, welcher selten zu sein scheint und über dessen Lebensweise man noch so gut wie nichts kennt; zu den letzteren der schon genannte Vari und der Katzenmaki, dieser mit regelmäßig schwarz und weiß geringeltem Schwanz.

Die kurz- oder ganz ungeschwänzten, die eigentlichen Nachttiere, sind die gefährlicheren. Wenn die Dämmerung hereinbricht, ermuntern sie sich, putzen und glätten ihr Fell, lassen ihre laute, unangenehme Stimme vernehmen und beginnen dann lautlos ihre Wanderung durch ihr luftiges Jagdgebiet. Verstohlen und mit unhörbaren Schritten schleichen sie langsam von Ast zu Ast. Ihre großen, runden Augen leuchten im Dämmerlicht wie feurige Kugeln, und diese allein sind es, welche von ihrem Dasein Kunde geben; denn die düstere Färbung ihres Felles verschwindet auch einem scharfen Blick gar bald im Dunkel der Nacht, und die weiße Unterseite wird hinlänglich durch die Äste verdeckt. Aber ihre Bewegungen sind so bedachtsam und leise, daß auch nicht ein einziger Laut dem lauschenden Ohr das Vorhandensein eines lebenden Tieres vernehmbar macht.


Fingertier.

Wehe jetzt dem schlafenden Vogel, auf den der Blick dieser feurigen Augen fällt. Bedachtsam, leise streckt sich eine Hand vor. Jetzt geschieht eine Bewegung, schneller als das Auge ihr folgen kann, und ehe der schlummernde Vogel noch eine Ahnung von seinem furchtbaren Feinde erlangt hat, ist er erwürgt, erdrosselt. Und nichts gleicht der Gier, mit welcher der so harmlos erscheinende Vierhänder nach vollbrachtem Morde seine Beute verzehrt. Wie der schlafende Vogel ist auch seine Brut, das Ei in seinem Nest verloren, sobald der Halbaffe dies entdeckt. Das nächtige Wesen des Tieres zeigt sich in seiner Raubgier; es scheint, daß es Fleischnahrung ganz entschieden der Pflanzenkost vorzieht, obgleich es auch diese nicht verschmäht.

Alle geschwänzten Arten sind weit lebhafter und beweglicher. Sie klettern mit viel Geschick und Schnelligkeit, springen auch wohl weit von Ast zu Ast; doch ist ihr Gang auf dem Erdboden immer unbeholfen.

Ohne alle Frage machen diese Tiere den Eindruck einer Lebewelt, von der sie gegenwärtig nur noch ein letzter Überrest sind. Als das sonderbarste Geschöpf müssen wir noch das Fingertier bezeichnen, von den Eingeborenen Aye-Aye genannt. Es wurde zum erstenmal 1775 von Sonnerat ausgestopft nach Paris gebracht, und dies Exemplar blieb ein halbes Jahrhundert lang ohne Nachfolger. Später ist es dann auch einmal für kurze Zeit in London lebend gesehen

worden. Die überaus langen, nackten Finger, besonders an den Vordergliedmaßen, die großen, ebenfalls nackten Ohren und die allen Halbaffen eigenen sehr großen, beim Fingertier rötlichen Augen geben dem sonderbaren Tier ein gespenstisches Aussehen, was um so unheimlicher berührt, als es ein vollkommenes Nachttier ist. Den Augen des in London lebend beobachteten Fingertieres war sogar das Kerzenlicht empfindlich unangenehm. Als Nachttiere entziehen sich überhaupt alle Halbaffen mehr oder weniger der Beobachtung, und so ist über ihr Freileben noch wenig bekannt.

Ein nicht minder eigenartiges Bild bietet auch die Vogelwelt Madagaskars. Von mehr als hundert Arten von Landvögeln sind nur zwölf identisch mit denen des afrikanischen Kontinentes, dagegen sind viele madagassische Arten mit südostasiatischen und malaiischen Vögeln näher verwandt als mit den afrikanischen. Eine der merkwürdigsten Vogeltypen muß der Äpyornis gewesen sein, von dem noch Marco Polo zu Ausgang des 13. Jahrhunderts berichtete, den man aber nur noch aus aufgefundenen Überresten kennt, ein Straußvogel, doppelt so hoch als der jetzige afrikanische Strauß. Auch Reste von Eiern dieses Riesenvogels hat man gefunden, die auf einen Rauminhalt von sechs bis sieben Straußeneiern schließen lassen. Eine ähnliche Erscheinung also, wie der Riesenmoa auf Neuseeland, den Kapitän Cook auf seiner ersten Weltumsegelung 1770 noch gesehen hat und der gegenwärtig ebenfalls vom Erdboden verschwunden ist.

Alles in allem genommen scheint Madagaskar als letzter Zufluchtsort für Tiergruppen gedient zu haben, die auf den größeren Landmassen im Aussterben begriffen waren. Die Insel macht bezüglich ihrer Tierwelt durchaus den Eindruck eines uralten Stückes Erde. Ihr ehemaliger Zusammenhang mit Afrika kann nicht geleugnet werden, da jedoch keins der afrikanischen Charaktertiere auf Madagaskar gefunden wird, so muß die Lostrennung schon zu einer Zeit stattgefunden haben, wo diese Tiere in Afrika noch nicht vorhanden waren.

Die Madagaskar eigentümlichen Tiere, die Säugetiere an der Spitze, gehören Tiergruppen von verhältnismäßig niedriger Stufe an, wie man sie anderswo nur als Zeugen früherer Erdbildungsperioden ausgräbt. Um dies zu verstehen, müssen wir einen kurzen Blick in die Geologie, die Entwicklungsgeschichte der Erde werfen, die uns lehrt, wie in früheren Erdperioden Land und Meer, sowie die Tiere in den betreffenden Weltteilen verteilt gewesen sein müssen.

Zu diesem Zweck folgen wir Alfred R. Wallace, der uns in die Zeit des mittleren Tertiär, in die sogenannte Miocänzeit zurückversetzt. Der ungeheure Wüstengürtel, welcher sich vom Atlantischen Ozean durch die Sahara, Arabien, Persien bis nach Nordindien hinzieht, ist zweifellos ehemaliger Meeresboden. Es erstreckte sich also zur Miocänzeit daselbst ein breiter Meeresarm, der einen großen südlichen und einen nördlichen Kontinent voneinander trennte. Der südliche Kontinent breitete sich über das heutige Südostasien, den Indischen Ozean, sowie über das tropische und südliche Afrika aus. Der nördliche Kontinent umfaßte den größten Teil von Asien, sowie Europa mit Einschluß des Nordrandes von Afrika; denn das Mittelländische Meer existierte noch nicht, das heutige Nordafrika hing mit Spanien und Italien, sowie Kleinasien mit Griechenland zu-

sammen, und wo heute das Mittelländische Meer flutet, können höchstens zwei Binnenseebecken gewesen sein.

In dem nördlichen, dem europäisch-asiatischen Kontinent, kennen wir bedeutende Ablagerungen mit vielen Tierresten von jener Epoche aus Frankreich, der Schweiz, Deutschland, Ungarn und Griechenland, ferner aus dem Nordwesten Ostindiens, den Siwalikhügeln, aus Zentralindien, Birma und Nordchina, und über diese ganze weite Strecke hin finden wir im allgemeinen eine übereinstimmende fossile Säugetierfauna zum Beweise, daß damals schon der große Kontinent der Alten Welt eine zusammenhängende Landmasse war.

Dieser nördliche Kontinent wird aber auch ein wärmeres Klima gehabt haben, da viele große und wichtige Tiere, welche jetzt nur der heißen Zone zukommen, damals in erheblicher Zahl über einen großen Teil dieses Gebietes verbreitet waren. Elefanten, Nashörner, Tapire, Pferde, Giraffen, Antilopen, Hyänen, Löwen, sowie zahlreiche Affen bevölkerten Zentraleuropa und hatten zum Teil zahlreichere und mannigfaltigere Arten aufzuweisen als jetzt. Antilopen waren namentlich in Griechenland häufig, und mehrere der dortigen Arten scheinen die Vorfahren der jetzt lebenden Afrikaner zu sein; von zwei Giraffenarten bewohnte die eine Griechenland, die andere das nordwestliche Indien.

Ganz anders beschaffen war zu derselben Zeit die Tierwelt des südlichen Kontinentes. Sie bestand vorwiegend aus niedrigeren Tierformen, wie sie vor der Miocänperiode auch den nördlichen Kontinent belebt hatten, zu einer Zeit, welche dem Miocän voranging und von der Wissenschaft das Alttertiär oder Eocän genannt wird, eine Erdbildungsperiode, wo Giraffen, Antilopen usw., überhaupt Säugetiere höherer Stufen, noch nicht existierten. Über diese ältere Erdbildungsperiode, die vordem auch der nördliche Kontinent durchgemacht hatte, wie die aufgefundenen Tierreste beweisen, war der südliche Kontinent jenseits jenes gewaltigen Meeresarmes vom Atlantischen Ozean bis Indien, noch nicht hinausgekommen.

Da fand dann, vermutlich in der Mitte der Miocänzeit, jene Erhebung der Erdrinde statt, die den erwähnten Meeresboden in trockenes Land verwandelte und den jetzigen großen Wüstengürtel schuf; damit entstand aber auch für die Tierwelt des nördlichen Kontinentes eine Brücke nach dem südlichen. Da sich sicher auch die Temperaturverhältnisse geändert hatten, so fand eine große Wanderung aller der Tiere, die wir gegenwärtig als Charaktertiere Afrikas kennen, aus dem nördlichen Kontinent in den südlichen, aus Europa nach Afrika statt.

Eine große Zahl der in dem südlichen Kontinent, dem heutigen Afrika, lebenden älteren Tiere ging zugrunde; namentlich die kleineren, wenig widerstandsfähigen Tiere vermochten den gewiß auch veränderten Temperaturverhältnissen, sowie den eindringenden Massen der fremden großen Geschöpfe nicht zu widerstehen und verschwanden vom Erdboden. Das geschah mit derselben Notwendigkeit, wie heute noch so manche Charaktertiere der Südseeinseln vor den Schweinen, Hunden, Ziegen verschwinden, die der Mensch einführt. Wie diese, so breiteten sich auch jene Ankömmlinge in Afrika, die ein weites Land mit warmem Klima vorfanden, sehr rasch aus, mehrten sich gewaltig und paßten sich zugleich den neuen Lebensbedingungen an.

Vor der ungeheuren Erdkatastrophe, welche den Erdboden zwischen dem nördlichen und südlichen Kontinent hob und den ehemaligen Meeresboden in den jetzigen Wüstenboden umschuf, kann Madagaskar recht wohl noch mit Afrika zusammengehangen haben. Mit dieser Katastrophe gleichzeitig kann dann die Lostrennung stattgefunden haben. Das Meer drang von Norden her dazwischen und schuf den Kanal von Mosambik, der heute noch eine ziemlich heftige nord-südliche Strömung zeigt und mit seiner enormen Tiefe die Ausbreitung der nach Afrika eingewanderten Tiermassen auch nach Madagaskar unmöglich machte. Der breite, tiefe, stark strömende Kanal von Mosambik war ihnen ein unüberwindliches Hindernis. So erklärt sich ziemlich einfach das Fehlen afrikanischer Säugetiere auf der Insel, während sich die Tierwelt der älteren Eocänperiode daselbst erhalten hat.


Fliegende Hunde auf Madagaskar.

Wie steht es nun aber mit dem Zusammenhange Afrikas mit der Inselwelt im Osten des Indischen Ozeans?

Der englische Naturforscher Sclater stellte die Theorie auf, daß damals an Stelle des Indischen Ozeans eine gewaltige Landmasse vorhanden gewesen sei, die von Madagaskar bis Sumatra und nördlich bis Indien reichte. Für dieselbe nahm er den Namen „Lemuria" an, weil sie die ursprüngliche Heimat der sonderbaren, einer älteren Erdperiode angehörenden Halbaffen oder Lemuriden gewesen sei und sich daraus das versprengte Vorkommen einzelner dazu gehöriger Tierformen in Indien und dessen Inseln erkläre, während Madagaskar gegenwärtig als die jetzige Heimat dieser Tiere angesehen werden müsse.

Außer den Halbaffen liefert ein redendes Beispiel dazu auch eine Gruppe der Flattertiere, die unter dem Namen der fliegenden Hunde oder Flughunde bekannt sind. Auch von ihnen ist der Insel Madagaskar eine der größten Formen, die mit ausgespannten Flughäuten weit über einen Meter Flugbreite mißt, eigentümlich, wird außerdem aber auch noch auf Ceylon gefunden, obwohl die ganze Breite des Indischen Ozeans zwischen beiden Inseln liegt. Auch dies dürfte für einen ehemaligen Zusammenhang Madagaskars mit der östlichen Welt sprechen.

M. Neumayr kommt zu einem ähnlichen Schluß. Er nimmt an, daß schon zur Jurazeit, die dem Tertiär vorausgegangen ist, von Afrika aus eine riesige Halbinsel vorhanden gewesen sei, die noch fast ganz Vorderindien umfaßt und einen großen Teil des Indischen Ozeans ausgefüllt habe. Der Untergang dieser Halbinsel oder dieses Kontinentes müsse zur Tertiärzeit erfolgt sein, bevor die charakteristische Tierwelt Afrikas, wie wir sie jetzt kennen, einwanderte. Madagaskar sowohl wie die weiteren Inseln im Indischen Ozean würden dann als die Reste der höchsten Kuppen dieses untergegangenen Kontinentes angesehen werden müssen.

Wallace dagegen möchte dem nicht zustimmen: „Wenn die asiatischen Inseln einerseits, die Seychellen und die weit ausgedehnten Untiefen im Südosten davon die Reste eines andern, im Indischen Ozean belegenen größeren Landes sind, so haben wir eine durchaus genügende Annäherung der Küsten dieser Länder, um einen gewissen Austausch fliegender Tierformen zu erklären." Ferner schreibt er: „Es bleiben die angeblichen Beweise für eine sehr alte Landverbindung zwischen Afrika, Madagaskar, Ceylon, Malakka und Celebes zu prüfen, unter denen zunächst die weite und zerstreute Verbreitung vieler vereinzelter Halbaffenformen (und der genannten Flattertiere) in Betracht zu ziehen ist. Man hat dieses durch die Existenz eines vormaligen Südkontinentes im Indischen Ozean erklären zu müssen geglaubt; allein eine vollständige Musterung aller einschlägigen Tatsachen dürfte doch keineswegs dieses Theorem stützen. Hätte ein solcher Kontinent je existiert, so müßte er ganz gewiß lange vor der Miocänzeit wieder verschwunden sein; denn sonst hätte er viel zahlreichere, allgemeiner verbreitete Anzeichen des früheren Zusammenhanges aller jener Länder zur Folge haben müssen, als wir sie vor Augen haben."

Eine dieser Theorien ist natürlich eine ebenso annehmbare oder unannehmbare Behauptung wie die andere, je nach dem Standpunkt, den man einnehmen will. Bei näherer Prüfung ergibt sich, daß Sclater und Neumayr gar nichts anderes behauptet haben als Wallace. Eine Zeit, welche nach Wallace zur Miocänzeit schon längst hätte vergangen sein müssen, setzen beide Naturforscher für einen solchen Kontinent ja voraus; Neumayr geht sogar ausdrücklich bis auf die weit ältere Juraperiode zurück. Man denke, was in diesem ungeheuren Zeitraum auf der Erdoberfläche vor sich gegangen sein mag, welche allmählichen Veränderungen sie erfahren, welche gewaltsame Katastrophen sie betroffen haben mögen. Was für Katastrophen das gewesen sein können — wer vermöchte das auch nur auszudenken? Der Psalmist sagt ja schon: unser Wissen ist Stückwerk.

Die Madagassen.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß, wie die Pflanzenwelt und vornehmlich die Tierwelt, so auch die ursprünglichen Bewohner der Insel Madagaskar mit der afrikanischen Urbevölkerung nicht zusammengehörten, sondern einen davon verschiedenen Volksstamm bildeten, welcher zweifellos der malaiisch-polyne-

sischen Menschenrasse zugezählt werden muß. Dennoch würde nichts dazu berechtigen, auch daraus auf einen ehemals im Indischen Ozean vorhanden gewesenen Kontinent oder auf einen Landzusammenhang mit Südostasien zu schließen, wenigstens nicht auch annähernd mit derselben Wahrscheinlichkeit, wie es die augenscheinlich unendlich viel ältere Tierwelt allenfalls gestattet, die mit der afrikanischen gar keine, mit der südostasiatischen dagegen so mannigfache Berührungspunkte gemein hat.

Zweifellos hat Madagaskar, so wie es sich heute darstellt, lange schon bestanden, ehe der Mensch überhaupt auf der Erde auftrat. Als dieser Zeitpunkt in der Entwicklung der organischen Schöpfung unserer Erde aber gekommen war, mußten wieder lange Zeiträume vergehen, ehe der Mensch sich bemühte, mit Hilfe von Fahrzeugen Herr des Wassers zu sein. Einem Volke gelang das mehr, dem andern weniger, keinem aber wohl in höherem Grade, als den Polynesiern. Es ist bekannt, daß diese außerordentlich seetüchtig sind; Beispiele von ungeheuren Seefahrten, die sie in unscheinbaren Pirogen zurückgelegt haben, gehören nicht zu den Seltenheiten. Warum sollten also solche seetüchtigen Menschen nicht auch von Südostasien quer über den Indischen Ozean gekommen sein und Madagaskar bevölkert haben? Dem steht durchaus nichts entgegen.

Nichtsdestoweniger haben die Urbewohner Madagaskars unter den Gelehrten zu mancherlei Streitfragen Veranlassung gegeben, und die Forschungen können auch heute noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Wir werden im nachfolgenden noch mancherlei davon berühren müssen. Hier nur noch ein kurzer, flüchtiger Blick auf die Bewohnerschaft der Insel im allgemeinen.

Die ursprünglichen Bewohner der Insel Madagaskar, welche Madagassen, auch Madegassen, Malegassen und Malgaschen genannt werden, ist vielfach, namentlich im Norden und Süden, mit eingewanderten Arabern und Indern, mit Leuten von der Suaheli- und Mosambikküste gemischt; außerdem zählt man Tausende von Negersklaven. Man hat die Zahl der Bewohner Madagaskars mit 5 Millionen sicherlich weit überschätzt, sie wird in Wahrheit wohl nicht mehr als die Hälfte betragen.

Die neueste Statistik von 1904 gibt Madagaskars Flächeninhalt, einige kleine Anhängsel dazugerechnet, auf 592 100 qkm an, auf denen insgesamt 2 644 670 Menschen wohnen.

Abstammung der Madagassen.

Bezüglich der Abstammung der Madagassen ist, wie schon erwähnt, noch mancherlei dunkel. Wir werden weiterhin sehen, daß sie mit den Polynesiern in engstem Zusammenhange stehen, also zweifellos auch von Osten gekommen sind. Hier mögen nur einige Bemerkungen eingeschaltet sein, welche die Möglichkeit erweisen, daß sie auch in dem Fall, es sei nie eine engere Landverbindung zwischen Madagaskar und Polynesien vorhanden gewesen, trotzdem recht wohl eine so weite Seereise zurückgelegt haben können.

Erstaunlich weite Seereisen sind bei den Polynesiern gar nicht selten, wenn dieselben auch, wie Finsch gewiß sehr richtig bemerkt, oft genug unfreiwillig ge-

macht werden, weil die kühnen Schiffer durch Wind und Wetter verschlagen werden und dann wochenlang unterwegs sind, ehe sie Land sichten. Ihre seetüchtigen Kanoes oder Pirogen, Boote bis zu dreißig Meter Länge, sind gegen das Umschlagen durch einen sogenannten Ausleger gesichert, das heißt durch einen in einiger Entfernung von dem Boote schwimmenden Balken, der mit dem Fahrzeug durch Stangen fest verbunden ist. Mit solchen Booten können sie sich den Wogen kühn anvertrauen.

Im Bau dieser Boote entwickeln z. B. die Bewohner der Karolinen eine besondere Geschicklichkeit, obwohl dieselben nur aus einem ausgehöhlten und durch Seitenplanken erhöhten Stamm bestehen, aber mit Hilfe großer Segel an beweglichen Masten und der Ruder eine überraschende Schnelligkeit entwickeln. Es liegt also gar kein Grund vor, daß die Urbewohner von Madagaskar den Weg über den Indischen Ozean vorzeiten nicht auch in solchen Pirogen sollten zurückgelegt haben können. —



Polynesische Piroge.

Die eingeborenen Madagassen werden in zwei Hauptgruppen geschieden: die hellfarbigen Hova, welche die Hochebenen des Innern und die Osthälfte der Insel bewohnen, einst der herrschende Stamm gewesen sind und sich auch jetzt noch als solchen betrachten, und die dunkelfarbigen Sakalava, welche die nach Afrika zugekehrte Westhälfte der Insel besetzt haben. Beide Gruppen teilen sich wieder in eine Anzahl von Stämmen, unter denen die Betsimisaraka auf der nördlichen Osthälfte und dem Terrassenlande wohl auch neben den Hova noch als besondere Völkergruppe betrachtet werden. Als ein Stamm von hervorragender Bedeutung dürfen auch noch die Betsileo gelten.

Die dunkle Farbe der Sakalaven, verbunden mit kurzem, krausem Haar, hat zu der Annahme geführt, daß dieselben von Afrika her eingewandert seien, und es hat nicht an Stimmen gefehlt, die eine nahe Verwandtschaft mit den Suaheli gefunden haben wollen. Dem ist jedoch nicht so.

Da unter den Gruppen mancherlei körperliche Unterschiede obwalten, so herrschte lange Zeit eine Meinungsverschiedenheit über die Abstammung derselben. Es können nämlich zwei Typen angegeben werden: ein östlicher mit hellerer Hautfarbe, schmächtigerem Körperbau, langem, schwarzem und glattem Haar; ein westlicher mit dunkler, manchmal beinahe schwarzer Hautfarbe, robustem Bau und kürzerem, krauserem Haar. Man ist vielfach geneigt gewesen, die dunkleren Stämme, namentlich die den westlichen, Afrika zugewendeten Teil der Insel bewohnenden Sakalava, mit den Südafrikanern in Verbindung zu

bringen; doch ist nach den neueren Untersuchungen von Mullens und Sibree die Einheit des madagassischen Volkes sicher, und zwar gehört es unzweifelhaft der malaio-polynesischen Rasse an.

Die obwaltenden körperlichen Unterschiede können durch klimatische Verhältnisse, Nahrung, Boden und Lebensweise hervorgerufen worden sein; daneben aber finden sich nach Sibree mancherlei physische Eigentümlichkeiten, die allen Madagassen gemein sind. Diese bestehen in einer etwas flacheren Gesichtsbildung, als sie bei den Europäern vorkommt; der größeren Schönheit der Männer gegenüber den Frauen, unter denen die Mehrzahl zur Korpulenz neigt; dem schwachen Barte, der gewöhnlich in der Jugend ausgerissen wird; und einer geringeren Körpertemperatur, als die Europäer sie aufweisen. Den endgültigen Beweis für die Einheit der Bevölkerung und für deren malaio-polynesische Abstammung liefern Sitten und Sprache.

Wir treffen hier die polynesische Sitte, Zeuge aus weichgeklopften und gewebten Pflanzenfasern herzustellen; den Gebrauch des auch bei den Malaien vorgefundenen Federblasebalges; die Sitte der Blutverbrüderung, sowie das Tabugesetz, hier „Fady" genannt, das heißt eine Heilig- und Unverletzbarkeiterklärung bestimmter Gegenstände. Auch ist eine polynesische und nicht afrikanische Sitte die große Verehrung, die man den Gebeinen der Verstorbenen zollt. — Die madagassische Sprache ist nicht einer einzigen afrikanischen verwandt, dagegen sind Java, Borneo, Celebes und die Philippinen gerade diejenigen unter den malaiischen Inseln, deren Sprache mit der madagassischen die größte Ähnlichkeit hat. Obwohl auf Madagaskar eine Anzahl von Dialekten vorhanden ist, so lassen sich doch keine Spuren von zwei oder mehreren getrennten Sprachstämmen angehörenden Sprachen entdecken. Cousins hat durch eine sorgfältige Vergleichung des Malaiischen mit dem Madagassischen nachgewiesen, daß nicht nur beide Sprachen eine große Anzahl von Wörtern miteinander gemein haben, sondern daß diese Wörter, als die einfachsten und in sämtlichen madagassischen Sprachen am häufigsten und allgemein gebrauchten Ausdrücke von ganz besonderer Wichtigkeit sind. Ferner besteht auch zwischen den beiden Sprachen der Hova und Sakalava eine höchst bemerkenswerte Übereinstimmung der Grammatik, Struktur der Sprache usw. Auch die Namen von Orten und Personen sind im Osten sowohl wie im Westen gleichartig langatmig.

Aus allen diesen Gründen kann es gar nicht zweifelhaft sein, daß diese ursprüngliche Bevölkerung Madagaskars mit Afrika in keinem Zusammenhange steht, sondern aus dem Osten, von Polynesien her eingewandert ist.

Einwanderung der Madagassen.

Über den Zeitpunkt, an welchem die Einwanderung polynesischer Stämme in Madagaskar stattgefunden haben könnte, lassen sich bestimmte Angaben natürlich nicht machen.

„Die Annahme einer ziemlich späten Einwanderung, die z. B. von Zaborowski vertreten wird," sagt Neumayr, „stützt sich unter anderem darauf, daß

die Überlieferung von der Einwanderung noch recht lebendig ist. Die Hova scheinen bei ihrer Ankunft die den meisten Stämmen der Malaio-Polynesier eigene Seetüchtigkeit gleichfalls besessen, sie aber später, vielleicht weil sie die küstennahen, aber ungesunden Wohnsitze im Tieflande aufgeben und auf das Hochland übersiedeln mußten, verloren zu haben; aber sie klingt noch in allerlei symbolischen Verwendungen des Schiffes bezeichnend nach. Mitgebracht haben die Hova den Anbau der Reispflanze, den Hanf und die Kenntnis der Eisenbearbeitung, vielleicht auch die Seidenzucht. Wir werden uns begnügen müssen, die großen Sundainseln als Ausgangspunkt der Einwanderer zu betrachten. Den Wanderweg im einzelnen können wir ebensowenig mit Sicherheit festlegen, wie wir ein bestimmtes Jahrtausend, viel weniger ein Jahrhundert als Zeit der, wie gesagt, wohl nicht auf einmal vollendeten Einwanderung bezeichnen dürfen."

Jedenfalls hat eine Einwanderung mehrmals stattgefunden. Die später kommenden Ansiedler haben sich dann immer gefallen lassen müssen, von den bereits ansässigen als dienende Klasse behandelt zu werden. Die letzten mögen die Hova gewesen sein, denn noch im 18. Jahrhundert galten sie den bereits Ansässigen für ein unreines Volk, das kurzweg Amboalambo hieß, zu deutsch Schweinehund. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts rafften sie sich auf, unterwarfen ihre Bedrücker und wurden die Herren.

Was von einer vor diesen Einwanderungen vorhandenen Urbevölkerung berichtet wird, ist durchaus dunkel. Als solche wird ein Zwergvolk Wasimba oder Vazimba genannt, Menschen mit schmalen, länglichen Köpfen, die unter Königen gelebt haben sollen, deren einige sogar namhaft gemacht werden. Ein anderes Volk waren die Kimo, auch zwerghafter Statur; ein drittes die Kalio, von denen es heißt: „sie wohnen ungefähr sieben Tagereisen von der Hauptstadt, sind schwach und haben viel Ähnlichkeit mit den Sakalava. Sie verfertigen Netze aus Schnüren und springen wie Affen von Baum zu Baum und sind schwer zu verfolgen." Das alles klingt sehr fabelhaft. Es kann als sichergestellt gelten, daß z. B. ein Volk der Wasimba nicht existiert und wohl nie existiert hat, denn mit diesem Namen bezeichnen die Sakalaven lediglich die Geister der Verstorbenen, mit denen ihre Phantasie die Wälder bevölkert.

Man darf also wohl ruhig die Hova und Sakalava als die Urbevölkerung Madagaskars betrachten.

Die Hova.

Die Hova, das Hauptvolk von Madagaskar, sind von mittlerem Wuchs, aber gut gebaut. Die Hautfarbe ist olivengelb, die Haare sind schwarz, straff, bisweilen etwas gelockt. Die Männer tragen auf dem kurzgeschorenen Haar einen Strohhut; um die Hüften wird ein Stück Baumwollenzeug geschlungen, darüber kommt die Lamba, eine Art Mantel, bestehend aus einem etwa sechs Meter langen, gewöhnlich weißen Tuch. Diese Lamba ist nach den Vermögensverhältnissen des Trägers aus den Blattfasern einer Palme, aus Baumwolle oder Seide gefertigt. Die Frauen flechten das Haar in unzählige Zöpfe und tragen auch Strohhut und Lamba, unter dieser ein Unterkleid. In den Städten sieht man in neuerer Zeit natürlich schon vielfach europäische Kleidung. Tätowieren ist

nicht üblich, nur bei den Betsileo und wohl noch in einigen Stämmen zeigen sich Spuren davon.

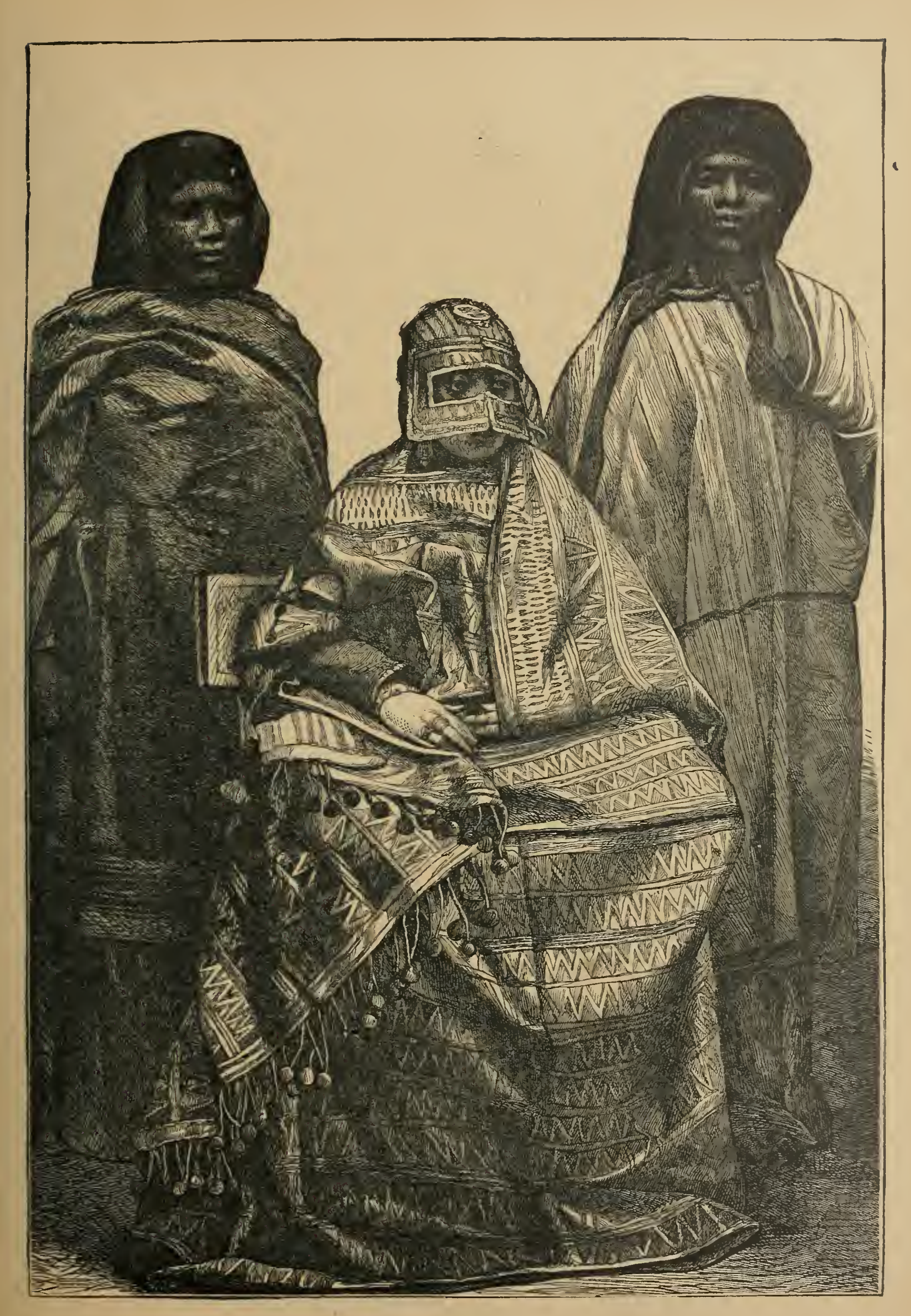
Die Häuser sind ungeheure Holzhütten, nur in Tananarivo befinden sich einige Gebäude von Stein. Das Haus enthält gewöhnlich nur zwei Räume, von welchen der eine als Schlafzimmer, der andere als Küche dient. Der Fußboden ist etwas über dem Boden erhaben und besteht aus breitgeklopfter Baumrinde, welche mit Matten bedeckt ist, erst in neuerer Zeit zeigen sich hier und da Dielen. Im Küchenraum befindet sich in der Mitte ein aus Lehm festgestampftes Viereck, welches als Feuerstelle dient. Die irdenen Kochgeschirre werden einfach in das Feuer gesetzt. Europäische Möbel finden sich nur bei Vornehmen. Der Mann auf dem Lande kauert auf der Erde und schläft auf Matten. In der Hauptstadt Tananarivo, welche diesen Rang gegenwärtig an Tamatave hat abtreten müssen, befinden sich einige freie Plätze, auf denen Märkte abgehalten werden.

Gesellschaftlich teilen sich die Hova in Adel, Bürger und Sklaven. Der Adel ist nur erblich und kann unter keinen Umständen verliehen werden. Außer dem Militär- und Beamtenstande hat er auch hauptsächlich die Führung im Handel und die Viehzucht in Händen; der größte Kaufmann des Landes war der erste Minister. Der Bürgerstand betreibt den Ackerbau, den Kleinhandel und das Handwerk. Das Los der Sklaven ist verhältnismäßig glücklich, sie zählen zur Familie.

Die Vielweiberei ist zwar auf höheren Befehl abgeschafft, aber nur dem Namen nach; die Heirat findet nach Übereinkunft ohne besondere Feierlichkeit statt und wird auch ebenso leicht wieder gelöst. Die Stellung der Frau ist im ganzen eine dem Manne gleichberechtigte und die Behandlung eine gute. Im allgemeinen sind die Hova stolz auf ihre Nachkommenschaft, besonders auf solche männlichen Geschlechts. Gewöhnlich nimmt der Vater den Namen seines ersten Sohnes an; heißt der Sohn Boto, so wird sich der Vater Rain-Boto, Vater des Boto, nennen. Die Kinder erweisen ihren Eltern große Ehrfurcht.

Sittenlosigkeit ist allgemein. Kindesmord kommt nicht nur bei den Hova, sondern auch bei den übrigen Stämmen vor. Entscheidend ist in dieser Beziehung die abergläubische Vorstellung von glücklichen und unglücklichen Tagen. Kommt ein Kind um Mitternacht zur Welt und zwar zwischen einem glücklichen und unglücklichen Tage, so entscheidet über sein Los eine Art Gottesurteil. Man legt es auf den schmalen Platz, auf welchem die Ochsen ihr Gehege verlassen. Weichen die Tiere sämtlich aus, so ist das Kind dem Leben erhalten; berührt es aber nur ein Ochs mit dem Fuße, so wird es sofort getötet. Dem Sakalaven gilt der Freitag für unglücklich; deshalb wird jedes an diesem Tage geborene Kind im Walde ausgesetzt. Dasselbe Los trifft ein mißgestaltetes Kind.

Die geistigen Fähigkeiten der Hova sind sehr entwickelt, und ihre Geschicklichkeit in mehreren Zweigen der Industrie, namentlich im Schmelzen und Bearbeiten der Metalle, ist eine ihrer bemerkenswertesten Eigenschaften. Sie sind sehr eitel, im Umgang über alle Maßen höflich, gastfreundlich, aber auch falsch und verlogen. Mit der Eitelkeit steht freilich die Unreinlichkeit in grellem Widerspruch. Die Frauen sind geschickt im Weben; sie sind äußerst gefallsüchtig, putzliebend, untreu und gefühllos.



Madagassische Frauen.

Sitten und Gebräuche.

Ein echt polynesischer Zug ist das strenge Beachten des Tabu, hier Fady genannt und besonders auf die Sprache bezogen. Alle Worte, aus denen die Namen der Häuptlinge bestehen, sind für „fady“ erklärt, d. h. aus dem gewöhnlichen Gebrauche ausgeschlossen und werden durch neue ersetzt. So führte die Königin Rasoherina bis zu ihrer Thronbesteigung den Namen Rabodo und vertauschte diesen mit Rasoherina. Nun bedeutete aber Soherina den Schmetterling des Seidenspinners und durfte nun, da die Königin dieses Wort zu ihrem Namen erwählt hatte, nicht länger für das Insekt gebraucht werden, welches seitdem Zanadandy, d. h. Kind der Seide, genannt wird. Dieselbe Sitte herrscht auch bei den Sakalaven.

Die Religion der Hova war ehedem ein Fetischdienst; gewissen Idolen legte man eine geheime Macht und Kraft bei. Das Hauptidol war Rakelimalaza, der Hauptbeschützer des Königreiches und unbesiegbare Helfer des Herrschers. Die Idole wurden in eigenen Häusern aufbewahrt, sie hatten auch eigene Hüter, deren Amt erblich war. Diese genossen mehrerer Vorrechte, unter anderm das Recht, einen scharlachroten Sonnenschirm, das Abzeichen der königlichen Familie, zu tragen. Jedes Idol hatte seine besonderen Fady, d. h. gewisse Dinge und Handlungen, die ihm mißfällig waren und demnach von seinen Verehrern nicht berührt oder getan werden durften. Die Opfer bestanden in Ochsen, die oft ganz von einer Farbe sein mußten, in Ziegen, Schafen und Hühnern. In manchen Gegenden sollen auch Menschenopfer vorgekommen sein.

Tempel hatten die Madagassen nicht, auch keine Priester. Die Opfer wurden an heiligen Stätten dargebracht, und jeder Opfernde war zugleich sein eigener Priester; in manchen Fällen vertrat der König die Stelle eines Oberpriesters.

Die Hova bestatten ihre Toten in einem aus rohen Basaltplatten erbauten Gewölbe oder einer Kammer, die zur Hälfte unter der Erde liegt. — Die Sakalaven nähen ihre Toten in eine Ochsenhaut, schnüren sie fest zusammen und halten Totenschmäuse ab, an welchen, wie sie glauben, auch die Geister ihrer Vorfahren teilnehmen. — Die Betsileo errichten neben den aus Stein gebauten Grabstätten künstlich geschnitzte Holzpfähle und massive Gedenksteine. — Die Betsimisaraka und andere östliche Stämme pflegen ihre Toten in ausgehöhlte und wie Tröge zugeschnittene Baumstämme, mit einem Deckel versehen, auszusetzen.

Wahrsagerei war unter den Hova und wohl unter allen Stämmen allgemein verbreitet. Das Orakel hieß Sikidi. Es gab bestimmte Wahrsager, welche diese Kunst ausübten. „Das Sikidi besteht darin, daß man von Steinen, Bohnen, Reis, Stroh u. dergl. gewisse Reihen nach Art der Einteilung eines Schachbretts aufstellt und mit ihnen experimentiert, um die gesuchte Weisheit herauszubringen.“ In Krankheitsfällen, beim Kaufen und Verkaufen, beim Antritt einer Reise, immer nahm man seine Zuflucht zum Sikidi.

Heidnische Religion und heidnische Sitten bestehen heute noch auf ganz Madagaskar, und nicht nur etwa bei den noch unabhängigen Stämmen. Auf dem Hochlande freilich, um die alte Hauptstadt Tananarivo herum, sind sie ebenso wie da, wo die Europäer oder andere, nicht europäische Handelsleute sich festgesetzt

haben, natürlich nicht mehr zu finden. Man braucht sich aber von Tananarivo nur eine größere Strecke weit zu entfernen, so steht man auch mitten unter den intelligenten Hova auf heidnischem Boden und kann alles beobachten, was frühere Reisende über madagassische Sitten und Gebräuche berichtet haben. Die Missionare haben hier noch eine umfangreiche Arbeit.

In der alten Hauptstadt Tananarivo.

Die Franzosen hatten es für praktisch gehalten, den Sitz ihrer Verwaltung Madagaskars nach Tamatave an der Ostküste zu verlegen, wohl weil von diesem Hafen aus die Verbindung mit der übrigen Welt am bequemsten ist. Sie müssen dazu auch wohl noch andere wichtige Gründe gehabt haben, sonst wäre Majunga an der Nordwestküste der Insel, das ja auch einen vortrefflichen Hafen hat, wohl noch mehr zu empfehlen gewesen; denn einerseits geht von hier das unterseeische Kabel nach der Küste von Mosambik, und anderseits hat dieser Hafen eine zwar nicht nähere, aber doch weit leichtere Verbindung mit der alten Hauptstadt Tananarivo, als der Hafen von Tamatave.

Majunga dehnt sich jetzt schon als eine völlig europäische Stadt am Strande hin. Früher war es ein Fiebernest, wie so viele der tropischen Küstenorte, aber man hat hier keine Mühe gescheut, um die fieberatmenden Mangrovegebüsche zu beseitigen. Als der Reisende Voeltzkow den Ort zum zweitenmal besuchte, erkannte er denselben kaum wieder. Äußerst freundlich breitete sich nun das Städtchen an der tiefen Bombetokebai aus, in welche sich der von den Bergen herabkommende Ikopa in einem breiten Delta ergießt. Dieses Delta war vordem einer jener ungesunden Mangrovesümpfe gewesen, die dem Europäer so verderblich sind, und hatte viel dazu beigetragen, der Insel Madagaskar den Ruf eines Kirchhofs einzutragen. Jetzt war es gesäubert, und hinter der Stadt stiegen sanfte, liebliche Höhenzüge empor, bedeckt mit Mango- und Brotbäumen oder auch mit lichten Akaziengehölzen. Durch sie führt die allmählich hinauf nach Tananarivo steigende Straße, während von Tamatave aus das plötzlich abfallende hohe Gebirgsmassiv überstiegen werden muß.

Tananarivo oder Antananarivo, auf der Hochebene in 1460 m Höhe, ist eine bedeutende Stadt von 50 000 Einwohnern, auf vielhügeligem Terrain erbaut. Ganz unregelmäßig liegen die weiß getünchten Lehmhäuschen in den grünen Furchen zwischen den Hügeln, alle von blühenden Gärten umgeben. Die Hauptmasse der Häuser bedeckt den Rücken und die Abhänge zweier langgestreckter Hügel, die im Süden zusammenstoßen, im Norden aber eine breite Öffnung in das Land hinein frei lassen. Auf dem höchsten Punkt dieses Hufeisens ragen die alten Königsschlösser der Hovadynastie in die Luft, die ein ganzes Stück der Geschichte Madagaskars abspiegeln, denn jeder Herrscher war bestrebt, für sich ein anderes Haus zu bauen.

Hier steht man dreihundert Meter über den Tälern, die mit Reisfeldern gefüllt sind und überschaut nicht allein die Stadt, sondern auch ein Panorama der Landschaft auf hundert Kilometer in die Runde. Des Morgens ist die Luft von außerordentlicher Klarheit; bis in die weiteste Ferne tritt der Horizont rein



Tananarivo, Hauptstadt des Hovareiches.

und scharf hervor. Noch schöner aber ist ein Sonnenuntergang nach einem klaren Tage.

„Es war schön und klar gewesen von Sonnenaufgang an," schreibt der Franzose Lavoipiere; „in den Abendstunden aber wurde es erhaben. Noch nie hat ein Maler die Farben dieser Rundsicht auf seine Leinwand gezaubert. Die Strahlen der untergehenden Sonne werden von den Bergen zurückgeworfen auf die großen Wasserspiegel der überschwemmten Reisfelder, vom Wasser auf die Wolken und von den Wolken wieder auf die Berge. Das Firmament erstrahlt in rotem Widerschein; dann aber, gleichsam mit einem Schlage, wird es tiefblau, und auf diesem blauen Grunde erscheinen silberweiße Streifen, wie glänzende Bäche. Alle Farben ergreifen nach und nach Besitz von der Himmelswölbung und der Erdoberfläche, es ist, als ob ein farbensatter Regenbogen nach allen Seiten auseinander gewischt würde. Das Licht- und Farbenspiel schillert in steter Veränderung, bis der letzte Streifen des Sonnenballs hinter dem blauen Rande der Berge verschwunden ist. Dann stumpft sich die Glut rasch ab, ein violetter Vorhang zieht sich über das Spiel des Lichtes und scheint nur noch von dem lebhaften Rot langer Wolken widerzuschimmern, die sich in regelmäßigen Streifen über das Himmelsgewölbe spannen. Endlich sinkt der östliche Horizont tiefer und tiefer in braune Schatten, die aus den Falten der Täler emporzusteigen scheinen, nur im Westen hängen noch ein paar rosige Strahlen an den höchsten Gipfeln, ersterben langsam, und die Nacht ist da!"

Das älteste der merkwürdigen Königsschlösser stammt allerdings erst aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, aber von diesem Zeitpunkte ab ist ja Madagaskar überhaupt erst in die Geschichte eingetreten. Der Begründer eines großen madagassischen Reiches hat den Bau aus Stämmen und Balken aufgeführt. Wie die alten madagassischen Häuser ist auch dieser älteste Palast, wenn man ihn so nennen darf, nichts weiter als eine mächtige Halle, außen ohne allen weiteren Schmuck, als daß die sich kreuzenden Firstbalken des hohen Daches hervorragen und zwei silberne Hände tragen, das königliche Wahrzeichen. Verschließbar ist diese Halle durch einen riesigen Türflügel, der aus einem einzigen Stück Holz gezimmert ist. Bäume, die das ermöglichen, mag es heutzutage auch wohl auf Madagaskar nicht mehr geben.

In dieser Halle ist alles vereinigt, was das tägliche Leben des Menschen erfordert: Speisesaal, Waffenhalle, Küche, Schlafräume usw. In der Waffenhalle befinden sich selbst einige Feldschlangen, wie sie im 15. Jahrhundert im Gebrauch waren, sowie eine Sammlung alter Steinschloßflinten. Dem Eingange gegenüber sieht man den Herd, sowie den Sitz des Königs, plump aus einem Steinblock gemeißelt. Ebenso plump ist in dem Schlafraume die Bettstatt, ein großes Holzgestell mit einigen Matten darin, das auf einer Leiter erstiegen werden mußte. Nach einem Schmuck irgend welcher Art sieht man sich in diesem Palast vergeblich um; es ist auch nicht anzunehmen, daß ein solcher jemals dagewesen und später etwa entfernt worden wäre.

Der Begründer des mächtigen Reiches der Hova bedurfte dergleichen nicht. Das Gefühl der Macht, die er in bitteren Kämpfen mit den bisherigen Unterdrückern errungen, war ihm genug.

Auffallender ist der dieser Halle im Alter zunächst folgende sogenannte Silberpalast, über dessen Dach eine Anzahl aufgehängter silberner Kugeln, vom Winde bewegt, weitschallend aneinander klingen. Dies Gebäude hat zwei Stockwerke und ist ebenfalls ganz und gar aus Stämmen und Balken zusammengefügt, bildet im Innern aber nicht mehr eine einzige Riesenhalle, sondern die Räume sind nach ihrem verschiedenen Gebrauche abgeteilt. Aus dem unteren Geschoß führt nach dem oberen eine rampenartige Treppe mit sehr niedrigen Stufen. Rings um das ganze Bauwerk läuft eine Veranda.

Die Paläste aus neuerer Zeit sind natürlich, dieser Zeit entsprechend, auch von europäischen Baumeistern aufgeführt. Nur ein sehr merkwürdiges älteres Gebäude müssen wir noch anführen, denn es stellt eine nach oben sich stetig verjüngende und abgeplattete Pyramide dar, die aus fünf Geschossen von je 6 bis 7 m Höhe besteht. Die Einteilung der Räume ist in allen Geschossen genau dieselbe, ein Mittelsaal von vier Eckzimmern flankiert, die natürlich je weiter nach oben entsprechend kleiner werden. Das ganze Gebäude aber wird getragen und gehalten von einem gigantischen Baumstamm als Mittelpfeiler, den unten im Erdgeschoß zwei Männer nicht zu umspannen vermögen. Man sagt, daß fünftausend Menschen nötig gewesen sind, um diesen Waldriesen aus der Waldesheimat auf den Hügel von Tananarivo zu schaffen. Wie bei den ägyptischen Pyramiden, so ist auch bei diesen Bauten aller Wahrscheinlichkeit nach das ganze Volk in Tätigkeit gesetzt worden, um das Material heranzuschaffen; Maschinen zum Transport waren ja nicht vorhanden, Menschenkraft allein mußte alles bewerkstelligen.

Jetzt weht über all dieser alten Größe die französische Trikolore; eines dieser alten Königshäuser dient französischen Soldaten als Kaserne. An Stelle der alten Könige und Königinnen der Hova, die Madagaskar mit eiserner Strenge beherrschten, führt ein französischer Resident das Regiment, dem die schwierige Aufgabe zuerteilt ist, das Land, welches die Größe des Stammlandes Frankreich fast erreicht, allmählich der Zivilisation zuzuführen.

Zur Geschichte Madagaskars.

Madagaskar wird schon zu Ende des 13. Jahrhunderts von Marco Polo unter dem Namen Magastar erwähnt. Er hatte dasselbe allerdings nur im Vorübersegeln einer Flotte, die er von Indien quer über den Indischen Ozean und dann an der Küste Afrikas nordwärts hinauf nach Persien führte, und auch nur an der Küste kennen gelernt.

Nach seinen kurzen Mitteilungen sind die Küsten von Madagaskar damals ein nicht unwichtiger Handelsplatz gewesen, und sie sind es für die Araber auch wohl sicherlich noch geblieben; im Abendlande wußte man aber nichts davon, und man hörte von Madagaskar lange, lange Zeit nichts weiter.

Erst mit den Entdeckungsfahrten der Portugiesen zur Auffindung eines Seeweges nach Ostindien tauchte es aus dem Dunkel der Vergessenheit wieder auf. Im Jahre 1506 wurde Madagaskar von den portugiesischen Seefahrern Ruy Pereira und Tristan d'Acunha wieder aufgefunden. Sie erblickten darin

nur ein ärmliches, von wilden Völkerschaften bewohntes Land, das auf sie keinerlei Anziehungskraft auszuüben vermochte, und begnügten sich damit, der Riesen-insel den Namen Isla de San Lourenço, das heißt Sankt Lorenzinsel, beizulegen, weil sie dieselbe am Tage dieses Heiligen entdeckt hatten. Im übrigen kümmerten sie sich nicht weiter darum, wie das mit allen ihren afrikanischen Entdeckungen geschah, denn ihr Sinn war nur auf die Schätze Indiens gerichtet, zu jener Zeit um so mehr, da man glaubte, daß Christoph Kolumbus Indien von der andern Seite erreicht und die Spanier dessen Schätze bereits ausbeuteten.

Anders dachte die in Frankreich unter dem Könige Heinrich IV. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstandene Orientgesellschaft: sie sandte Schiffe auch nach Madagaskar und gründete auf der Südostecke der Insel das Fort Dauphin, um für den Tauschhandel mit den Eingeborenen einen festen Stützpunkt zu haben. Das Fort ist in der Geschichte Madagaskars viel genannt worden und besteht auch gegenwärtig noch.

Herrenlos, d. h. unbeansprucht von einer europäischen Macht, war auch die östlich von Madagaskar liegende Inselgruppe der Maskarenen, die von dem Portugiesen Petro de Mascarenhas, dem zu Ehren sie dann benannt worden sind, allerdings auch schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts entdeckt, aber nicht weiter beachtet worden waren. Diese Inselgruppe, welche wir im folgenden Abschnitt näher kennen lernen werden, besteht aus drei Inseln: Reunion, Mauritius und Rodriguez.

Im Jahre 1639 legten die Franzosen ihre Hand auch auf Reunion, die nächstgelegene und größte dieser Inseln, welche einen Flächenraum von 1980 qkm umfaßt, und legten hier eine Kolonie an, da die Fruchtbarkeit des Landes vielen Erfolg versprach. Dies veranlaßte den König Ludwig XIII., beide Inseln, Madagaskar und Reunion oder vielmehr Bourbon, wie die Franzosen die letztere nannten, für französisches Besitztum zu erklären. Dies ist denn auch der Rechtstitel, auf den Frankreich seine Eigentumsansprüche an Madagaskar stets gegründet hat.

Im Jahre 1721 kam dazu auch noch die Insel Mauritius, von den Franzosen Isle de France genannt, auf der zwar schon 1591 die Holländer sich niedergelassen, sie dann aber wieder verlassen hatten. Nun wurde sie von den Franzosen besetzt, die auf allen drei Inseln Kolonien anlegten.

Auf Madagaskar aber scheiterten alle Kolonisationsversuche an der Wildheit der Eingeborenen, und so begnügte man sich schließlich damit, hier nur einige Faktoreien aufrecht zu erhalten, welche die Kolonien auf Bourbon und Isle de France mit Lebensmitteln zu versorgen halfen.

In den Wirren der großen Revolution, die von 1789 ab Frankreich so viele Jahre durchtobte, verloren die Franzosen diesen ihren Besitz im Indischen Ozean ganz aus den Augen. Die furchtbaren Ereignisse im eigenen Lande ließen nicht einmal einen Gedanken an so fern entlegene Dinge aufkommen. Das war eine günstige Gelegenheit für die Engländer, ihre Landerwerbungspolitik in Tätigkeit zu setzen: sie kamen 1810 und belegten Madagaskar, Reunion und Mauritius einfach mit Beschlag, und niemand hinderte sie daran, da auch der Kaiser Napoleon sein Augenmerk auf andere Dinge gerichtet hielt, als auf ein paar entlegene

Kolonien. Nach seinem Sturze aber und nach der Wiedereinsetzung der Bourbonen auf den französischen Königsthron erfolgte dann doch eine Reklamation gegen diese widerrechtliche Besitzergreifung von fremdem Eigentum.

Der Wiener Kongreß 1815 regelte die Verhältnisse unter den von Napoleon so arg durcheinander geworfenen Mächten aufs neue, und hier forderten die Franzosen Madagaskar und die Maskarenen so energisch zurück, daß man nicht wohl anders konnte, als ihnen den Besitz derselben zuzusprechen, da ihre Rechte daran unzweifelhaft anerkannt werden mußten. Wohl oder übel mußten die Engländer sich fügen, aber — sie gaben nur Madagaskar und Reunion heraus, Mauritius und Rodriguez behielten sie als Entschädigung für die auf diese Kolonien bereits verwendeten Kosten. Wenn nicht ein neuer Konflikt herbeigeführt werden sollte, so mußten die Franzosen stillschweigend nachgeben und Mauritius, ihr Isle de France, den Engländern überlassen; auf die nur 110 qkm große unbewohnte dritte Insel Rodriguez hatten sie ja nie Ansprüche gemacht.

Nichtsdestoweniger aber war diese Einbuße den Engländern äußerst empfindlich, und sie suchten nun mit allen Mitteln die Selbständigkeit Madagaskars als eigenes einheimisches Königreich aufrecht zu erhalten und die wiederholten Versuche der Franzosen, auf dieser Insel festen Fuß zu fassen und Madagaskar nach und nach vielleicht in ihre Hände zu bringen, zu hintertreiben. Dazu benutzten sie die Verhältnisse unter den Eingeborenen, in die sie sich nun einzumischen begannen.

In den vorstehenden Abschnitten wurde schon klargelegt, daß die Hova zweifellos wohl die letzten polynesischen Einwanderer gewesen sind. Sie fanden auf der Insel die Sakalaven bereits völlig eingenistet vor, wurden von diesen als unreine Menschenklasse verachtet und nur eben geduldet und in sklavischer Abhängigkeit gehalten. Zu Ende des 18. Jahrhunderts aber war der Druck endlich so stark geworden, daß sich die Hova gegen ihre Unterdrücker empörten, sie besiegten und nun aus den Sklaven die Herren wurden. So wurde ein großes Hovareich gegründet, an dessen Spitze der Führer des Aufstandes als König Radama I. trat. Die Engländer hatten nun das größte Interesse daran, dieses Reich der Eingeborenen zu stützen. Sie mischten sich in die madagassischen Wirren, erkannten Radama als König von Madagaskar an und ließen sein Heer durch englische Offiziere europäisch organisieren; daneben sandten sie auch zugleich eine Anzahl Missionare ins Land.

Nun wurde es Radama möglich, seine Herrschaft zu befestigen und auch noch manchen der bisher nicht unterworfenen Stämme zu besiegen. Als Entgelt dafür öffnete er den Engländern alle Häfen, vertrieb sogar die französische Besatzung aus Fort Dauphin, und die Engländer befanden sich mehr oder weniger im faktischen Besitz der Insel.

Das ging so bis 1828. Da wurde Radama von der eigenen Gattin, welche alles Fremde und auch das Christentum bitter haßte, vergiftet. Sie selbst bestieg den Thron als Königin Ranavalona I. und wirtschaftete nun ihrem Charakter gemäß. Sie zerstörte die Missionen, sprengte die angelegten Schulen, trieb die Missionare aus dem Lande und brach jede Verbindung mit den Fremden ab. Auch ein Versuch der Franzosen, nun wieder festen Fuß zu fassen, mißlang völlig.

Kein Fremder durfte das Land betreten, die Häfen wurden gesperrt, und so blieb Madagaskar aufs neue verschlossen bis zum Tode der christenfeindlichen Königin im Jahre 1861.

Es erfolgte nun wieder ein völliger Umschwung. Der Nachfolger Ranavalonas war ihr Sohn Raketo, der als König den Namen Radama II. annahm. Dieser war schon als Prinz hinter dem Rücken seiner Mutter heimlich zum Christentum übergetreten, und als er zur Herrschaft gekommen war, folgten auch für die Fremden wieder bessere Zeiten. Die Häfen wurden geöffnet, alle Fremdensperren aufgehoben, und Radama trat mit weitgehenden Reformen hervor, welche die Bildung seines Volkes in möglichster Kürze herbeiführen sollten. Da er jedoch in der Abschaffung alter Gebräuche, die dem Volke noch immer lieb und teuer waren, mit großer Rücksichtslosigkeit vorging, so konnte es nicht ausbleiben, daß namentlich bei den Großen des Reiches und bei den Priestern, die wieder das Volk doch mehr oder weniger beherrschten, eine tiefe Mißstimmung gegen ihn Platz griff, die schließlich in einer Verschwörung gipfelte, der Radama schon 1863 zum Opfer fiel.



Sakalavamädchen.

Seine Witwe Rabodo, die ihm als Königin unter dem Namen Rasoherina folgte, war eine schwache Frau, die bald ganz unter dem Einfluß ihres Premierministers stand, dem sie sogar ihre Hand reichte, und den sie dadurch zum eigentlichen Regenten erhob. Damit aber verscherzte sie nicht nur die Gunst der Großen und der Priester, sondern büßte auch ihr Ansehen bei dem Volke ein. So viel Einsicht für das, was ihrem Volke gut sei, hatte sie aber doch, daß sie darauf bestand, daß ein Freundschafts- und Handelsvertrag, den ihr Minister 1865 mit den Engländern abschloß, auch für alle andern Nationen Gültigkeit haben sollte. Sie

hatte also Verstand genug, einzusehen, daß ein einseitig nur mit einer Nation abgeschlossener Vertrag, der alle übrigen Fremden ausschließen mußte, nichts anderes hieße, als ihr Reich dieser einen Nation ganz in die Hände liefern.

Als sie 1868 starb und nach einigen Erbfolgestreitigkeiten im folgenden Jahre Ranavalona II. den Thron des Hovareiches bestieg, trat ein ganz unerwartetes Ereignis ein. Die neue Königin war nämlich von jeher dem Christentum hold gewesen, wußte viele Vornehmen ihres Reiches dafür einzunehmen, und so trat sie denn, ebenso wie ein großer Teil der Großen, öffentlich zum Christentum über und ließ sich taufen.

Ranavalona sah jedoch sehr wohl ein, daß selbst dieser kühne Übertritt kein nachhaltiges Mittel gegen die eingewurzelten alten heidnischen Gebräuche sein würde, so lange das Volk noch immer die Götzenbilder und Idole, die dasselbe bisher so hoch verehrt hatte, vor sich sah. Dieselben zu entfernen, war der nächste, vielleicht noch kühnere Schritt. Aber mit der ihr innewohnenden Energie griff sie das Werk entschlossen an und ließ die Bilder massenhaft zerstören, und in der Tat zeigte sich, daß dies das beste Mittel war, um dem Christentum auch im Volke Boden zu schaffen; denn die Götzenbilder ließen das ruhig mit sich geschehen und leisteten keinerlei Gegenwehr.

Katholische Missionare aus Frankreich waren es gewesen, welche die Königin so tiefgreifend für das Christentum gewonnen hatten, und sie erfreuten sich infolgedessen auch eines großen Einflusses. Dieser blieb auch, als Ranavalona 1883 starb, unvermindert bei ihrer Nachfolgerin Ranavalona III. Nun sahen die Franzosen ihre Zeit gekommen, in Madagaskar eine dominierende Stellung zu erlangen und die Engländer ganz zu verdrängen. Aber trotz dieser ausgesprochenen Vorliebe der neuen Königin für die Franzosen wurde deren Angebot, die Schutzherrschaft über die Ostküste zu übernehmen, dennoch abgelehnt.

Das führte indessen zu einer Mißstimmung, die stetig wuchs und endlich eine so ernste Höhe erreichte, daß sie in Feindseligkeiten überzugehen drohte. Da fühlte sich die Königin denn doch bewogen, nachzugeben. Sie erkannte endlich das angebotene Protektorat der Franzosen über die Ostküste an und überließ ihnen auch die im Nordwesten von Madagaskar an der Küste gelegene, zwar nur 65 qkm große und kahle, aber sehr fruchtbare Insel Nossi Bé mit einer gegen Nord- und Ostwinde geschützten guten Reede, sowie den Hafen Diego Suarez östlich unter dem Kap Amber an der Antombokabai als Eigentum.

Alle Bemühungen der Engländer, am Hofe von Tananarivo daneben einen Separatvertrag zu erzielen, der ihnen dann mit der Zeit wohl sicher mehr als eine Gelegenheit geboten haben würde, die Franzosen wieder zurück zu drängen und den alten Einfluß, den sie früher unter König Radama gehabt hatten, wieder zu gewinnen, scheiterten. Jede Aussicht, auch das Hovareich und damit ganz Madagaskar noch einmal in den Verband ihrer Schutzherrschaften und Kolonien einreihen zu können, war dahin. Die Franzosen hatten die günstige Gelegenheit klug benutzt und ihnen den Rang abgelaufen.

Mit der Anerkennung des Protektorates über die Ostküste war der Einfluß der Franzosen dauernd gesichert, und sie hatten inzwischen so viel von den Engländern gelernt, daß sie ganz nach deren Rezept verfuhren und ohne alles Bedenken

auf dem nun eingeschlagenen Wege fortschritten. Als sich 1895 die Hova unbotmäßig zeigten, erfolgte eine neue große Expedition, welche damit endete, daß auch die Hauptstadt Tananarivo eingenommen wurde und Ranavanola das Protektorat über das ganze Reich, was so viel hieß wie über die ganze Insel, sowie die nun verlangte Aufsicht Frankreichs über die inneren Verhältnisse anerkennen mußte.

Aber schon im folgenden Jahre führten neue Zwistigkeiten dazu, daß Frankreich nun kurzen Prozeß machte: das Protektorat wurde aufgehoben und Madagaskar für eine französische Kolonie erklärt. Genau so, wie sie vordem den Bei von Tunis zur Unterzeichnung eines Vertrages gezwungen hatten, der ihnen die



Dorf an der Westküste von Madagaskar.

gesamte Regierungsgewalt übertrug, er auch auf das Recht verzichtete, mit fremden Mächten Verträge abzuschließen, während sie ihn in seiner Würde als Bei beließen und diese auch für seine Familie garantierten, genau so verfuhren sie in Madagaskar mit der Königin Ranavalona. In ihrer Würde wurde sie nicht angetastet, aber sie war zu einer Scheinkönigin herabgesunken. Eine infolgedessen entstandene Empörung wurde mit Waffengewalt niedergeschlagen, nun aber Ranavalona abgesetzt und mit ihrer Familie zunächst nach Reunion, dann aber, als sich wieder Verbindungsfäden mit Madagaskar zu zeigen begannen, nach Algier abgeführt.

* * *

Seit dem Übergewicht der Franzosen hat nun auch für die Erforschung des Landes, das bis dahin noch fast völlig unbekannt war, etwas geschehen können.

Von französischer Seite sind Alfred Grandidier und sein Sohn Guillaume, Calat, Maistre, Merienne-Lucas u. a., von deutscher Seite besonders Hildebrandt und A. Voeltzkow eifrig tätig gewesen. —

Ob Madagaskar als Kolonie für Frankreich das werden wird, was die Franzosen augenscheinlich erhoffen, ist der Zukunft vorbehalten. Telegraphenlinien verbinden ja schon die hauptsächlichsten Orte, selbst eine Eisenbahn ist schon vorhanden, allerdings nur 12 km weit von Tamatave bis Ivolina an der Ostküste entlang; aber für eine weitere Eisenbahn, welche die jetzige Hauptstadt Tamatave mit Tananarivo, der alten Hauptstadt, den Gebirgsrücken hinauf, also die Küste mit dem Hochlande verbinden soll, sind ja schon in Paris 48 Millionen Fr. bewilligt worden. Ferner ist der Nordwesthafen Majunga durch Kabel mit der Mosambikküste verbunden, ebenso wie Tamatave mit der Insel Reunion; man scheut also wohl keine Kosten, um zu dem ersehnten Ziele, Madagaskar in jeder Beziehung mit der Welt zu verbinden, zu gelangen. Dann werden sich ja auch wohl die noch gänzlich fehlenden weiteren Verkehrsstraßen im Lande selbst finden, und Frankreich kann in der Tat noch seine Freude an der Kolonie Madagaskar erleben.

Die Madagaskar umlagernden Inseln.

Die Maskarenen.

Die Inselgruppe der Maskarenen oder Mascarenhas, wie sie auch zu Ehren des portugiesischen Seefahrers Pedro de Mascarenhas genannt werden, der sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts entdeckt hat, bestehen aus den drei Inseln Reunion, Mauritius und Rodriguez. Sie liegen östlich von Madagaskar, und zwar Reunion unter dem 21. Grade südl. Br. in 700 km Entfernung von Madagaskar, Mauritius 200 km weiter östlich unter dem 20. Grade und Rodriguez von dieser noch 600 km weiter unter dem 19. Grade.

Die Entdecker fanden die Inseln völlig menschenleer. 1591 erst besetzten die Holländer Mauritius, das aber so wenig ihren Erwartungen entsprach, daß sie die Insel schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts wieder räumten. Man sagt, das sei geschehen, weil die von den Schiffen mitgebrachten Ratten sich in so unglaublicher Menge vermehrt hatten, daß sie zu einer unüberwindlichen Plage geworden waren. 1639 nahmen die Franzosen Reunion in Besitz, nannten die Insel aber Isle de Bourbon, und da sie dieselbe für den Plantagenbau sehr geeignet fanden, so besetzten sie 1721 auch das verlassene Mauritius, dem sie aber den Namen Isle de France beilegten. Rodriguez ist später erst von Mauritius aus besiedelt worden und zwar durch entflohene Sklaven afrikanischer und asiatischer Abkunft, deren Nachkommen heute noch die Bewohner dieses äußersten afrikanischen Postens nach Osten hin sind.

Wie die Maskarenen mehrmals ihren Besitzer wechselten, wie sie in den Wirren der französischen Revolution von den Engländern 1810 annektiert wurden,

die sie aber 1815 wieder herausgeben sollten, doch nur Reunion wieder an die Franzosen auslieferten, Mauritius und Rodriguez aber für sich behielten, das ist in dem vorstehenden Kapitel erzählt worden.

Die Inseln sind vulkanischen Ursprungs, noch 1860 hat der früher außerordentlich tätige, 2600 m hohe Piton de la Fournaise auf Reunion seine verheerende Furchtbarkeit bewiesen; seitdem aber ruht er. Von schiffbaren Flüssen kann natürlich auf allen drei Inseln keine Rede sein, nur zahlreiche Bäche stürzen von den hohen Bergen herab ins Meer.

Das Klima der Maskarenen ist sehr warm und feucht, besonders schwül in der Regenzeit, welche hier selbst für diese heiße Region eine außergewöhnliche Menge von Nässe herabschüttet. Die Hauptregenmonate sind Januar und Februar, regenarm oder etwa ganz regenlos ist kein einziger Monat im Jahre. Mauritius hat außerdem noch durch furchtbare Wirbelstürme schwer zu leiden, die, selbst wenn sie die Insel direkt nicht treffen, doch durch die ungeheuren Brandungswellen an den Küsten gefährlich werden, die oft große Zerstörungen anrichten.



Der Dudu oder Dronte.

Der Eingriff des Menschen hat die Physiognomie der Inseln gänzlich umgeschaffen. Die ehemaligen dichten, üppigen Wälder sind größtenteils verschwunden und haben einförmigen Pflanzungen Platz machen müssen, wo vorwiegend Zuckerrohr, Reis, Gewürznelken, Vanille, Tabak, Mais, Bataten usw. gebaut werden. Auch die Tierwelt ist bemerkenswert verändert worden, denn die jetzt dort lebenden Schweine, Hasen, Kaninchen, Javahirsche u. a. sind erst in neuerer Zeit eingeführt. Dafür sind die ehemaligen Charaktertiere verschwunden. Schildkröten belebten die Inseln in unzählbarer Menge, die vorüberkommenden Seefahrer verproviantierten sich damit; jetzt sind sie ausgestorben, ebenso wie die den Inseln eigentümliche Vogelwelt.

Die ersten Seefahrer fanden hier den Dronte, auch Dudu oder Dodo genannt, einen flugunfähigen, sehr fetten Vogel von der Größe eines Schwans, aber zu den taubenartigen Vögeln gehörend. Als willkommenes frisches Fleisch wurde er zu Tausenden totgeschlagen. Schon zu Ende des 17. Jahrhunderts scheint der merkwürdige Vogel, dieser Überrest aus der diluvialen Vergangenheit unseres Erdballs, nicht mehr vorhanden gewesen zu sein. Spärlich sind die Reste, die man von ihm in den Museen findet, das einzige vollständige, ausgestopfte Exemplar, welches sich in Oxford befand, haben die Motten aufgefressen. Von

seiner ehemaligen Existenz, sowie von dem früheren Dasein mehrerer anderer großen, eigenartigen befiederten Bewohner zeugen nur noch spärlich aufgefundene Knochenreste.

Reunion oder Bourbon umfaßt einen Flächenraum von 1980 qkm, auf welchem 173 500 Menschen wohnen, zumeist Mischlinge aller Schattierungen; doch sind außer etwa dreihundert rein weißen Familien auch viele Neger, Madagassen, Inder und Chinesen vorhanden. Die Hauptstadt ist St. Denis an der Nordküste, die mit den übrigen, sämtlich an den Küsten gelegenen Städten durch eine Eisenbahn verbunden ist. Außer einigen prachtvollen öffentlichen Gebäuden sind die Häuser der Stadt sämtlich aus Holz gezimmert, sehr einfach, haben aber Wasserleitung und elektrisches Licht.

Mauritius, früher Isle de France, bedeckt 1830 qkm Flächenraum und zählt rund 370 000 Einwohner, unter denen etwa 3000 Weiße, die fast durchweg französischer Abkunft sind. Die Hauptstadt Port Louis an der Nordwestseite, von welcher Eisenbahnen nach Süden und Osten führen, ist mit allem Komfort der Jetztzeit ausgestattet, hat sogar ein Gymnasium, mehrere Missionsschulen, eine Tierarzneischule, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek und ein für die Wissenschaft wichtig gewordenes Observatorium. Berühmt ist auch der etwa 12 km nördlich von der Stadt entfernte botanische Garten von Pomplemousses. Port Louis steht durch Kabel in Verbindung nördlich mit den Seychellen-Inseln, südwestlich mit Durban in Natal im südlichen Afrika.

Rodriguez, auch Diego Rodriguez, wie Mauritius ebenfalls den Engländern gehörend, ist ein unbedeutendes Eiland von nur 110 qkm Größe mit etwa 3000 Einwohnern, die hauptsächlich vom Fischfang leben, dessen Erträge sie nach Mauritius ausführen. Die Insel ist dicht mit Korallenriffen umgeben und hat nur eine größere Ansiedlung: Port Mathurin.

Die Korallenriffe, welche die Maskarenen umlagern, setzen sich nach Norden weithin fort und bilden die Nazarethbank und die Saya de Malha-Bank, die sich der Oberfläche des Ozeans bis auf 200 m nähern, während nur 1 km seitwärts das Wasser bis zu 4000 m Tiefe mißt. Nur hier und da schaut ein Inselchen sogar noch über die Oberfläche empor. Endlich biegen die Riffe nach Nordwesten um und erreichen

Die Seychellen und Amiranten.

Beide Inselgruppen sind britischer Besitz, die ersteren wegen ihrer Lage nicht ohne strategische Bedeutung.

Die Gruppe der Seychellen besteht aus 27 Inseln, welche zusammen 264 qkm umfassen, wovon auf die größte, Mahé mit der gleichnamigen Hauptstadt, allein 165 qkm entfallen. Nur die größeren Eilande sind ständig bewohnt, man zählt etwa 18 000 Einwohner. Die Inseln waren ursprünglich französisch, fielen aber durch den Wiener Kongreß 1815 ebenfalls den Engländern zu, doch haben sich diese verpflichten müssen, französische Sprache und französisches Recht unangetastet zu lassen.

Auch auf den Seychellen sind die ehemaligen herrlichen Wälder verschwunden bis auf kleine Reste, die nun sorgfältig geschont werden; mannigfache Plantagen, auf denen vornehmlich Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Gewürznelken und Vanille gebaut werden, sind an ihre Stelle getreten. Wichtig aber ist außerdem auf allen diesen Inseln die Kokospalme, die auch auf den unbewohnten Inseln massenhaft wächst. Es muß aber hier noch eines seit dem Mittelalter berühmten Baumes gedacht werden, der einzig nur allein auf den Seychellen vorkommt, nämlich der Lodoiceapalme, welche die Meerkokos oder Seekokos, die schwersten Früchte im gesamten Pflanzenreiche, trägt, und deren Reste, die nur noch auf den Inseln Praslin und Curieuse vorhanden sind, von der Regierung sorgfältig geschützt werden.



Frau von den Seychellen.

Im Mittelalter erregte eine große Nuß die Aufmerksamkeit der südasiatischen und europäischen Völker. Es war eine Frucht von der Gestalt einer sehr großen Kokosnuß, hatte 30—32 cm im Durchmesser und war gewöhnlich an dem einen Ende in zwei bis vier Lappen gespalten. Sie enthielt einen Kern, zuweilen auch wohl zwei, dessen Inneres so hart war, daß es sich nicht mit einem Messer schneiden ließ, sondern geraspelt werden mußte, wenn man es zerkleinern wollte. Man fand diese Nüsse einzeln an den Küsten der Inseln im Indischen Ozean, gewöhnlich wurden sie aber von den Malediven gebracht und deshalb auch Maledivennüsse genannt. Die Mohammedaner und danach auch die Christen nannten sie aber Salomonsnüsse, und sie galten als unfehlbares Mittel gegen alle Krankheiten und wurden infolge ihrer Seltenheit mit ungeheuren Preisen bezahlt. Nach einzelnen solchen Nüssen, welche sich in Venedig, Lissabon und Antwerpen befanden, wallfahrteten Kranke aus allen Ländern Europas. Kaiser Rudolf bot für eine solche Nuß viertausend Gulden, konnte sie jedoch nicht bekommen.

Durch die indischen Kaufleute verbreitete sich die Sage, die Salomonsnüsse wüchsen auf einem einzigen Baume, welcher weit jenseits Java im Meere stehe. Auf dem Gipfel des Baumes horste der furchtbare Greif, ein Vogel von entsetzlicher Größe; allnächtlich flöge dies Untier nach den benachbarten Inseln, fange sich einen Tiger oder einen Elefanten, trüge seine Beute in den Klauen auf

jenen Baum und verzehre ihn daselbst. Alle Strömungen des Indischen Ozeans zögen jenem Schreckensbaume zu, jedes Schiff werde widerstandslos mit fortgerissen und seine Mannschaft dem Greif zur Beute.

Im Jahre 1607 zog der König von Bengalen mit einer Flotte nach den Malediven, der mutmaßlichen Heimat der Salomonsnüsse. Das Land wurde geplündert und allenthalben nach dem rätselhaften Baume geforscht, nirgends aber eine Spur davon gefunden, der eigentliche Zweck des Kriegszuges war also verfehlt. Da teilte ein französischer Abenteurer, der hier lange Zeit in Gefangenschaft gehalten worden war, mit, daß die Nüsse schwimmend an die Küsten der Maledivischen Inseln kämen und daß jede gefundene Nuß dem Könige gebracht und mit großer Feierlichkeit überreicht werden müßte; Verheimlichung würde mit dem Tode bestraft. Nun verbreitete sich allgemein der Glaube, die Nüsse wüchsen auf dem Grunde des Meeres und kämen von da herauf, wenn sie reif wären.

Noch am Ende des 17. Jahrhunderts erklärte der Naturforscher Rumph, welcher lange Zeit auf Amboina lebte, einer der Molukkeninseln in Südostasien, die Salomonsnuß für das Wunder der Natur, für die größte Merkwürdigkeit des Meeres. Allmählich verlor sich der Glaube an die heilsame Wunderkraft der Seenüsse, trotzdem wurde in Indien und China das Stück bis zu 3000 Mark nach unserem Gelde bezahlt. Da endlich klärte sich das Geheimnis auf. Im Jahre 1768 schickte der Gouverneur von Mauritius den Kapitän Duchemin nach den Seychellen, und dieser fand hier Palmen in großer Menge, welche die rätselhaften Nüsse trugen. Die Entdeckung wurde zunächst natürlich geheim gehalten und 1770 eine ganze Schiffsladung der Nüsse nach Kalkutta in Ostindien geführt. Da machte man aber die alte kaufmännische Erfahrung: solchen Massen gegenüber sank sofort die große Verehrung, die man bis dahin den Salomonsnüssen entgegen gebracht hatte, und sie mußten für einen Preis verkauft werden, der kaum die Reise lohnte. —

Auch die Tierwelt der Seychellen weist eine Anzahl von Vögeln, Amphibien und niederen Tierformen auf, die nur hier vorkommen.

Die Hauptstadt Mahé, etwa 8000 Einwohner zählend, ist nach Süden mit Mauritius, nach Westen mit Sansibar durch Kabel verbunden. —

Die Gruppe der Amiranten, westlich von den Seychellen gelegen, besteht aus 150 Inselchen, die zusammen etwa 83 qkm Flächeninhalt haben mögen. Ständige Bewohner leben auf diesen Inseln nicht, sondern die Amiranten werden zwar regelmäßig, aber doch nur vorübergehend besucht, um die auch hier zahlreich wachsenden Kokospalmen zur Zeit der Fruchtreife abzuernten.

Zwischen allen den vorstehend aufgeführten Inseln und den Küsten von Madagaskar taucht noch eine ganze Zahl von unbedeutenden kleinen Eilanden und Gruppen von Inselchen aus dem Meere auf, die, wie die Garayos, Tromelin, Galega, Farquhar, Providence, Cosmoledo, Glorioso zum Teil auch mit Kokospalmen bewachsen sind und deshalb von den Schiffen zeitweise auch aufgesucht werden. Zu nennen ist außerdem noch Aldabra, 150 km nordwestlich von Madagaskar, eine Insel, die, mit Ein-

schluß einer Anzahl kleiner Nachbarinseln in ihrem Umkreise, 157 qkm Flächenraum einnimmt. Aldabra ist mit dichtem, grünem Busch, zum Teil auch mit höheren Bäumen bestanden und belebt von zahlreichen Land- und Seeschildkröten, die eine riesige Größe erreichen, und deren fettes Fleisch und Panzer einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden, infolgedessen hat ihre Anzahl gegen früher auch schon erheblich abgenommen.

Als wichtig folgen endlich

Die Comoren.

Sie liegen zwischen dem nordwestlichen Madagaskar und der afrikanischen Küste von Mosambik und sind französisches Protektorat. Sie bestehen aus vier



Zuckerrohrpflanzung auf der Insel Mayotte.

größeren und einer Anzahl kleinerer Inseln, die sich quer in dem nördlichen Eingang des Kanals von Mosambik in einer Länge von 245 km von West nach Ost erstrecken. Der Flächenraum beträgt in Summa 2000 qkm, auf denen man gegen 85 000 Bewohner zählt, die zumeist ein Mischvolk aus afrikanischen Negern, madagassischen Sakalaven und Arabern darstellen.

Die Inseln sind gebirgig und vulkanischen Ursprungs, noch heute sind daselbst einige Vulkane tätig. Der Boden ist sehr fruchtbar, so daß alle den Tropen angemessene Kulturen möglich sind. Landbau ist daher die Hauptbeschäftigung der Bewohner; Kokos, Maniok, Zucker, Bananen, Gewürznelken werden in lebhaftem Handel ausgeführt.

Trotz des französischen Protektorates, welches 1886 durch Vertrag anerkannt wurde, gibt es auf den Inseln eine große Zahl kleiner Sultane, deren oft in einem Orte mehrere vorhanden sind, die aber trotz ihrer nichtssagenden Bedeutung dennoch bisweilen den ohnmächtigen Versuch machen, sich gegen ihren Protektor aufzulehnen. Ein französisches Kriegsschiff bringt dann die Angelegenheit gewöhnlich rasch wieder in Ordnung.

Groß-Comoro oder Angasija ist die größte der Inseln, denn sie bildet die Hälfte des gesamten Flächeninhaltes der Inselgruppe. Sie weist auch die höchsten Erhebungen auf, denn der Vulkan Karadalla, welcher 1858 seinen letzten großen Ausbruch hatte, ist von Kersten erstiegen worden, der ihn mit 2550 m Höhe angegeben hat. Die Insel ist zwar sehr fruchtbar, aber wasserarm und wegen der gefährlichen Korallenriffe für größere Fahrzeuge schwer zugänglich.

Am häufigsten von europäischen Schiffen wird Anjuan oder Johanna besucht, denn sie ist nicht nur äußerst fruchtbar, sondern auch sehr wasserreich, leicht zugänglich und bietet alles, was eine tropische Kolonie überhaupt bieten kann. Es ist daher nur natürlich, daß Anjuan sich zur blühendsten Insel der ganzen Comorengruppe entwickelt hat. In neuerer Zeit hat auch der Anbaü des Kaffeebaumes äußerst günstige Resultate ergeben.

Mohilla oder Moali, von starrenden Korallenriffen umgeben, ist wegen seines äußerst ungesunden Klimas gefürchtet und wird daher von Europäern möglichst gemieden. Mayotte dagegen, die östlichste der Inseln, hat sich für die Weißen nicht so verderblich gezeigt. Diese Insel haben die Franzosen schon 1841 durch Vertrag von dem damaligen Sultan Suli erworben, dem sie dafür eine Jahresrente zahlten, und von hier aus haben sie dann ihr Protektorat über die ganze Inselgruppe ausgedehnt. Hier hat sich ein fester Stamm von einigen hundert Franzosen angesiedelt; auch der Administrator, welcher das Protektorat verwaltet und der Regierung auf Reunion verantwortlich ist, hat auf Mayotte seinen Sitz, das auch in Kabelverbindung mit Madagaskar und Sansibar steht. Der Fleiß der Franzosen hat sich hier ganz besonders dem Bau des Zuckerrohrs zugewendet, dessen Ernten die Haupterträge nicht nur der ganzen Inselgruppe bilden, sondern auch der gesamten Zuckerproduktion Frankreichs überhaupt.

Die Comoren, und Mayotte insbesondere, vereinigen eben alles, was gerade dieses Produkt des Plantagenbaus wesentlich erfordert. Das fruchtbare Klima dieser Insel, das eine dem Zuckerrohr nicht zuträgliche Lufttrockenheit nicht aufkommen läßt, ebenso wie die Tatsache, daß zur Reifezeit der Pflanze hier anhaltende Regengüsse ausbleiben, wirken zusammen mit der Vorsorge, welche die Pflanzer für die Bewässerung getroffen haben, die sie nach Bedürfnis leicht regulieren können.

So sind die Comoren insgesamt für Frankreich ein sehr wertvoller Besitz geworden.





IV. Südafrika.

Physiognomie des Gebietes.

Bodenverhältnisse.

Als Südafrika bezeichnen wir denjenigen Teil des südlichen Kontinentes, als dessen nördliche Abgrenzung von Westen nach Osten eine Linie vom unteren Lauf des Kunene querüber zum Kubango oder Okavango, dann hinüber zum oberen Lauf des Sambesi und nun an diesem gewaltigen Strom hinab bis zu seiner Mündung angesehen werden kann.

Im allgemeinen trägt das Land den Charakter des afrikanischen Erdteils: es ist ein mächtiges Hochland, im Westen, Süden und Osten von Gebirgszügen umsäumt, welche die inneren Hochflächen umschließen. Doch besteht zwischen Westen, Osten und Süden ein großer Unterschied. Während die westlichen Küstengebirge niedrig sind und das Land dem Westen zu überhaupt sanft abfällt und meist niedrige und sandige Küsten bildet, befinden sich im Osten die größten und ausgebreitetsten Erhebungen, die kühn vom Meere aufsteigen und einen felsigen Küstensaum bilden.

Im Süden ist das Land terrassenförmig aufgebaut. Steil erhebt sich vom Meere die Küstenzone zu einer 60—300 m hohen Terrasse, die aber an der Mossel- und Falsebay durch bis 900 m hohe Felswände unterbrochen wird. Dann schwillt das Land im Norden zu den Parallelketten der Swarten (schwarzen) Berge an, deren einzelne Gipfel über 2000 m ansteigen. Jenseits dieser Ketten sinkt das Terrain wieder zu dem 1000 m hohen Plateau der Karroo, einer aus mit Sand gemischtem Ton bestehenden Hochfläche.

Die Karroo ist eins der merkwürdigsten Stücke der Erdoberfläche. Zu Zeiten trifft zu, was Farini sagt, sie sei „die schrecklichste, trockenste, verbrannteste, wie im Backofen gedörrteste, versengteste, gebackenste, verzehrteste, gottverlassenste Gegend, über welche jemals die Sonne geschienen." Und doch verwandelt sich diese anscheinend hoffnungslose Wüste in wenigen Tagen, ja selbst in wenigen Stunden in lachendes, reiches Weideland, sobald die lange ausgebliebenen Regenschauer eintreten.

Nördlich der Karroo bilden in nordöstlicher Richtung zahlreiche Ketten einen weiten Gebirgsbogen, welcher die dritte Terrasse begrenzt. Im Westen die Roggeveld-, Nieuweveld-, Winter- und Koudveldberge, weiter östlich die Schnee- und

Stormberge, die dann in den Drakenbergen in nordöstlicher Richtung weiterziehen. Die Oberfläche der innerhalb dieses Gebirgsbogens liegenden Terrasse besteht fast durchgehends aus weiten, 1000 m hohen Flächen, über welche einzelne Bergreihen und isolierte Kuppen und Tafelberge sich erheben. Die Nordgrenze der Terrasse bildet der Oranjefluß mit seinem größten Nebenfluß, dem Vaal, die in schmalen, stellenweise bis 300 m tiefen Klüften die Hochebene durchfließen.

Jenseits des Oranje erhält die südliche Hochfläche eine Fortsetzung in der Kalahari, die mit einem Flächenraum von 550 000 qkm sich bis an den Ngamisee erstreckt. Die Kalahari ist ein 1000—3300 m hohes Steppenland; sie wird häufig eine Wüste genannt, doch ist diese Bezeichnung nicht zutreffend. Öde und dürre Ebenen, fester, ausgebrannter, mit losem wirbelnden Sande wechselnder Tonboden kommen zwar häufig vor, doch trifft man auch reichlich bewässerte Gegenden. Nach dem schon genannten Farini ist die Kalahari vielmehr eine von einzelnen Hügeln durchsetzte Ebene, welche im Süden mit Gras und Strauchgewächsen bedeckt, im Norden sogar stellenweise dicht bewaldet ist.

Westlich von der Kalahari erstreckt sich das unter deutschem Schutze stehende Damara- und Groß-Namaland. Die Bodenverhältnisse dieses Landstrichs gleichen denen der Kalahari. Es ist ein wellenförmiges Felsenland, das mit kleinen Höhenzügen und Tafelbergen bedeckt ist, die sich nur in einzelnen Teilen, wie im Amatokoberge, Nuuibeb- und Karasgebirge zu beträchtlicher Höhe, bis zu 2000 m und darüber erheben, ohne indessen zusammenhängende Ketten zu bilden. Die ganze Westküste ist ein mit Steinen und Sanddünen bedecktes Land.

Östlich von der Kalahari und der Transvaalkolonie bis zum Indischen Ozean und dem Sambesi liegt das sogenannte Gasaland, portugiesischer Besitz. Bezüglich seiner Beschaffenheit ist es nach Erskine in zwei völlig voneinander verschiedene Teile zu trennen, das Gebirgsland im Westen und die Ebene, welche sich bis zur Küste ausdehnt. Von Natal aus zieht sich längs der Küste nach Norden eine aus Sand und Kalkmassen bestehende, unfruchtbare und an den höchsten Punkten nur wenig über 100 m sich erhebende Hügelkette, welche schroff zum Meere abfällt. Im Süden schließt sich an diese Küstenkette unmittelbar das Gebirgsland an, welches nach dem Innern terrassenförmig schnell zu bedeutenden Höhen ansteigt. Je weiter nach Norden, desto mehr tritt das Gebirge von der Küste zurück und läßt eine große Ebene frei, welche in der Nähe der Küste mit sterilem weißen Sande, im Innern mit fruchtbarem roten Sande bedeckt ist, aber doch eine üppige Vegetation nicht gedeihen läßt. Eigentliche Kettenzüge gibt es auch hier nicht, sondern mitunter sehr mächtige, steil abfallende Berggruppen, die eine gürtelartige Anordnung zeigen.

Klima und Gewässer.

Das südafrikanische Hochland ist durch eine außerordentlich große Dürre und Trockenheit charakterisiert. Nur die östlichen und südöstlichen Küstenstriche machen hiervon eine Ausnahme, da die hoch aufgerichteten Gebirgsketten den von Osten und Südosten hereinstrebenden Wolken ihre köstliche Last entziehen. Je mehr nach Westen, desto mehr nehmen Dürre und Trockenheit zu. Hier trifft



Kegelberge im Kaplande.

man nur an tief gelegenen und geschützten Stellen eine Vegetation, und weite Gebiete sind unter dem Einfluß der sengenden Sonne in öde, ausgebrannte Wüsteneien verwandelt. In der großen Karroo soll, als Farini hier reiste, in vierundzwanzig Monaten kein Tropfen Regen gefallen sein. Die Hitze ist daselbst überwältigend, und die Augen werden angegriffen von dem beständigen Zittern, in welchem jeder Gegenstand in der ausgedörrten Luft erscheint.

Während die Ostwinde trocken zur westlichen Küste gelangen, bewirkt mit den Wasserdampf führenden Westwinden dasselbe der südafrikanische Küstenstrom, eine kalte Meeresströmung, welche die Winde ihrer Feuchtigkeit beraubt, ehe sie das Land erreichen. Von der großen Trockenheit der Luft im Gasalande führt Karl Mauch als Beispiel an, daß er öfters während der heißesten Jahreszeit das Schreiben mit Tinte einstellen mußte, weil die Flüssigkeit in der Feder schon bei den ersten Worten, die er zu Papier gebracht hatte, eintrocknete.

Unter solchen atmosphärischen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß Südafrika an beständig fließenden Gewässern arm ist. Periodische Regenbäche und Rinnsale sind zahllos, diese führen aber nur im regnerischen Winter, der unserem Sommer entspricht, fließendes Wasser. Die Niederschläge sind dann freilich oft so bedeutend, daß in den unschuldig aussehenden Betten der Bäche und Flüsse das Wasser einer Mauer gleich daherströmt, sich neue Bahnen bricht, Bäume entwurzelt, Hütten zerstört und alles in buntem Wirrwarr mit sich in die Tiefe reißt. Folgt aber die trockene Sommerzeit, so versiegen die Wildbäche bald und lassen höchstens Lachen und Tümpel zurück.

Beständig Wasser führen allerdings drei gewaltige Ströme, nämlich der Oranje, der Limpopo und der Sambesi, deren Lauf schon in einem früheren Abschnitt beschrieben worden ist. Nur über den letzteren und seine weltberühmt gewordenen, von Livingstone entdeckten Viktoriafälle möge hier noch einiges hinzugefügt sein. Bald nach der Einmündung des Tschobe, eines sehr wasserreichen Nebenflusses auf der rechten Seite, im Gebiet der Makalaka, stürzt der gewaltige Strom über eine 120 m steil in die Tiefe abfallende Felswand in einen nur 90 m breiten Schlund mit einem Brausen, das nach Livingstone zwanzig (engl.) Meilen weit hörbar ist. Aus der Tiefe wirbeln Säulen von Wasserstaub in die Höhe, in denen die leuchtenden Sonnenstrahlen die Farben des Regenbogens spiegeln. Die Eingeborenen bezeichnen den imposanten Wasserfall als „Mosioa-tunya“, d. h. tosender Rauch, und bringen „Barimo“, dem großen Geiste, Opfer an solchen Stellen, wo das Getöse des Falles noch zu vernehmen ist.

Außer diesen mächtigen Strömen ist Südafrika, wie gesagt, arm an fließendem Wasser und gleich arm auch an größeren Binnenseen. Es ist nur der am Nordrande der Kalahari gelegene Ngamisee zu nennen, der 1849 von Livingstone entdeckt und 1853 zum erstenmal von Andersson genauer untersucht wurde. Er erhält seinen Zufluß von Nordwesten her durch den Tiogo, fließt aber nicht zum Sambesi ab, wie man früher vermutete, sondern hat überhaupt keinen Abfluß. Neuere Reisende haben gefunden, daß von dem See noch kaum mehr als ein riesiger Schilfsumpf übrig geblieben ist. In der Regenzeit dürfte er sich wohl stattlicher als See präsentieren, wie es ja auch mit den sogenannten „Salz-

pfannen" der Fall ist, die in seiner Umgebung und in der Kalahari in großer Zahl angetroffen werden und der Steppe ja auch den Namen gegeben haben, denn Kalahari bedeutet in der Betschuanensprache nichts anderes als Gebiet der Salzpfannen. Auch in diesen Vertiefungen sammelt sich in der Regenzeit das Wasser an und macht sie zu stattlichen Seeflächen; in der trockenen Jahreszeit aber verwandeln sie sich wieder in kahle, vegetationslose Vertiefungen, deren Boden nach der übermäßig raschen Verdunstung Salz auswittert.

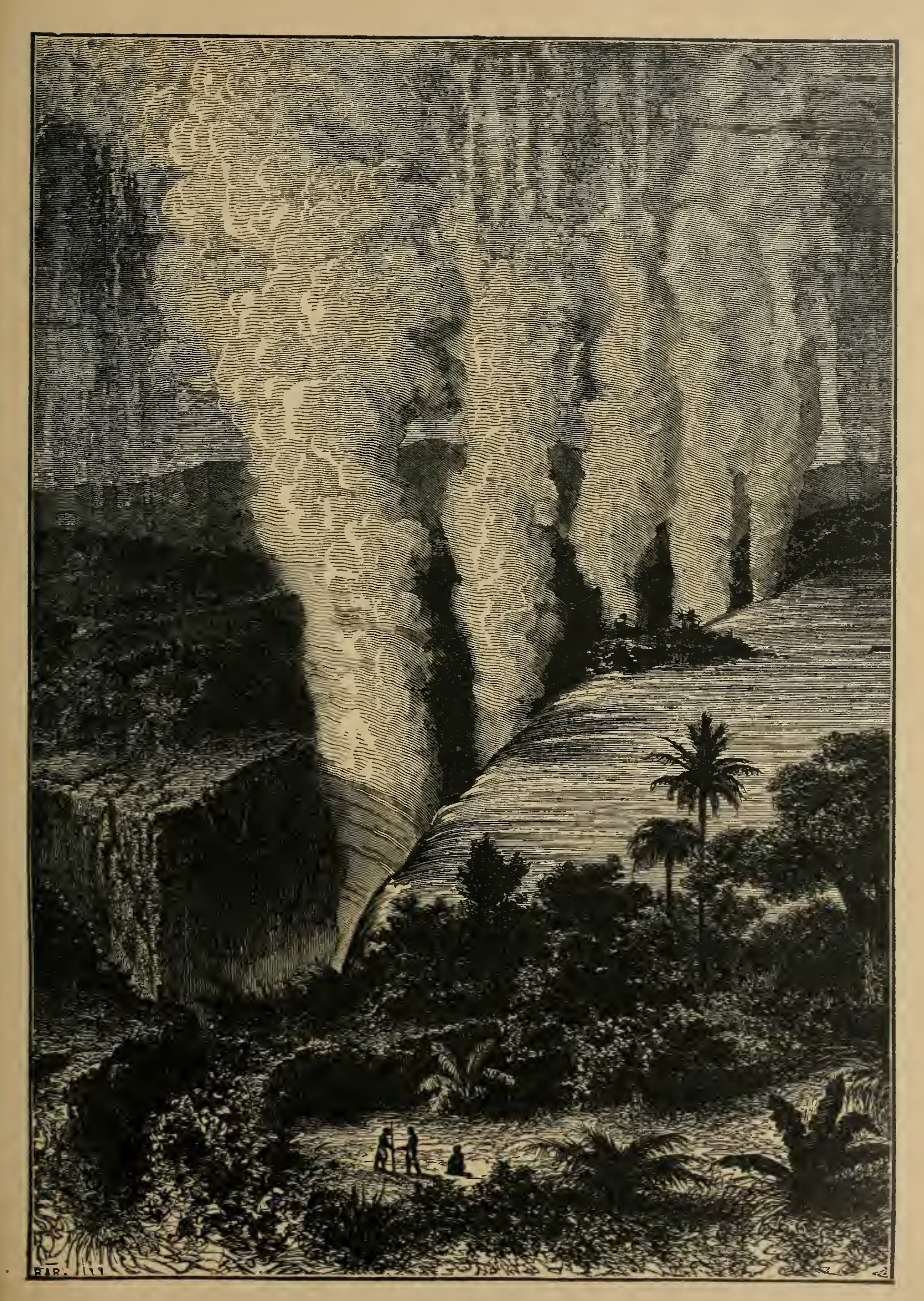
Südafrika scheint überhaupt einem größeren Grade der Austrocknung entgegen zu gehen. „Es ist eine kaum zu bezweifelnde Tatsache," sagt Fritsch, „daß sich der Wasserreichtum des Landes in den letzten Jahrzehnten vermindert hat. Viele der jetzt periodisch oder niemals mehr strömenden Flußläufe waren einst dauernd gefüllt, die Pfannen bildeten einst ganze Systeme von Wasserbecken, welche auf Pflanzenwelt, Tierwelt und Klima einen bedeutenden Einfluß ausüben konnten."

Die Pflanzenwelt.

Die Entwicklung der Flora ist natürlich den Bewässerungsverhältnissen angepaßt. Obwohl Urwälder im Sinne des zentralen Afrika fehlen, gibt es doch in den reich bewässerten Gebieten im Süden und Südosten größere Waldkomplexe, die vom Kap, den günstigen Örtlichkeiten folgend, östlich über Kaffraria, Natal, bis zur Mündung des Limpopo angetroffen werden. Weit größere Striche aber bedeckt der Niederwald, der, durchschnittlich 3—4 m hoch, meist der Richtung der Flußtäler folgt. Solche an das Grundwasser gebundene Waldungen in den Savannen und Steppenlandschaften, die größere Trockenzeiten durchzumachen haben, werden als Galeriewälder bezeichnet.

Diese Galeriewälder sind charakteristisch für Landschaften mit regelmäßigen, oft auch langen Trockenzeiten, wo in tief eingeschnittenen Flußtälern das Grundwasser dann die einzige Bewässerung ist. Da bilden sie lange, oft unabsehbare tiefgrüne Linien zu beiden Seiten des Flusses, während darüber hinaus der Baumwuchs fehlt. Sie sind immer ein Zeichen von jenem eigenartigen roten, sehr stark eisenhaltigen Lehmboden, der unter dem Namen Laterit, d. h. Ziegelsteinerde, bekannt ist und sich nur in tropischen Ländern findet. Bisweilen erreicht das Grundwasser in der Erde aber auch eine breitere Ausdehnung, wenn über das eingeschnittene Flußtal hinaus die Senkung weiter ist, dann treten auch die Galeriewälder weiter in die Ebene hinein. Wo das geschehen ist, da lösen sie sich dann in Gehölzgruppen und vereinzelte krüppelhafte Bäumchen auf.

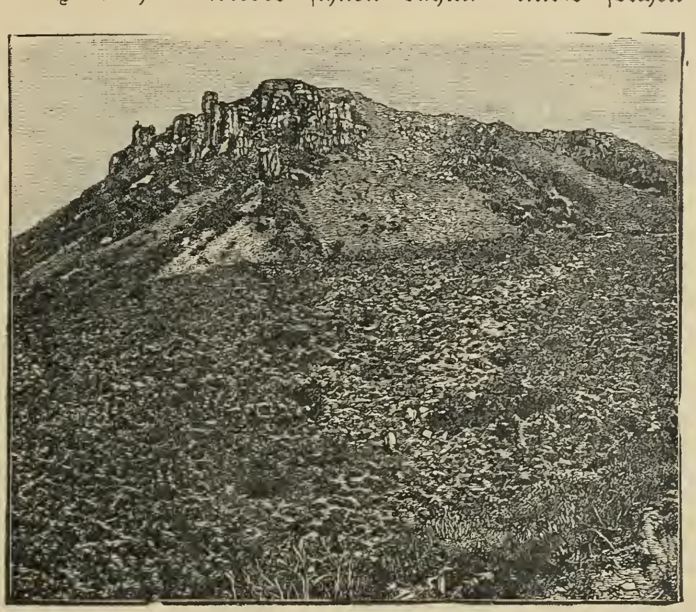
Waldlos dagegen sind die große Karroo, die nördlichen Abhänge der Roggeveld-, Winter-, Schnee- und Stormberge, sowie das Namaland. Auch die Kalahari hat in ihren südlichen Teilen nur ein spärliches Buschwerk aufzuweisen. Sie enthält aber das wunderbarste Pflanzengebilde, was die Erde aufzuweisen hat, ein 1860 von dem Botaniker Friedrich Welwitsch, einem Steiermärker, in dem portugiesischen Gebiete entdecktes Holzgewächs, das ihm zu Ehren Welwitschia mirabilis, zu deutsch die wunderbare Welwitschia oder Welwitsch's Wunderbaum, genannt worden ist. Der Stamm erhebt sich nur wenige Zentimeter über den



Fälle des Sambesi.

Erdboden, breitet sich aber schüsselförmig aus und erreicht einen Umfang bis zu 4 m. Er treibt während seiner ganzen Lebensdauer nur zwei bis 2 m lange schilfartige Blätter, die mit zunehmendem Alter oft bis zum Grunde zerreißen und wie Schlangen auf der Erde liegen. Die Blüten brechen in Kätzchen am Rande der Stammschüssel hervor, und die roten Früchte zeigen, daß der Wunderbaum mit unseren Nadelhölzern verwandt ist.

Die wasserarmen Gegenden bedecken sich nur zur Regenzeit mit Pflanzenwuchs. Da, wo das Auge zuvor kein Wurzelfäserchen entdeckte, ist die Humuskruste in wenigen Tagen in einen bunten Blumenteppich verwandelt; ist aber der Regen zu Ende, dann ist auch alle Herrlichkeit wieder schnell dahin. Unter solchen Umständen ist es leicht begreiflich, daß Südafrika kein Ackerland ist. Ackerbau wird selbst in der Kapkolonie nur an geschützten Stellen getrieben; da ist aber das Gedeihen auch vorzüglich. Wegen der großen Dürre und Trockenheit ist selbst die Viehzucht häufig in Frage gestellt. Farini, der allerdings diesen Mangel in Südafrika oft augenscheinlich gewaltig übertreibt, sagt: „Da, wo in der Karroo vor drei Jahren die Hütten zahllose Herden und Rudel Vieh umschwärmten und die Bewohner Besitzer von je zehn- bis zwanzigtausend Schafen waren, sind sie jetzt Bettler."



Bergpartie und Karrooin Südafrika.

Kommen wir in dem oben bezeichneten Umfang von Südafrika weiter nach Nordosten hinauf, so befinden wir uns nicht mehr in der vorstehend charakterisierten Pflanzenwelt des Steppengebietes, sondern wir betreten bereits das Gebiet der Tropen, das sich hier weit in den Süden hinein erstreckt.

Fragen wir nun, wie es möglich ist, daß in den Steppenlandschaften, wie z. B. in der Karroo, die Pflanzenwelt die lange Trockenzeit derart überstehen kann, daß sich bei einfallendem Regen in wenigen Tagen, fast in Stunden, der förmlich verbrannte Boden in einen überreichen Blumenteppich verwandelt, so lautet die Antwort: diese Pflanzen sind von Mutter Natur so ausgerüstet, daß sie trotz der Trockenheit ihre Lebenskraft nicht verloren haben. Sie bedürfen nicht, wie bei uns im Frühling, längerer Zeit, um sich allmählich entwickeln zu

können. Außerordentlich zahlreich sind die Zwiebelgewächse, die in steinhartem Boden ausharren, ohne an Lebensfähigkeit einzubüßen; andere sind mit harten, widerstandsfähigen Blättern versehen oder tragen statt der Blätter Dornen und Stacheln; andere wieder, und auch diese sind sehr zahlreich, haben dicke, fleischige Blätter, die für die lange Zeit der Dürre den Saft aufspeichern, wie die Stapelien mit dem widerlichen Aasgeruch, die Zaserblumen, Aloen u. v. a.

Dem Kapland eigentümlich sind die vielen Heidekräuter (Erica), deren man gegen fünfhundert verschiedene Arten zählt, ebenso die Pelargonien, von denen auch mehrere hundert Arten bekannt sind. Nicht mit Unrecht hat man Kapland das Land der Blumen genannt. Wie sehr aber auch dieser Blütenreichtum den im südafrikanischen Frühjahr landenden Europäer überraschen mag, auf die Dauer genügt er doch nur wenigen. Der Boden Südafrikas entbehrt des frischgrünen Rasens und der blumigen Wiesenflächen unserer nördlichen Welt. Die meisten der strauchartigen Pflanzen stehen in Gruppen, seltener mit andern vermischt oder vereinzelt, und so ergibt sich bei allem Reichtum an Arten doch immer eine mehr oder weniger ermüdende Einförmigkeit. Überall blickt zwischen den so herrlich blühenden Büschen und den vereinzelten Grasplätzen der weiße Sand oder nackte Fels hervor.

Der Kapbewohner weiß aber sehr wohl auch Nutzen aus seiner so kurze Zeit bemessenen Blumenwelt zu ziehen. Wenn sich die Karroo mit den weißen Blüten einer auch in unseren Gewächshäusern bekannten Strohblume wie mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, dann wird das Gewächs in großen Massen gesammelt und geht nach Hamburg oder London, und die dortigen Blumenhandlungen versenden es in alle Welt, namentlich nach Rußland, wo man mit Vorliebe die Kirchen damit ausschmückt. Auch die vielen Sorten von Erica, sowie die Zaserblumen, bekannter unter dem Namen Eispflanzen, bilden einen großen Handelsartikel.

Die Tierwelt.

„Überraschend," so schrieb vor Jahren noch ein Afrikareisender, „sind bei der Dürre auf den Steppen im Innern des Kaplandes die bedeutenden Mengen von Säugetieren, besonders Pflanzenfressern, die sich vorfinden. Antilopen der verschiedensten Arten, schöngestreifte Zebras und Quaggas weiden neben den langhalsigen Giraffen, welche letztere besonders die Baumgruppen bevorzugen, die aus der nach ihnen benannten Giraffenakazie bestehen. Der Strauß mischt sich nicht selten in die Herden. Wahrscheinlich durchziehen diese Tiere im Laufe des Jahres bedeutende Länderstrecken Südafrikas, und die Mehrzahl von ihnen findet sich dann an den Stellen zusammen, wo durch Quellgrund oder vorher gefallenen Regen eine Pflanzendecke vorhanden ist."

Das traf indessen vor Jahren zu, und auch in den Berichten Livingstones und anderer älterer Reisenden können wir viel Erstaunliches über diesen außerordentlichen Tierreichtum Südafrikas lesen. Derselbe gehört aber lange schon nur noch der Vergangenheit an.

Die eigentlichen afrikanischen Charaktertiere sind aus den bewohnteren Ge-

genden Südafrikas verschwunden. Der Löwe z. B. darf dort so gut wie als ausgerottet betrachtet werden; von größeren Raubtieren sind jedoch noch Leoparden, Hyänen und Schakale häufiger vorhanden. Elefanten sind im eigentlichen Kaplande ebenfalls so gut wie gänzlich ausgerottet; Reste dieser echten Afrikaner hat man in die noch vorhandenen Waldbestände von Knysna und Humansdorp geflüchtet, wo sie nun, wie in Rußland der Wisent und das Elen in Ostpreußen, unter dem Schutze der Regierung stehen. Will man sie noch in ihrer Ursprünglichkeit kennen lernen, so muß man schon tief ins Innere gehen; im Matabeleland und im äußersten Nordosten kommen sie noch vor, dort sind sie stellenweise auch noch nicht selten. Das Rhinozeros ist schon seit 1853 aus dem eigentlichen Kaplande verschwunden; das letzte Flußpferd ist dort 1857 geschossen worden.

Das staunenswert zahlreiche Vorkommen dieser Riesen der Tierwelt sowohl, wie auch der zahllosen Herden von Antilopen der allerverschiedensten Art, der Büffel und vieler, vieler anderer Tiere gehört in Südafrika, wie gesagt, großenteils schon der Vergangenheit an. Was die unverständigen Jagden der Eingeborenen, was die zahlreichen großen Jagdexpeditionen der Weißen mit ihren nicht minder unverständigen Massenmorden nicht schon zuwege gebracht hatten, das hat schließlich das massenhafte Einströmen der Gold- und Diamantensucher bewirkt.



Gazelle.

Mehr aber, als alles dies, hat leider die Rinderpest unter den Herden gewütet. Wo früher unabsehbare Scharen von Antilopen über die Savannen dahinflogen, da herrscht gegenwärtig fast Totenstille. Die großen und härteren Arten, wie die Elenantilope, der Kudu, das Hartebeest u. a. mögen die furchtbare Seuche wohl besser überstanden haben, als die zarteren Arten, an deren Spitze die reizende Gazelle zu stellen ist, die man jetzt in vielen Gegenden Südafrikas vergeblich sucht.

Wir wollen dem, was schon in dem einleitenden Abschnitt unseres Buches darüber gesagt wurde, hier nur noch einige der schönen Worte anführen, die der Reisende Baker in längerer Ausführung über die Gazelle, diese Zierde der afrikanischen Savanne sagt: „Wer die Gazellen bloß in einem gemäßigten Klima und in der Gefangenschaft gesehen hat, der kann sich von der Schönheit des Tieres in seiner Heimat keinen Begriff machen. Unter einer sengenden Sonne geboren und auf dem glühenden Sande baumloser und schattenloser Wildnisse gesäugt, ist die Gazelle unter dem Antilopengeschlecht, was das arabische Pferd unter seinen Brüdern ist: der feinste und höchste Typus der Gattung. Die Haut ist so weich wie Seide, die Farbe zwischen hellgrau und gelbbraun der Savanne so gleich, daß man sie kaum davon unterscheiden kann, der Bauch schneeweiß, das Bein so fein gebaut,

als wäre es aus Elfenbein geschnitzt; den Kopf zieren schwarze, anmutig geringelte Hörner, und das Auge ist das große, sanfte, kohlschwarze, wohlbekannte schöne Gazellenauge. Nichts als eine einzige Muskel- und Sehnenmasse, ist die Gazelle das schnellste Mitglied des ganzen Antilopengeschlechtes."

Und dieses schöne Geschöpf ist aus weiten Gegenden Südafrikas nun schon völlig verschwunden. Aber es gibt an Antilopen, welche sich wie die Gazelle nicht in Herden, sondern nach Art unseres Rotwildes nur in Familienrudeln zusammenhalten, im heißen Afrika noch immer eine Menge der allerverschiedensten Arten. Und wenn auch manche schöne Antilopenart schon ausgestorben sein mag, so werden sich die übrigen von den Verheerungen der fürchterlichen Seuche auch wieder erholen, und es wird noch manches Menschenalter vergehen, ehe dieser Tierschmuck Südafrikas endlich der unaufhaltsam weiter vordringenden Zivilisation erliegen wird.

Man wird es kaum für glaublich halten, daß nichtsdestoweniger auch diese Zierde der Grasebene vernichtend gefährlich werden kann. So schreibt Kapitän Stockenstrom: „Geht man über eine der ausgedehnten Ebenen im Innern und bewundert die zierliche Antilope, den Springbock, welcher über die Ebene verstreut in spielender Unschuld umherhüpft, so kann man sich gar nicht vorstellen, daß diese Zierde der Wüste oft ebenso zerstörend werden kann wie Heuschreckenschwärme. Die unglaublichen Mengen, welche bisweilen von Norden her eindringen, wenn eine lange Dürre eingetreten ist, setzen den Landwirt in die furchtbarste Verlegenheit. Jede Berechnung in Zahlen ist dann vergeblich; wollte man der Wahrheit durch einen Überschlag nahe kommen, so würde man in den Verdacht grenzenloser Übertreibung kommen. Dennoch ist es im Innern wohlbekannt, daß der Viehzüchter bei Annäherung der Treckbokken (Zugböcke) sich entschließt, Weide für seine Herden anderswo aufzusuchen, und sich selbst als seines Eigentums beraubt betrachtet, bis wieder starke Regengüsse eintreten. Jeder Versuch, bebaute Felder zu retten, wenn sie nicht durch hohe und dichte Hecken eingezäunt sind, ist vergeblich; kein Mittel hilft dagegen. Man sieht die Felder, welche am Abend vorher noch in frischem Grün prangten, mit Tausenden von Tieren bedeckt, welche dieselben bis auf den Grund abnagen. So lange die Dürre dauert, währt auch das Eindringen der Antilopen und der unermeßliche Schaden, den sie anrichten, trotzdem, daß sie in förmlichen Vernichtungskriegen in großen Massen getötet werden. Sie verschwinden aber, sobald der erste Regen fällt, der die Pflanzenwelt wieder belebt und den Überfluß für die grasfressenden Tiere wieder herstellt; der Instinkt treibt sie wieder in die friedliche Ebene, in ihre eigentliche Heimat hinaus." —

Reich ist in Südafrika die Vogelwelt vertreten, und auch darin hat das Land eine ihm allein eigentümliche Gestalt aufzuweisen, halb Raubvogel, halb Stelzvogel, der auch den Namen Kranichgeier vollkommen verdient. Ein Vogel von Kranichgröße, welcher wie ein richtiger Stelzvogel auf langen Läufen steht, auch der Hals ist verhältnismäßig lang; sonst aber ist er ein wirklicher Raubvogel, dem Falkengeschlecht nahe verwandt, dessen Hauptnahrung aus Kerbtieren und Amphibien, vornehmlich aus Schlangen besteht.

Sehr eigentümlich ist seine Schlangenjagd. Hat er eine solche Beute er-

späht, so sträubt sich die eigentümliche Federhaube, welche von seinem Kopfe niederwallt, der ganze Vogel wird gespannteste Aufmerksamkeit, und mit großem Sprunge hat er das sich windende Reptil gefaßt und schlägt es mit den Fängen zu Boden, während er gegen die Bisse den Flügel wie einen Schild vorhält. Gelingt das Manöver nicht gleich beim erstenmal, so springt er zurück und wieder zu, bis die Schlange ihm zum Opfer fällt, die er in wenigen Minuten zerreißt und verspeist, um dann an einem stillen Platze mit eingezogenem Kopfe in behaglicher Ruhe zu verdauen. Daß er bei dieser Jagd auch den giftigsten Schlangen nachstellt und sie samt ihren Giftzähnen und Giftdrüsen unbedenklich verschlingt, möchte wohl als Beweis gelten können, daß der Vogel selbst sich vollkommen giftfest weiß.



Kranichgeier.

Die Jungen dieses Vogels, welcher im Lande allgemein Sekretär genannt wird, sind von einer Unbehilflichkeit, wie sie im ganzen Vogelreiche einzig dasteht, ebenso wie der Vogel selbst in der ganzen Vogelwelt seinesgleichen nicht hat. Es kann nicht verwundern, daß der Kranichgeier wegen seiner überaus großen Nützlichkeit im Kaplande unter gesetzlichem Schutze steht und die Tötung eines solchen Vogels ziemlich schwer bestraft wird.

* * *

Über die mineralischen Bodenschätze Südafrikas sind schon in früheren Abschnitten unseres Buches nähere Mitteilungen gemacht worden.

Das britische Südafrika.

Die Kapkolonie.

Im Jahre 1487 hatte Bartholomeu Diaz das Kap der Guten Hoffnung entdeckt, 1497 Vasco da Gama dasselbe umfahren, und so war der seit fast einem Jahrhundert gesuchte direkte Seeweg von Europa nach Indien endlich gefunden, und man bedurfte keiner Zwischenhändler mehr. Die Portugiesen hätten sich nun unbestritten in den Besitz der ganzen Küsten von Afrika setzen können, aber sie achteten dessen nicht, sondern benutzten nur die Südspitze Afrikas als Ruhepunkt auf der langen Fahrt. Ja, diese Fahrten gerieten sogar wieder ins

Stocken, als Portugal 1580 unter spanische Herrschaft kam, und wenn diese auch nur sechzig Jahre dauerte, so war sie doch geeignet, das kleine Land fast ganz herunter zu bringen.

Der ostindische Handel ging jedoch nicht verloren. Ein anderes Volk trat an die Stelle der Portugiesen: die Holländer, die, praktisch und äußerst rührig, im Laufe des 16. Jahrhunderts durch den Handel in Europa emporgekommen waren. Jetzt richtete sich ihr Sinn auch auf überseeischen Handel und auf Erwerbung von Kolonien, und da die Spanier sich nur um Amerika kümmerten, so lenkten sie ihre Augen auf Ostindien, welches bisher von den Portugiesen allein ausgebeutet worden war. Da diese nun völlig machtlos waren, so meinten die Holländer, in Ostindien das rechte Feld für ihre Handelsunternehmungen zu finden. Und sie fanden es.

Die Portugiesen konnten es nicht hindern, daß schon 1594 und 95 holländische Flotten in Indien erschienen und die Holländer sich sowohl auf der Insel Ceylon wie auf den Sundainseln, den eigentlichen Quellen der von aller Welt begehrten kostbaren Gewürze, festsetzten. Sie konnten es auch nicht hindern, daß die praktischen Holländer sofort auch die Wichtigkeit der Südspitze von Afrika erkannten und auch dort eine Niederlassung anlegten, die 1652 durch ein Fort befestigt wurde und sich nun verhältnismäßig rasch zu einer Kolonie entwickelte, da die Kolonisten angesichts solcher Erfolge nicht nur aus ihrer holländischen Heimat, sondern auch aus Deutschland, endlich sogar aus Frankreich reichen Zuzug erhielten.



Kapstadt.

Daß auch viele Franzosen kamen, kann nicht verwundern. 1685 war in Frankreich das Edikt von Nantes, welches den Protestanten Glaubensfreiheit gewährt hatte, aufgehoben worden. Man hat berechnet, daß Frankreich dadurch über eine Million Menschen verloren hat, die in die Nachbarländer und auch fernhin über die See gingen. So gelangte auch eine große Zahl Franzosen nach Südafrika. Sie wurden Mitglieder der holländischen Kolonie am Kap der Guten Hoffnung, und nicht die schlechtesten. Von vielem sei nur das eine erwähnt, daß es diese französischen Refügies waren, welche im Kaplande den Weinbau, mit dem die Holländer sich bisher vergeblich abgemüht hatten, so daß sie schon im Begriff waren, ihn ganz aufzugeben, in die Höhe brachten, so daß die Kapweine bald eine Weltberühmtheit erlangten.

Bald eröffneten die Ansiedler nun, um Raum zu gewinnen, einen Vernichtungskrieg gegen die Hottentotten und Buschmänner, die nicht lange Widerstand leisteten und ins Innere zurückwichen. —

Im 18. Jahrhundert begannen die Engländer zur See mächtig zu werden und zeigten von vornherein das eifrige Bestreben nach überseeischem Landerwerb. Den erlangten sie in ausgedehntester Weise in Nordamerika. Nachdem diese Kolonien sich aber gegen die Bedrückungen seitens des Mutterlandes aufgelehnt und ihre Unabhängigkeit erkämpft hatten, suchten sich die Engländer im Osten schadlos zu halten und faßten ebenfalls festen Fuß in Indien. Auf dem Wege dahin erkannten auch sie in der Kolonie am Kap der Guten Hoffnung einen wichtigen Punkt und versuchten, als die Augen von ganz Europa nur auf die französische Revolution gerichtet waren, in aller Stille mit Gewalt in den Besitz der Kapkolonie zu gelangen. Der Versuch mißlang zwar, desto besseren Erfolg hatte aber 1795 ein zweiter, als Holland selbst von den Franzosen mit Krieg überzogen und in eine batavische Republik umgewandelt wurde. Zwar mußten sie sich fügen, als in dem Frieden von Amiens 1802, der dem sogenannten zweiten Calitionskriege der europäischen Mächte gegen das überall siegreich gebliebene Frankreich ein Ende machte, bestimmt wurde, daß Holland wohl Ceylon an die Engländer ausliefern, diese aber alle andern Kolonien, deren sie sich ebenso widerrechtlich bemächtigt hatten, zurückgeben sollten, die Kapkolonie natürlich eingeschlossen; aber als Europa mit Napoleon vollauf beschäftigt war, eroberten sie 1806 die Kapkolonie zum zweitenmal und begannen sie auch sogleich in ihrer Weise zu organisieren. Nach Napoleons Sturz wurde sie ihnen dann auch im ersten Pariser Frieden endgültig zugesprochen.

So war die Kapkolonie für die Holländer verloren, und die Kolonisten hatten sich mit ihren neuen Herren abzufinden, die es ihre Hauptaufgabe sein ließen, das Gebiet nach Möglichkeit auszudehnen. Das konnte nur auf Kosten der umwohnenden Kaffern geschehen, die eine bei weitem kriegerischere und zähere Nation waren, als die Hottentotten und Buschmänner, und es kostete dreißig Jahre der schwersten und blutigsten Kämpfe, ehe sie unterworfen waren.

Im Jahre 1818 hatten die Amakosa, einer der bedeutendsten Kaffernstämme, ihren Häuptling Gaika weggejagt, welcher bei den Weißen Schutz und Hilfe suchte, und so begann 1819 der erste Kaffernkrieg, welcher damit endete, daß die Kaffern ein Stück Land verloren und der Große Fischfluß als Grenze festgesetzt wurde. Als Gaika 1829 gestorben war, erhoben sich die Amakosa zum zweitenmal gegen die Kolonie und mußten zurückgetrieben werden, und in einem dritten Kriege 1834 wurde ihnen ihr Land bis zum Keiflusse abgenommen.

Gleichzeitig kam es aber auch unter den Weißen in der Kolonie selbst zu einem unüberbrückbaren Riß. Die Nachkommen der alten holländischen und deutschen Kolonisten, Buren oder Boers (Bauern) genannt, hatten in ihren unaufhörlichen Grenzkriegen die gefangenen Hottentotten und Kaffern zu Sklaven gemacht; die Engländer aber hoben 1834 die Sklaverei auf, und die Kolonisten verloren damit ihre Arbeitskräfte. Da sich die Buren aber auch sonst schon in die Art ihrer neuen Herren nicht zu finden vermochten, so beschlossen sie, auszuwandern. Und dieser Beschluß wurde ausgeführt: 1835 wanderten Tausende von Buren in meh-

reren Zügen aus der Kapkolonie in das Innere des Landes, um sich dort eine von den Engländern unabhängige neue Heimat zu gründen.

Damit beginnt der zweite Abschnitt in der Bildung der jetzigen Kapkolonie. —

Das bis dahin unterworfene, vorstehend begrenzte Land, die eigentliche Kapkolonie, an welche in der Folge eine ganze Reihe neu unterworfener Länder angeschlossen wurde, umfaßt 495 700 qkm. Seine Bedeutung beruht vornehmlich auf Viehzucht und Bergbau, weniger auf dem Ackerbau, denn dieser kann infolge des Wassermangels nicht einmal den Bedarf der Kolonie decken; künstliche Bewässerungsanlagen müssen aushelfen.

Stufenförmig steigt das Land von der Küste rasch in die Höhe. Selbst das Küstenland ist schon sehr uneben, ehe man die erste Stufe erreicht, die kleine Karroo, die Region der Tafelberge und der „Spitzkopjes", die mit ihren zum Teil sehr seltsamen Gestalten der Landschaft ein eigentümliches Gepräge verleihen. Es sind weite Ebenen mit sandigen Grassteppen oder mit kniehohem, dornigem, aber saftstrotzendem Gesträuch bedeckt. Darauf folgt dann die große Karroo, in der trockenen Jahreszeit hart, von großen Sprüngen durchzogen, in der Regenzeit aber der Schauplatz des vielgerühmten Kapblumenflors; zugleich aber auch die Wasserscheide, von welcher die Gewässer einerseits nach Süden und Südosten zum Indischen Ozean, anderseits nach Norden zum Oranje abfließen.



Spandowskop im Kapland.

Folgen wir dem Küstenlande von der Kapstadt ostwärts, so finden wir vorwiegend Buschland, etwa bis zum Gouritzfluß, meist baumlos, aber durch die Menge der schön blühenden Gesträuche ausgezeichnet. Dann folgt bis zur Algoabai eine Region hochstämmiger Bäume von Nutzhölzern mit Riesenstämmen, unter denen Eisenholz und Gelbholz obenan stehen. Hinter der Algoabai beginnt der Wald dicht, der Pflanzenwuchs tropisch zu werden, selbst Palmen kommen vor.

Unter den Kulturpflanzen steht in erster Reihe die Weinrebe, welche die weltberühmten Kapweine liefert. Welche Rebensorte die eigentliche Mutterpflanze

ist, das läßt sich nicht mehr bestimmen; Jan van Riebeck, der erste holländische Statthalter, ließ Reben vom Rhein, aus Spanien, aus Madeira, selbst aus Schiras in Persien kommen. Die Holländer wußten damit aber nicht umzugehen, und erst die französischen Emigranten brachten den Weinbau zur Blüte. Der berühmteste Kapwein ist der Constantiawein, so genannt nach dem Landgut Constantia, etwa 4 km von der Kapstadt entfernt. Die Weinstöcke werden wie Johannisbeersträucher gezogen, und man läßt die Trauben am Stock schrumpfen. Die Stöcke werden in Reihen gepflanzt und im Wachstum nur etwa 1 m hoch gehalten. Das Beschneiden erfolgt im Frühjahr, und im April, dem Herbstmonat der südlichen Halbkugel, sind die Trauben reif.

Auch die andern Nutzpflanzen des Kaplandes sind fast alle aus Europa und Asien dahin verpflanzt worden. Alle europäischen Gemüse gedeihen, Getreide wird mit bestem Erfolge gebaut, nur der Reis kommt nicht fort. Gute Erträge liefern auch die Obstbäume, und man gewinnt sowohl die europäischen Früchte wie die der warmen Zone.

Betreffs der Viehzucht stehen die Schafe in erster Reihe. Als die Holländer Besitzer der Kolonie waren, hatten sie nur das Kapschaf mit einem Fettschwanz und sehr grobem, sprödem Haar vorgefunden. Merkwürdigerweise widersetzten sie sich hartnäckig der Einführung eines besseren Schafes, sie zogen den Fettschwanz vor. 1776 führte der Gouverneur Hemming spanische Schafe ein, aber niemand wollte etwas davon wissen. 1785 sandte die holländisch-ostindische Kompanie dem Gouverneur Gordon eine ganze Schiffsladung Merinoschafe: er fand nur einen einzigen Abnehmer für einige Böcke, den Kolonisten Reener, die übrigen mußte er selbst halten, und als er 1793 starb, wurde die ganze Herde als Proviant an ein englisches Schiff verkauft, das nach Neusüdwales segelnd das Kap passierte. Jene paar Böcke jedoch wurden die Grundlage einer veredelten Schafzucht im Kaplande. Der letzte Zensus verzeichnet die Schafe im Kaplande mit 13½ Million Köpfen.

Die Rindviehzucht hat in neuerer Zeit durch die Rinderpest, die auch unter den unzählbaren Wildherden der afrikanischen Steppen so furchtbare Verwüstungen angerichtet hat, stark gelitten. Auch die Aufzucht von Pferden, Eseln und Maultieren ist nicht unbedeutend.

Die Hauptstadt der Kapkolonie ist Kapstadt an der Tafelbai, am Fuße des Tafelberges, eine freundliche, moderne Stadt mit rechtwinklig sich kreuzenden Straßen, Sitz des Gouverneurs, eines katholischen und anglikanischen Bischofs, vielen Kirchen, einer Moschee für die Malaien, Theater, Museen und vielen andern öffentlichen Gebäuden. Weitere Städte von Bedeutung liegen im Nordosten, wie Grahamstown, Port Elisabeth, Bathurst, East London im äußersten Osten. Auch im Hinterlande sind Graff Reinet, Middleburg, Colesberg als hervorragende Orte zu nennen. Eisenbahnen verbinden Kapstadt in nordöstlicher Richtung mit dem inneren Lande, sowie mit der Oranjefluß- und Transvaalkolonie, und südöstlich mit den Städten und Häfen am Indischen Ozean, von denen wieder Zweigbahnen nach dem Innern führen und sich mit jener großen Bahnlinie verbinden.

Das angeschlossene Kapland.

Natal.

Schon im Jahre 1824 waren zwanzig Kolonisten unter der Führung eines Leutnants Farewell aus der Kapkolonie weiter nach Nordosten gewandert und hatten sich in dem noch unabhängigen Lande der Zulukaffern niedergelassen. Diese Niederlassung ging aber bald wieder ein, da sie keine Nachahmung fand. Dasselbe Schicksal hatte eine zweite, die zu Anfang der dreißiger Jahre unter dem Kapitän Gardener nach Zululand kam und von dem Häuptling Dingaan 500 Quadratmeilen Land abgetreten erhielt.



Boer und Zulu.

Da erfolgte 1835 die erwähnte Massenauswanderung der Buren, die in mehreren Zügen die Kapkolonie verließen. Ein Zug wendete sich nach derselben Richtung, für die Zulu ein Gegenstand ernstester Besorgnis, denn was die ersten Ansiedler mit Güte bewilligt erhalten hatten, das nahmen diese mit Gewalt, und lange Kämpfe mit den wilden und streitbaren Zulu waren die unausbleibliche Folge. Aber die Buren setzten es in wenigen Jahren durch und erbauten 1839 eine Stadt, die sie ihren Führern Pieter Retief und Gert Maritz zu Ehren Pietermaritzburg nannten und zur Hauptstadt der nun gegründeten Republik Natal machten. In kurzer Zeit hatten sie das ganze Gebiet bis an den Tugelafluß erobert.

Dieses Glück der Abtrünnigen erweckte jedoch den Neid und die Besorgnis der Engländer in der Kapkolonie, und fußend darauf, daß die Buren nicht aufgehört hätten, englische Untertanen zu sein, verlangte die Kapregierung das Oberhoheitsrecht über die neue Republik, und da die Buren sich weigerten, ein solches anzuerkennen, sandte die Kapregierung 1843 Schiffe und Truppen, um Zwangsmaßregeln zu ergreifen, und erklärte Natal für eine zum Kapland gehörende Kolonie.

Die Buren wichen der Gewalt und zogen nun ganz nach Norden ins Innere, wo sie jenseits des Vaalflusses vor den Übergriffen der Engländer sicher zu sein

glaubten und es vor der Hand auch wirklich waren, da diese auf Jahre hinaus in die schwersten Kämpfe mit den Kaffern verwickelt wurden. Dort, jenseits des Vaalflusses, entstand nun nach und nach ein freier Burenstaat, die Transvaalrepublik.

Mit der Besetzung Natals war das Ministerium in London ganz einverstanden, hob jedoch die Zugehörigkeit der neuen Kolonie zum Kaplande auf und erklärte sie 1848 für eine unmittelbare Kronkolonie.

Daß mit Natal ein prachtvolles Stück Land gewonnen worden, war sicher. Auch hier steigt das Land aus einem durchschnittlich 30 km breiten Küstenstrich terassenförmig empor. Das Küstenland ist stellenweise mit herrlichem Walde bestanden und bietet einen äußerst fruchtbaren Boden, der sich für alle Kulturen der tropischen Länder eignet. Zuckerrohr, Reis, Bananen, Ananas, Baumwolle, Kaffee, Indigo und vieles andere wächst hier in üppiger Fülle, und die nächstfolgende Terrasse gestattet als gemäßigte Zone neben dem ausgedehntesten Weideland den Anbau von Mais und Getreide. Weiter hinauf trifft man noch schöne Wälder, und im Gebirge selbst sind Eisen, Kupfer und Steinkohlen reichlich vorhanden.



Port Natal.

Natal, das seinen Namen schon von Vasco da Gama erhielt, weil er es am Weihnachtstage erreichte, wurde später erheblich vergrößert, umfaßte aber in dieser seiner ursprünglichen Gestalt schon 46 100 qkm. Hauptstadt ist Pietermaritzburg geblieben; daneben ist noch Durban als Haupthafen zu nennen.

Basutoland.

Wie die aus Natal ins Innere zurückgewichenen Buren jenseits des Vaal, so hatte ein anderer Zug der Auswanderer zwischen dem Oranje und Vaal eine zweite unabhängige Burenrepublik gegründet, den Oranjefreistaat. Die Engländer mußten beide Republiken einstweilen bestehen lassen und als unabhängige Staaten anerkennen.

Die Buren hatten in ihrer neuen Heimat aber einen schweren Stand. Hier saß das kriegerische Volk der Matabele, ein Zweig der Zulu, und an ihrer Spitze stand der intelligente Häuptling Mosilikatse, der schon die früheren Herren des Landes, den Betschuanenstamm der Basuto, in das Bergland nach Süden gedrängt hatte. Aber er wurde überwältigt und weiter nach Norden getrieben, und nun konnten die Buren sich einrichten.

Fortwährende Reibereien mit den Basuto veranlaßten diese, die Engländer zu Hilfe zu rufen, aber sie kamen damit aus dem Regen in die Traufe. Nur zu gern folgten die Egländer dem Rufe, traten aber auch alsbald als die Herren auf, und 1871 wurde Basutoland der Kapkolonie einverleibt, ein Gebiet von 26 600 qkm. Die Basuto, der intelligenteste Stamm der Betschuanen, zeigten sich damit nicht gerade unzufrieden, als aber 1883 die Kapregierung die Auslieferung sämtlicher Gewehre verlangte, appellierten sie freiwillig an die Krone. Sie fanden in London Gehör, und so wurde denn Basutoland 1884, wie vordem Natal, unter die unmittelbare Schutzherrschaft der Königin von England gestellt.

Ost- und Westgriqualand.

Am unteren Vaalfluß wohnte das Volk der Griqua, von denen ein großer Teil in den sechziger Jahren nach Südosten auswanderte und sich zwischen den Basuto und dem Indischen Ozean in den Bergen niederließ. Dieses an guten Weideplätzen und in den Tälern an gutem Boden zum Feldbau reiche Land wurde auch ein Zufluchtsort für Mitglieder anderer Stämme, die sich vor dem steten Umsichgreifen der englischen Macht zurückzogen. Nachdem aber Basutoland einverleibt war, wurden auch mit diesem 19 700 qkm großen Griqualande keine Umstände gemacht, und 1876 wurde es unter dem Namen Ostgriqualand ein Teil des englischen Besitzes mit der Hauptstadt Kokstad.

Die am Vaal zurückgebliebenen Griqua blieben von den Engländern einstweilen noch unbelästigt, und die Buren des Oranjefreistaates begannen bereits die Hand darauf zu legen; als aber dort die Diamanten entdeckt worden waren, wurde der Häuptling Waterboer veranlaßt, sich unter den Schutz der Engländer zu stellen, und sie erklärten ihn für englischen Untertan. Nach langen Verhandlungen mit den Buren mußten diese endlich der größeren Macht weichen, und auch dieses Land, das sich als die Quelle ungeheurer Reichtümer erwies und dessen Flächeninhalt auf 39 300 qkm berechnet wird, nahmen 1881 die Engländer in Besitz unter dem Namen Westgriqualand, mit der Hauptstadt Kimberley, dem Mittelpunkt des Diamantendistriktes.

Die Küstenländer am Indischen Ozean.

Zwischen der Kapkolonie, für welche noch immer der Kei als östlicher Grenzfluß galt, und Natal war nun noch ein breiter Strich Landes in den Händen der Eingeborenen, ebenso wie jenseits der Natalkolonie noch zwischen dieser und den unantastbaren portugiesischen Besitzungen noch ein großes Reich der Zulukaffern existierte. Jetzt begannen die Engländer, auch diese Eingeborenenreiche als solche verschwinden zu lassen. 1876 wurde zunächst das kleine Fingu-

land oder Transkei, von nur 6600 qkm Flächeninhalt, annektiert. Ihm folgte 1884 Tembuland, ein Bezirk von 10 600 qkm, dann 1885 Pondoland von derselben Größe, und damit war der Zwischenraum bis Natal ohne besondere Schwierigkeiten ausgefüllt, die bisher noch unabhängig gewesene Küste befand sich in den Händen der Engländer.

Große Anstrengungen erforderte jedoch die Unterwerfung von Zululand jenseits Natal, denn die Zulu wehrten sich unter ihrem Häuptling oder König Ketschwayo oder Cetewayo mit großer Energie. Die Engländer sahen sich in den Kämpfen mit diesem Kaffernstamm einem Feinde gegenüber, der nicht in regellosen Haufen zum Kampf anrückte, sondern gleich den europäischen Truppen in wohlgeordneten, geschlossenen Gliedern angriff, wie man es bei Wilden zu finden nicht gewohnt war. Strenge Mannszucht und tüchtige Schulung machten die Zulu trotz ihrer den Feuerwaffen gegenüber ungenügenden Ausrüstung zu einem nicht zu verachtenden Gegner. Zu diesen Eigenschaften gesellte sich noch eine wilde Tapferkeit und bewundernswerte Todesverachtung, welche sie ohne Rücksicht auf Verluste unaufhaltsam gegen den Feind vorstürmen ließ. Bei ihrem Angriff nutzten sie alle Vorteile des Terrains aus, hohe Grasfelder, Regenmulden, Gestrüpp, Nebel, die nächtliche Zeit, um dem Feinde so nahe wie möglich zu kommen. Doch tun sie dies nicht, um sich zu decken, sondern einzig und allein, um den Feind zu überraschen. Mit unermüdlicher Geduld lauerten sie im Gestrüpp verborgen, um den richtigen Moment abzupassen und dann, Kopf, Brust und Füße mit Tierschwänzen und Federn phantastisch geschmückt, mit gellen-



Zulu auf der Lauer.

dem Jauchzen ungeachtet des Kugelregens und der ihnen entgegenblitzenden Bajonette gegen den Feind anzustürmen.

Zwar führten auch die Zulu schon eine ganze Anzahl von Gewehren in ihren Reihen, aber auf die Dauer vermochten sie den europäischen Waffen doch nicht zu widerstehen. Sie unterlagen, und nach Keschwayos Tode warf sich sein Nachfolger Dinizulu den Buren von Transvaal in die Arme, die auch nicht zögerten, das ganze innere Zululand zu besetzen und zu einer neuen Republik zu erklären. Nun war Aussicht vorhanden, daß die Buren den Ozean erreichen würden, was für die Transvaalrepublik ein unberechenbarer Vorteil gewesen sein würde. Die Engländer säumten also nicht, Verhandlungen mit den Buren anzuknüpfen, und diese waren kurzsichtig genug, gegen Anerkennung ihrer neuen Republik das schon weiter besetzte Zululand zu räumen. Nun wurde der ganze breite Küstenstrich 1887 von den Engländern in Besitz genommen und als Kronkolonie mit Natal vereinigt, dazu im folgenden Jahre auch noch der letzte Rest der Küste, das kleine Tongoland, 3320 qkm, welches schon an das portugiesische Gebiet stößt, annektiert. Damit war nun die ganze Küste des Indischen Ozeans, soweit sie noch unabhängiges Eigentum der Kaffern gewesen, englischer Besitz, und der Zugang zum Meere war für die Burenstaaten endgültig verschlossen.

Der Westen.

Viel ruhiger gestaltete sich die Vergrößerung der Kapkolonie im Westen, denn die Kaffernstämme im Gebiet des Atlantischen Ozeans waren viel friedfertiger als die östlichen. Ohne besondere Zwischenfälle konnten Klein-Namaland, Calvinia, Korana u. a. Gebiete besetzt und die Kolonie bis an den Oranjefluß erweitert werden.

Dazu trat endlich noch das weit ausgedehnte Betschuanaland, ein Landkomplex von weit über 600 000 qkm, über welches die Engländer ihr Protektorat breiteten. Sie besetzten das Land schon 1883, da die Buren aus Transvaal bereits angefangen hatten, daselbst in den Landschaften Stellaland und Gosen festen Fuß zu fassen. Obgleich das Land nur für die Viehzucht geeignet ist, so war es den Engländern doch als Durchgangsstraße vom Kap nach ihren in Zentralafrika weiter nördlich gelegenen Schutzgebieten zu wichtig, als daß sie es hätten einem andern preisgeben können, noch dazu den Buren, ihren ehemaligen Untertanen. Sie belegten also das gesamte Betschuanenland mit ihrem Protektorat und sonderten davon 1895 einen südlichen Teil in Größe von etwa 133 200 qkm, gewissermaßen als Vergrößerung von Westgriqua, ab und überwiesen denselben als Britisch-Betschuanaland der Verwaltung der Kapkolonie. Als Hauptstadt dieses Landesteiles gilt Vryburg.

Die große Eisenbahn, welche von Kapstadt nach Norden führt, geht über Kimberley und Vryburg und wird, wenn sie einmal fertig sein wird, das Kapland nicht nur mit dem äquatorialen Seengebiet, sondern auch weiter nilabwärts mit Ägypten verbinden, allerdings nicht völlig auf englischem Grund und Boden, wie es von Hause aus geplant war, denn Deutschostafrika und der Kongostaat haben sich als Riegel dazwischen geschoben, und wohl oder übel muß diese kolossale Eisenbahn deren Gebiete durchschneiden.

So umfaßt nun die gesamte Kapkolonie Englands, mit Einschluß von Tongo-, Zulu-, Basutoland und Natal, welches 1903 noch durch drei sehr umfangreiche Territorien der ehemaligen Transvaalrepublik vergrößert worden ist, in Summa rund über eine Million Quadratkilometer.

Die neuesten Erwerbungen.

Rhodesia und Betschuana-Protektorat.

Einen ungeahnten Aufschwung nahmen die englischen Bestrebungen in Südafrika infolge der Gründung der Englisch-Südafrikanischen Gesellschaft im Jahre 1889 durch Cecil Rhodes. Dieser, ein anglikanischer Pfarrerssohn, war schon als Knabe nach Afrika gekommen, hatte in dem Diamantendistrikt von Kimberley große Reichtümer erworben und im Kapland eine höchst bedeutende Rolle zu spielen begonnen. Er wußte für die Gesellschaft einen Königlichen Freibrief (charter, weshalb die Gesellschaft gewöhnlich kurz auch nur die Chartered Co. genannt wird) zu erwirken, auf Grund dessen ihr die schrankenlose Erwerbung von Land zugebilligt wurde. Und Rhodes, der tätigste und skrupelloseste Vertreter der englischen Landerwerbspolitik, nutzte dieses Privilegium in der rücksichtslosesten Weise aus. Er verfolgte offenbar den Zweck, ein großes englisches Afrikareich zu schaffen, das vom Kapland durch die ganze Länge des Erdteils bis nach Ägypten, also vom Kap der Guten Hoffnung bis an das Mittelländische Meer reichen sollte.

Wir haben erzählt, wie die Buren bei ihrer Auswanderung zwischen dem Oranje und dem Vaal auf die Matabele stießen, einen Zweig des Kaffernstammes der Fingu, und wie diese und ihr Häuptling Mosilikatse über den Limpopo hinüber weiter nach Norden gedrängt wurden. Hier aber setzte er sich fest und gründete ein großes und sehr gefürchtetes Matabelereich. Da Rhodes die damals noch unabhängigen Burenrepubliken unangetastet lassen mußte, so warf er seine Augen auf die Negerländer zwischen Limpopo und Sambesi, in welchen am Tati sowohl wie in Maschonaland die reichsten Goldfelder entdeckt worden waren.

Eine Expedition wurde 1890 in das nordöstlich vom Matabelereich liegende Maschonaland geschickt, und als sich dieselbe auch gegen Manikaland an der portugiesischen Grenze richtete, kam es zwar zu einem Zusammenstoß mit den Portugiesen, aber wohl oder übel mußten diese 1891 auch in die Besetzung von Manikaland durch die Engländer willigen. Die Entdeckung des Goldes am Tati zog natürlich auch eine Flut von Abenteurern nach dem Matabelereich, und da sich Mosilikatses Nachfolger Lobengula energisch gegen diese Überflutung seines Reiches zu sträuben begann, so wurde kurzer Prozeß gemacht: die Engländer wendeten sich gegen ihn, schlugen ihn aufs Haupt und zertrümmerten das Matabelereich, das nun der unmittelbaren Herrschaft der Südafrikanischen Gesellschaft unterworfen wurde.

Die neu erworbene Provinz erhielt 1895 dem energischen Vorkämpfer der englischen Interessen zu Ehren den Namen Rhodesia und zwar Süd. Damit nämlich noch nicht genug, trug die Gesellschaft die englischen Waffen auch

noch über den Sambesi hinüber und nahm die ungeheuren Landstrecken nördlich des Stromes in Besitz, soweit der Kongostaat den Raum noch frei gelassen hatte, und dies wurde dann Rhodesia Nord, wovon später noch mehr die Rede sein wird.

Süd-Rhodesia bedeckt einen Flächenraum von 400 000 qkm und ist eine Hochebene von etwa 1200 m durchschnittlicher Meereshöhe mit leicht gewelltem Boden, der teils steinig und dicht bewaldet ist, teils aus anmutigen Tälern und weiten Wiesengründen besteht. Infolge der Höhe ist das Klima verhältnismäßig gemäßigt und gesund, nur Maschonaland ist in der Regenzeit nicht frei von Malariafiebern. Unter der dünn gesäten Bevölkerung werden sich etwa 15—20 000 Weiße befinden, die natürlich zumeist in Hunderten von Goldminen beschäftigt sind, doch scheint der Goldreichtum Rhodesias nicht entfernt dem von Transvaal gleichzukommen. Die Hauptorte sind Buluwajo und Fort Salisbury, bis zu welchen einerseits die große Eisenbahn vom Kaplande her fertiggestellt ist und eine zweite anderseits nach Südosten zum Hafen Beira am Indischen Ozean hinunterführt. Eine dritte Eisenbahn geht nach südlich vom Sambesi entdeckten großen Kohlenlagern und ist 1904 bis nach den berühmten Viktoriafällen fortgeführt worden.

In demselben Jahre 1895 wurde der Südafrikanischen Gesellschaft auch das Protektorat über Betschuanaland übertragen, welches im Westen der Burenrepubliken vom Kapland durch die Kalaharisteppe bis zum Sambesi reicht und einen Flächenraum von 550 000 qkm bedeckt, ein Landkomplex, der wenig verspricht und teilweise nur für die Viehzucht von einiger Bedeutung werden könnte, wichtig aber als ungehinderter Durchgang von den südlichen nach den nördlichen englischen Besitzungen. Wichtiger noch für England aber war es jedenfalls, daß durch dies Zwischenschieben des Protektorates die von ihm wohl gefürchtete Verbindung der Burenstaaten mit Deutsch-Südwestafrika verhindert, anderseits aber schon jetzt ein in der Tat gewaltiges englisches Afrika hergestellt wurde, das ununterbrochen vom Kapland bis an den Tanganjika reicht.

Es mag nun gleich hier erzählt sein, daß, um diesem Riesenwerk die Krone aufzusetzen, schon damals auch der letzte Durchbruch von dem neuen Nord-Rhodesia nach dem Nilgebiet in bestem Gange war. Die Engländer hatten schon Ende 1894 einen Vertrag mit dem Kongostaat vereinbart, nach welchem dieser das Land am Tanganjika freigeben und dafür in seinem Nordosten einen sehr bedeutenden Zuwachs in dem Gebiet des englisch-ägyptischen Gazellenflusses erhalten sollte. Damit wäre der Plan eines riesigen ununterbrochenen englischen Afrika vom Kapland bis zum Mittelländischen Meere vollendet gewesen. Jedoch erhoben hiergegen Deutschland und Frankreich einen so energischen Widerspruch, daß der Vertrag nicht zur Ausführung kommen konnte und nunmehr Deutsch-Ostafrika und der Kongostaat, welche nicht nur am Tanganjika, sondern auch noch weit darüber hinaus zusammenschließen, einen unübersteigbaren Riegel bilden.

So müssen sich die Engländer damit begnügen, daß wenigstens der Goldreichtum der Länder südlich vom Sambesi bis zum Limpopo, worüber in dem Abschnitt „Die Alten im afrikanischen Osten" ausführlich Mitteilung gemacht wurde, in ihre Hände gefallen ist.

Die Burenkolonien.

Die langjährigen schweren Kaffernkriege hatten die Engländer veranlaßt, ihre vermeintlichen Ansprüche an das Gebiet, welches die Buren besetzt hielten und in dem sie zwei unabhängige Republiken, den Oranjefreistaat und die Südafrikanische oder Transvaal-Republik, gegründet hatten, fallen zu lassen. Sie erkannten den Oranjefreistaat sowohl, ein Gebiet von 125 200 qkm, wie die Transvaalrepublik, einen Flächenraum von 304 913 qkm, an. Daß diese Anerkennung nur einstweilen, weil notgedrungen, erfolgte, und die Engländer sich stillschweigend alle weiteren Schritte gegen die beiden Staaten vorbehielten, ist selbstverständlich.



Das Haus eines Boeren.

Nachdem sie aber rings um die Burenstaaten herum so ziemlich alles Land in ihre Hände gebracht hatten und die Kaffern sie nicht mehr unabläßig beschäftigten, traten sie 1877 aufs neue mit Ansprüchen gegen die Buren hervor, in deren unausgesetzt fortgeführtem Verlaufe der Kapgouverneur kurzer Hand die britische Oberhoheit über die Transvaalrepublik erklärte, das heißt: England sprach die Annexion der Transvaal-Republik aus. Die Gesetze wurden von England einfach diktiert, und es kam nun den Buren sehr bald zum Bewußtsein, daß ihnen keine Spur von selbständiger Regierung mehr zugedacht war. Sie wurden überhaupt nicht gefragt, sondern die meist aus Natal gekommenen englischen Beamten handelten nach eigenem Ermessen.

Diesem gewaltsamen Vorgehen der Engländer folgte natürlich eine Erhebung der Buren, und es kam zum Kriege, in welchem die Engländer derart in Nachteil gerieten, daß sie schließlich selbst eine friedliche Beilegung vorzogen und nach

jahrelangen Verhandlungen 1884 in London ein Vertrag abgeschlossen wurde, nach welchem die Engländer auf ein Recht, sich in die Gesetzgebung der Republik zu mischen, verzichteten; anderseits gaben die Buren zu: nur mit dem Oranjefreistaat Verträge oder Übereinkommen zu schließen, bei Abkommen mit andern Staaten oder mit Eingeborenenstämmen die Genehmigung der englischen Regierung einzuholen. Daß die Südafrikanische Republik, wie der Staat sich jetzt nannte, zusichern mußte, sein Gebiet nicht weiter über die Grenzen auszudehnen, war eigentlich überflüssig, denn inzwischen hatte ja England alles Land ringsherum bereits annektiert oder war doch im Begriff, dies zu tun. Daß sie es diesmal nur auf Transvaal abgesehen hatten, geschah wohl in dem guten Glauben, daß, wenn hier das Unternehmen glückte, der Oranjestaat von selbst fallen würde. —

Der Bur war und ist heute noch in erster Reihe Viehzüchter; Schafe und Rinder bilden den Hauptbestandteil seines Vermögens. Er hat seine ursprüngliche, echt holländische Art niemals verleugnet oder gar eingebüßt; sondern sie hier erst recht und in aller Schärfe entwickelt, viel schärfer als seine europäischen Vettern in Holland. Die große Einfachheit, ausdauernde Zähigkeit, die Liebe zum Althergebrachten, das formelle, steife Wesen, der strenge Calvinismus waren Züge, die den Buren von jeher noch mehr als den Holländer auszeichneten. „Der Bur," schreibt ein Kenner von Land und Leuten, „ist von Natur schwerfällig und bequem an Körper und Geist gewesen, anderseits aber ist er ein guter Jäger und Soldat, und den körperlichen Anforderungen, die das südafrikanische Leben an ihn stellt, wohl gewachsen, entbehrt auch in entscheidenden Augenblicken, wie die neueste Geschichte vielfach gezeigt hat, keineswegs der Raschheit und Schlagfertigkeit des Geistes. Aber er hat es selten verstanden, einen errungenen Sieg geschickt auszunutzen, und er ist schwer dazu zu bringen, erhaltene Befehle ohne Zögern auszuführen. Starrköpfigkeit und Rechthaberei, Frömmigkeit, Mäßigkeit und Edelmut sind in eigentümlicher Weise bei ihm vereinigt. Grundsätzliche Feindschaft gegen Neuerungen und gegen neu in seinen Staat kommende Weiße anderer Nationen besitzt er wohl nicht, aber ein tief eingewurzeltes und durch die Erfahrungen berechtigtes Mißtrauen, das Gefahren für die Fortdauer der ihm liebgewordenen alten Verhältnisse befürchtet."

Der Versuch der Engländer, die Transvaalrepublik kurzer Hand zu annektieren, war vornehmlich wohl durch die bis dahin gemachten vereinzelten Goldfunde in dem Lande veranlaßt worden; denn 1870 hatte Karl Mauch bei Lydenburg Gold nachgewiesen, und seit der Zeit hatten sich diesem Funde schon noch mehrere angereiht. Daß sie dann in dem Londoner Vertrage fast ihre gesamten Ansprüche fahren ließen, war insofern begreiflich, als man 1884 von dem fabelhaften Goldreichtum Transvaals noch keine Ahnung hatte.

Erst 1886 wurde die eigentliche Goldquelle im Witwatersrandgebirge, gewöhnlich nur der Rand genannt, in der Umgebung von Johannesburg entdeckt. Nun strömten Tausende und Abertausende ins Land, und viele davon ließen sich dauernd nieder. Wenn auch in den abgelegenen Landdistrikten alles natürlich beim Alten blieb, so änderte sich doch in den bisher ebenfalls sehr einfachen und meistenteils sehr ausgedehnten Städten, in denen die niedrigen, langgestreckten

Häuser mit den Höfen, Stallungen und Gärten darum her großen Raum einnehmen, gar vieles, in den eigentlichen Golddistrikten nahezu alles. Gleichsam über Nacht wurden sie völlig umgeschaffen und neue, ganz moderne Städte wuchsen mit staunenerregender Schnelligkeit aus dem Boden empor. Der Bur verschwand fast völlig unter der Menge der Fremden, der „Uitlanders", d. h. Ausländer, wie sie von den Buren genannt wurden.

Das waren zumeist natürlich Engländer, und es währte nicht lange, so begann der alte Tanz um den Besitz des Landes von neuem, diesmal aber nicht mit roher Gewalt, die vordem gescheitert war, sondern auf heimtückische Weise. Die Ausländer verlangten Abschaffung verschiedener Gerechtsame, die sich die Buren vorbehalten hatten, sowie vor allen Dingen politische Gleichberechtigung mit den erbeingesessenen Buren, das heißt Wählbarkeit in den Volksrat.



Buren aus Transvaal.

Man kann nicht sagen, daß dies unberechtigt gewesen wäre, denn wenn jemand alle Lasten, die der Staat verlangt, tragen muß, vielleicht sogar noch in höherem Grade als andere, so kann er ja auch wohl die Rechte beanspruchen. In dem Umfange jedoch, wie die Fremden das alles verlangten, konnten die Buren es unmöglich zugestehen. Die Fremden hätten damit das Übergewicht in der Landesregierung erlangt, da sie bei weitem zahlreicher waren, als die Buren, und diese erkannten auch alsbald, wohin das führen mußte.

Das Übergewicht zu erlangen, war aber gerade das Ziel, worauf die Engländer lossteuerten, und an der Spitze der Hetzer stand kein anderer als der schon früher genannte Cecil Rhodes, der rücksichtsloseste Vorkämpfer der englischen Landerwerbungspolitik, der sich, wie wir schon gesehen haben, nichts geringeres vorgesetzt hatte, als ein großes, zusammenhängendes, afrikanisches England zu schaffen, das vom Kapland bis zum Mittelländischen Meer reichte. Dazu war erforderlich, daß nun auch dieses so überreiche Goldland bedingungslos in die Hände der Engländer kam. Es wurde keine Gelegenheit verabsäumt, kein Mittel gescheut, um gegen die angebliche Unterdrückung englischer Untertanen zu hetzen, und die Gärung stieg immer höher.

Mit einem Handstreich glaubte Rhodes, der natürlich immer nur hinter den Kulissen spielte, durch Überrumpelung mit einem Schlage zum Ziele gelangen zu können. Ein Beamter der Englisch-Südafrikanischen Gesellschaft oder kurz Chartered-Company, der sich als Kolonialbeamter in Maschona- und Matabeleland

13*

ganz im Sinne des Direktors dieser Gesellschaft, der kein anderer als Rhodes war, bewährt hatte, wurde von diesem zu einem Einbruch in Transvaal angestiftet; die Beschwerden der Uitlanders über die angebliche Unterdrückung und deren Schutz dienten als Vorwand.

An der Spitze von 600 Mann der Schutztruppen brach Jameson unerwartet über die Grenze, zerstörte die Telegraphen und marschierte gegen Johannesburg. Die Buren waren aber auf ihrer Hut. Er wurde auf Schritt und Tritt verfolgt, endlich völlig umzingelt und mußte sich nach empfindlichen Verlusten gefangen geben. Der englischen Regierung ausgeliefert, wurde er zwar zu fünfzehn Monaten Gefängnis verurteilt, aber das war nicht mehr als eine Art Hausarrest, und schon nach fünf Monaten wurde er krankheitshalber wieder in Freiheit gesetzt.



Burentype.

Dieses Mißlingen war für Rhodes ein empfindlicher Schlag. Er mußte seine Stellung als Minister der Kapkolonie niederlegen und stellte sich freiwillig den Behörden in London; doch — es war ihm nichts nachzuweisen, was etwa eine Bestrafung erfordert hätte. Er konnte sich also trösten, um so mehr, als er nun in dem Staatssekretär für die Kolonien, Chamberlain, einen der einflußreichsten Bundesgenossen gewann.

Chamberlain, einer durch ihren Fabrikreichtum bekannten Familie entsprossen, hatte auch als Staatssekretär seine kaufmännischen Unternehmungen unentwegt weiter geführt, allerdings nur unter der Firma seines Bruders und als stiller, natürlich stets aufs beste unterrichteter Gesellschafter. Nachforschungen von Transvaaler Seite in London ergaben, daß nicht nur der Staatssekretär Chamberlain selbst, sondern auch zahlreiche Mitglieder seiner Familie, sowie ein Dutzend ihm verschwägerter Familien an den hervorragendsten industriellen Unternehmungen Transvaals sehr stark beteiligt waren; Chamberlain selbst war nur als „ungenannter Teilhaber" durch die Bank von England vertreten.

Da war's kein Wunder, daß 1899, als im englischen Volke noch niemand daran dachte, kaum jemand den Ereignissen in Transvaal Beachtung geschenkt hatte, plötzlich die Kriegstrommel rasselte. Ja, es war beschlossene Sache, daß nun mit Gewalt durchgesetzt werden sollte, was auf andere Weise bisher nicht möglich gewesen war. Da loderte denn auch in England sehr rasch die Kriegsbegeisterung auf, denn nichts ist leichter, als ein Volk zu überzeugen, daß es von einem andern Volke beleidigt worden sei. Truppen wurden nach Südafrika ge-

sandt und an der Grenze von Transvaal gesammelt. Das alles hatte ein so bedrohliches Ansehen, daß Paul Krüger, der Präsident der Republik, sich genötigt sah, ein Ultimatum für die Zurückziehung der Truppen zu stellen. Da dies aber nicht den geringsten Erfolg hatte, so war der Krieg unvermeidlich. —

Hier müssen wir abbrechen, denn wir schreiben keine Kriegsgeschichte. — Wir meinten nur über die Ursachen und Wege dieser Landerwerbung der Engländer nähere Auskunft geben und uns nun nur noch mit wenigen Bemerkungen begnügen zu müssen; und wir können dies um so mehr, als die schmachvolle Vergewaltigung der beiden Burenrepubliken, die angesichts ihrer Bodenschätze nur ein glänzendes Geschäft repräsentiert, wohl noch in jedermanns Gedächtnis sein wird.



Burentype.

Der Krieg begann im Oktober 1899, und die beiden Republiken standen Schulter an Schulter. Anfänglich kämpften sie glücklich, die englischen Truppen wurden überall geschlagen, keiner ihrer Generale vermochte die Buren zu bewältigen, und die ganze zivilisierte Welt nahm den herzlichsten Anteil an den andauernden Erfolgen des tapferen Volkes, das eine Energie und Tatkraft entwickelte, die man ihm nicht zugetraut hatte. Da aber die Engländer immer neue Truppenmassen auf den Kriegsschauplatz beförderten und die Buren ihnen keine neuen Streitkräfte entgegenstellen konnten, so mußten sie schließlich der Gewalt erliegen.

Nachdem schon am 28. Mai 1900 der Oranjefreistaat als Oranjeflußkolonie annektiert erklärt worden, geschah dies am 3. September auch mit Transvaal. Der Kleinkrieg dauerte allerdings noch zwei Jahre lang fort, und da die „Rebellen“ keine Hilfe fanden, alle Appellationen an die europäischen Mächte fruchtlos verhallten, keine Hand sich rührte, der Vergewaltigung eines fleißigen, friedlichen Volkes Einhalt zu tun, so mußten die Buren, welche ihr Land systematisch verwüsten, ihre Frauen und Kinder im Elend umkommen sahen, sich endlich ergeben. Am 31. Mai 1902 wurde der Frieden zu Pretoria geschlossen, der die beiden Republiken bedingungslos an England auslieferte.

England hat sein Ziel, die Hand über ganz Südafrika zu legen, erreicht. Sein Gebiet umfaßt vom Kap bis zur Sambesilinie einen Flächenraum von rund 3 350 000 qkm. Alle die fabelhaften Bodenschätze, welche Südafrika in sich schließt, befinden sich nunmehr in Englands Händen.

*   *   *

Die Transvaalkolonie ist ein Plateau, das sich im Norden zum Limpopo, im Süden zum Vaalfluß abdacht und im Norden von den Zandriver-, Hanglip-, Water-, Zoutpans- und Murchisonbergen, im Süden vom Witwatersrandgebirge von West nach Ost durchzogen ist. Näher der östlichen Grenze streichen von Norden nach Süden die Drakensberge, die sich in der Mauchspitze bis zu 2660 m erheben und im Kathlambagebirge nach Süden hin fortsetzen. Im Norden und Nordwesten ist der Limpopo die Grenze gegen Matabele- und Betschuanaland, letzteres bildet auch die weitere Westgrenze; im Süden scheidet der zum Oranjefluß strömende Vaalfluß das Land von der Oranjeflußkolonie und der zum Indischen Ozean strömende Pongola von Zululand; die Ostgrenze bilden die portugiesischen Besitzungen.

Die Gewässer fließen zum Teil zum Limpopo nordwärts, so der Marico, Matlabas, Zandriver, Palala, Magalaqueen u. a. Unbedeutend sind die Gewässer, welche vom Witwatersrand südlich in den Vaal gehen. Recht bedeutend aber, gewissermaßen als Hauptfluß des Landes zu betrachten, da der Limpopo und Vaal ja nur Grenzflüsse sind, ist der Olifant, der eine große Zahl kleinerer Gewässer aufnimmt, nach Nordosten und Osten abfließt und auf portugiesischem Gebiete in den Limpopo fällt. Außerdem hat noch eine Anzahl kleinerer Küstenflüsse, die zum Indischen Ozean laufen, ihren Ursprung in Transvaal.

Die Kolonie ist sehr fruchtbar. Nicht nur alle Arten der europäischen Getreide gedeihen vorzüglich, sondern auch die subtropischen und tropischen Gewächse, wie Zitronen, Orangen, Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle. Nur die nordöstlichen Gebirgslandschaften stehen hinter dieser Fruchtbarkeit etwas zurück. Trotzdem ist das Lebenselement der Buren nicht der Ackerbau, sondern die Viehzucht; die Rinder- und Schafherden zählen nach Tausenden. Die Fremden, deren Zahl bedeutend überwiegt, beteiligen sich natürlich weder an dem einen, noch an dem andern; ja selbst die nicht unbedeutenden Schätze an Silber, Kupfer, Eisen, Blei, die der Boden birgt, werden nicht ausgebeutet, denn die Jagd nach dem Golde nimmt jedes Interesse in Anspruch.

Man zählt auf etwa 80 000 erbeingesessene Boers mindestens 150 000 Fremde oder Uitländers, von denen die Afrikander, d. h. die im Kaplande geborenen Weißen, wieder besonders unterschieden werden. Die Eingeborenenstämme mögen im ganzen etwa noch 750 000 Seelen zählen. Die Hauptstadt ist Pretoria; außerdem sind als Hauptorte zu nennen: Johannesburg am Witwatersrand, der Mittelpunkt der Goldminen, dann Lydenburg, Middelburg, Heidelberg, Standerton, Potschefstrom, Lichtenburg, Rustenburg, Städte, die infolge der Überflutung des Landes mit Fremden schon vielfach ein ganz europäisches Ansehen gewonnen haben. Pretoria und Johannesburg haben mit ihren Prachtgebäuden ein durchaus modernes Gepräge. —

Die Oranjeflußkolonie, der frühere Oranjefreistaat, ist die Fortsetzung des Transvaal-Plateaus, von diesem durch die tiefe Senke des Vaalflusses geschieden, und dehnt sich nach Süden bis zum Oranjefluß aus. Im Westen stößt sie an Westgriqualand, im Osten an Zulu- und Basutoland; im Süden scheidet sie der Oranjefluß von der Kapkolonie.

Die Hochebene dehnt sich ziemlich gleichförmig als ein wellenförmiges Hügel-

land hin; erst in den Grenzländern erhebt sie sich in den Randgebirgen zu bedeutenderer Höhe, namentlich im Basutolande, wo der Machacha bis 3350 m emporsteigt, der Sources 3400 m Höhe erreicht.

Die Gewässer strömen sämtlich in der Richtung von Südost nach Nordwest zum Vaal, mit Ausnahme des Caledon, der die umgekehrte Richtung zum Oranje verfolgt und mit seinem untersten Laufe noch zum Gebiet der Kolonie gehört.

Das Land erscheint, wie gesagt, obgleich Hochland, doch nur als eine wellenförmige, an den Flußläufen von Waldstreifen durchzogene, sonst baum- und buschlose Hochebene, die sich fast nur zur Viehzucht eignet. Außer Schafen und Rindern werden hier auch Pferde und Ziegen gezogen; außerdem hat man mit der Straußenzucht ansehnliche Erfolge erzielt. Für den Ackerbau ist nur der östliche Teil des Landes geeignet. Unter den Bodenschätzen stehen hier natürlich die Diamanten in vorderster Reihe, da der Diamantenbezirk von Kimberley in Westgriqualand sich auch noch in die Kolonie hinein erstreckt.

Die Bevölkerung wird auf nur 210 000 Seelen geschätzt, davon etwa 80 000 Weiße. Die Hauptstadt ist Bloemfontain; außerdem sind als bedeutendere Orte zu nennen: Smithfield, Fauresmith, Wieburg, Kroonstad, Heilbron, Harrismith, Orte, welche wie die in Transvaal in dem Burenkriege oft genannt worden sind.

Eine Eisenbahn verbindet beide Burenkolonien mit Kapstadt. Von Johannesburg zweigt dann eine Bahn in südöstlicher Richtung nach dem Hafen von Durban in Natal ab. Weiter nördlich führt eine andere von Pretoria in östlicher Richtung und mündet, nachdem sie sich mit einer andern Zweigbahn verbunden hat, die von dem noch nördlicher über Pretoria gelegenen Pitersburg ausgeht, in dem Hafen Lourenzo Marques an der Delagoabai im Portugiesischen. Die große Nordsüdbahn, die von Kapstadt einmal bis nach Ägypten geleitet werden soll, berührt keine der beiden Kolonien, sondern streift hart an der Westgrenze derselben hin, wird aber zweifellos, da die ehemaligen Republiken nun ja englischer Besitz sind, mit deren Bahnen verbunden werden.

Deutsch-Südwestafrika.

Entstehung des Schutzgebietes.

Der erste Europäer, welcher die Küsten des heutigen Deutsch-Südwestafrika sah, war ein Deutscher, Martin Behaim aus Nürnberg, welcher als wissenschaftlicher Beirat die Expedition begleitete, die König Johann II. von Portugal im Jahre 1484 unter Führung des Diego Cao aussandte, die Küsten von Afrika weiter zu verfolgen, um einen direkten Seeweg nach Ostindien zu finden. Nachweislich war diese Expedition die erste, welche den Äquator kreuzte. Sie hat die Küste bis zum 22. Gr. südl. Br. befahren, ist also bis zum Kap Croß gekommen und dann umgekehrt.

Die nachfolgende Expedition aber, welche 1787 unter Bartholomeu Diaz aus-

segelte, gelangte über Kap Croß hinaus und entdeckte die Walfischbai, welcher Diaz wegen der hier beobachteten südlichen Walfische den Namen gab. Danach versuchte er, als er in die Region der berüchtigten Kapstürme eintrat, in eine südlichere Bai zu lavieren, was aber nicht gelang, und die deshalb Lavierbai genannt wurde; denn der Sturm brach nun mit voller Heftigkeit los, und Diaz flüchtete der größeren Sicherheit wegen auf die offene See hinaus. Wie er dann, lange umhergeworfen, endlich wieder an Land kam und auf der Rückfahrt erst entdeckte, daß er die südlichste Spitze von Afrika umsegelt hatte, das ist in dem Abschnitt „Die Umsegelung Südafrikas" bereits erzählt worden. Beide Expeditionen und auch alle nachfolgenden fanden hier in Südwestafrika eine öde, wüste, unwirtliche Küste, um die sich dann auch niemand mehr kümmerte. Alle strebten ja nur nach Indien.

Erst 1878 nahmen die Engländer die Walfischbai und einen kleinen Landbezirk darum her in Besitz, wie auch eine Reihe kleiner, unbewohnbarer Inselchen, die aber eine reiche Ausbeute an Guano versprachen. Sie hatten auch nichts dagegen, daß nach ihnen der Großkaufmann Franz Ad. Ed. Lüderitz aus Bremen 1883 eine Expedition nach der südlich von der Walfischbai gelegenen Bucht Angra Pequena (sprich: Pequenja), vielleicht die Lavierbai des Barth. Diaz, sendete und dem Hottentottenhäuptling Frederiks, in dessen Gebiet die Bucht lag, diese für den Preis von zweihundert Gewehren und zweitausend Mark mit allen Hoheitsrechten abkaufte. Daß Angra Pequena lange schon das Ziel der Schiffe gewesen war, die mit den Hottentotten Südwestafrikas Tauschhandel trieben, hatten die Engländer bis dahin gar nicht beachtet und sogar noch im Februar 1883 eine Anfrage der deutschen Regierung, ob deutsche Missionare oder Ansiedler hier in Südwestafrika von ihnen geschützt werden könnten, ablehnend beantwortet.

Nun kaufte Lüderitz aber auch noch den ganzen Küstenstreifen von der Mündung des Oranje, der ja die Grenze gegen die Kapkolonie bildet, bis zum 26. Gr. südl. Br. hinzu, in einer Breite bis zu zwanzig geographischen Meilen ins Innere hinein, und gründete an der Bucht von Angra Pequena eine feste Niederlassung. Da nun dieser Streifen bis an die Walfischbai heranreichte, die als englischer Besitz von dem Kauf natürlich ausgeschlossen war, wurden die Engländer aufmerksam, und als gar bekannt wurde, daß Lüderitz für seine redliche Erwerbung den Schutz des Deutschen Reiches nachgesucht habe und dieser auch gewährt worden sei, weil die Engländer den Schutz deutscher Ansiedler ja offiziell abgelehnt hatten, so setzten nun natürlich englische Gegenbestrebungen ein, die mit größtem Eifer und mit allen Mitteln betrieben wurden. Fürst Bismarck war aber nicht der Mann, der sich so etwas gefallen ließ, und so erfolgte am 24. April 1884 jenes bekannte Telegramm an den deutschen Konsul in Kapstadt: „Nach Mitteilung des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutz des Reiches stehen."

Wohl oder übel mußten nun die Engländer die Schutzherrschaft des Deutschen Reiches anerkennen, was die englische Regierung am 21. Juni notifizierte, und schon im Juli erschienen die Korvetten „Elisabeth" und „Leipzig" in Angra Pequena, landeten hundert Mann und hißten die deutsche Reichsflagge auf

schwarzweißrotem Pfahl. Ja, mehr noch: die deutsche Korvette „Wolf" setzte diese Annektierung, natürlich mit Umgehung der englischen Walfischbai, nun nach Norden hin fort und hißte die deutsche Reichsflagge an verschiedenen Punkten der Küste bis hinauf zum Kunene, dem Grenzfluß der dort beginnenden portugiesischen Besitzungen.

Noch im Herbst desselben Jahres wurde der Afrikareisende Gustav Nachtigal nach Angra Pequena gesandt, um mit den Hottentottenhäuptlingen Verträge abzuschließen, welche die neue Erwerbung, das „Territorium Lüderitz", wie es damals genannt wurde, für das Deutsche Reich sichern sollten. Im folgenden Jahre kamen dazu Verträge mit dem Häuptling Isaak in Berseba, mit Manasse, dem Häuptling der sogenannten Roten Nation, mit den Bastards zu Rehoboth, mit Maherero, dem Oberhäuptling der Herero. Ferner hatte sich in Berlin die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika mit einem Kapital von 800 000 Mark gebildet, das bald aber auf zwei Millionen erhöht wurde, und so waren auch Mittel flüssig geworden, um die Kolonisation zielbewußt in Angriff zu nehmen.



Deutscher Flaggenstock, Lüderitzbucht.

Kaiser Wilhelm starb, und wenige Monate später sank sein edler Sohn, Kaiser Friedrich, ins Grab. Kaiser Wilhelm II. trat an die Spitze des Deutschen Reiches, und wenn einer, so war er der Mann, die begonnene Kolonialpolitik mit fester Hand weiterzuführen. Im Jahre 1890 wurden in eingehenden Verhandlungen mit England und Portugal die Grenzen von Deutsch-Südwestafrika nach allen Seiten hin festgelegt. Im Westen bildete der Atlantische Ozean die natürliche Grenze, und zwar vom Kunene im Norden, der das Land von den portugiesischen Besitzungen schied, bis zum Oranjefluß im Süden, der es vom Kapland trennte. Nun mußten aber auch die Grenzen im inneren Lande bestimmt werden, und das ist nun folgendermaßen geschehen: Die Nordgrenze folgt zunächst von der Mündung des Kunene unter dem 12. Längengrade diesem Flusse in allen seinen Windungen aufwärts bis zum 14. Längengrade. Hier biegt der Kunene in das Portugiesische hinein nach Nordosten; die Grenze verläßt ihn also hier etwa unter $18\frac{1}{2}$ Grad südl. Br. und läuft nun in schnurgerader Linie, parallel mit den Breitengraden, bis fast zum 19. Längengrade, wo sie auf den

Okawangofluß trifft. Dieser kommt aus dem Portugiesischen und fließt in süd-östlicher Richtung landeinwärts, wo er schließlich im Ngamisee sein Ende findet. Diesem Flusse folgt nun die Grenze ebenfalls südöstlich bis zum 21. Längengrade.

Mit diesem 21. Grade wäre die Erwerbung und die Nordgrenze eigentlich zu Ende gewesen. Graf Caprivi, der Nachfolger des Fürsten Bismarck als Reichskanzler, wußte es aber durchzusetzen, daß sich hier nun noch zu beiden Seiten des 18. Breitengrades ein schmaler Streifen anschloß, der östlich verlaufend in das innerste Land hineinführt und stetig breiter wird, bis er unter dem 25. Längengrade den mittleren Lauf des Sambesi erreicht und diesem noch eine große Strecke weit abwärts folgt. Scherzweise wird dieser, auf der Karte allerdings etwas sonderbar aussehende Streifen häufig wohl der „Caprivizipfel" genannt. Man hat auch wohl darüber gelacht; man kann jedoch nicht wissen, ob er in Zukunft nicht doch noch einmal wichtig werden könnte, da er die Grenze von Deutsch-Südwestafrika tatsächlich bis an den größten Strom Südafrikas vorschiebt und damit unser Schutzgebiet in direkte Verbindung mit Zentral- und Ostafrika und also auch mit dem Indischen Ozean gesetzt wird. Graf Caprivi war, wie man weiß, kein Freund der Kolonien, aber er glaubte dennoch festhalten und möglichst zum Vorteil herausbilden zu müssen, was einmal vorhanden und doch bisher schon mit großen Anstrengungen und auch großen Kosten geschaffen war. Das bereits hineingesteckte deutsche Kapital durfte doch nicht verloren gehen.

Wir kehren auf dem Caprivizipfel vom 25. bis zum 21. Längengrade zurück, wo nunmehr die östliche Abgrenzung des Schutzgebietes beginnt. Hier läuft nun die Ostgrenze auf dem 21. Längengrade in gerader Linie nach Süden hinunter bis zum 22. Breitengrade, verfolgt diesen rückwärts in gerader Linie bis zum 20. Längengrade und läuft an diesem südlich wieder in gerader Linie abwärts, bis sie unter dem 28. Breitengrade auf den Oranjefluß trifft, der nun mit seinem unteren Laufe in vielen gewaltigen Krümmungen bis zu seiner Mündung in den Atlantischen Ozean die Südgrenze von Deutsch-Südwestafrika gegen das englische Kapland bildet.

In dieser durch bindende Verträge mit England und Portugal festgelegten Umgrenzung umfaßt das deutsche Schutzgebiet in Südwestafrika einen Flächenraum von 835 100 qkm, ist also anderthalbmal so groß wie das ganze Deutsche Reich. Das gesamte Gebiet ist in sechs Bezirke geteilt: Keetmanshoop, Gibeon, Windhuk, Swakopmund, Omaruru und Outjo. An der Spitze des Ganzen steht ein Gouverneur, dem eine Schutztruppe zur Seite gestellt ist, welche, je nach Bedürfnis in die verschiedenen Bezirke verteilt, die Ordnung aufrecht erhalten soll, was jedoch, wie leider die Erfahrung gelehrt hat, mit den allergrößten Schwierigkeiten verknüpft gewesen ist, da die eingeborenen Völkerschaften sich keineswegs mehr durchweg in dem früheren naiven Zustande befinden, namentlich hinsichtlich der Bewaffnung.

Der Tauschhandel an der Westküste war ein ganz eigentümlicher. Er befand sich, trotz Portugals Besitz, lediglich in niederländischen, englischen und französischen Händen. Unter den eingeführten europäischen Waren, vielfach Spielereien und nutzlose Artikel, bildeten die Feuerwaffen einen ganz merkwürdigen Gegenstand. Der Neger kannte wohl die vernichtende Wirkung derselben, aber

wenn sie nicht so beschaffen waren wie vor alter Zeit, als er mit den Europäern zuerst in Berührung getreten war, dann waren sie in seinen Augen unbrauchbar. Er hielt nur eine — einläufige Steinschloßflinte für ein richtiges Gewehr, und was er wünschte, das lieferten ihm besonders die englischen Kaufleute mit Vergnügen.

In einem älteren Handelsbericht lesen wir darüber: „Es sind zum Teil alte Musketen, die Hauptmasse aber wird in England nach alten Mustern fabriziert, und man sagt ihnen nach, daß die Läufe oft Ähnlichkeit mit alten Gasröhren haben. Unbedingt notwendig ist, daß der Schaft sehr lang, die Pfanne von Messing und das Zündloch genau in der Mitte angebracht sein muß. Dieser elenden Waffe, deren Herstellungspreis nach unserem Gelde zwischen fünf und sechs Mark schwankt, entspricht das Pulver, das ganz grobkörnig sein muß, sonst meint der Neger es nicht brauchen zu können. England und Holland teilen sich in die Einfuhr dieser Zündmasse geringster Qualität. Sie kommt in Fäßchen von drei Größen, zu vierzehn, sieben und vier Pfund auf den Markt, für die sich die Geschäftsbezeichnung Mann, Weib und Kind herausgebildet hat."

Man kann sich denken, was für glänzende Geschäfte mit dieser wohlfeilen, und im Grunde genommen recht unschädlichen Ware gemacht worden sind. Das war aber zu der Zeit, als die Deutschen Besitz von Südwestafrika ergriffen, schon bei weitem anders geworden. Die Eingeborenen hatten nicht allein die Nutzlosigkeit solcher Feuerwaffen längst begriffen, sondern waren auch im Besitz ganz trefflicher Gewehre, mit denen sie auch schon vortrefflich umzugehen wußten. Doch davon mehr am Schluß dieser Abteilung. —

Über die Gesamtziffer der Bevölkerung sind infolge der wiederholten Aufstände zur Zeit bestimmte Angaben nicht zu machen. Eine neuere Statistik hat noch nicht aufgenommen werden können; 1903 betrug die weiße Bevölkerung etwa 4600 Personen, davon gegen 3000 Deutsche. Unter den Eingeborenen, auf die wir im folgenden Abschnitt näher zurückkommen werden, sind die bedeutendsten die Herero, ein Bantustamm im inneren Hochlande. Verstreut in kleineren Abteilungen leben die Bergdamara. Die Hottentotten sitzen besonders in Namaland, aber auch in der Nähe des Meeres im nördlichen Landesteil, im sogenannten Kaokofelde, während die Ovambo im äußersten Norden und die Bastards, ein Mischvolk von Europäern und Hottentotten, im südlichen Teil einen Bezirk innehaben. Auch einige tausend Buschmänner aus der Kalahari sind im Berglande anzutreffen.

Städte gibt es im Schutzgebiete noch nicht. Der größte Ort ist Windhuk im Damaralande, in 1625 m Höhe gelegen, durch Eisenbahn mit der Küste verbunden, wo an der Mündung des Swakop die Reede von Swakopmund durch großartige Bauten in einen brauchbaren Hafen umgeschaffen werden soll. Eine zweite Eisenbahn läuft von hier auch nach den Norddistrikten zu den begonnenen Kupferminen; eine dritte soll von Lüderitzbucht, wie jetzt Angra Pequena offiziell heißt, dem einzigen natürlichen und guten Hafen der Küste, quer ins Land hinein bis Ketmanshoop führen. Damit werden dann schon einige bequemere Verbindungen für den Handel geschaffen sein, als sie bisher allein durch die schwerfälligen Ochsenwagen möglich gewesen sind.

Diese Ochsenwagen sind charakteristisch für ganz Südafrika. Die Walfischbai und Angra Pequena sind die Eingangspforten zum Binnenlande, das durch wasser- und vegetationslose Wüsten zum Gebirge ansteigt. An gutem Trinkwasser fehlt es gänzlich, es muß von Kapland her importiert oder durch Kondensationsmaschinen aus Salzwasser gewonnen werden. Dennoch konnte bisher die Reise durch diese wasserlose Wüste von der Küste nur vermittelst Ochsengespannen gemacht werden. „Immerhin,“ schreibt der Missionar Büttner, „ist für die Zugochsen eine Fahrt aus dem Innern nach der Walfischbai eine Reise auf Leben und Tod; aber es hat sich auch für diese Reise eine bestimmte Technik ausgebildet, und die Leute auf der Missionsstation verdienten viel Geld damit, daß ihre Ochsen für diese Reise in wasserloser Wüste bei dürftigstem Futter gewissermaßen trainiert waren. Sie haben vierundzwanzig Stunden ohne Futter und Wasser, nur bei kleinen Ruhepausen mit ihrer Last zu marschieren, um in einer Art Oase brackiges Wasser zu finden, und dann erst wieder, von der Bai den langen, weiten Weg bis auf die Höhe zurück zu kommen, wo es erst wieder dürftiges Futter gibt. Wenn aber die Frachtfahrer geschickt und sorgfältig handeln, jeden Augenblick gut ausnutzen, keine Kraft vergeuden, so gelingt es wohl, den Weg bis zum andern Morgen bei Zeiten, ehe die Sonne zu warm zu scheinen anfängt, zu durchmessen. Allerdings sind dann auch sechzehn, achtzehn Ochsen vor jeden Wagen gespannt, und wenn einem der im Joch gehenden die Kräfte zu versagen anfangen, so wird er rasch ausgespannt und ein Reservetier muß an seine Stelle treten. Das ausgespannte Tier bleibt sich selbst überlassen und kommt dann allmählich allein nach. So kenne ich viele Frachtfahrer, die jahraus jahrein die Frachtgüter von der Bai ins Innere spedieren, ohne einen Ochsen verloren zu haben. . . Ähnliche Verhältnisse wie auf dem Wege nach der Walfischbai gelten auch für den Weg nach Angra Pequena. Auch dort sind die Schwierigkeiten für den Neuling fast unübersteiglich; der Landeskundige vermittelt aber auch dort unter den schwierigsten Verhältnissen den Verkehr.“

Gegenwärtig führen Eisenbahnen von Swakopmund in der Nähe der Walfischbai sowohl wie von Angra Pequena ins Innere, aber für den Verkehr der Stationen unter sich sind im Lande noch immer die Ochsenwagen unentbehrlich.

Aufbau des Schutzgebietes.

Deutsch-Südwestafrika ist in seiner ganzen Länge von Norden nach Süden eine vom Atlantischen Ozean erst sanft, dann steiler ansteigende Terrassenlandschaft, die in einer Hochebene gipfelt, welche landeinwärts allmählich zu der Kalaharisteppe und dem Becken des Ngamisee sich senkt. Die durchschnittliche Höhe des Landes wird mit 1200 m angenommen, doch steigen einige Gebirgszüge und Gipfel darüber hinaus, so im Süden das Karasgebirge bis 2000 m, in der Mitte das Auasgebirge bis 2130 m, im Norden der Omatakoberg sogar bis 2680 m.

In Bezug auf den Aufbau lassen sich von Norden nach Süden drei charakteristisch verschiedene Landschaften unterscheiden: im Norden das Ovambo- (richtiger Ambo-)land, in der Mitte Damara- oder Hereroland, im Süden Groß-Namaland. Während im Norden die Terrassenländer einen mehr ebenen Charakter

tragen, zeigt die Mitte die höchsten Erhebungen, die überwältigende Schönheit erhabener, massiger und wild zerklüfteter Bergländer; im Süden herrscht die für Südafrika charakteristische Tafelbergformation vor. Zu diesen drei Teilen tritt als vierter, gänzlich davon verschieden, der Küstengürtel, der sich in wechselnder Breite von 70—180 km vom Kunene bis zum Oranje hinzieht, eine fast vegetationslose Dünen- und Sandwüste, durch die zur Regenzeit von den herabstürzenden Gewässern unendliche Sandmassen dem Meere zugeführt werden. Diese werden von der unmittelbar an der Küste von Süden nach Norden hinstreichenden Benguella-Meeresströmung nach Norden gedrückt, lagern sich an allen hervor-



Lüderitzbucht, Angra Pequenabay.

springenden Punkten und lassen die Buchten dahinter mehr oder weniger versanden. Dieses Schicksal scheint zuverlässig über lang oder kurz auch die Walfischbai zu treffen, die den Engländern gehört. Nur Angra Pequena oder Lüderitzbucht, wie der Meerbusen jetzt heißt, ist durch eine südwestlich vorgelagerte bergige Halbinsel vor Versandung geschützt, deshalb eben der einzige natürliche Hafen.

Zahlreiche Flußläufe ziehen von den Bergen zum Meere herab, aber — ausnahmslos führen sie nur zur Regenzeit Wasser und zwar in Überfülle, versiegen jedoch mit dem Eintritt der Trockenzeit ebenso rasch wie sie sich gefüllt hatten. Die trockenen Flußbetten sind dann die Fahrstraßen ins Innere für die auch hier schwerfälligen Fuhrwerke, bei denen zehn bis zwanzig Ochsen vor den Wagen gespannt sind. Selbst der größte Strom des südlichen Westafrika, der die Südgrenze unseres Schutzgebietes bildende Oranje, welcher zur Regenzeit in seinem

unteren Laufe eine Breite von 5 km hat, führt in der Trockenzeit so wenig Wasser, daß man ihn an vielen Stellen bequem durchwaten kann; außerdem ist seine Mündung durch eine Sandbarre gesperrt und der Strom für die Schiffahrt also untauglich. Von einer Schiffahrt kann also in unserem Südwestafrika gar keine Rede sein, denn auch das bedeutendste der fließenden Gewässer, der Große Fischfluß, der mit dem Beginn der Regenzeit von der Mitte des Landes mit bedeutender Wasserfülle nach Süden zum Oranje strömt (oder „abzukommen" beginnt, wie man hier zu Lande sagt), führt in der Trockenzeit nur unter der oberen Sandschicht schwach fließendes Wasser, das sich höchstens an Stellen, welche eine undurchlässige Lehmunterlage haben, hier und da zu Teichen und Pfützen sammelt.

Süßwasserseen gibt es in dem ganzen Schutzgebiete nicht; selbst der Ngamisee, der nahe der östlichen Grenze, am Eingange der Kalaharisteppe liegt, ist nicht entfernt mehr das, was er nach älteren Berichten früher gewesen zu sein scheint. Gegenwärtig mehr Sumpf als See, hat auch er wohl nur zur Regenzeit noch so viel Wasser, daß er einen mächtigen See vorzutäuschen vermag, ebenso wie die in Südafrika so zahlreichen flachen Mulden, in denen das angesammelte Wasser außergewöhnlich rasch verdunstet, und deren Boden sich dann mit auswitterndem Salz bedeckt. Man nennt diese flachen Vertiefungen in Afrika „Salzpfannen", und deren findet sich im nördlichen Teile unseres Schutzgebietes eine sehr ausgedehnte, die „Etoschapfanne", die zur Regenzeit ebenfalls einem riesigen See gleicht.

Das Wasser ist also für unser Deutsch-Südwestafrika die erste und vornehmste Frage. Selbst in den fruchtbaren Strecken, welche beginnen, sobald man den Wüstengürtel der Küste hinter sich hat, werden noch künstliche Ansammlungen, Stauwerke u. dgl. nachhelfen müssen, um die Monate der Trockenzeit ohne Schwierigkeiten zu überwinden. Noch schwieriger ist natürlich der Wüstengürtel an der Küste zu bändigen und der Mangel auf ein geringstes Maß zurück zu führen.

Eine höchst anschauliche Schilderung davon gibt Leutnant Gentz in folgendem: „Es ist ein trostloser Anblick, den der Küstenstrich von Deutsch-Südwestafrika bietet, und je mehr man ins Innere vordringt, um so mehr hat man zunächst den Eindruck, eine jedes Lebens und jeder Vegetation entbehrende Wüste zu durchqueren. Erst weiter landeinwärts beginnt das Land fruchtbarer zu werden.

„Zwischen dem Meere und dem in Terrassen aufsteigenden fruchtbaren Steppenhochlande zieht sich dieser an manchen Stellen nur mehrere Reitstunden, meist jedoch einige Tagereisen breite wüste und wasserlose Küstenstrich von Norden nach Süden, vom Kunene bis zum Oranjefluß, dessen gefürchtetster und dem Verkehr zwischen der Küste und dem Innern die meisten Schwierigkeiten entgegensetzender Teil die sogenannten Wanderdünen sind. Es sind dies vom Winde zusammengewehte, oft haushohe Berge aus ganz feinem Sande, die heute hier den Weg versperren und den Frachtfahrer nötigen, mit seinem schwer beladenen Ochsenwagen einen Umweg durch den tiefen, losen Sand zu machen, morgen vielleicht seinem Nachfolger, der in der Spur des ersten fährt, an einer andern Stelle eine steile, unerklimmbare Wand entgegenstellen.

„Oft haben diese Wanderdünen die Form mächtiger Mondsicheln, deren spitz zulaufende, sich allmählich abflachende Enden stets in der Richtung des Windes liegen. Bei wechselndem Winde ändern sie ihre Lage, wobei häufig durch das Wandern des feinen Sandes ein eigentümliches, weithin hörbares Geräusch hervorgebracht wird, welches einer an dem von Lüderitzbucht nach dem Innern führenden „Baiwege" gelegenen großen Düne, bei der dies besonders charakteristisch ist, den Namen Brülldüne eingetragen hat.

„Hunderte von Zugochsen sind in früheren Zeiten in diesen Wanderdünen verendet, als es in der Lüderitzbucht noch kein Trinkwasser für die Tiere gab und sie vier bis fünf Tage bei mangelhaftem Futter und schwerer Arbeit ohne Wasser bleiben mußten.

„Viele Wagen sind liegen geblieben, weil die vom Durst erschlafften Tiere sie in dem tiefen Sande nicht weiter zu schleppen vermochten, und mancher Weiße ist in der verhältnismäßig kurzen Zeit, daß überhaupt Europäer hier sind, ein Opfer des Durstes geworden.

„Jetzt sind durch die von der Regierung angelegte Wasserstelle „Ukamas" am Rande der Sanddünen, und seitdem die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika in Lüderitzbucht einen Tausende von Litern liefernden Dampfkondensator aufgestellt hat, die Schwierigkeiten für die Frachtfahrer bedeutend geringer geworden; aber auch heute noch geht ein immer noch verhältnismäßig hoher Prozentsatz der den Baiweg passierenden Ochsen zugrunde, was meist jedoch auf Nachlässigkeit der Frachtfahrer oder übermäßig schweres Beladen der Wagen zurückzuführen ist."

So schrieb dieser Sachkenner im Jahre 1902. Inzwischen sind die Arbeiten, welche darauf hinzielen, dem Wassermangel abzuhelfen, rüstig weitergeschritten. Die Regierung hat zwei Bohrkolonnen gebildet, eine im Süden und eine im Norden; jede arbeitet in mehreren Bohrtrupps. Die südliche Kolonne hat in den 5 Berichtsmonaten von November 1906 bis März 1907 geleistet: 9 Bohrbrunnen, von denen 3 erfolgreich und 6 noch nicht fertig waren; außerdem 7 Schachtbrunnen, von denen 4 Erfolg hatten, 2 noch unvollendet waren und einer trocken blieb. Die nördliche Kolonne hat geleistet: 19 Bohrlöcher, von denen 4 ohne Erfolg blieben, 12 Erfolg hatten und 3 noch unvollendet blieben; außerdem 2 Brunnen, von denen aber erst einer vollendet wurde.

Der geologische Aufbau der verschiedenen Teile des Schutzgebietes wird vor allem maßgebend für die Art der Wassererschließung sein. Der Süden mit seinen Tafelberglandschaften, die vornehmlich eine Folge der flachgelagerten Gebirgsschichten sind, welch letztere das Auftreten von sogenannten Wasserhorizonten erwarten lassen, wird das geeignete Land für Tiefbohrungen sein. Hier wird man mittels des Tiefbohrzeuges Wassermengen erschließen können, welche auch einem großen Farmbetriebe genügen. Zudem werden Tiefbohrungen wegen der im allgemeinen milden Gesteinsbeschaffenheit (Kalk, Dolomit, Schiefer, Sandstein vorherrschend) verhältnismäßig billig und rasch auszuführen sein.

Anders dagegen in der Schutzgebietsmitte, dem eigentlichen Damaralande, wo das vorherrschende Gestein aus mächtigen Folgen von Gneisen, Urschiefern und sonstigen alten Gesteinen von bedeutender Festigkeit besteht, die überdies von

gewaltigen Erdbewegungen gefaltet und zerbrochen und von zahllosen Eruptivgesteinen durchsetzt sind. Auf einen Wasserhorizont ist demzufolge hier nicht zu hoffen. Es kann sich daher nur um Aufsuchung von Spaltenwasser handeln.

Um eine beliebig große Wassermenge in der geringen Tiefe von einigen Metern unter der Oberfläche zu erhalten, sind auch Versuche mit sogenannten venetianischen Brunnen in Angriff genommen worden. Es werden nämlich durch Vertiefung von trockenen Flußläufen mit felsigen Betten und Anlage kleiner Grundwehre Sammelbecken für das „abkommende" Wasser geschaffen, welche mit Schutt und Sand ausgefüllt werden, in dessen Zwischenräumen sich das Wasser ansammelt. Auf diese Weise ist das Wasser vor der überaus starken Verdunstung und vor Verunreinigung geschützt, denen es bei offenen Stauweihern mehr oder weniger ausgesetzt ist. Zur Anlage der letzteren gehören passende Örtlichkeiten, die nicht jedem Farmer, der auf ein gegebenes Gebiet angewiesen ist, zur Verfügung stehen, während solch ein venetianischer Brunnen in jedem Flußbett, in welchem nur einmal jährlich das Wasser „abkommt", möglich ist. Zudem erfordert die Anlage eines solchen keine besonderen technischen Kenntnisse, so daß ihn der Farmer selbst ausführen kann. Daneben wurde von einigen Farmern der Bau von Staudämmen und kleinen Sperren in den Flußläufen schon erfolgreich begonnen.



Handelsboot in Westafrika.

Der Wassermangel war es, der auch den Bau der südlichen Eisenbahn von Lüderitzbucht ins Innere hinein nach Keetmanshoop, von welcher am 1. November 1906 die kleinere Hälfte bis Aus (Kubab) dem Verkehr übergeben wurde, so ungemein erschwerte. Die größten Schwierigkeiten bot die oben von Leutnant Gentz geschilderte Strecke durch die Wanderdünen, zumal eine Zeitlang alle Vorräte, alles Wasser für die Bauarbeiter mit Wagen von Lüderitzbucht herange-

schafft werden mußte. Es waren schließlich 1200 Köpfe auf der Dünenstrecke beschäftigt, und das Liter Süßwasser kam in den Dünen auf 22 Pfennige zu stehen. Trotzdem aber sind alle Schwierigkeiten bis dahin überwunden worden.

Wenn Leutnant Gentz in seinem oben angeführten Bericht vom Jahre 1902 am Schlusse den Wunsch nach einer Eisenbahn aussprach, die der unverantwortlichen Vergeudung von Material und Zugtieren ein Ende machen möchte, so verhehlte er auch nicht, daß nicht diese Sanddünen daran hinderten, sondern nur die Tatsache, daß sich eine Bahn wohl nicht entfernt rentieren würde, solange nicht im Innern abbauwürdige Minen vorhanden wären. Nun, unter dem Druck der Kriegsnot ist die Eisenbahn dennoch entstanden, wenn auch erst zum Teil fertig gestellt worden; und die Hoffnung, auch in Deutsch-Südwestafrika dem Boden Mineralschätze entnehmen zu können, wird sich sicherlich auch noch erfüllen.

Nutzbare Mineralschätze.

Entdeckungen von so enormen Schätzen, wie sie Transvaal und in neuerer Zeit Maschonaland aufzuweisen haben, wird man in unserem Schutzgebiete in Südwestafrika schwerlich machen. Es dürfte auch noch sehr die Frage sein, ob es für das Aufblühen des Landes besonders günstig wäre, wenn durch eine derartige, die Welt durcheilende Kunde Tausende und Abertausende von Abenteurern angezogen würden und in das Land strömten.

Von der primitivsten Art der Goldgewinnung, der Goldwäsche aus dem Sande der Flüsse, kann hier in Südwestafrika bei der Natur des fließenden Wassers, wie es schon geschildert wurde, nicht wohl die Rede sein. Man hat z. B. Gold in einer Sandbank des Swakop gefunden, als man aber an die Ausbeutung gehen wollte, war die Bank nicht mehr vorhanden, der stürzende Wasserstrom hatte sie weit ins Meer hinaus entführt. Die Möglichkeit der Goldgewinnung durch bergmännischen Betrieb ist jedoch nicht ausgeschlossen. Mit Wismut verbunden ist es z. B. bei Gogas und Utsis gefunden worden; mit Kupfer verbunden sogar an einer ganzen Reihe von Fundorten, so bei Husab, in der Potmine, im Chuosgebirge, im Geiassipgebirge, bei Nabachab, bei Otjikango, am großen und kleinen Spitzkopf, bei Areb, Rehoboth, Nauas, Swartmodder. Über irgend welche günstigen Resultate der Ausbeutung an einem oder dem andern dieser Orte ist bis jetzt aber noch nichts bekannt geworden.

Auch die Entdeckung von Diamanten schien keineswegs ausgeschlossen zu sein, denn der „Blue-ground", die eigentümliche blaue tonige Erde, in welche dieser kostbarste aller Edelsteine an andern Fundorten eingebettet gefunden wurde, ist tatsächlich an mehreren Stellen vorhanden. Da flog im Sommer 1908 plötzlich die Kunde durch die europäischen Zeitungen, daß nun auch in Deutsch-Südwestafrika die kostbaren Edelsteine gefunden worden sind und zwar in geringer Entfernung von Lüderitzbucht, an der Bahnlinie nach Keetmanshoop, von der oben erzählt wurde. Über diese sensationelle Entdeckung sind bis jetzt folgende Einzelheiten bekannt geworden:

Ein Streckenwärter der Bahn hatte einen Kristall gefunden und zerschlagen. Die Stücke zeigte er seinem Vorgesetzten, der ihm sagte, er solle doch solche Steine

nicht zertrümmern, sondern ihm zeigen, denn man könne nicht wissen, ob so ein Fund nicht wertvoll sei; auch solle er seine Eingeborenen anweisen, auf Steine und Kristalle zu achten. Einige Tage darauf kam einer der Leute des Streckenwärters, ein eingeborener Kapboy, zu ihm mit den Worten: „Mister! ik hat en Demant!" Der Junge hatte offenbar schon einmal in Kimberley oder irgendwo auf einem Diamantenfelde gearbeitet und kannte daher rohe Diamanten. Der Beamte besah den Stein, fragte den Eingeborenen aus und stellte, da er gerade zufällig zwei Schürfscheine gelöst hatte, um auf Kupfer zu schürfen, seine Schürftafeln an der Fundstelle auf. Weiteres nur oberflächliches Absuchen brachte mehr der glänzenden Steinchen zum Vorschein, aus zwei Schürfscheinen wurden nach und nach dreißig, und mit Hilfe eines bemittelten Konsortiums ist es bereits gelungen, einen regelrechten Schürfbetrieb einzurichten.

Die Edelsteine sind meist nur unregelmäßige Splitter, jedoch sind darunter auch schon vollkommen regelmäßig gebildete Stücke in der typischen Kristallform des Diamanten gefunden worden. Die Farbe der Steine ist wasserhell. Kenner behaupten, sie ständen im Werte hinter den andern südafrikanischen Diamanten nicht zurück. — Wie sich diese sensationelle Entdeckung weiter entwickeln wird, das wird zweifellos nicht lange auf sich warten lassen.

Nichtsdestoweniger haben die fleißigen Untersuchungen des Landes ergeben, daß auch dieses Gebiet von Deutsch-Südwestafrika an wertvollen Mineralien keineswegs arm ist; inwieweit dieselben nutzbar zu machen sein werden, das muß allerdings erst noch die Zukunft lehren.

Blei ist gefunden worden bei Angra Pequena; Eisen bei Aus, bei Angra Pequena und in der Ebene zwischen beiden; Mangan am Guagabfluß; Kopal an der Küste südlich der Lüderitzbucht zwischen den Inseln Halifax und Possession, welche den Engländern gehören; Petroleum bei Ganikobis. Auch die mächtigen Guanolager, welche bei Kap Croß vorhanden sind und ihre Entstehung den zahllosen Schwärmen von Wasservögeln, welche die Lagunen an der Küste beleben, verdanken, können hierher gerechnet werden. Ihr Abbau hat schon 1895 begonnen und jährlich bis zu neuntausend Tonnen betragen.

Alle diese Mineralfunde aber werden überboten von dem Kupfer, welches in unserem Schutzgebiet ungewöhnlich reich vertreten zu sein scheint. Unter den Minen, welche nun bereits in Tätigkeit sind, stehen die von Otavi und Thumeb im nördlichen Landesteile obenan. Als sich in Berlin eine Gesellschaft von Finanzleuten gebildet hatte zu dem Zweck, diese Schätze zu heben, fanden sie natürlich schon eine englische Gesellschaft vor, die ihnen längst zuvorgekommen war und von den Häuptlingen den Besitz der Minenrechte erworben hatte. Es gelang ihnen aber, die Hälfte der Anteile dieser Gesellschaft zu erwerben und damit dem deutschen Kapital einen Einfluß auf deren Entschließungen zu sichern. Eine weitere Aufgabe war nun, von den Engländern einen tunlichst großen Teil der ihnen verliehenen Konzessionen zu erlangen und die Erschließung der Erzschätze durch ein deutsches Unternehmen in die Wege zu leiten. Diesen Bestrebungen verdanken nicht allein die Otavi- und Thumebminen, sondern auch die Eisenbahngesellschaft ihre Entstehung, die nun die reichhaltigen Kupferminen des nördlichen Landesteiles durch einen Schienenstrang direkt mit Swakopmund ver-

bindet. Die Eisenbahn war unbedingt notwendig, denn die Erze müssen, um vorläufig noch in Europa weiter behandelt werden zu können, erst nach der Küste geschafft werden, und dieser Landtransport wäre durch die sonst üblichen Ochsenwagen einfach unmöglich gewesen.

Die Pflanzenwelt.

Mit seinem nördlichen Teile ragt Deutsch-Südwestafrika noch in die Tropenzone hinein, zeigt jedoch an der Küste ein von den nördlicheren Küstenländern gänzlich verschiedenes Gepräge. Kommen wir an der Küste von Norden herab, begleitet von der üppigen tropischen Natur des Landes zur Linken, erreichen wir dann den Kunene, den Grenzfluß unseres Schutzgebietes gegen das portugiesische Angola, so hat die Küste mehr und mehr einen Anblick gewonnen, wie er dem Glauben des alten Aristoteles entsprechen würde: in den Tropen sei die ganze Natur unter der sengenden Sonne verbrannt und tot. Mehr und mehr hat sich die Küste in eine Sand- und Steinwüste verwandelt und bleibt auch so durch ganz Deutsch-Südwestafrika, bis wir über den südlichen Grenzfluß, den Oranje, hinauskommen. Der Schiffer sieht nichts als Sand und Stein oder zur Abwechslung einmal Stein und Sand, einen wüsten Strand ohne alle Vegetation.

Es kann nicht verwundern, daß die alten portugiesischen Ostindienfahrer, wenn sie diese Küste erreichten, keinerlei Verlockung sahen, hier anzulegen, um das Land näher kennen zu lernen, sondern daß sie mit möglichster Geschwindigkeit an dieser Landschaft weiter zu kommen suchten, um nach Indien zu gelangen oder wenigstens das Kap zu erreichen. Es kann nicht verwundern, daß selbst die Engländer keinerlei Gelüste fühlten, diese Küstenländer mit Beschlag zu belegen, und sich mit der einzigen Walfischbai begnügten, um wenigstens auch hier einen Punkt zu haben, von dem aus sie mitreden könnten, wenn es einmal darauf ankäme. Daß sich hinter diesen öden Küsten ein Hinterland birgt, das viel verspricht und noch dazu eins der gesündesten in ganz Afrika ist, das ist erst eine Erkenntnis der neuesten Zeit.

Kein Fluß mündet zur Trockenzeit hier in den Ozean, man sieht dann nur leere Flußbetten, die kein Wasser enthalten; selbst die größten, nämlich die beiden Grenzflüsse, gewähren keinen tröstlicheren Anblick, denn auch der Kunene zeigt dann nur hier und da Wassertümpel, und der Oranje, der doch wohl ein recht bedeutender Fluß ist, da er unseren Rhein an Stromlänge bei weitem übertrifft, ist dann so seicht, daß man ihn an vielen Stellen ohne Gefahr durchwaten kann.

So sieht unser deutsches Schutzgebiet an der Küste aus, das heißt — nur zur trockenen Jahreszeit. Zur Regenzeit, die hier im Dezember einsetzt und bis zum Mai andauert und unendliche Wassermassen herabgießt, ändert sich der Anblick mit einem Schlage. Da stürzen zahllose Bäche und Flüsse brausend ins Meer, alle Flußbetten sind gefüllt, und der Nadas, Chumib, Hoarusib, Hoanib, Uniab, Ugab, Swakop und wie sie alle heißen, erscheinen zum Teil als recht respektable Gewässer und der Kunene und namentlich der Oranje als die mächtigen Ströme, die sie tatsächlich sind. Mit dem Aufhören der Regenzeit ist dann aber auch alles

wieder vorüber, so schnell wie sie „abgekommen" sind, wie man hier sagt, so schnell sind sie auch wieder verschwunden und lassen nur den öden, toten Strand zurück.

An ganz Deutsch-Südwestafrika zieht sich dieser öde, wasser- und vegetationslose Küstenstreifen hin, vom Kunene bis zum Oranje. Dahinter erst, „in der Breite von einigen Reitstunden bis zu mehreren Tagereisen", durchschnittlich etwa 50 km weit landeinwärts, steigt das Land und zeigt sich zunächst als Trockensteppe, mit eigentümlich gelblichem Grase bedeckt, das, je höher hinauf, immer dichter und üppiger wird und ein vorzügliches Viehfutter abgibt.

Das ganze ungeheure Gebiet des Innern, sagt u. a. Professor Dove, weist mannigfache Unterschiede in einzelnen Gewächsen auf. Auch bleibt die Art des geselligen Auftretens der Pflanzen in diesem Hochlande keineswegs überall dieselbe, ja sie wechselt besonders im Süden, entsprechend der Verschiedenheit des Geländes oft schon auf sehr kurze Entfernungen, indessen bleibt der Grundzug der äußeren Erscheinung doch überall ziemlich derselbe, eben weil die häufigsten Arten uns überall wieder begegnen. Das gilt sogar vom nördlichsten Teil dieses Steppenlandes, dem Kaokofeld, wo wir Dornbusch und Grasflächen miteinander wechseln sehen. Hier ist auch die einzige Stelle, wo man in den geschützten Tälern einiger Flüsse die tropische Pflanzenwelt der Nordebenen in den gebirgigen Teil des Schutzgebietes übergreifen sieht. Im Hoanibtale fand Hartmann vereinzelte Palmen, während am oberen Hoarusib eine üppige Tropenvegetation mit förmlichen Palmenhainen und Galeriewaldungen angetroffen wurde.

Unter den Dorngewächsen überwiegen die Akazien, und besonders die Giraffenakazie oder der Kameldorn der „Afrikander", wie die im Kapland geborenen Weißen genannt werden, tritt sowohl in Busch- wie in Baumform auf. Als Baum zeigt sie sich zumeist nur an den Stellen, wo Grundwasser vorhanden ist, entwickelt sich dann aber zu stattlichen Stämmen mit schönen und schattigen Kronen. Ihr Holz ist im Gegensatz zu dem der Anaakazie sehr hart und infolgedessen sehr schwer zu bearbeiten, aber dafür auch so zähe und fast unverwüstlich, daß man es ehedem gern zu Tragbalken für die Dächer verwendete, denn nicht einmal die Termite vergriff sich an dem eisenharten, rötlichen Kernholz, aus dem auch der „Kirri", die furchtbare Wurfkeule der Herero, gemacht wurde.

Auch in den Flußtälern sind Akazienarten vorherrschend, alle übertreffend diese Anaakazie, mit meterdicken Stämmen, in dichtem Unterholz von Ebenholzgebüschen. Eine andere Akazie hat bis zu 10 cm lange Dornen, welche trotzdem nicht entfernt so lästig sind wie die einer andern Art, die mit Widerhäkchen versehen sind, oder die einer dritten, die den bezeichnenden holländisch-afrikanischen Namen „Wachtenbetje" führt, zu deutsch Wart' ein bißchen, denn wer da zerren will, um von ihr loszukommen, der verwickelt sich nur immer mehr in das dornige Gezweige und kommt schließlich nur unter Hinterlassung einiger Kleiderfetzen und gelegentlich auch einiger Hautfetzen wieder los.

Was nun die Kulturpflanzen anbetrifft, so läßt sich darüber noch nicht viel sagen. Die Nährpflanzen nichtafrikanischen Ursprungs sind sämtlich erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit eingeführt; ihre Erfolge sind leider durch die jahrelangen Aufstände der eingeborenen Bevölkerung empfindlich gestört worden.

Nichtsdestoweniger läßt sich schon jetzt sagen, daß sich hier ein Gebiet gemischter Kulturen sowohl der gemäßigten wie der subtropischen Zone entwickeln wird.

Mais und Weizen werden schon länger gebaut, mit der fortschreitenden Besiedelung kommen aber alle möglichen in Nord- und Südeuropa heimischen Nutzpflanzen hinzu, und die in den Versuchsgärten, namentlich zu Windhuk eifrig betriebenen Kulturen stellen klar, was sich hier für den Anbau besonders empfehlen läßt. Es gedeihen nicht nur alle Arten europäischer Gemüse und Obstsorten, sondern auch die Südfrüchte. Die älteren Zitronen- und Apfelsinenbäume trugen nach der letzten Denkschrift sehr gut; die Zitronen besonders zeichneten sich durch



Palmengarten in Deutsch-Südwestafrika.

ihren Wohlgeschmack aus. Bananen und Feigenbäume lieferten reichlich Früchte, auch für die Dattelpalme scheint hier ein trefflicher Boden zu sein. Aus Transvaal bezogener Bambus ist an den Teichen ausgepflanzt worden und hat kräftig getrieben. Und so ließe sich noch vieles anführen, was teilweise schon für so gut wie eingebürgert zu betrachten ist und teilweise die besten Hoffnungen erweckt.

Daß so manche Versuche fehlgeschlagen sind, hat seinen Grund vornehmlich darin, daß, wie nun die Erfahrung gelehrt hat, die Anbaumethoden der deutschen Heimat dafür angewendet worden sind, die nicht so ohne weiteres auf Südwestafrika übertragen werden können. Wie in so vielen Dingen, muß auch hier erst die Erfahrung klug machen. So zeigte sich z. B., um nur ein Beispiel anzuführen, daß die aus Algier bezogenen Dattelkerne auf festem Lehmboden mit dichtem Grasüberzug schon nach drei Tagen Wurzeln trieben und die Pflanzen vortrefflich gediehen, wogegen diese da, wo die obere Lehmschicht auf Kies lagerte, sehr bald zugrunde gingen.

Die Tierwelt.

Jagdexpeditionen, welche in andern Teilen Afrikas jene planlosen Massenmorde im Gefolge hatten, die den überreichen Wildstand so rasch vermindern halfen, haben in Südwestafrika nicht stattgefunden. Infolgedessen sind hier die Scharen von Antilopen, welche in Herden bis zu tausend und mehr Stück auf den ausgedehnten Grassteppen schwärmen, durchaus kein Jägerlatein. Springböcke und Oryxantilopen, welch letztere trotz ihrer meterlangen, ganz geraden Hörner hier allgemein Gemsen genannt werden, stehen unter den jagdbaren Tieren obenan. Sie bilden auch den Hauptgegenstand der Jagd, wenn es gilt, für die Mannschaften der Schutztruppe Fleisch zu beschaffen.

Der Schilderung einer solchen Jagd von Hauptmann Schwabe entnehmen wir folgendes:

Vor den Jägern, die sich in mehrere Gruppen geteilt haben, liegt eine weite Mulde, abgeschlossen in der Ferne durch einen niedrigen Höhenzug. Und in der Mulde wogt es wie ein Meer von Antilopenleibern. Wohl über tausend Springböcke mögen es sein, die dort unten äsen.

Noch steht in großen Lachen das Wasser in dem sandigen Flußbett, das die weite Mulde durchzieht, und das Gras ist noch saftig und grün an seinen Rändern. Und hier besonders drängt und schiebt sich die Menge der Tiere hin und her. Man sieht den Boden nicht vor den braunen Decken, den weißen Kämmen und Spiegeln, den zur Erde gebeugten Hälsen. Und dies alles, diese braunweiße Masse, ist in fortwährender wellenförmiger Bewegung, ein eigenartiger, das Auge des Jägers entzückender Anblick.

Nach den Seiten zu lichtet sich allmählich die Herde. Vereinzelter äsen die Böcke, der junge Nachwuchs ergötzt sich in munteren Sprüngen. Und dann, etwas entfernt von der großen Masse, stehen nach allen Himmelsrichtungen einzelne alte, starke Böcke. Nur zuweilen ein Büschel Gras rupfend, haben sie witternd und sichernd den Vorpostendienst übernommen. Unter ihrem Schutze weidet die Herde.

Da — ein kurzer, peitschenartiger Knall! Einen Augenblick steht die Herde wie erstarrt vor Schreck, aber schon donnert Schuß auf Schuß von der Höhe, und nun beginnt die wilde Flucht. Hochauf springen die Böcke. Nichts Eleganteres, Geschmeidigeres kann man sich denken, als diese aufwärts gerichteten, mehrere Meter langen Fluchten, die dem Springbock seinen Namen gegeben haben. Den Kopf weit hintenüber gelegt, die Vorderläufe angezogen, scheinen die Hinterläufe der Tiere wie stählerne Federn ihre Körper emporzuschnellen. Unzählbar erscheinen die auf- und untertauchenden weißen Spiegel. Geräuschlos berühren die zierlichen Hufe den weichen Sandboden, die Rückenmähnen sträuben sich.

Die wilde Flucht geht dem Winde entgegen, und das Feuern von der Höhe erstirbt, denn die Böcke sind schon 5—600 m entfernt. Da sprengen ihnen drei Reiter entgegen, eine andere Abteilung der Jagdgesellschaft. Ein Zittern durchläuft die Herde, ein Stutzen, Wenden, sich Überschlagen, Zusammenpressen. Aber auch jetzt versagen die geschmeidigen Glieder nicht ihren Dienst. Ein kurzer Augenblick nur, dann wendet sich die Herde, um mit verdoppelter Schnelligkeit zurück zu fliehen, diesmal allerdings schräg von der Höhe abhaltend. Aufwir-

belnder Staub erschwert das Schießen. Aber schon bei den ersten Schüssen schlagen die Tiere einen Haken nach rechts, eine blitzschnelle Wendung wird wie auf Kommando ausgeführt, und, den Schützen die Spiegel zeigend, stürmt die Herde in der neuen Richtung davon, hinter Hügel und Buschwerk bald den Augen der Schützen entschwindend. —

Gewöhnlich sind die Antilopenherden begleitet vom Zebra, das hier ebenfalls noch recht häufig ist. Dieses niedliche Wildpferd, auf gelblichweißem Grunde dunkelgestreift, mit der bürstenförmigen Mähne und dem Eselschwanz mit starker Endquaste, ist ebenfalls ein äußerst flüchtiges, dabei sehr scharfsinniges und scheues Tier, dem noch schwerer beizukommen ist, als den Antilopen. Es ist auch ein guter Bergkletterer. Es lebt in ganz Südafrika. Nahrungsmangel und das Versiegen der Gewässer zwingen es bisweilen zu förmlichen Auswanderungen, und es schweift dann wohl bis nach Abessinien hinauf und wird hier den angebauten Feldern nicht wenig lästig; doch mit dem eintretenden Regen verschwindet es von selbst wieder, denn es kehrt auf seine heimischen Gefilde zurück.



Zebra.

Ein in Damaraland häufiges Tier ist der eigenartige Klippdachs, ein kleiner, höchstens 30 cm langer Vielhufer, der nach Art der Murmeltiere in felsigen Höhlen lebt.

Begeben wir uns nach Norden, so finden wir noch Löwen, Elefanten, auch Giraffen, überhaupt die tropische Tierwelt vertreten, je weiter nach Osten ins Innere hinein, desto häufiger.

Unter den Vögeln Deutsch-Südwestafrikas ist der Strauß der wichtigste, denn er wird auch hier gezähmt und gezüchtet. Die zahlreichen Perlhühner und Trappen sind Gegenstände höchst ergiebiger Jagden. Die vielen Strandlagunen an der Küste wimmeln von Pelekanen, Pinguins und andern Wasservögeln, die Urheber der reichen Guanolager an Kap Croß und auf den kleinen Inseln im Süden. Schlangen sind im allgemeinen nicht selten; es kommt im Busch sogar

eine Art der Riesenschlangen vor, die bis 7 m lange Felsenschlange. Im Buschdicicht oder dichten Grase den Tag über träge ruhend, beginnt sie erst, wie ihre in Asien lebenden, noch größeren Verwandten, gegen Abend rührig zu werden und macht dann auf Springmäuse, Hasen und andere Nagetiere, auch auf Erdvögel und in seltenen Fällen sogar auf kleine Antilopenarten Jagd. Dem Menschen ist sie nicht gefährlich.

Das einzige, an sich im einzelnen winzige Geschöpf, welches ein wahrhafter Schrecken des Farmers genannt werden muß, ist die Heuschrecke, die, wie überall in Afrika, so auch hier in Südwestafrika zur Landplage wird und ungeheuren Schaden anrichtet. Wo die unzählbaren Millionen der Heuschreckenschwärme einfallen, da ist in kürzester Frist alles vernichtet, und es mögen Millionen durch alle nur denkbaren Vertilgungsmittel vernichtet werden, neue Millionen ersetzen alsbald ihre Stelle. Ihr plötzliches Erscheinen erklärt sich hauptsächlich wohl daraus, daß die Eier dieses fürchterlichen Zerstörers jahrelang in der Erde liegen können, ohne ihre Keimkraft zu verlieren, bis die atmosphärischen Verhältnisse zu ihrer Entwicklung günstig sind. Ein Mittel dagegen kennt man nicht.

Die Aufzucht der Haustiere beschränkte sich bis zur jüngsten Zeit auf einheimische Tiere. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß das Damararind vornehmlich als Reit- und Zugtier zu verwenden sei, während das Namarind mehr Milch und Fleisch liefert. Auch Ziegen und Schafe waren und sind einheimischer Art und werden besonders im Namalande gezogen, wo sie ebenfalls ein außergewöhnliches Fleischgewicht erlangen. Überhaupt war man darüber klar, daß die unabsehbaren Weiden in Damaraland sich für das Rindvieh besonders eignen, die in Namaland aber mehr für die Zucht des Kleinviehs, das hier zu Millionen Nahrung finden kann, günstig sind.

Den rationellen Viehzüchter konnten die einheimischen Rinderschläge dennoch nicht befriedigen. Es wurden daher mehrere tausend Stück Großvieh aus der Kapkolonie eingeführt; dennoch machte sich mehr und mehr das Bedürfnis fühlbar, eine Kreuzung mit edel gezüchteten und frühreifen Tieren herbeizuführen. Dem entsprechend sind nun 1906 von der Regierung 9 Simmentaler, 2 Algäuer, 2 Pinzgäuer, 12 ostfriesische Stiere verschrieben worden, und von diesen haben sich besonders die aus dem Simmental im Kanton Bern in der Schweiz vortrefflich bewährt. Die aus der Kreuzung derselben mit einheimischen Kühen erzielten Produkte zeichnen sich durch eine für südwestafrikanische Verhältnisse außerordentliche Frühreife, ausgeglichene Körperformen, guten Milchertrag auch während der Trockenzeit und durch ruhiges Temperament aus.

Auch in Bezug auf die Schafzucht ist ein Fortschritt zu verzeichnen, seit mit der Einführung von Wollschafen der Anfang gemacht worden ist, da die einheimischen Schafe wohl reichlich Fleisch, aber keine Wolle liefern. Auch die hier für das Kleinvieh wichtige Ziegenzucht dürfte gute Erfolge versprechen, da mit der Einführung von Angoraböcken begonnen worden ist.

Wie die eingeführten europäischen Haustiere sich unter den veränderten Verhältnissen weiter entwickeln werden, das muß allerdings erst noch die Zukunft lehren.

* * *

Fraglos wird unser Schutzgebiet in Südwestafrika ein wichtiges Glied deutscher Erde werden, und es ist nur zu beklagen, daß die so freudig aufstrebende Besiedelung, die so viel versprechenden Kulturen infolge der fortgesetzten Aufstände der Eingeborenen, die mit den europäischen Waffen lange schon vortrefflich umzugehen wissen, so jäh unterbrochen worden sind.

Trotz alledem aber stellte der gesamte Privathandel, ausschließlich also die Regierungsgüter, im Jahre 1906 einen Gesamtwert von 36 732 000 Mk. dar und übertraf den des Vorjahres um fast 13 Millionen Mark, ein Wertzuwachs, an dem die Ausfuhr nur mit etwa 167 000 Mk. teilnahm, alles übrige entfiel auf



Heuschreckenplage.

die Einfuhr. Trotz der 1906 noch immer herrschenden kriegerischen Verhältnisse haben doch die Anfänge einer zunehmenden Besiedelung des Landes nicht unwesentlich zu der bedeutenden Einfuhrzunahme beigetragen. Der Aufstand hat neben der Vermehrung der Schutztruppe vornehmlich ein Anwachsen der größeren Ortschaften mit sich gebracht, deren Bevölkerung ebenso wie die Schutztruppe für ihren Unterhalt fast ausschließlich auf die Einfuhr angewiesen gewesen ist.

Blick auf die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit.

Unter den mit den eingeborenen Häuptlingen abgeschlossenen Verträgen, die wir weiter oben angeführt haben, war der wichtigste das im Herbst 1885 mit Maherero, dem Oberhäuptling der Herero, vereinbarte Abkommen gewesen. Dieser Häuptling hatte, unter Wahrung seiner Hoheitsrechte, den Deutschen das Recht eingeräumt, sich niederzulassen und Ackerbau und Viehzucht zu treiben, wie er auch

alle früher erteilten Minenkonzessionen an die Deutsche Gesellschaft für Südwestafrika abtrat.

Dieser Vertrag mit dem wichtigsten der eingeborenen Völker drohte indessen hinfällig zu werden, denn sofort setzte eine englische Intrige dagegen ein. Es erschien nämlich ein Engländer namens Lewis aus der Kapkolonie, welcher behauptete, im Besitz früherer Rechte im Hererolande zu sein. Er wußte sich bei Maherero Eingang zu verschaffen und seine Gunst zu gewinnen, und so wurde es ihm nicht schwer, es bald dahin zu bringen, daß der Häuptling sich von der deutschen Schutzherrschaft in seiner eigenen Herrschaft ernstlich bedroht glaubte. Überdies wurde er von dem unruhigen Hottentottenhäuptling Hendrik Witboi aus dem Namalande unaufhörlich belästigt, und da er bei dem deutschen Reichskommissar keine Hilfe gegen diesen gefährlichen Feind finden konnte, weil die Deutsche Gesellschaft über keine militärischen Mittel zu verfügen hatte, so brachte es der intrigante Engländer dahin, daß sich Maherero 1888 von dem Schutzvertrage mit der deutschen Regierung lossagte.

Nun waren die Deutschen im Hererolande nicht mehr sicher und mußten sich nach der Walfischbai, an welcher eine halbe Stunde weiter nördlich, außerhalb des kleinen englischen Gebietes, Swakopmund den Ausgangspunkt der deutschen Unternehmungen bildete, zurückziehen, um militärische Verstärkungen aus der Heimat abzuwarten.

Schon im Juni 1889 traf die erste Schutztruppe unter Hauptmann v. François in Swakopmund ein, die allerdings nichts weniger als eine achtunggebietende streitbare Macht vorstellte. Da aber 1890 Verstärkungen kamen, so war es ein leichtes, Maherero und die Herero zu überzeugen, daß die Deutschen recht wohl imstande waren, sie zu zwingen, dem abgeschlossenen Vertrage nachzukommen. Mitten in ihrem Lande wurde nun die Station Windhuk gegründet, ein weiterer Schutzvertrag auch mit den Bondelswarts abgeschlossen.

Der ewige Unruhestifter war jetzt nur noch der Hottentottenführer Hendrik Witboi, der sogar mit den Herero Frieden schloß, um sich ganz gegen die ihm noch mehr verhaßten Weißen wenden zu können. Trotz seines hohen Alters war dieser Hottentott ungemein rührig, und da seine Leute mit guten europäischen Waffen ausgerüstet waren, so durfte er keineswegs unterschätzt werden. Bald tauchte er hier, bald da auf, und wenn er auch meist den kürzeren zog, so verschwand er doch mit größter Behendigkeit in seinen heimischen Bergen und war nie zu fassen. Von allen Seiten erhielt er Verstärkungen, die Bondelswarts veranlaßte er zum Abfall von dem abgeschlossenen Vertrage, und ganz empfindlich waren die Verluste, welche die Deutschen in den fortwährenden Kämpfen mit ihm und seinen Banden erlitten.

Erst dem neuen Gouverneur Major Leutwein gelang es, nachdem abermals Verstärkungen aus der Heimat eingetroffen waren, den verwegenen Bandenführer zu stellen. Bis zum August 1894 hatte er ihn so in die Enge getrieben, daß Witboi keinen Ausweg mehr fand und sich in der ihm uneinnehmbar scheinenden Naukluft ganz in der Weise moderner Kriegskunst verschanzte. Ausgangs August wurden jedoch seine Verschanzungen erstürmt, die Macht der Hottentotten zertrümmert, und da Witboi nun einsehen mußte, daß fernerer Widerstand

vergeblich sei, so ergab er sich der deutschen Schutzherrschaft. Man verfuhr mit dem Alten jedoch gnädig: unter der Bedingung, fortan Frieden zu halten, wurde ihm der Aufenthalt unter seinen Stammesgenossen in Gibeon gestattet.

In der Tat hielt er nun Ruhe, ja, als sich später die Khauas-Hottentotten, unterstützt von einem Zweige der Herero, empörten, trat er sogar auf die Seite der Weißen. Der Aufstand wurde niedergeschlagen, die Rädelsführer gerieten in Gefangenschaft, wurden kriegsrechtlich verurteilt und erschossen.

Nun schien es, als ob alles beseitigt wäre, und für ein paar Jahre trat in der Tat ein Stillstand in der fortwährenden Bewegung ein, und die Ansiedler konnten aufatmen. Aber die Ruhe war trügerisch, schon im Oktober 1903 begann der Aufstand aufs neue und zwar im Süden bei den Bondelswarts, und alle verfügbaren Kräfte mußten dorthin dirigiert werden; auch Major Leutwein begab sich nach dem Süden. Da wurde zu Anfang des Jahres 1904 in Windhuk bekannt, daß Samuel Maherero aus seinem Sitz Okahandja verschwunden sei, die Großkapitäne der Herero Beratungen über Beratungen abhielten und offenbar ein schon lange vorbereiteter Aufstand der Herero im Anzuge sei. Rasch nacheinander trafen die Nachrichten von überfallenen Farmen und ermordeten Weißen ein, und man konnte nicht mehr daran zweifeln, daß über das Schutzgebiet eine sehr ernste Gefahr hereingebrochen sei.

Die Gefahr erschien um so größer, als auch die Ovambo, die sich bisher noch nie gerührt hatten, zur Unterstützung der Herero von Norden herbeizogen. Als sie jedoch einen kleinen Posten überfielen, in welchem nur wenige deutsche Soldaten und einige Farmer als Verteidiger zurückgeblieben waren, wurden sie so nachdrücklich empfangen, daß sie mehr als hundert Tote verloren. Da verzichteten sie auf jede fernere Teilnahme und zogen wieder heim.

So schnell wie möglich eilte nun beritten gemachte Infanterie aus dem Süden herbei, und der zehnfach überlegene Feind wurde bei Okahandja in sechsstündigem, bei Omaruru in achtstündigem schweren Kampfe geschlagen; aber man konnte es nicht verhindern, daß viele Farmer, welche die Stationen nicht mehr rechtzeitig hatten erreichen können, mit ihren Familien hingeschlachtet wurden, oft unter den empörendsten Grausamkeiten. Glücklicherweise hatten sich die Bergdamara, die Bastards und die Hottentotten diesem großen Herero-Aufstand nicht angeschlossen, der sich trotzdem aber mit wechselnden Erfolgen bis zum Juli hinzog, als Generalleutnant v. Trotha, der den Major Leutwein ablöste, auf den Schauplatz trat und den Oberbefehl über die Schutztruppe, die aus der Heimat auch wieder Verstärkungen erhalten hatte, übernahm. Gleichzeitig war ausgekundschaftet worden, daß sich die Herero mit Familien und Vieh in das quellenreiche Plateau des Waterberges zurückgezogen hätten, aber noch immer über sechstausend gut bewaffnete und treffliche Schützen verfügten.

Das isoliert aufsteigende Felsenplateau konnte nun derart umstellt werden, daß die Herero mit ihrem Troß, mit Weibern, Kindern und Viehherden nur nach Südosten in das öde, fast wasserlose Sandfeld entweichen konnten. Von drei Seiten zugleich angegriffen, wehrten sie sich zwar ganz verzweifelt, aber in der Nacht vom 11. und am Morgen des 12. August wälzte sich die überwundene Volksmasse in die Sandebene hinein. Die Verfolgung konnte sich zumeist darauf beschränken, ein

Ausweichen der Flüchtigen in Gegenden mit Wasserstellen zu verhindern, und da war denn ihr Untergang besiegelt. Nur wenige hundert Mann haben sich über die stets nur sehr mangelhaft bewachte englische Grenze oder zu den Hottentotten gerettet, diese nun in ihren Aufstandsversuchen unterstützend.

Während die Gefahr im nördlichen und mittleren Gebiet des Landes vorüber schien und dies nach dieser Vernichtung der Hereros auch wirklich war, entflammte der Krieg im Süden aufs neue. Hier war unter den Bondelswarts seit dem Juli ein neuer und sehr gewandter Bandenführer namens Morenga, ein Herero, aufgetaucht und hatte nicht nur diesen Stamm gegen die Weißen aufgestachelt, sondern es schlossen sich ihnen auch andere Stämme an, endlich sogar die Witbois und zwar unter ihrem alten Führer Hendrik, der, jetzt beinahe ein Achtzigjähriger, noch einmal hervortrat und den Weißen am 3. Oktober in aller Form den Krieg erklärte.

General v. Trotha entsandte zwar sogleich den Oberst Deimling mit einem Korps nach Süden zur Unterstützung der geringen Zahl der dort befindlichen Truppen, aber die Banden waren in dem öden, felsigen Lande schwer zu fassen. Wiederholt entwichen sie auch über die englische Grenze, wo sie sich durch Gesindel aus der Kapkolonie immer wieder neu rekrutierten und wieder bald hier bald da auf dem Kampfplatz erschienen. Die Schwierigkeit eines solchen Guerillakrieges in einem Gebiet, halb so groß wie Deutschland, verbunden mit der Notwendigkeit, die gesamten Bedürfnisse der Truppen auf Ochsenwagen nachzuführen und diese gegen Überfälle zu schützen, nötigte zur Heranziehung neuer Verstärkungen. Erst nachdem diese aus Europa angekommen waren, konnte mit allem Nachdruck vorgegangen werden. Aber so oft Witboi und Morenga auch gestellt wurden, immer entschlüpften sie wieder über die Grenze, und so währte der Krieg den ganzen Sommer 1905 hindurch.

Da lief Ende Oktober die Nachricht ein, daß Hendrik Witboi bei dem Überfall eines Transportes tödlich verwundet worden und eine halbe Stunde darauf gestorben sei und zwar mit den Worten: „Es ist jetzt genug, mit mir ist's vorbei, die Kinder sollen jetzt Ruhe haben." Sei es nun, daß sein Sohn und Nachfolger Isaak Witboi diese Worte des Sterbenden für einen heiligen Befehl ansah, oder sei es, daß er die Überzeugung von der Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes gewonnen hatte, genug, er stellte sich schon Ende November mit siebzehn seiner Großleute freiwillig.

Damit hörte der Widerstand zwar noch nicht auf, aber es wurde im Laufe von 1906 und 1907 doch eine Bande nach der andern aufgerieben; andere ergaben sich und wurden entwaffnet. Morenga war verwundet wieder auf das englische Gebiet entkommen, hier aber von der Kappolizei gefangen genommen und in Upington interniert worden. Dennoch entwischte er und überschritt im August 1907 wiederum die deutsche Grenze mit einer Bande von etwa fünfzig Mann, wurde jedoch in die Kalahari zurückgetrieben und hier in einem Kampfe mit der Kappolizei, die ihn wieder fassen wollte, erschossen. — — –

So dürfte denn wohl zu hoffen sein, daß der Tod dieser beiden bedeutendsten Führer des Aufstandes unserem Schutzgebiete in Südwestafrika endlich Ruhe ge-

bracht hat und auch die etwa noch emporkräuselnden Wogen nach dem Sturme sich gefahrlos legen werden.

Mit dieser Hoffnung schließt auch das Jahrbuch der Deutschen Kolonialgesellschaft und fügt hinzu: „Die Tätigkeit der Farmer hat wegen der Unsicherheit im Lande noch geruht, und vor allem auch, weil der Reichstag noch immer versäumt hat, den geschädigten Ansiedlern Ersatz ihres Schadens in vollem Maße zu gewähren. Erst wenn diese Forderung der Gerechtigkeit und Menschlichkeit erfüllt werden wird, kann an einen wirklichen Aufbau des Schutzgebietes, wie



Hererofamilie.

ihn der neue Gouverneur von Lindequist als erstrebenswert hinstellte, gedacht werden. Dann wird wohl Südwestafrika ein massives, echt deutsches Land sein mit festem Fundament, zu dem die Deutschen ganz Südafrikas als zu einer Hochburg des Deutschtums in diesem Erdteil emporblicken werden. Dann wird sich einst die Zähigkeit belohnen, mit der die alten Ansiedler an der neuen Heimat über See hängen, und mancher deutsche Sohn wird zwischen Kunene und Oranje eine neue Heimat finden." Natürlich schreibt die Deutsche Kolonialgesellschaft das nicht zum mindesten im eigenen Interesse.

Portugiesisch-Südafrika.

Die Portugiesen besitzen die Küsten des Indischen Ozeans von den Grenzen Natals an der Delagoabai nördlich bis zum Kap Delgado, eine Strecke, die vom 27. Grad der südl. Br. bis zum 11. Grade reicht. Dieser mächtige Küstenstreifen, von keinerlei fremdem Besitz unterbrochen, wird etwa in der Mitte vom Sambesi in eine nördliche und südliche Hälfte geteilt, wovon die letztere noch auf das Gebiet von Südafrika entfällt, dessen nördliche Grenze wir nach dem allgemeinen Gebrauch in einer Linie vom Sambesi am Indischen Ozean bis zum Kunene am Atlantischen Ozean angenommen haben. Und diese südliche Hälfte allein ist es, die nun hier an dieser Stelle einer kurzen Betrachtung unterzogen werden soll.

Die Portugiesen freilich kennen eine solche Scheidung nicht. Sie betrachten die gesamte Fläche ihres Besitzes nördlich und südlich vom Sambesi, etwa 770 000 qkm umfassend, als ein einheitliches Ganzes und nennen es offiziell Ostafrika. Sie teilen dasselbe in sieben Distrikte, von denen fünf staatlich und zwei Privatgesellschaften überlassen worden sind. Von diesen Distrikten liegen südlich vom Sambesi: das Küstenland der Mosambik-Gesellschaft vom Sambesi bis zum Sabi, der Küstendistrikt Inhambane bis zum Limpopo, westlich von diesen beiden der Militärbezirk Gasaland und der südliche Distrikt Lorenzo Marquez, welcher über die Delagoabai hinaus an das englische Kapland grenzt. Die ganze Küste dieses südlichen Teiles von der Delagoabai bis zum Sambesi wird auch unter dem Namen Sofala zusammengefaßt.

Der wichtigste Punkt dieser Küste, die infolge der zahllosen Sandbänke und Untiefen, der heftigen Brandungen und der starken Strömung des Meeres im Kanal von Mosambik, der Afrika von der Insel Madagaskar scheidet, von den Seefahrern ihrer Gefährlichkeit wegen mit Recht sehr gefürchtet wird, ist die Delagoabai im äußersten Süden, hart an der englischen Grenze, welche etwa 120 km tief in das Land einschneidet. Hier münden auch zwei Flüsse, der Tembe und der Umbelosi, die sich in Luftlinie noch vor der Bai vereinigen und nun in der Breite eines kleinen Meeresarmes nach einem großen Bogen bei der Stadt Lorenzo Marquez in die Bai auslaufen. Beide Flüsse sind für den Verkehr mit dem inneren Lande jedoch unbrauchbar, da schon wenige Kilometer aufwärts ihre Schiffbarkeit aufhört.

Die bisherige Hauptstadt Mosambik, welche schon im Jahre 1508 von Juan de Castro auf einer kleinen Koralleninsel an der Küste angelegt wurde, hat in jüngster Zeit von ihrer früheren Bedeutung viel an Lorenzo Marquez verloren, das hart an der Südgrenze des Gebietes an der Delagoabai liegt. Hierher sind, nachdem die Eisenbahnverbindung von hier nach Pretoria in Transvaal durch englische und belgische Gesellschaften fertiggestellt worden, der Generalgouverneur von Portugiesisch-Ostafrika, sowie die wichtigsten Verwaltungsbehörden übergesiedelt, und auch mehrere Konsuln fremder Staaten haben hier ihren Sitz genommen. So darf man also recht wohl diesen Ort als die jetzige Hauptstadt von Portugiesisch-Ostafrika ansehen, das auch schon von mehreren europäischen

Dampferlinien regelmäßig angelaufen wird. Trotzdem kann man Lorenzo Marquez keinen wirklich hervorragenden Handelsplatz nennen. Als solcher könnte es allerdings weit bedeutender sein, wenn die Portugiesen je etwas für gute Hafenanlagen getan hätten; es ist nicht einmal ein Quai vorhanden, so daß das Ein- und Auslaufen der Schiffe oft große Schwierigkeiten macht.

Schon lange warfen die Engländer ihre Augen auf diesen für den Indischen Ozean wichtigen Punkt und beanspruchten ohne weiteres die Hälfte der Bai und des Strandes; doch mußten sie sich einem Schiedsgericht unterwerfen, und dies



Eine Straußenfarm.

sprach 1875 die Bai sowohl wie deren Umgebung den Portugiesen zu. Doch die Zähigkeit der Engländer in dieser Beziehung ist bekannt, und da sie seit dem Ende der achtziger Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts die Grenzen des Kaplandes durch Besitzergreifung des Zulu- und Tongalandes bis beinahe an die Delagoabai vorgeschoben haben, so kann es nicht verwundern, daß in jüngster Zeit wieder Streitigkeiten mit den Portugiesen ausgebrochen sind, und es dürfte wohl nur eine Frage der Zeit sein, und auch die wichtige Delagoabai wird sich in englischen Händen befinden.

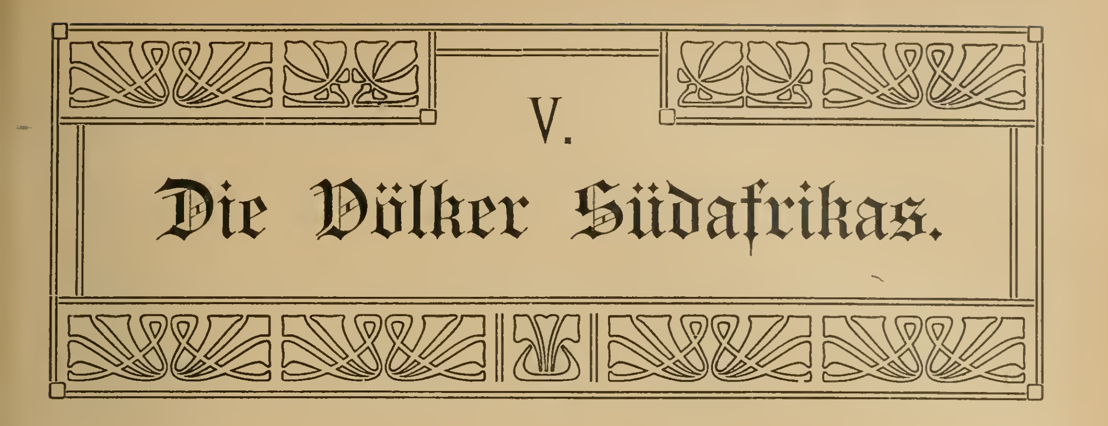
Außer der Delagoabai sind an der portugiesischen Küste Südafrikas an brauchbaren Häfen nur noch Inhambane und Beira zu nennen. Durch die Eisenbahn, welche gegenwärtig von Beira landeinwärts nach dem goldreichen Maschonaland führt und den Indischen Ozean direkt mit der großen englischen Südnord-Eisenbahn verbindet, ist aber auch der Verkehr von Inhambane so gut wie lahm gelegt worden und an Beira übergegangen.

Zu der geringen Bedeutung der portugiesischen Küste tritt aber noch der Umstand, daß das Land für die Besiedelung durch Europäer ganz ungeeignet ist. Nicht allein sind die Flüsse, selbst die größeren, nicht weit von ihren Mündungen schon durch Stromschnellen und Wasserfälle unfahrbar, sondern sie sind an ihrem Ausgange ins Meer zum großen Teil ebenso versumpft wie die ganze Küste, in deren ausgedehntem Sumpfboden wohl Elefanten, Nashörner, Büffel und andere Tiere leben, aber kein Europäer ausdauern kann. Erst jenseits der oft sehr breiten, sehr flachen, ungesunden Fieberlandschaften, wo der Boden zu dem Hochlande aufsteigt, findet er fieberfreie Plätze. In den Küstenorten leben nur Araber, Inder, Mischlinge aller Art, die an das Klima gewöhnt sind und unter der Malaria weit weniger zu leiden haben als die Weißen, obgleich auch sie keineswegs gänzlich frei davon bleiben.

Nichtsdestoweniger gibt es im höher gelegenen Lande Plätze genug, an denen Palmen, Kaffee, Zuckerrohr, Tabak, Ananas, Reis, Erdnüsse, Sesam und andere tropische Erzeugnisse vortrefflich gedeihen. Es muß nur Kapital vorhanden sein. Daran hat es aber Portugal von jeher gefehlt, ebenso an Menschen, die es hätte hinaussenden können, um Kolonien anzulegen. Auch Elfenbein, Goldstaub, Nutzhölzer, Kopal, Kautschuk und andere Gegenstände des Handels sind genug vorhanden; was aber davon ausgeführt wird, das ist mit Bezug auf den Welthandel kaum der Rede wert. Selbst bei den eingeborenen Völkern haben sich die Portugiesen nicht in Respekt zu setzen verstanden, oft genug haben die Stämme die portugiesische Oberhoheit mißachtet, ohne dafür empfindlich gezüchtigt zu werden, selbst in der Nähe der Küste in nur einiger Entfernung von den Haupthäfen ist sie oft genug angefochten worden.

„Das kleine, aber geld- und menschenarme Portugal," schreibt Friedr. Hahn, „war nicht imstande, die unzweifelhaft vorhandenen reichen Hilfsquellen dieser Länder genügend auszubeuten und seine Herrschaft bei den zwar zersplitterten, aber doch widerstandskräftigen Stämmen der Eingeborenen zu befestigen. Von Zeit zu Zeit haben kenntnisreiche und einsichtige Portugiesen versucht, einen zu besseren Hoffnungen berechtigenden Bewirtschaftungs- und Verwaltungsplan aufzustellen; der Mangel an Kapital und Menschen hat aber die Reformen immer bald wieder zum Stillstand gebracht."





Buschmänner und Hottentotten.

In der westlichen Hälfte Südafrikas leben zwei Völker, die wie Geschwister von einer und derselben Mutter, nicht nur durch körperliche Merkmale, sondern auch durch manche sprachliche Eigentümlichkeiten miteinander verbunden, von den übrigen Bewohnern Südafrikas scharf zu unterscheiden sind: Buschmänner und Hottentotten.

Von den negerähnlichen Völkern im Südosten, den Kaffern, sind sie durch kleineren Körperwuchs, fahlgelbe Hautfarbe, zur Runzelung neigende Haut, verfilztes Haar, zierliche Hände und Füße, sowie durch höchst eigentümliche Schnalzlaute in der Sprache verschieden.

Beide Völker teilen sich in eine große Anzahl von Horden, die einander aber so nahe stehen, daß man sie nicht wohl als Stämme bezeichnen kann. Sind doch beide Völker selbst offenbar so nahe verwandt, daß die Annahme, sie seien nur Bruchstücke eines einstmaligen großen südafrikanischen Volkes, sehr wohl berechtigt erscheint. Man nimmt nämlich an, daß ganz Südafrika, in der gewöhnlichen, auch von uns angenommenen Umgrenzung vom Kap der Guten Hoffnung bis zur Linie Kunene—Sambesi ursprünglich von einem großen Volke bewohnt wurde, das zwar in verschiedene Stämme sich spaltete, aber doch durch die oben angegebenen Eigentümlichkeiten, besonders durch die Sprache, ein einheitliches Ganzes bildete. Die von Nordosten her eindringenden Kaffernstämme drängten dieses Volk aus seinen Sitzen. In den zweifellos stattgefundenen erbitterten Kämpfen ging ein Teil des bei weitem schwächeren Urvolkes zugrunde, und der Rest wurde mehr und mehr nach Westen verdrängt. Dieser Rest sind eben die Buschmänner und Hottentotten.

Diese eingedrungenen Kaffernstämme oder richtiger Bantuvölker, von der Wissenschaft negerartige Völker genannt, da sie sich von den echten Negern scharf unterscheiden, werden nun neben diesen gewöhnlich auch als Urbevölkerung Afrikas betrachtet, denn sie haben die ganze südliche Hälfte des Erdteils, bis weit in den großen Ostflügel, der mit dem Kap Guardafui endet, inne und sind im Westen bis in die Küstenländer des Atlantischen Ozeans vorgedrungen. Ihre

Herkunft ist auch in völliges Dunkel gehüllt, und da die Einwanderung vor unendlich langer Zeit stattgefunden haben muß, so kann man sie immerhin als Urbevölkerung bezeichnen.

Da nun die Buschmänner und Hottentotten von ihnen sowohl wie von den Negern so grundverschieden sind, daß eine gleiche Abstammung, selbst vor undenklichen Zeiten, gar nicht denkbar ist, so bleibt eben nur die Annahme fast als einzige Erklärung ihres Daseins übrig, daß sie, ebenso wie vielleicht die Zwergvölker in Zentralafrika, die Reste der eigentlichen Urbevölkerung Südafrikas sind.

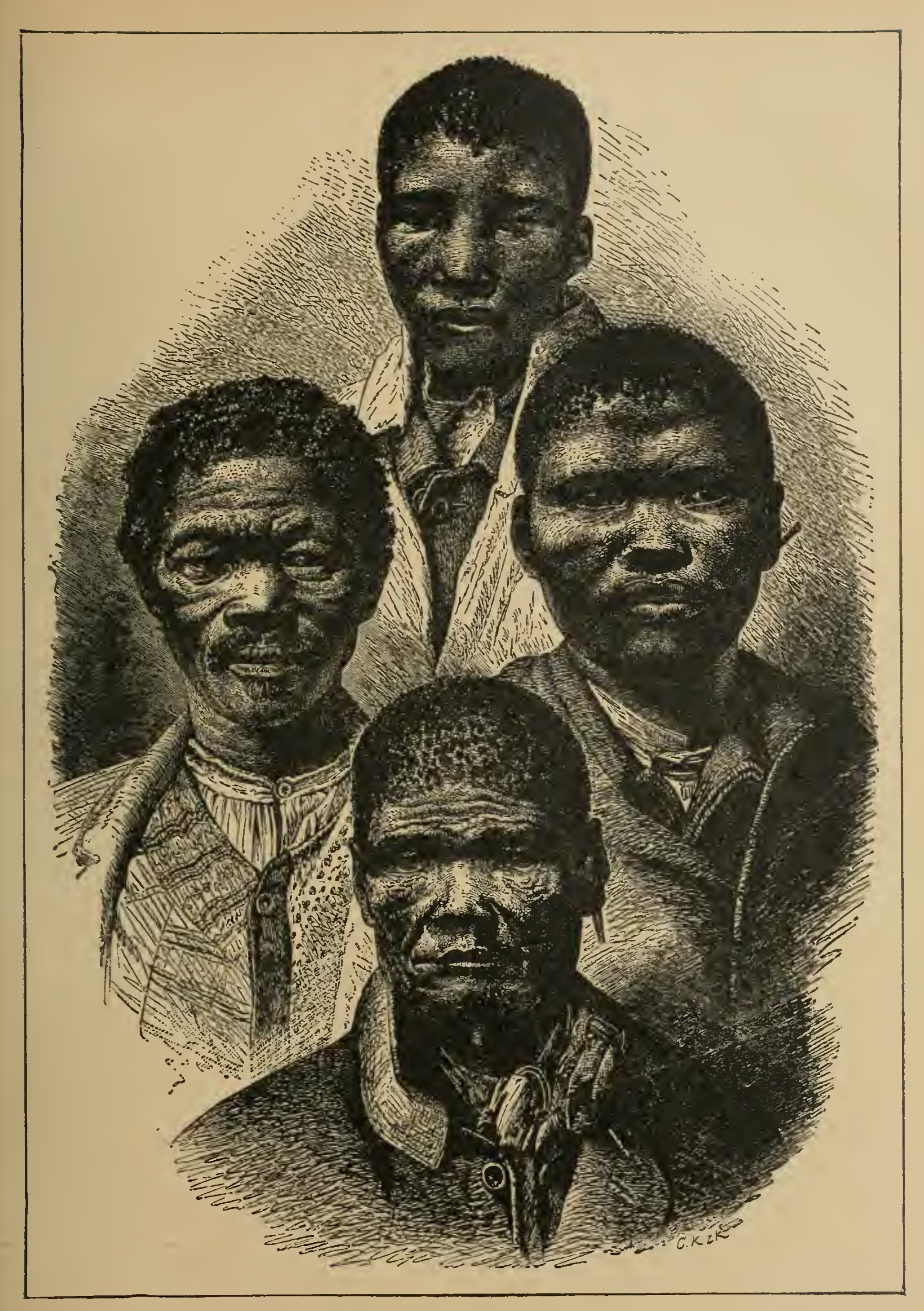
Als Afrika von den Europäern zuerst betreten wurde, fand man die Buschmänner als Jäger, die Hottentotten als Viehzüchter. Beide Lebensweisen beanspruchen weit ausgedehnte Gebiete, und so war es nur natürlich, daß man sie in fortwährendem Streit nicht nur mit den eingedrungenen Kaffern, sondern auch untereinander begriffen sah. Es konnte infolgedessen nicht ausbleiben, daß sich endlich auch zwischen Buschmännern und Hottentotten jene tödliche Feindschaft herausbildete, wie sie heute noch zwischen den beiden so eng verschwisterten Völkerschaften obwaltet.

Der zwischen beiden Völkern so stark hervortretende gemeinschaftliche Typus zeigt sich bei den Buschmännern viel schärfer ausgeprägt. Dies findet seine wohl natürliche Erklärung in der Lebensweise. Es wurde schon erwähnt, daß die Buschmänner ein Jägervolk waren und es heute noch sind, die in Familien umherschwärmen und von der Jagd und gelegentlich vom Raube leben. Die Hottentotten dagegen sind Viehzüchter und seßhaft, und dieselbe Lebensweise führen auch die Kaffern. Bei dieser gleichen Lebensweise war es nur natürlich, daß zahlreiche Annäherungspunkte zwischen Hottentotten und Kaffern sich herausbildeten, aus denen wieder nähere Verbindungen hervorgingen und beide Völker, Hottentotten sowohl wie Kaffern, vieles voneinander aufnahmen, was die Kluft zwischen beiden überbrückte. Dagegen blieb die Scheidewand zwischen Hottentotten und Buschmännern in ihrer ganzen Schroffheit bestehen, und so hat sich der ursprüngliche Typus bei den letzteren viel schärfer und reiner erhalten.

Wie weit die sprachliche Verwandtschaft dieser Völker sich erstreckt, ist noch nicht genügend festgestellt. Eigentümlich bei den Sprachen sind die als Konsonanten dienenden Schnalzlaute, die in so reicher Entwicklung in keiner andern afrikanischen Sprache vorkommen. Manche Gelehrten haben die Hottentottensprache in Bezug auf ihren Bau mit der altägyptischen oder koptischen Sprache in Zusammenhang gebracht. Andere wollen wegen der Kleinheit der Figur und der lichten Hautfarbe des Volkes eine nahe Verwandtschaft mit den in Zentralafrika entdeckten Zwergvölkern annehmen. Darüber muß aber erst noch die Zukunft Klarheit schaffen, denn unser ganzes Wissen bezüglich dieser Reste eines ehemals gewiß großen Volkes beschränkt sich auf die Schilderungen einiger Reisenden.

Die Buschmänner.

Die Buschmänner kommen noch in dichteren Massen am mittleren Oranjefluß, in dem sogenannten Buschmannlande, vor, doch ist ihr Hauptsitz die Kalahari und der ganze wasserlose Distrikt, der sich zwischen Damaraland und Ngami=



Buschmänner.

see bis hoch hinauf nach Norden hinzieht. Hier fühlt sich der Buschmann in seinem Element. Hier unter einer sengenden Sonne, wo es ein Europäer kaum ein paar Tage ohne ernstlichen Schaden an seiner Gesundheit auszuhalten vermöchte, kann der Buschmann sich seines Lebens ungestört erfreuen; er braucht kaum zu fürchten, daß er hier von irgend jemand behelligt wird, da die glühend heiße und noch obenein wasserlose Gegend nicht leicht jemand betritt.

Hier leben die Buschmänner sorgenlos wie kaum ein anderes Volk der Erde. Doch darf man bei ihnen von Volk ja eigentlich gar nicht sprechen, denn das Gefühl einer Volkszusammengehörigkeit ist bei ihnen längst geschwunden. Als besondere Völkerschaft können sie wohl angesehen werden, nicht aber als Volk. Sie leben nicht in staatlichen Verhältnissen, nicht einmal in deutlich erkennbaren Stammabteilungen, sondern stets nur in kleineren Familiengruppen.

Der Buschmann ist von kleiner Statur, die Hautfarbe ledergelb oder lederbraun, die Haut stark gerunzelt. Die Körperformen sind gewöhnlich mager, wozu der Hängebauch einen auffallenden und unschönen Gegensatz bildet. Der Bart keimt bei den Männern nur spärlich, und der Prognathismus, wie man die Gesichtsbildung mit vorgeschobenen Kiefern und schiefstehenden Zähnen nennt, ist nur mäßig ausgebildet. Die Lippen sind voll, aber nicht wulstig aufgeworfen, die Augen geschlitzt, aber nicht schief gestellt.

Reinlichkeit ist eine Tugend, die bei den Buschmännern in keinem besonderen Ansehen steht. Die Weiber pflegen ihr schmutziges Gesicht noch mit einer schwarzen Farbe einzureiben. Als Kleidung tragen sie ein Stück Fell, das vorn handgroß herunterhängt. Der Schmuck besteht aus einigen Messing- und Eisenringen, Ketten von dunklen Perlen, Federn, Zähnen, Klauen, Hörnern, Muscheln, die als Hals- und Armbänder getragen werden.

Ein Obdach hat der Buschmann nicht, und er mag es auch nicht; frei schwärmt er in der Wüste umher, kaum daß er dann und wann in Erdhöhlen sich aufhält. Das bringt das unstete Jägerleben so mit sich. Nahrung gewährt ihm das weite Feld; Wasser scheint er gar nicht zu bedürfen, wenige feuchte Wurzeln, saftige Ranken und Knollen genügen ihm. Vögel, Mäuse und sonstiges Getier weiß er geschickt zu fangen und zur Nahrung zu bereiten, selbst Honig und allerlei Süßigkeit weiß er in der Wüste aufzuspüren. Als ein Leckerbissen gelten ihm Ameisenlarven, die er sehr geschickt zu gewinnen weiß.

So führen die Buschmänner ein sorgenloses Leben. Als einzige Anstrengung ist eine Jagd auf Hochwild zu betrachten, und wenn sie dann endlich einen Bock erlegt haben, so setzen sie sich hin und schlingen davon hinunter, bis sie nicht mehr können, d. h. bis nichts mehr davon übrig ist, ohne jemals an morgen zu denken. Auch machen sie mitunter Raubzüge auf die Herden der Hottentotten und weißen Ansiedler, wobei sie häufig der ganzen Wildheit ihres schweifenden Jägerlebens freien Lauf lassen, indem sie das geraubte Vieh, das sie nicht fortbringen können, töten oder es elend verschmachten lassen, nachdem sie den Tieren die Sehnen der Fersen durchgeschnitten haben.

Gegen Fremde sind die Buschmänner äußerst vorsichtig und mißtrauisch. Auf Fragen geben sie nur ungenügende oder auch gar keine Antwort. Auch für die verlockendsten Geschenke verraten sie nichts vom Zustande ihres Landes und ihrer

Lebensweise, am wenigsten vom Wasser, wenn irgendwo in einer Felsspalte oder Schlucht etwas vorhanden sein sollte. Wenn man aber mit ihnen in nähere Berührung gekommen und ihnen mit Wohlwollen begegnet ist, so haben sie sich stets dankbar und dienstfertig erwiesen. Sind sie jedoch roh behandelt worden, so kann es nicht verwundern, wenn sie auch ihrerseits sich rächen und dann auch den weißen Mann nicht schonen. Treue und Dankbarkeit sind bei diesem verachteten Bewohner der Wildnis leichter zu finden, als bei den stolz auf ihn herabsehenden Kaffern.

Die fast ausschließliche Waffe des Buschmannes ist der Bogen und der Kirri, eine aus dem harten Holze der Giraffenakazie gefertigte Wurfkeule. Die Pfeilspitze ist bald aus Knochen, bald aus Glasscherben, bald aus Eisen gemacht, und so vereinigt, wie Fritsch treffend bemerkt, der enge Köcher eines armseligen Buschmannes die Steinzeit und Eisenzeit in der Entwicklung der Menschheit in friedlichster Weise. Die Pfeile sind gewöhnlich vergiftet. Das Pfeilgift wird aus dem Saft einer Zwiebel oder auch aus den Giftbeuteln mancher Schlangen gewonnen und mit dem feingemahlenen Pulver eines roten Gesteins vermengt, um es dadurch dickflüssiger zu machen.

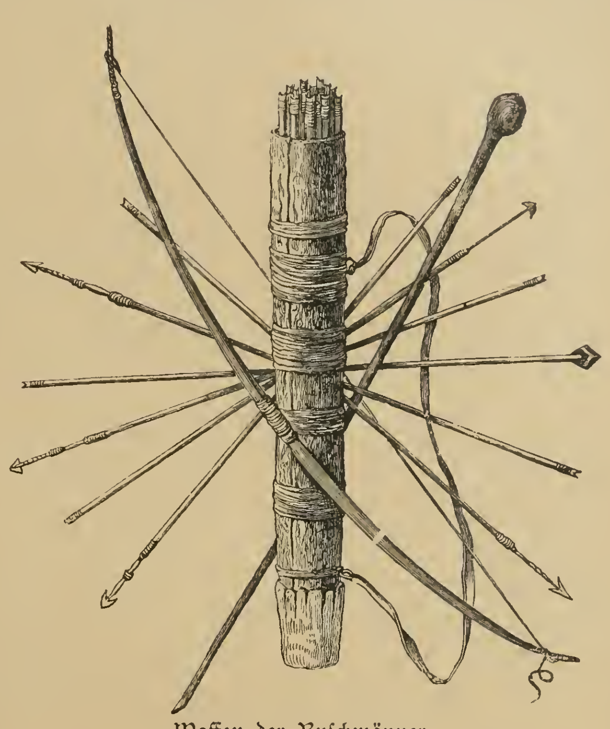
Die Zubereitung des Pfeilgiftes wird sehr geheimgehalten, und es werden zur Mitwissenschaft, um die Bestandteile zu mischen, nur die Familienhäupter zugelassen. Das geschieht auch nur einmal im Jahre, wenn in der Zwischenzeit das Material eingesammelt worden ist. Es ist das dann eine festliche Angelegenheit, mit Gesang und Tanz verbunden. Während die Masse in einem Topfe kocht, tanzen die Beteiligten um ihn herum, bald wahnsinnig schreiend und gestikulierend, bald alle möglichen Stellungen annehmend, um die Zuckungen an Gift sterbender Tiere darzustellen. Diese Pantomimen werden, nach Farini, so gut durchgeführt, daß man die verschiedenen von den Tanzenden nachgeahmten Tiere sehr wohl erkennen kann. Selbst die Weiber dürfen bei diesen Gelegenheiten nicht zugegen sein, sondern bleiben im Lager, um für die von der Arbeit zurückkehrenden Männer das Honigbier zuzubereiten. Dieses wird aus dem mit Honig gemischten Saft der Wassermelone hergestellt und hat sowohl im gekochten wie im gegorenen Zustande eine berauschende Wirkung.

Als im Hererolande bei Otavi die Kupferminen entdeckt wurden, fand man daselbst schon primitive Versuche der Ausbeutung. Es waren Buschmänner gewesen, die hier Kupfererze gegraben und an die Ovambo am Kunene verhandelt hatten. Andere Horden wissen in den Salzpfannen der Steppe Salz zu gewinnen und bringen es in Form von Zuckerhüten nach Ondonga, von wo es weiter zu den andern Stämmen geht, und dieser Salzhandel dürfte noch viel wichtiger sein, als der mit Kupfererzen.

Haben schon diese Handelsversuche den Beweis geliefert, daß die Buschmänner keineswegs auf der allerniedrigsten Kulturstufe stehen, wie man anzunehmen bisher sich gewöhnt hatte, so muß, wie der österreichische Afrikareisende Emil Holub bemerkt, diese Meinung überhaupt aufgegeben werden, wenn man ihre Arbeiten näher betrachtet. In ganz Südafrika, ja selbst bis Mittelafrika hinein, hat kein Stamm eine so große und wahre Geschicklichkeit im Bearbeiten der Steine aufzuweisen wie der Buschmann. Seine Geräte verfertigt er aus Holz, Knochen und

aus Schalen der Straußeneier; seine Langeweile aber verkürzt er sich mit Steinschneiden, worin er großen Kunstsinn bekundet und wodurch er sich Denkmäler errichtet hat, die alles überleben werden, was die ihm benachbarten Hottentotten und Bantustämme geschaffen haben. Höhlen und Felsgalerien bedeckte er mit leicht und gewandt ausgeführten Schildereien, die oft nur aus nicht zusammenhängenden Linien bestehen, anderwärts aber wirkliche Gravierungen sind.

Sehr gute derartige Bilder sind z. B. der obere Körper eines Buschmannes, eine lasttragende Buschfrau, der auf einem Strauß reitende Buschmann, ein Strauß von einem Nashorn umgestoßen, eine Gazelle von einem Schakal verfolgt, Antilopenbilder, in denen man die verschiedenen Arten dieser zur Darstellung gelangten Tiere recht gut unterscheiden kann. Hohe Felswände sind mit Tierzeichnungen aller Art bedeckt, und wenn man dabei in Rechnung zieht, daß alle die Bilder mit rohen Steinwerkzeugen ausgeführt worden sind, so kann von einem so äußerst niedrigen Kulturzustande, wie man bei den Buschmännern sonst angenommen hatte, nicht die Rede sein.


Waffen der Buschmänner.

Wie viele andere wilde Völker, sind auch die Buschmänner bezüglich ihrer religiösen Anschauungen sehr verschwiegen. Nur mit Mühe vermochte Campbell das Geständnis herauszulocken, daß die Buschmänner an einen männlichen und einen weiblichen Gott, an einen guten und bösen Geist glauben. Erst durch Arboursset haben wir noch andere bedeutsame Aufschlüsse erhalten. Wie dieser Reisende berichtet, glauben sie an einen unsichtbaren Mann im Himmel, der alles beherrscht, zu dem sie beten und dem zu Ehren sie Tänze aufführen, ehe sie in den Krieg ziehen. Allgemein verbreitet ist der Gebrauch von Amuletten, um die Gewalt der bösen Geister zu brechen oder bei den Unternehmungen Glück zu erhalten. Nach Livingstone sollen sie den Willen der Geister auch durch Würfel zu erfahren suchen. Einen großen Einfluß haben die Zauberer, welche Regen, Wind und Gewitter hervorbringen können. Ihren Toten werden Waffen und Gegenstände des täglichen Gebrauches mitgegeben, was darauf hinweist, daß der Glaube an ein Leben nach dem Tode, wo dergleichen Dinge gebraucht werden, vorhanden ist.

Die Hottentotten.

Die Hottentotten, welche sich selbst Koi-Koin, d. h. Menschen, nennen, nehmen die westlichsten Gebiete Südafrikas ein. Ehedem bildeten sie ein mächtiges Volk, das nach Hunderttausenden zählte und sogar die von Norden her eindringenden Bergdamara unterjochte und zu Knechten machte. Von den aus Osten immer stärker herandrückenden Kaffern mehr und mehr nach Westen gedrängt, endlich von den weißen Ansiedlern bekriegt und ihrer Sitze beraubt, bilden sie gegenwärtig, wie ihre Stammesgenossen, die Buschmänner, nur noch eine Völkerruine, die kaum noch vierzig- bis fünfzigtausend Seelen zählen wird. Ihre Wohnstätten ziehen sich vom Kaplande an der westlichen Küste des Ozeans entlang durch das ganze deutsche Schutzgebiet bis nördlich nach dem Kunene hinauf.

In älteren Reisewerken begegnet man den Namen einer großen Anzahl von Stämmen, von denen nichts weiter übrig geblieben ist, als eben nur der Name. Gegenwärtig können nur noch zwei Stämme, nämlich die noch ziemlich unvermischten Namaqua und die stark vermischten Koranna als Repräsentanten des Hottentottenvolkes betrachtet werden. Die in der Kapkolonie zerstreut lebenden Hottentotten haben nicht nur ihre Stammesangehörigkeit, sondern auch ihre alten Sitten, sogar ihre Sprache aufgegeben.

Der leibliche Typus des Hottentotten ist der des Buschmannes, nur daß bei diesem, wie schon angegeben, die Merkmale schärfer hervortreten. Er ist klein, obwohl durchschnittlich größer, als der Buschmann. Die Haut ist gerunzelt, die Farbe ledergelb, das Auge geschlitzt, das Haar verfilzt, Hände und Füße sind klein. Obwohl die Hottentotten an Muskelkraft ihren schwarzen Nachbarn nachstehen, so besitzen sie doch eine große Gelenkigkeit der Glieder, sind ausdauernde Läufer, gewandte Reiter, tüchtige Schützen, und diejenigen, welche die Ochsenpeitsche zu regieren wissen, brauchbare Fuhrleute.

Der Hottentott besitzt ein großes Selbstgefühl; es blicken diejenigen, die von reinem Geblüt sind, mit Verachtung auf die Mischlinge nieder. In ihrer Sucht nach Freiheit kennen sie keine Grenzen. Wer ihrer Ehre zu nahe tritt oder sie zu beschränken droht, hat es auf lange hinaus mit ihnen verdorben. Im allgemeinen sind sie sehr reizbar, wozu das lange Ringen mit den schwarzen Rassen und die zweihundertjährige Unterdrückung seitens der Weißen gewiß viel beigetragen hat.

Ungleich den Buschmännern, die ohne stetiges Obdach umherschweifen, wohnen die Hottentotten in halbkugelförmigen Hütten von etwa 4 m im Durchmesser und anderthalb Meter Höhe, die großen Bienenkörben gleichen. Die einzelnen Hütten stehen im Kreise und bilden ein Dorf, das nach holländischer Art „Kraal" genannt wird. Die Hauptöffnung der Hütte ist an der Ostseite angebracht und mit einer Kuhhaut verhängt. Unter und auf einem Gerüst aus vier Pfählen ist allerhand Hausgerät aufbewahrt, etliche Kisten nehmen Kleidungsstücke, Nahrungsmittel, Handwerkszeug und andere Dinge auf. In der Mitte der Hütte befindet sich der Herd, ein Rauchfang ist aber nicht vorhanden. Im Kapgebiet besitzen viele Hottentotten schon nach europäischer Art regelrecht gebaute Häuser.

In den ersten Lebensjahren laufen die Kinder nackt umher, später erhalten

sie einen aus Leder gefertigten und mit Troddeln, Perlen, Schnüren reich verzierten Lendenschurz, von dem hinten ein größerer Lappen herabhängt. Die Erwachsenen tragen darüber das Karoß, ein aus Schaf- und Schakalfellen zusammengesetzter Pelzmantel, im Winter die Haare nach innen, im Sommer nach außen gekehrt, der des Nachts zugleich als Decke dient. Der Kopf des Mannes bleibt unbedeckt, während die Frau eine Art Mütze trägt. Die Männer pflegen



Hottentottenkraal.

auf Reisen plumpe Sandalen aus ungegerbtem Leder an den Füßen zu tragen, die Frauen schreiten barfüßig einher. Fuß-, Arm-, Ohren- und Fingerringe von Knochen, Elfenbein, Perlen, Messing und andern Stoffen sind beliebte Schmucksachen.

Der Körper wird mit Fettsubstanzen eingesalbt, die Weiber zeigen großen Gefallen am Bemalen des Gesichtes mit roter Erde und Kohlenpulver. Auch Parfüm verschmähen sie nicht; als solches dient ihnen ein aus den Blättern mehrerer wohlriechender Pflanzen gewonnenes Pulver. In der Nähe europäischer Kolonisten macht sich bei den Hottentotten die europäische Kleidung geltend. Die

Frauen tragen dann Röcke aus Kattun oder gegerbtem Leder, die Männer Hosen aus denselben Stoffen und breitkrempige Hüte.

Der Hottentott ist in erster Reihe Viehzüchter, und deshalb besteht seine Hauptnahrung aus saurer Milch, die in Flaschenkürbissen aufbewahrt wird. Nur selten vergreift er sich an einem Schaf, noch seltener und nur bei festlichen Gelegenheiten an einem Rind oder gar an deren zwei. Fleischgerichte für die Küche muß die Jagd liefern, und außer dem Schwein und dem Hasen, die von dem Speisezettel der Hottentotten überhaupt ausgeschlossen sind, wird von ihnen als willkommenes Gericht nichts verschmäht. Und wenn man bei ihren Schmausereien, denen sie außergewöhnlich ergeben sind, die geradezu unheimliche Gier beobachtet, mit welcher unglaubliche Massen von Speisen verschlungen werden, dann erscheint die Enthaltsamkeit von dem Fleisch des Herdenviehs fast unverständlich.

Dennoch erklärt sie sich einfach daraus, daß dem Hottentotten, wie jedem Viehzüchter, nur noch in weit verstärkterem Grade, jedes Stück seiner Herde viel zu kostbar ist, als daß er es zum Verspeisen schlachten sollte. Wenn es nicht von seiner eigenen Herde ist und es ihn nichts kostet, dann macht er sicherlich keine Umstände und ißt oder verschlingt vielmehr so viel er kann.

Ein köstliches Beispiel von der Gefräßigkeit der Hottentotten erzählt Hauptmann Schwabe gelegentlich eines Jagdzuges auf Antilopen, durch welchen das nötige Fleisch für eine Kompanie der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika beschafft werden sollte.

Die Jagd war zu Ende. „Es ist glühend heiß auf der Steppe, wie man sagt eine Backofenhitze. Mittag. Das ferne Gebirge hat seine Farbe wunderbar verändert. Wie hinter einem Schleier, stumpf, graublau, scheinen die massigen Formen in größere Fernen entrückt zu sein. Wie ein Alb liegt die Hitze über der Natur, über Menschen und Tieren. — Ein Trunk aus den Feldflaschen, und die Reiter haben sich im Schatten der Büsche niedergelegt, den Sattel unter dem Kopf. Aber Schlaf findet kaum einer in der drückenden Schwüle, und bald holt einer nach dem andern sein Pfeifchen hervor; Tabakswolkenduft steigt empor aus dem kleinen Lager.

„Aasgeier ziehen ihre Kreise über den Stellen, an welchen das Wild ausgeweidet ist. Sonst liegt bleierne Ruhe über dem weiten „veld". — Doch nein! Dort sind zwei Menschen noch bei der Arbeit. Die beiden Hottentotten sind es. Ein Springbock ist ihnen überlassen worden zum leckeren Schmause. Zuerst haben sie das Mark ausgesogen aus den Röhrenknochen der Läufe, jetzt sitzen sie unaufhörlich schwatzend im glühendsten Sonnenbrande am hell lodernden Feuer. Sie braten saftige Rippen auf der zusammengescharrten Holzkohle und — essen — essen — essen. Sie werden noch essen, wenn die Sonne zur Rüste geht, denn unerforschlich groß ist Hunger und Magen eines Hottentotten, wenn er etwas zu beißen hat."

Acker- und Gartenbau zu treiben ist der Hottentott zu träge, daher genießt er aus dem Pflanzenreich nur einige wildwachsende Wurzeln, Knollengewächse, eine Art Kartoffel, Gurken und Wassermelonen. Als Erregungsmittel dient ihnen die Dacha, der wilde Hanf, den sie, mit Tabak vermischt, aus Pfeifen rauchen. Doch sind die Folgen desselben sehr zerstörend, vielleicht noch schlim-

mer als die des Opiumrauchens. Die Dacha stumpft nicht bloß den Geist ab und schwächt die Seelenkräfte, sondern sie verheert auch die Leibeskräfte bei Männern und Frauen.

Als Lieblingsgetränk gilt wie bei den Buschmännern das Honigbier, doch wissen sie auch aus süßen Beeren einen Branntwein zu bereiten, wie sie überhaupt den Spirituosen sehr ergeben sind, welche Leidenschaft das langsame Hinschwinden des Volkes befördert.


Hottentottenfrau mit ihren Kindern.

Während die Buschmänner nur in Familiengruppen leben, hat sich bei den Hottentotten ein Stamesunterschied mit patriarchalischer Regierung entwickelt. Jeder Stamm zählt eine Anzahl Geschlechter, jedes Geschlecht mehrere Familien. Jede Familie hat ihren Ältesten, während einer von diesen die Oberhoheit über alle zu dem Stamm zählenden kleineren Abteilungen besitzt. Der Häuptling ist bei Erörterung aller wichtigen Angelegenheiten an den Beirat der Ältesten gebunden; unter Umständen spielt er eine Art König. Bei außergewöhnlichen Unternehmungen werden die Untertanen zur Steuerpflicht herangezogen. Der Häuptling erhebt Tribut von jedem Reisenden, wie von jedem Händler, der in seinem Gebiet seine Waren absetzen will. Er übt Justiz, auferlegt Strafgelder; bei größeren Fällen kommt auch körperliche Züchtigung zur Anwendung, ja es werden berüchtigte, unverbesserliche Individuen sogar aus dem Lande verbannt.

Rangunterschiede bestehen nicht nur unter den verschiedenen Klassen der Besitzenden, sondern auch die verschiedenen Altersstufen sind streng geschieden. Jüngere Leute sind verpflichtet, den älteren Liebesdienste aller Art zu erweisen; in Gesellschaften dürfen nur gleichaltrige zusammensitzen und miteinander Rat pflegen.

Der zu reden begonnen hat, darf nicht unterbrochen werden. Das zahlreiche Dienstvolk, welches die Hottentotten halten, besteht aus kriegsgefangenen Buschmännern, Bergdamaras, Hereros und verarmten Stammesgenossen. Diese stehen zu ihren Herren in einem Lehnsverhältnis und haben das Vieh zu pflegen und Kriegsdienste zu leisten, wogegen die weibliche Dienerschaft die häuslichen Arbeiten zu verrichten hat.

Blutsverwandte dürfen keine Ehen schließen. Die Kinder erhalten eine ziemlich fürsorgliche Pflege. Die jungen Eheleute sind gehalten, zwei Jahre lang in dem Heim der Frau zu wohnen. Vielweiberei kommt nicht vor. Die Stellung der Frau ist nicht gedrückt; ist der Mann nicht daheim, so führt die Frau das Regiment mit voller Autorität.

Außer der Jagd scheut der Hottentott jede Art von Arbeit. Nur die nötigsten Teile seines Haushaltes verfertigt er selbst, aber auch nur, wenn die Not ihn dazu zwingt. Dann hilft er wohl beim Gerben der Felle oder dreht lederne Ziehstränge und Peitschenschnüre, verfertigt auch wohl ein Ochsenjoch oder versucht die zerbrochenen Teile seines Gewehres zu ersetzen. Die Haupttätigkeit der Weiber gehört der Anfertigung von Kleidern, dem Flechten von Binsenmatten, womit die Hütten bedeckt werden. Die Waffen bestanden ehemals aus Wurfkeulen, Bogen und Pfeilen, jetzt ist wohl kaum ein Hottentott noch ohne Schießgewehr. Außer der Jagd verstehen sich die Hottentotten auch trefflich auf den Fischfang mit Angeln und Netzen.

Der Charakter der Hottentotten ist sehr verschieden beurteilt worden. Während Kolbe sie ehrlich, treu und äußerst gastfrei nennt, versichert der Missionar Olpp, daß sie nur in seltenen Fällen ganz zuverlässig seien. „So großherzig sie sind im Begehren, so bereitwillig sie vor uns stehen im Versprechen, so ungeduldig werden sie, wenn ihre Lust unbefriedigt bleibt, so kühl verhalten sie sich über ihre Wankelmütigkeit und Treulosigkeit, die man ihnen vorhält.“ Und Wangemann fügt hinzu: „Dabei können sie Freundlichkeit durchaus nicht vertragen. Schenkt man einem Hottentotten etwas, so darf man anstatt des Dankes sicher darauf rechnen, daß er um einige Grade hochmütiger und dafür dann gelegentlich in demselben Grade unverschämter wird.“

Die geistigen Fähigkeiten der Hottentotten sind nicht gering. Ihr Scharfsinn soll bewundernswert ausgebildet sein. So lassen sie sich z. B. auf Zählversuche in ihren Herden nicht leicht ein, wissen aber, wenn sie dieselben des Abends gemustert haben, ganz genau, wenn ein Tier fehlt. Fremde Sprachen erlernen sie mit großer Leichtigkeit und reden dieselben ganz korrekt. Bei Gerichtsverhandlungen zeigen sie sich in allen rednerischen Künsten zu Hause. Ihre dichterischen Leistungen, namentlich ihre Tierfabeln, veranlaßten Peschel, ihnen unter den Halbkulturvölkern eine möglichst hohe Stellung einzuräumen. Auch hat ihre Sprache eine hohe Entwicklung, daß diese, wie M. Haug behauptet, nur aus Berührung mit einem zivilisierten Volke entstanden sein konnte.

Gerühmt wird die außerordentliche Sinnesschärfe des Hottentotten. Prof. Dowe sagt dazu: „Dem Europäer fehlt eine ganze Reihe von Eigenschaften, in deren Besitz der Eingeborene eine Beute zu erlangen vermag und ihn zum Begleiter eines leidenschaftlichen Jägers geeigneter erscheinen läßt, als den besten

Spürhund. Auf der einen Seite ist die Schärfe seiner Sinne und in erster Linie seines Auges sehr groß, auf der andern trägt eine zielbewußte Erziehung außerordentlich viel zum richtigen Gebrauch derselben bei. Der Hottentott ist imstande, weidende Tiere auf eine Entfernung, auf die wir kaum irgend welche lebenden und sich bewegenden Wesen zu entdecken vermögen, genau nach ihrer verschiedenen Gattung zu unterscheiden. Dabei sieht er dieselben nicht etwa größer, als wir, aber oft läßt ihn jahrzehntelange Übung aus einer flüchtigen Bewegung des fernen Wildes, ja vielleicht nur aus der Art des Zusammengehens erkennen, ob er Zebras, Strauße, Antilopen oder noch andere Bewohner der Steppe vor sich hat. Und selbst da, wo er gar nichts mehr sieht, genügen ihm eine leicht in den Boden gedrückte Spur und wenige von uns niemals beachtete Merkmale an Steinen, an Bäumen und Sträuchern, einem jagdbaren Tiere so lange zu folgen, bis er es auf Schußweite vor sich erblickt."

Die Hottentotten sind meist immer heiterer Laune, lieben die Geselligkeit, lachen und scherzen gern. Ihre beliebtesten Unterhaltungen sind Tanz und Schmausereien. Der Neumond ist ihnen stets ein willkommenes Gestirn, und wenn der Vollmond eintritt, dann gibt es große Festlichkeiten, wobei die Tänze nach dem Klang einer Flöte und einer Art Geige ausgeführt werden.

Die Hottentotten glauben an einen Gott, der alles Bestehende geschaffen hat, keinem Menschen etwas Böses zufügt und über dem Monde wohnt. Er heißt Gunja Tiquoa, was so viel bedeutet wie Gott der Götter. Der Mond gilt ihnen für eine geringere Gottheit. Sie glauben auch an ein anderes Leben; das ist daraus ersichtlich, daß sie ihre verstorbenen Großen ehren. Gelegentlich, wenn sie an dem Grabe eines „Alten" vorübergehen, legen sie die eine Hand in den Nacken, werfen einen Stein oder Reisig auf den Hügel und bitten um Gesundheit, viel Kinder, viel Rinder und Kleinvieh. Wenn ferner der Herr eines Hauses stirbt, so lassen sie sein Haus samt allem, was darin ist, was ihm gehörte, stehen, damit er, wenn er wiederkommt, sein Haus beziehen und das Seinige antreffen könne. Sie glauben nämlich, die Seele des Verstorbenen begebe sich mit ins Grab und sei fähig, beliebig aus demselben hervorzugehen, als spukender Geist in lichtroter oder in abschreckender Gestalt. Sie glauben auch an einen bösen Geist, den sie Tuquoa nennen.

Nicht minder fest eingewurzelt ist der Glaube an Zauberei. Zaubermacht besitzen nicht nur die Geister der Verstorbenen, sondern auch mitlebende Menschen. Unglücksfälle, Krankheit und Tod werden überhaupt von Zauberei und bösen Geistern abgeleitet, denen man durch Beschwörung und Amulette zu begegnen sucht. Das ist Sache der Zauberer. Sie achten auf Wahrsagerei, Tagwählerei, Träume, Vogelflug, Tiergeschrei u. dgl., wie es ja freilich auch unter zivilisierten Nationen nicht gerade selten vorkommt.

Die Bantuvölker.

Mit diesem Namen wird eine Völkergruppe bezeichnet, die, in sehr zahlreiche Stämme geteilt, über mehr als ein Dritteil des afrikanischen Kontinentes sich ausbreitet. Von den südöstlichen Strichen des Kapgebietes beginnend, zieht dieser Völkerstrom den beiden Küsten entlang und die mittleren Gebiete ausfüllend bis etwa zum 5. Grade nördl. Br., und wird im Norden von den echten Negern, im Osten von den Gallavölkern begrenzt.

Der Name „Bantu" wurde ihnen von dem Ethnographen Friedrich Müller beigelegt, ein Wort, das so viel wie „Leute, Menschen" bedeutet und mit geringen lautlichen Unterschieden sich in allen hierher gehörenden Sprachen wiederfindet.

Die Zusammengehörigkeit aller der vielen Stämme der Bantu wird durch ihre Sprachen verbürgt. Diese hängen nach Friedrich Müller sämtlich untereinander aufs innigste zusammen, etwa so wie die indogermanischen Sprachen untereinander. Sie sind zweifellos als Abkömmlinge einer einzigen, jetzt nicht mehr vorhandenen Ursprache zu betrachten, welche sich in die gegenwärtigen vielen Bantusprachen aufgelöst hat. Als solche hängen sie mit keinem Sprachstamm weder Afrikas, noch Asiens zusammen, obgleich sich gewisse Anklänge an die hamitischen Sprachen nicht verkennen lassen, aber eben nur Anklänge, aus denen irgend welcher ehemalige Zusammenhang nicht gefolgert werden kann.

Der Hottentottensprache sind ganz eigentümliche Schnalzlaute eigen, die sich auch bei den südlichen Bantuvölkern, insbesondere bei den Kaffern wiederfinden. Daraus hat man auf eine Verwandtschaft beider Völker, auf eine Herkunft von einem gemeinsamen Urstamm schließen wollen. Das dürfte jedoch irrig sein, denn die körperlichen und geistigen Unterschiede beider sind doch so erheblich, daß von einer gemeinsamen Abstammung nicht die Rede sein kann. Die Schnalzlaute hüben und drüben erklären sich wohl unschwer aus dem nachbarlichen Zusammenleben beider Völker seit Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden; aus allmählicher Gewöhnung haben die Kaffern diese Schnalzlaute angenommen.

Die Bantustämme waren nicht seit jeher in den Gegenden, wo sie heute leben, ansässig, sondern sind in dieselben von Nordosten her eingewandert und haben die ursprünglichen Besitzer nach Südwesten und Westen verdrängt. Wanderungen afrikanischer Stämme sind ja überhaupt an der Tagesordnung, so daß auch seit der verhältnismäßig kurzen Zeit, daß die Europäer in Afrika erschienen sind, mannigfache Völkerverschiebungen stattgefunden haben.

Von einer Einwanderung der Bantuvölker wissen auch deren eigene Traditionen zu erzählen, und Fr. Müller trifft gewiß das Richtige, wenn er annimmt, daß die Sitte, bei den Bantu die Toten mit gegen Norden gerichtetem Antlitz zu begraben, darauf hindeutet, daß die Einwanderung von Nordosten her erfolgt ist. Der eindringende Bantustrom wurde durch die weidelose Kalahari gespalten, so daß die dazugehörigen Herero im Norden dieser Wüste westwärts zogen und in den westlichen Küstenländern, dem heutigen Deutsch-Südwestafrika, sich niederließen.

Die Kaffern.

Das am weitesten gegen Süden vorgedrungene Bantuvolk sind die Kaffern. Der Name stammt von dem arabischen „Kafir" und bedeutet so viel wie „Ungläubige". Er wurde dann von den Portugiesen, den Entdeckern dieser Länder, aufgenommen und so allgemein gebräuchlich. Die zu dieser Gruppe gehörenden Völker nehmen das ganze Gebiet zwischen dem Sambesi und der Walfischbai ein und reichen südöstlich bis zu den Küsten des Indischen Ozeans.



Zulu

Die Hauptrepräsentanten der Kaffern sind die Amakosa und Amazulu oder Zulu (auch Sulu). Die ersteren bewohnen das britische Kaffraria, die Zulu mit den vielen ihnen nahestehenden und zum größten Teile auch wohl aus ihnen hervorgegangenen Bantustämmen füllen in nördlicher Richtung das ganze Land bis zum Sambesi aus.

Westlich von diesen Völkern sitzen die Betschuanen, die sich nördlich bis zum Sambesi verbreiten, und zu denen höchst wahrscheinlich auch die jenseits des Sambesi wohnenden Makololo, Maschona, Baniai und Batoka gehören. Im Süden vom Kunene endlich leben die Ovambo und die Herero oder Damara.

Die Zulu.

Unter allen Kaffernstämmen nimmt der wilde, energische Erobererstamm der Zulu den ersten Rang ein, denn wenn von Kaffern die Rede ist, so sind fast auch immer nur die Zulukaffern gemeint, die im Laufe der Besitzergreifung Südafrikas durch die Engländer am meisten von sich reden gemacht haben.

Nach den Schilderungen von Krantz sind die Zulu durchweg herkulische Gestalten, mit hoher Stirn, etwas gebogener Nase, aufgeworfenen Lippen, offenen Augen und glänzend weißen, nicht schief stehenden Zähnen. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, bei der Geburt fast weiß, die Verdunkelung der Haut tritt erst später ein.

Die Männer haben nur mäßigen Bartwuchs. Das Haupthaar wird am Scheitel abrasiert, so daß nur ein Ring übrig bleibt, der mit Gummi gesteift und zu einem Haarkranz geformt wird. Die Haltung des Zulu ist stets hoch aufgerichtet und verrät Mut und Unabhängigkeitssinn. Die gewöhnliche Kleidung besteht in einem Gürtel um die Hüften; bei festlichen Gelegenheiten, besonders aber bei ihren Kriegszügen schmücken sie Kopf, Brust und Füße mit Tierhaaren, Hautstücken, Schwänzen, Fellen von Löwen, Leoparden u. a., das Haupt außerdem mit wehenden Straußenfedern.

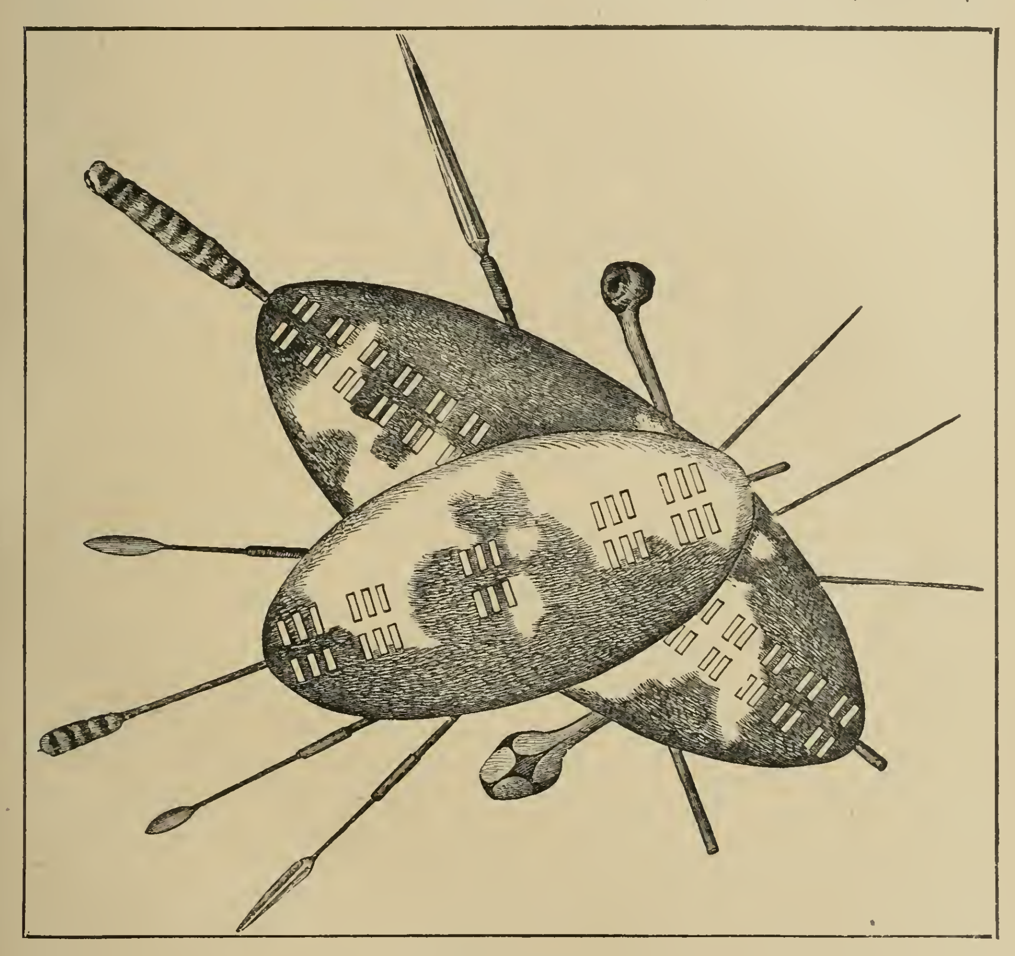
Die Frauen tragen ein ledernes Karoß, darunter ein Röckchen oder einen Schurz aus Leder; Hals, Hand- und Fußgelenke sind mit Glasperlen, Messing- und Kupferringen geschmückt, die Füße mit Sandalen bekleidet. Auch wird der Körper mit Öl und Fett eingesalbt.

Die Wohnung der Zulu besteht in festen, bienenkorbartigen Hütten, in deren Mitte eine flache, runde Vertiefung als Feuerherd sich befindet. Der Fußboden ist mit Matten und Tierfellen bedeckt, welche zum Nachtlager dienen, als Kopfkissen ein ausgeschweifter Holzklotz. Um die Hütte herum läuft eine Art Vorhalle, wo allerlei Gerät aufbewahrt, auch gekocht wird und sich die Bewohner zu den Mahlzeiten versammeln. Eine größere Anzahl solcher Hütten bilden einen Kraal, dessen Oberhaupt, der Inkoli, der Herr über den betreffenden Stamm ist. Die Hütte dieses Häuptlings ist größer und geräumiger und gewöhnlich auf einem Hügel erbaut; in ihrer Nähe befinden sich die Hütten der Familienmitglieder, sowie kleinere für die Aufbewahrung des Getreidebedarfes. Innerhalb des sehr rein gehaltenen Hüttenbezirkes befindet sich eine Art Forum, wo alle öffentlichen Angelegenheiten verhandelt, Streitigkeiten entschieden, Fremde empfangen werden; doch dürfen sich hier nur die Männer versammeln.

Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Zulu. Die Sorge für die Herden, die den Grad der Wohlhabenheit bestimmen, liegt den Männern ob; die Feldarbeit entfällt auf die Frauen, doch wird nur soviel angebaut, als der eigene Bedarf erfordert. Die Männer verfertigen Speere, Schilde, Wurfstöcke, Messer, schnitzen allerlei hölzerne Geräte, bereiten Felle und Pelzwerke, flechten aus Binsen wasserdichte Behälter, Getreidesäcke u. dgl. Besonders angesehen ist das Handwerk der Schmiede, welche die Waffen liefern, und nach Andree sollen die geschmiedeten Produkte so weich und biegsam sein, daß man eine dünne Assagaiklinge, eine an einem Schaft von 1 m Länge befesttigte, 15 cm lange und 2—3 cm breite zweischneidige Degenklinge, die wie ein Bajonett gebrauchte Hauptstoßwaffe der Zulu, auf-

rollen kann, ohne daß sie bricht. Ebenso geschickt sind sie im Anfertigen von eisernen und kupfernen Schmucksachen.

Der Charakter unterscheidet den Zulu und die Kaffern überhaupt scharf von allen übrigen Eingeborenen. Der Hottentott hat keinerlei Gefühl für Nationalität, während bei den Kaffern nur etliche hundert beisammen wohnen dürfen,



Waffen der Zulu.

um sich als Kaffern zu fühlen. Der Kaffer sieht den Europäer als den Eindringling an, den er fürchtet und haßt, dem er aber als Sklave untertan zu sein sich nie entschließen würde. Der Hottentott kennt keine nationale Sitte, der Kaffer ist von derselben bis in die innerste Faser durchdrungen. Er hat seine angestammten Fürsten, denen er blindlings folgt, und deren Macht er anerkennt, selbst wo diese von den Weißen längst gebrochen ist; er hat Familienbewußtsein und eine sehr energische Liebe zu seinen Blutsverwandten. Während der Hotten-

tott den Wert des Geldes kaum achtet, hält der Kaffer das Seine zäh und geizig zusammen.

Alle Kaffernstämme, in deren Adern Zulublut fließt, werden nach Livingstone von einer unbegrenzten Freiheitsliebe beherrscht. Während die Hottentotten im Kaplande längst holländisch oder englisch gelernt haben, läßt sich der Zulu nicht dazu herab und zwingt so seine Herren, die Zulusprache zu erlernen, wenn sie mit ihm verkehren wollen. Andere Eingeborene mag man schlagen, sie werden sich höchstens hinterrücks rächen; aber ein Zulu schlägt sofort wieder und rächt die Beleidigung leicht mit dem Tode des Weißen. Dennoch bildet zu diesem Stolz und Selbstbewußtsein einen auffallenden Kontrast des Kaffern Hang zum Betteln.

Das Hauptgeschäft der Zulu scheint von jeher der Krieg gewesen zu sein, und: Siegen oder sterben! war die stete Parole. Daher war die Kriegführung eine grausame, es wurden weder Weiber noch Kinder geschont. Zu den Zeiten der ersten Zusammenstöße mit den Europäern soll der Zulukönig Tschaka über ein Heer von hunderttausend Kriegern verfügt haben. Als 1858 Ketschwayo an die Spitze der Zulu trat, hat er den von seinen Vorgängern schon eingeführten Militärdespotismus weiter ausgebildet und die ganze männliche Bevölkerung in ein wohl organisiertes und stets kampfbereites Heer von vierzigtausend Mann verwandelt.

Unter den Waffen der Kaffern steht der vorher genannte Assagai obenan. Neben diesem wird eine Wurflanze mit etwa 2 m langem Schaft geführt, sowie der Keulenstock aus Eisen oder Horn für den Kampf Mann gegen Mann. Der fast 2 m hohe Kriegsschild aus starker Ochsenhaut ist mit Einschnitten versehen und am oberen Ende mit Federn geschmückt. An den Farben der Schilde und den Einschnitten ist die Abteilung des Heeres zu erkennen, zu welcher der Krieger gehört. Daß die zwar gefährlichen, aber immerhin doch mehr oder minder primitiven Waffen lange schon den europäischen Feuerwaffen gewichen sind, ist selbstverständlich.

Das Spioniersystem der Zulu ist ein so ausgezeichnetes, daß sie dadurch allein schon viele Erfolge errungen haben. Ihre Kampfesweise besteht im wilden, stürmischen Überfallen, um den Feind zu vernichten, Viehherden wegzurauben und Dörfer mit einem Schlage zu nehmen. Als die Engländer endlich auch mit den Zulu zusammenstießen, mußte schließlich zwar der englische Löwe siegen, doch mußte er seinen Sieg gegen diese ungestüme wilde Macht auch teuer bezahlen.

Die Zulu glauben an einen gewissen Schöpfer, an einen Herrn des Blitzes und des Donners, und an verschiedene Klassen der Geister der Verstorbenen. Die Geisterwelt denken sie sich in unterirdischen Räumen, unermeßlichen Abgründen, die sich nie füllen und die sie sich als eine andere Heimat vorstellen. Sie glauben, daß die Seelen der Verstorbenen, besonders ihrer Häuptlinge, in der Nähe ihrer Wohnungen verweilen oder in Gestalt von Schlangen, Mäusen, Vögeln zum Besuche wiederkehren. Krankheiten werden allgemein dem direkten Einfluß der Geister zugeschrieben; gegen diese suchen sie bei den Zauberern eine Abwehr, die durch allerlei Formeln und Opfern eine Heilung herbeiführen zu können vorgeben.

Schließlich mögen unter den Gesetzen und Gebräuchen kurz noch folgende her=

vorgehoben sein. Vielweiberei ist allgemein gestattet. Ein Häuptling muß wenigstens vier Frauen haben, von denen aber nur die erste die eigentliche Frau vom Hause ist, die andern nehmen nur die Stellung von Dienerinnen ein. Bei der Heirat erhalten die Eltern der Braut ein Geschenk von fünf bis zehn oder mehr Stück Vieh, je nach dem Reichtum des Bräutigams. Trennung der Ehe ist nicht selten, und in solchen Fällen muß das betreffende Geschenk, wenn keine Kinder vorhanden sind, wieder zurückgegeben werden. Die Last der Frauen, welche alle Haus- und Feldarbeit zu verrichten haben, ist nicht gering; dennoch fühlen sie sich glücklich, schwatzen, lachen und singen und finden ihres Humors kein Ende. Die Kinder wachsen in völliger Freiheit auf. Wie die erste Frau über die andern, so steht auch der erste Sohn über allen andern Kindern der Familie. Dieser wohnt in einer eigenen Hütte, ist für seine Geschwister dem Vater verantwortlich, gibt aber vom etwaigen Erbe an die jüngeren Geschwister gerade soviel, wie ihm beliebt.

Die Zulu essen kein Schweinefleisch. Der Bruder muß die Witwe des verstorbenen Bruders heiraten. Der Begriff von Reinlichkeit ist so hoch, daß sie keine Nahrung, auch nicht die Kuh zum Melken anrühren, ohne sich erst die Hände zu waschen. Alles, was tot ist, wird für unrein gehalten, und wer einen Toten anrührt, muß sich durch gewisse Opfer reinigen. Die Zulu fluchen und schwören nicht und verachten den Europäer, den sie fluchen hören.

Die Betschuanen.

Die ganze weit ausgedehnte Landfläche, welche westlich von Deutsch-Südwestafrika, östlich von den Oranje- und Transvaalkolonien, südlich vom Oranjefluß und nördlich vom Sambesi eingefaßt wird, eine Fläche von 648 400 qkm, bildet gegenwärtig das Betschuanenland-Protektorat der Engländer, einschließlich der Kalaharisteppe.

Hier hat das Bantuvolk der Betschuanen seine Sitze, deren Hauptstamm die Bamangwoto bilden, und zu denen auch die Stämme der Basuto, Masarwa, Bakwena und Bankweketse als die hervorragendsten gehören. Sie haben die fruchtbaren Striche des Gebietes inne, denn in den wasserarmen, zum Teil ganz wasserlosen Strichen der Kalahari haben, wie oben schon erwähnt, die Buschmänner eine Zuflucht gesucht und werden da auch von den Betschuanen wenig oder gar nicht gestört.

In ihrer Körperbildung und Bekleidung, sowie in den meisten Sitten und Gebräuchen gleichen sie den Zulu. Ihre Hütten haben ein kegelförmiges, aus Rohr und Gras sorgfältig geflochtenes Dach und werden von einem dichten Zaun umgeben, den die Weiber kunstfertig zu flechten verstehen. Im allgemeinen sind sie ein aufgewecktes, gutmütiges Volk.

Das Hauptbesitztum und der Stolz des Betschuanen ist das Rindvieh, und kann er dann dazu noch ein „wanderndes Haus", einen Wagen erwerben, dann gilt er als ein reicher Mann. Wie bei den Zulu werden auch hier die Rinder lediglich von den Männern gewartet; außerdem beschäftigen sich diese, wenn sie nicht in Fehde liegen, mit der Jagd und der Zurichtung der Häute von wilden

Tieren. Die Jagd betreiben sie mit Hilfe abgerichteter Hunde, auch verstehen sie Fallgruben zu bauen, in die sie das aufgehetzte Wild hineintreiben. Die Weiber befassen sich mit dem Bestellen der Felder, Einbringen der Ernte, Mahlen der Körnerfrüchte, Aufbauen der Hütten und Herbeischaffen des Brennmaterials.

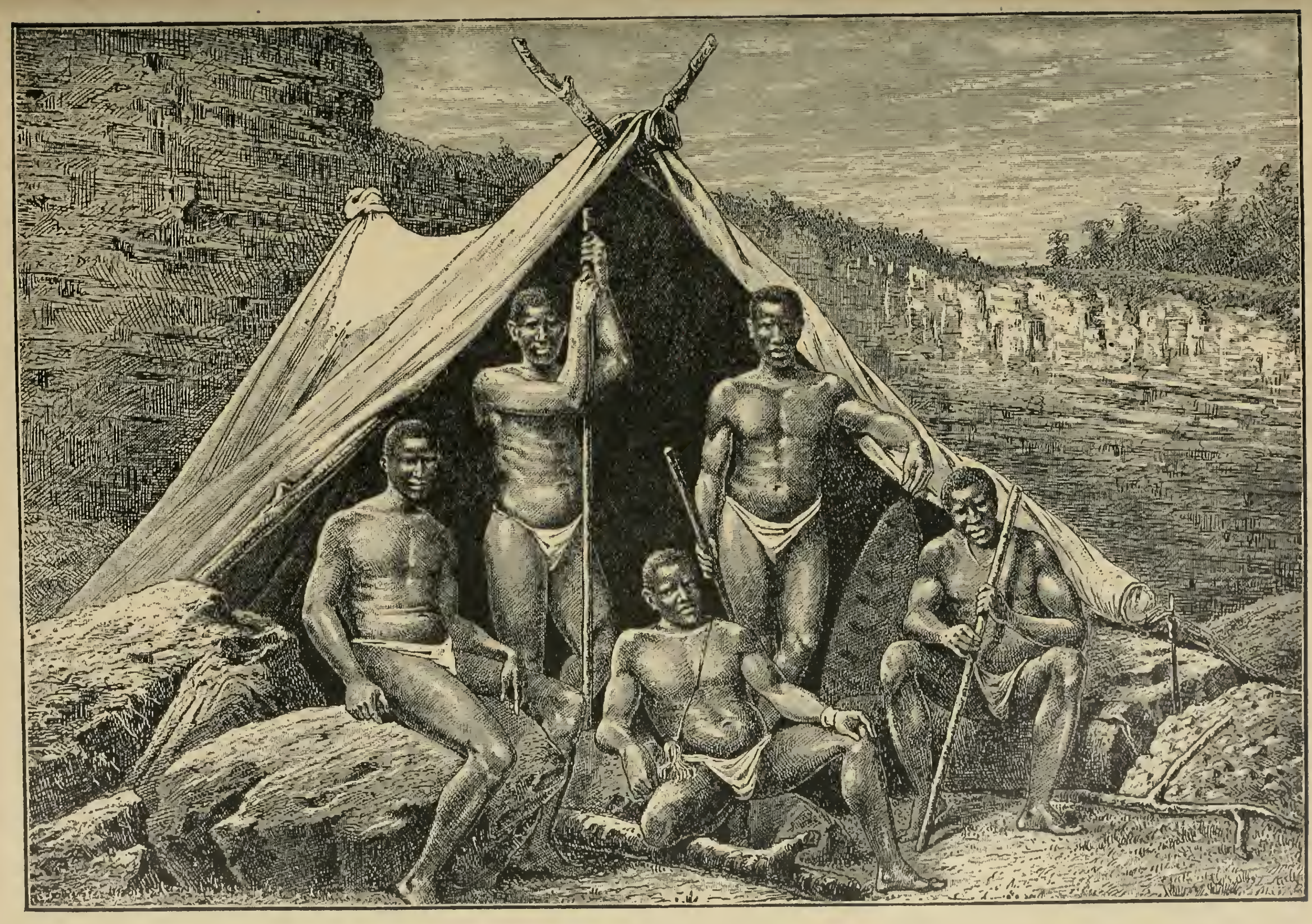
Jeder Stamm hat seinen König, dessen Würde erblich ist. Zu einem Stamm gehört eine größere oder geringere Zahl von Dörfern, deren jedes seinen besonderen Häuptling hat, die in ihrer Gesamtheit gewissermaßen den Adel bilden, aber die Oberhoheit des Königs anerkennen. Dieser, obwohl seine Macht groß und zuweilen despotisch ist, unterliegt dennoch einer Kontrolle von seiten der Häuptlinge und muß es sich gefallen lassen, wenn sie ihm in öffentlichen Volksversammlungen, in denen eine große Redefreiheit herrscht, unumwunden sagen,



Betschuanafrauen beim Zaunflechten.

was ihnen an ihm nicht gefällt. Emil Holub beschreibt den Betschuanenfürsten Khama am Limpopo als einen Mann von edler Gesinnung, treu und großmütig, dessen Handlungsweise nicht wetterwendisch ist: ein Mann, ein Wort! Kein Wunder, wenn ein solcher Mann einen großen Einfluß gewann und „Khamas Reich“ selbst auf den Karten neuesten Datums im Betschuanenland-Protektorat noch verzeichnet steht.

Mit gewissen Feierlichkeiten werden die heranwachsenden Knaben für altersreif erklärt. Im Alter zwischen zehn und fünfzehn Jahren wird eine Anzahl ausgewählt als die lebenslänglichen Genossen eines der Söhne des Häuptlings. Zu diesem Behufe erhalten sie eine besondere Vorbildung an einem entlegenen Orte im Walde, wo Hütten zu ihrer Bequemlichkeit errichtet werden. Hier werden sie durch allerhand Leibesqual abgehärtet und durch ältere Männer in allem, was für den Stamm nötig erscheint, unterrichtet. Die Jünglinge bilden zusammen eine Kameradschaft. Hat der junge Mann alle Prüfungen überstanden, so wird



Basutos.

er eingesalbt, nimmt die Tracht der Männer an, gilt für waffenfähig und hat das Recht, an den Versammlungen teilzunehmen. Auch die Mädchen werden eine Zeitlang von älteren Frauen in allem unterwiesen, was für die Stellung des Weibes unter den Betschuanen erforderlich ist, unter welchen Dingen der Gehorsam obenan steht. —

In einem früheren Abschnitt unseres Buches, in welchem die Anstrengungen der Engländer, ihre Kapkolonie auf Kosten der eingeborenen Stämme auszubreiten, erzählt worden ist, wurde auch schon einer der am häufigsten genannten Stämme der Betschuanen erwähnt, nämlich:

Die Basuto.

Die Basuto saßen ehedem in dem Gebiete der Transvaalkolonie und bildeten einen der Hauptstämme der Betschuanen. Es ist nicht recht klar, ob die den afrikanischen Eingeborenen eigene Wanderlust oder Bedrängung durch Nachbarstämme einen großen Teil des Volkes veranlaßte, diese Wohnsitze zu verlassen und auszuwandern; es ist auch möglich, daß beide Ursachen zusammengewirkt haben. Genug, im Jahre 1824 brach der größere Teil der Basuto unter Führung eines Häuptlings Sebituane nach Norden auf und gründete am oberen Sambesi das Reich der Makololo, das sehr bald einen gefürchteten Namen bei allen umwohnenden Völkerschaften hatte.

Der kleinere Teil war in den Ebenen des Vaalflusses sitzen geblieben, durch diese Teilung aber derart geschwächt, daß es dem Andrängen eines kräftigeren Volksstammes nicht lange widerstehen konnte. Das war ein Zweig der Zulu unter dem Häuptling Mosilikatse, der sie nach Süden drängte. Die Basuto wanderten nun eine lange Zeit, nach Wohnsitzen suchend, ruhelos umher, bis sie sich endlich in dem Gebirgslande westlich von Natal, in der Nähe des Indischen Ozeans festsetzten. Aber auch hier wurden sie nach der Gründung der Burenfreistaaten von diesen aus hart bedrängt, so daß sie 1868 die Engländer zu Hilfe riefen. Das war diesen ein willkommener Anlaß, das Basutoland unter englischen Schutz zu stellen und dann dasselbe 1871 ganz der Kapkolonie einzuverleiben. Als ihnen aber später von der Kapregierung die Zumutung gestellt wurde, alle Gewehre auszuliefern, empörten sie sich und hielten sich so tapfer, daß die Kapregierung 1883 auf das Basutoland verzichtete.

Die intelligenten Basuto aber, welche wohl fühlten, daß sie viel zu schwach waren, um auf die Dauer einem so mächtigen Gegner widerstehen zu können, und sehr richtig voraussetzten, daß die Kapregierung ihre Versuche über kurz oder lang wiederholen und es ihnen dann leicht noch übler ergehen möchte, beschlossen nun, sich freiwillig unter den unmittelbaren Schutz der Königin von England zu stellen, den ja ihr nächster Nachbar Natal schon genoß. Der Antrag wurde in London angenommen und das Basutoland für eine unmittelbare Kronkolonie Englands erklärt, zugleich auch durchgesetzt, daß sich außer den Beamten kein Weißer daselbst niederlassen dürfe. Übrigens sei noch hinzugefügt, daß die Basuto infolge der Tätigkeit französischer Missionare großenteils Christen sind.

Die ersten Missionare, welche in das Land der Betschuanen gekommen waren, wollten gefunden haben, daß diese gar keine Religion hätten. Das war ein Irr=

tum, denn die Betschuanen haben nicht allein eine Religion, sondern einen hoch über dem Zauberkram des Fetischwesens stehenden Glauben an eine einige Gottheit, und die späteren Glaubensboten hatten sogar um so leichtere Arbeit, als sie diesen alleinigen Gott unter dem Namen Modimo verkündigen konnten.

Es ist klar, daß es unter einem so intelligenten Volke nicht leicht war, den Zauberer zu spielen. Diese beschäftigten sich vornehmlich mit Regenmachen. Blieben aber alle die auferlegten Tieropfer und die weiteren Zauberformeln ohne Erfolg, so fiel der Windmacher wohl der entflammten Volkswut zum Opfer, und Livingstone mag nicht unrecht haben, wenn er behauptet, daß unter den Betschuanen wohl kein Zauberer eines natürlichen Todes gestorben sei.

Die nördlichen Bantu.

Es war um das Jahr 1820, als sich im Zulureich ein Zweig des Stammes, unzufrieden mit dem Zulukönig Tschaka, von dem Hauptvolke lossagte und sich auf eigene Füße stellte. Es waren

Die Matabele.

Unter Führung des Häuptlings Mosilikatse, eines ebenso intelligenten wie energischen Mannes, der einer der bedeutendsten Führer in den Kriegen der Zulu gewesen war, verließen sie Zululand und wendeten sich nach Norden in die heutige Transvaalkolonie, wo damals Stämme der Betschuanen ihre Sitze hatten. Langsam drang er vorwärts, bald hier, bald dort sich Wohnplätze erkämpfend, denn nirgends wollte es den Zulu so recht behagen.

1824 waren sie bis an den Vaalfluß vorgedrungen, und hier fanden sie in der fruchtbaren Ebene des Stromes nicht nur passende Plätze zur endgültigen Niederlassung, sondern auch den genügenden Raum. Ein Teil des hier ansässigen Betschuanenstammes hatte diese seine Sitze verlassen und sich nach dem oberen Sambesi gewendet, und der zurückgebliebene Teil, die Basuto, der nicht dulden wollte, daß sich hier ein fremdes Volk niederließ, war bald überwältigt und wurde nach Süden abgedrängt. Nun hatte Mosilikatse übergenug Raum, um sich mit seinen Leuten häuslich einzurichten.

Nebenbei sei hier bemerkt, daß Mosilikatse auch häufig Umsilikatse geschrieben wird, was aber dasselbe ist, denn Mo und Um sind ganz gleichbedeutende Vorsilben, welche den Singular, die einzelne Person anzeigen.

Jahr verging um Jahr, und man hörte nichts mehr von dem Stamm der Matabele und ihrem Häuptling Mosilikatse. Sie saßen friedlich in ihren neuen Wohnplätzen, gewannen dem Acker ab, soviel sie brauchten, zogen ihr Vieh und lebten ganz wie früher in Zululand. Das sollte plötzlich anders werden, als die von den Engländern verdrängten Buren ins Land kamen, hier ihre Republik gründeten und auch bis an den Vaal gelangten, der die Grenze ihres neuen Reiches bilden sollte.

Hier stießen sie auf die Zulu, die ihnen in langwierigen und heftigen Kämpfen arg zu schaffen machten, schließlich aber doch den besseren Waffen und

der geschickteren Kriegführung der Buren auf die Dauer nicht widerstehen konnten. Mosilikatse mochte das wohl einsehen, und da in diesen Kämpfen die ganze angeborene Kriegslust seiner Matabele wieder erwacht war, so faßte er kurz entschlossen den Plan, das Feld zu räumen und sich anderweit Wohnsitze zu erkämpfen.

Er wendete sich nach Norden und ging über den Limpopo. Hier traf er auf die Reiche der Makalaka und Maschona, unterwarf sie beide und gründete nun zwischen Limpopo und Sambesi das große Matabelereich, das sich unter seiner energischen Führung bald furchtbar machte. Er gestaltete dasselbe zu einem Ab-



Häuptlinge der Matabele bei einer Beratung.

bild des Zulureiches, denn es wurde ein Militärstaat mit unbeschränktem Despotismus.

Die Matabele waren ihrem Herrscher mit unbedingtem Gehorsam ergeben, denn Erfahrung und Menschenkenntnis verschafften Mosilikatse den Sieg über die Gemüter seiner Leute, und die Gefangenen erblickten in ihm zitternd den unbeugsamen Gewaltmenschen. Er machte alles nieder, was ihm Widerstand leistete, nur die Kinder der Besiegten erzog er für seine Zwecke, daher auch sein Heer zumeist aus Fremden bestand.

Der Reisende Karl Mauch, welcher sich 1867 bei dem damals noch auf seiner Höhe stehenden Matabelekönige aufhielt, entwirft von ihm und seiner Hofhaltung folgendes Bild: „Eine große, runde Umzäunung von Baumzweigen, berechnet, um etwa achthundert bis tausend Stück Großvieh zu halten, ist der Audienzsaal. Dem Eingang gegenüber saß an der hinteren Wand der Herrscher. Mosilikatse zeigte die hohe Stirn eines Befehlshabers, schwarze durchdringende Augen, eine

wenig platte Negernase, fein geschnittene Lippen und ein Energie bezeichnendes Kinn. Seine Bekleidung bestand in einem baumwollenen, um die Lenden befestigten Sacktuch und in einer weißwollenen, über die Schultern geworfenen Decke. Ein plump gearbeiteter Lehnstuhl diente ihm als Thron, und mehrere seiner fetten Weiber waren beständig bereit, seine geringsten Wünsche zu erfüllen. Ein kleiner Junge von etwa sechs Jahren vertrat die Stelle seiner Tabaksdose und mußte stets anwesend sein, um dem häufigen Verlangen des Königs nach dem beliebten Kraute gerecht zu werden. In Ehrfurcht bezeichnender Ferne saßen viele seiner Untertanen, die es kaum wagten, leise miteinander zu sprechen. Mosilikatse hatte, wie alle Kaffernhäuptlinge, eine große Zahl von Weibern. Rings um den Kraal des Königs wohnten die als Leibwache dienenden Majaka, d. h. Soldaten. Diese besaßen keine regelmäßig gebauten Hütten, sondern nur Verhaue, nach dem Kraal des Königs offen angelegt. Im Schlaf lagen sie bekleidet, ihre Waffen über dem Kopfe aufgestellt, und waren so jeden Augenblick bereit, die Waffen zu ergreifen und einen Angriff zu machen oder abzuschlagen."

Der alte Herrscher, der nach Karl Mauch etwa siebzig Jahre zählte, fand seine Belustigung in den Tänzen, welche seine Krieger zu Ehren des Königs, des Assagai, des Schildes, des Krieges oder der Jagd aufführten. Den Kriegsgesang, mit dem sie den Tanz begleiteten, erklärt der Reisende für sehr ansprechend, und der stimmreiche Chor herrlicher Bässe brachte eine geradezu ergreifende Wirkung hervor. Der Tanz währte bis Sonnenuntergang, und die ermüdeten Tänzer und Sänger erhielten einen oder mehrere Schlachtochsen und Bier. War aber der Herrscher unzufrieden, oder fiel es ihm gerade ein, seine Krieger an Entbehrung zu gewöhnen, so erhielten sie nichts, und dies wurde mitunter sogar mehrere Tage hindurch fortgesetzt.

Der gefürchtete Mosilikatse hatte nicht die geringste Ahnung davon, daß derselbe schlichte Reisende, der da vor ihm stand, die Ursache von dem Zusammenbruch seines gewaltigen Reiches werden würde. Karl Mauch war es ja, der, wie schon in einem früheren Kapitel erzählt worden ist, die Goldfelder am Tati und in Maschonaland entdeckte und dadurch das Einströmen zahlloser Abenteurer und Goldgräber veranlaßte. Sogleich waren auch die Engländer bei der Hand, um mit Lobengula, der seit Mosilikatses 1868 erfolgtem Tode an der Spitze des Reiches stand, einen Schutzvertrag abzuschließen, und das Matabelereich wurde 1889 samt den ehemaligen Maschona- und Makalakareichen als zur britischen Interessensphäre gehörig erklärt. Die Verwaltung und Ausbeutung der Reichtümer des weiten Gebietes wurde der Chartered Company und Cecil Rhodes überlassen, und als zwischen diesen und Lobengula 1893 Verwicklungen entstanden, wurde kurzer Prozeß gemacht. Man überzog den Matabelehäuptling mit Krieg, er wurde flüchtig, die Engländer nahmen das Land in Besitz und machten es zur Provinz Rhodesia, so benannt zu Ehren des Mannes, dessen gewissenloser Tätigkeit sie ein so ungeheures Anwachsen ihrer Macht in Afrika zu verdanken hatten.

Die Maschona

bewohnen die nördlichen Teile des ehemals so gewaltigen Matabelereiches. Sie sind ein schwächliches, entnervtes Volk, und es ist leicht zu begreifen, wie die starkgebauten und hochgewachsenen Matabele ihrer ohne große Schwierigkeit Meister werden konnten.



Matabele im Kriegskostüm.

Ihr Typus nähert sich sehr dem jüdischen und ist entstellt durch den übermäßigen Gebrauch des Schnupftabaks, auch treten ihre Kiefer stark hervor. Das Haar ist gekräuselt, kurz und wollig; sie ziehen es jedoch dadurch in die Länge, daß sie es mit Fetten und Ölen reich einschmieren und in kleinen Büscheln in die Rinde der roten Mimose einbinden. Sind nun die Locken etwa einen Fuß lang, so werden sie aus der Rinde herausgenommen, mit Nußöl und Holzkohle überstrichen und hängen dann, in der Mitte geteilt, zu beiden Seiten des Gesichtes herab, nur zusammengehalten durch einen Streifen Gras oder durch ein dünn geschnittenes Lederband.

Ihre Kleidung besteht aus einem Tierfell; unter der Herrschaft der Matabele haben sie auch deren Lendenschurz angenommen. Nach Emil Nagel sieht man keinen Maschona ohne seinen kleinen Kopfstuhl ausgehen, ein Gerät, das er unter den Kopf stellt, wenn er sich niederstreckt, um das gut geölte Haupt vor der Berührung mit der Erde und vor Staub zu schützen.

Die Maschona wurden von den Matabelen nicht besser denn Hunde betrachtet; es galt einem Matabele als Spaß, einen Maschona mit der Keule niederzuschlagen. Doch war den Unterjochten immerhin die Freiheit gelassen, ihren Herrn verlassen zu dürfen und sich einem andern anzuschließen, ohne dafür zur Verantwortung gezogen werden zu können.

Die Maschona befassen sich mit Ackerbau und sind geschickte Metallarbeiter. Einen großen Teil ihres Tributs an die Matabele haben sie in Eisenwaren, Assagai, Messer, Arm- und Fußringen abgetragen. Ihre Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen und dem Assagai. Dazu wird noch ein starker Handspeer in verschiedenen Formen geführt, von der breiten, langen Schwertklinge, durch die dem Elefanten breite und tiefe Wunden beigebracht werden können, so daß er sich verbluten muß, bis herab zu merkwürdig kleinen Marterwerkzeugen, die bestimmt sind, in den menschlichen Körper eingestoßen zu werden.

Wichtiger als die Maschona waren im alten Matabelereiche

Die Makalaka.

Sie hatten und haben noch den südlichen Strich des alten Matabelereiches inne, am nördlichen Ufer des Limpopo. Nach Karl Mauch sind die Männer meist hagere Leute von mittlerer Statur, während es bei den Weibern, wie bei den Türken, als besondere Schönheit gilt, möglichst fett zu sein, je aufgeschwemmter, desto schöner.

Der Typus der Makalaka weicht von dem des Negers viel weiter ab als bei Maschona und Matabele, negerartige Gesichtszüge werden nur selten gefunden. Die Nase ist schmal, sanft gebogen, und die Lippen sind nur wenig aufgeworfen, so daß manche Gesichter nichts weniger als häßlich erscheinen.

Beide Geschlechter sind vorn nur mit einer kurzen Schürze, hinten mit einem etwas größeren, herabhängenden Fell aus Tierhäuten bekleidet. Als Schmuck dienen Glasperlen, Fingerringe, Arm- und Fußspangen aus Eisen, Messing oder Kupfer. Die Weiber laufen stets mit ihrem ganzen Reichtum an solchen Dingen umher, manche tragen an Schmuck oft ein Gewicht von zwanzig Pfund.

Um vor den Überfällen der plündernden Matabele sicher zu sein, wurden die bienenkorbähnlichen Hütten auf Bergen errichtet, wo es die Natur leicht macht, sich zu verschanzen und im Notfall samt dem Vieh sich in Höhlen zu verstecken. Im Innern der Hütte sieht man eine Menge irdener Töpfe, solche die zwölf Liter Flüssigkeit halten bis herab zu solchen, die nicht größer als eine Teetasse sind. Sie dienen zur Aufbewahrung solcher Nahrungsmittel, die nicht wie Hirse, Mais und Erdnüsse in eigens dazu erbauten Vorratshäusern untergebracht werden können. Ferner sieht man hölzerne Schüsseln, geflochtene Körbe, Rührlöffel, Besen, Pfeile, Bogen und Speere; im Dache hängt auch Tabak, der zerrieben geschnupft wird, sowie Hanf zum Rauchen und das Salzfäßchen. Es fehlt auch

das hölzerne Kopfbänkchen, sowie ein kleiner Korb für das eierlegende Huhn nicht. Wie die Zulu, sind auch die Makalaka sehr reinlich, sie waschen sich die Hände vor jeder Mahlzeit, bei welcher sie sich allein nur der Finger bedienen.

Eigenartig und abweichend von andern Völkerschaften ist eine gewisse Methode, die Kinder zu erziehen. Hat ein Mädchen das fünfte Jahr erreicht, so wird es gern Verwandten in einem Dorf übergeben, wo es erzogen werden soll. Hier erlernt es die weiblichen Arbeiten, Wasser und Holz tragen, Brei kochen, Bier bereiten, Salz gewinnen, Töpfe formen und brennen. Kommt die Zeit, wo die Alten das Mädchen für heiratsfähig erklären, so muß es sich dem Tätowieren unterwerfen.

Knaben werden seltener Verwandten übersendet, sondern erst Ziegen- und Schafhirten, später Hüter der Rinderherden. Während dieser Zeit verbringt der Junge seine Muße mit dem Erlernen nützlicher Handwerke. Er lernt Körbe flechten, Schüsseln, Keulen, Speere, Bogen und Pfeile anfertigen und Netze aus Schilfrohr zum Fischfang flechten. Er übt sich ganze Nächte hindurch im Tanzen, und hat er Talent, so lernt er auch Musik. Ist er eines Schmiedes Sohn, so kann er seine Waffen bald selbst verfertigen, die von nun an seine steten Begleiter sind.

Die Frau wird gekauft. Ist der Freier reich genug, um den Kaufpreis zu erlegen, so führt er das Mädchen heim; ist er aber arm, so kann er Jahre lang für seine Zukünftige bei dem Vater derselben arbeiten. Polygamie ist gestattet; auch ist es Sitte, daß, wenn eine Frau ihren Mann überlebt, sie dem ältesten Sohn in der Familie als Erbteil zufällt; sollte dieser zufällig ihr eigener Sohn sein, so verbleibt sie entweder als Gebieterin im Hause, oder sie zieht es vor, einen andern Mann zu nehmen.

Eine der liebsten Unterhaltungen ist die Treibjagd mit großen Netzen, die gewöhnlich mehrere Tage dauert und zu der die ganze Bevölkerung mehrerer Dörfer ausrückt. Unter den musikalischen Instrumenten ist das angenehmste die Mbira, ein viereckiges Stück Holz, über welchem Metallzungen zum Tönen gebracht werden. Sie haben auch eine Art Panflöte, Pauken und Hörner. Bei Unterhaltungen improvisieren sie Lieder, die einen Refrain haben, und ihre Tänze erinnerten Karl Mauch lebhaft an unsere Quadrille.

Die Makalaka glauben an ein höchstes Wesen des Guten, Mali genannt, und an ein Wesen des Bösen, welches Khosi heißt; das erstere wohnt über dem Himmel, das letztere unter der Erde. Sie fühlen sich jedoch nicht zum Danke gegen Mali verpflichtet, wenn ihnen ein Glück zuteil geworden ist, denn das haben sie immer nur ihrer eigenen Schlauheit und Geschicklichkeit zu verdanken. Stößt ihnen aber ein Unglück zu, wird z. B. jemand krank, so ist es der Geist eines verstorbenen Familienmitgliedes, der Motsimo, der dafür Rache übt, daß ihm etwas verweigert wurde, während er noch als Mensch auf der Erde wandelte. Da wird denn zur Abhilfe der Zauberdoktor gerufen. Dieser liest nun aus seinen Wahrzeichen heraus, daß der Motsimo das Doppelte des ihm einst abgeschlagenen Bieres, Baumwollenstoffes u. a. verlange.

Außer dem Motsimo gibt es aber auch noch andere Geister, die ihr Unwesen treiben; sie kommen bald aus dem Wasser, bald aus dem Erdboden, werden aber

meist durch Tanz wieder verscheucht. Stirbt jemand, so wird der Leichnam gewaschen, mit Fett eingerieben und in einer Felshöhle in hockender Stellung beigesetzt. Den Männern pflegen sie einige ihrer Gegenstände, den Frauen ein kleines Fettöpfchen mitzugeben.

Die Bantu in Deutsch-Südwestafrika.

Es ist schon erzählt worden, daß der in Südafrika eingewanderte, allmählich immer weiter und weiter nach Westen vordringende Strom der Bantuvölker durch die unwirtliche Kalaharisteppe geteilt wurde. Dieselbe wurde von ihnen im Süden und im Norden umgangen. Der südliche Zweig wendete sich nach dem Oranjefluß in die Länder der Hottentotten, der nördliche ging weiter nach Westen und gelangte bis in die Küstenländer am Atlantischen Ozean, die ebenfalls, wenn auch nur schwach, von Hottentotten bevölkert waren.

Dieser Bantuzweig waren

Die Herero.

Da hier die Küste des Ozeans ihrem weiteren Vordringen Einhalt gebot, so setzten sie sich fest und gelten somit als der Hauptstamm der Eingeborenen unseres heutigen Deutsch-Südwestafrika, die durch ihre fortgesetzte kräftige Auflehnung gegen die deutsche Schutzherrschaft so viel von sich reden gemacht haben.

Sie führen auch den Namen Damara, wurden früher auch ausschließlich so genannt, und daher heißt das von ihnen besetzte Land auch Damaraland. Daß sie mit den am Indischen Ozean wohnenden Kaffern zusammengehören, nahe mit diesen verwandt, wenigstens eines Ursprungs mit ihnen sind, beweist allein schon die bienenkorbartige Hütte, die ihnen wie jenen als Wohnung dient.

Die Herero sind eine kräftig gebaute, ziemlich hoch gewachsene Menschenrasse, die allerdings nichts von der prächtigen äußeren Erscheinung der Zulukaffern aufweist, sondern vielfach weit mehr Ähnlichkeit mit dem Negertypus hat, wenn auch nicht im Schnitt und Ausdruck des Gesichtes, so doch in ihrem ganzen Wesen. Auch ihre seit Jahrzehnten häufige Berührung mit den Europäern hat mit großer Schnelligkeit mannigfache Umänderungen ihrer Ursprünglichkeit herbeigeführt, ganz abgesehen von der Kleidung, die nun schon vielfach der europäischen Tracht nachgebildet ist.

Wo das aber noch nicht der Fall ist, da gehen sie, wie früher, nur in ihre Karosse gehüllt und färben den sonst nackten Körper gern rotbraun. Hals, Nacken und Haar triefen zuweilen von Fett, wie es auch bei den Araberstämmen in Nubien zur Erhöhung der Schönheit üblich ist. In den Haaren tragen sie Muscheln, um den Hals Talismane, wie auch um Arme und Knöchel glänzende Metallringe getragen werden. Diese, mehr noch in ihrem alten Zustande lebenden Herero wohnen in den öden Talgründen und haben sich bisher von den Ansiedlungen der Europäer fern gehalten.

Die mehr zivilisierten Herero der weiten Grasflächen im Berglande, häufig auch besonders als Ovaherero unterschieden, sind tüchtige Viehzüchter und



Typen aus dem Hererolande.

besitzen große Herden. Selbst die kleineren Leute unter ihnen haben wenigstens ein paar Milchkühe, einige Ochsen und dreißig oder mehr Stück Kleinvieh an Schafen und Ziegen. Sie kennen keinen höheren Genuß, als recht viel Vieh um sich zu haben, und es gibt für sie keinen interessanteren Stoff zur Unterhaltung, als die Verhältnisse ihrer Herden, die Erlebnisse ihrer Ochsen, die Stammbäume ihrer Kühe zu besprechen. Auf die Herde wird demnach die größte Sorgfalt gewendet, sie geht, wie das Pferd bei dem Araber, allem andern voran. Von dem Häuptling Kamaherero, der seine Rinder nach Tausenden zählte, ist bekannt, daß er wegen der Sicherung seiner Herden gegen eine Seuche, welche unter dem Vieh der nördlich wohnenden Ovambo ausgebrochen war, an der Grenze eine Quarantäne eingerichtet hatte, die so streng gehandhabt wurde, daß sich ihr sogar die von dort herüberkommenden Eingeborenen unterwerfen mußten.

Unter solcher leidenschaftlichen Liebe für das Vieh ist es verständlich, daß die Herero nur in seltenen Fällen ein Rind schlachten und fast nur von Milch leben, die teils frisch genossen, teils durch Schütteln in einer Kalebasse zu einer Art Dickmilch verarbeitet wird, welche einen angenehmen Geschmack hat.

In ihren Sitten haben die Herero viel von den Hottentotten angenommen, die sie bei ihrer Einwanderung im Damaralande vorfanden, stehen jedoch in Bezug auf Intelligenz bedeutend höher als jene. Sie besitzen z. B. eine große Geschicklichkeit in Flechtarbeiten aller Art, verstehen sogar aus Binsen und Gras Körbe anzufertigen, die vollkommen wasserdicht sind. Tierfelle, derenthalben auch die Jagd fleißig betrieben wird, wissen sie zu gerben und für den Gebrauch ganz vorzüglich zuzubereiten.

Auch in der Bearbeitung von Erzen müssen sie schon lange vor der Ankunft der Europäer Erfahrung gehabt haben, denn der Missionar Hahn, welcher lange Zeit unter den Herero tätig gewesen ist, berichtet von Minen, die er aufgefunden hat, die von den Eingeborenen in ihrer primitiven Art bearbeitet worden sind. Uralte Schürfstätten, auf welche man neuerdings in den jetzt bearbeiteten Kupferminen von Otavi gestoßen ist, sollen von Buschmännern herrühren, die mit dem hier gewonnenen Metall einen Handel trieben.

Überhaupt haben wir das, was wir von den Herero und andern eingeborenen Stämmen im heutigen Deutsch-Südwestafrika vor dem Beginn der deutschen Schutzherrschaft wissen, vornehmlich den Missionaren zu verdanken. So weiß der Missionar Brincker zu berichten, daß die Herero heilige Stätten, Priester und Opfer kennen. Als Nationalheld und Heiliger gilt Mukuru, dessen Verehrung Glück und Segen bringt. Jede Familie verehrt aber auch ihre eigenen Ahnen als Heilige und der ganze Stamm noch seinen gemeinschaftlichen Nationalahnen. Zu dessen Grabe wandert der ganze Stamm in Zeiten großer Not, bei anhaltender Dürre z. B., um Gaben auf das Grab zu legen, die Not zu klagen und um neuen Segen zu bitten. In andern dringenden Fällen geht der Häuptling zum Grabe des Vaters, des Großvaters oder eines andern Großen, klopft mit einem Stock des Verstorbenen auf das Grab und bringt sein Anliegen vor.

Vielweiberei ist allgemein herrschend, da die Männer so viele Weiber nehmen, als sie zu kaufen vermögen. Hochzeiten und Leichenbegängnisse werden in ganz gleicher Weise durch Tanz und Schmausereien gefeiert, es sind so wichtige Begeben-

heiten, daß der Herero dann sogar ein oder mehrere Stück seiner Herde preisgibt. Bei jeder solchen Gelegenheit muß der älteste Sohn des Hauses als Metzger tätig sein und das für den Festschmaus bestimmte Rind schlachten. Diesem Verfahren dürfen jedoch die Weiber nicht beiwohnen, erhalten auch von dem Fleisch keinen Anteil.

Man sieht einen Herero nie ohne Waffen ausgehen, zum mindesten trägt er seinen altgewohnten Wurfspeer, den von den Zulu her bekannten und gefährlichen Assagai, oder einen Wurfstock, den er gleichfalls mit großer Geschicklichkeit und Sicherheit zu gebrauchen weiß. In neuerer Zeit führen sie natürlich auch die europäischen Feuerwaffen. Diese stete Bereitschaft in Waffen ist durch die häufigen Fehden, welche die Stämme untereinander geführt haben, erklärlich.

Daß die Herero ein kräftiges, widerstandsfähiges und durchaus intelligentes Volk sind, haben sie in den sich jahrelang wiederholenden Aufständen und Kämpfen mit unseren Schutztruppen bewiesen. Es ist zur Genüge bekannt, was für Anstrengungen und welche Opfer an Geld und Menschenleben es gekostet hat, diese Aufstände niederzuwerfen, einen nach dem andern, denn wenn ein Stamm mit größter Anstrengung zur Ruhe gebracht war, so loderte es an einem andern Ende aufs neue empor, und heute noch kann niemand behaupten, daß das Schutzgebiet nunmehr vollkommen beruhigt sei. Aber selbst wenn das der Fall sein sollte, so werden doch Jahre vergehen, ehe die unglücklichen Folgen dieser erbitterten Kämpfe mit den Herero verwischt sein werden.

Die Bergdamara.

Eine zweite, wohl zu unterscheidende Völkerschaft in Deutsch-Südwestafrika sind die Bergdamara, welche sich selbst Haukoin nennen. Sie wohnen zerstreut zwischen den Herero und den im Lande ansässigen Hottentotten, im Erongogebirge und den Waterbergen. Sie haben mit den Herero, den eigentlichen Damara, nichts gemein, werden im Gegenteil von diesen tief verachtet und, wie die Paria in Ostindien, als ein Auswurf der Menschheit behandelt. Selbst die Hottentotten, die doch wahrlich keinen Anspruch darauf machen können, daß sie eine besonders bevorzugte Nation sind, dünken sich hoch über ihnen stehend und sehen mit Verachtung auf sie herab.

Die Abstammung der Bergdamara ist unsicher, ihre Verwandtschaft mit den übrigen Völkern Südafrikas bedarf noch sehr der Aufklärung. Manche wollen sie mit den Buschmännern in Verbindung bringen; Brincker nennt sie ein rätselhaftes Negervolk, womit er freilich leicht über die Sache hinwegkommt. Nach Fritsch, einem sehr gründlichen Forscher, sind in den Bergdamara verschiedene Merkmale umwohnender Volksstämme in schwankender Ausbildung zu erkennen; nichts aber berechtige dazu, sie als die eigentlichen Urbewohner des Landes zu betrachten, in welches erst die Hottentotten durch die Kaffern hineingedrängt wurden und dann die Herero einwanderten. Sie werden als eine schwarze, kräftige und wohlgebaute Rasse geschildert; ihre Zahl soll nur noch etwa zehntausend Köpfe betragen und wird auch schwerlich viel größer sein.

Man sagt ihnen nach, daß sie ausgefeimte Diebe seien und als solche dem Vieh der Herero eifrig nachstellen, da sie selbst keine Viehzucht treiben. Daher

rührt die tödliche Feindschaft zwischen beiden Völkern. „Es scheint den Herero selbstverständlich," sagt Brincker, „die Bergdamara totzuschlagen, wie die Raubtiere, die in ihre Herden einbrechen," und in der Tat werden die Bergdamara von ihnen wie wilde Tiere gejagt und getötet.

Die Bergdamara treiben, wie gesagt, keine Viehzucht, bewähren sich aber als tüchtige Ackerbauer, das heißt wenn sie einen geschützten Winkel gefunden haben, wo sie dem Landbau in verhältnismäßiger Ruhe obliegen können. Ihre ursprüngliche Sprache scheint ganz verloren gegangen zu sein, sie haben vollständig die Sprache der Hottentotten angenommen und sich dazu in die Mehrzahl von deren Sitten und Gebräuchen eingelebt. Daneben finden sich sogar einzelne Absonderlichkeiten, wie sie ausschließlich bei den Buschmännern gebräuchlich sind, so daß von ihrer Eigenart als Volksstamm nichts geblieben ist als die äußere, sie von andern Volksstämmen charakteristisch unterscheidende Erscheinung. —



Bergdamara.

In den Berichten über die Aufstandsbewegung in Deutsch-Südwestafrika sind oft auch die **Bastards** genannt worden. Das ist aber kein besonderer Volksstamm, sondern es sind Nachkommen von Kapholländern und Hottentottenweibern, die sich in den Gebieten, welche die Hottentotten im Süden unseres Schutzgebietes besetzt halten, zusammengetan haben und in der Stärke von etwa zweitausend Köpfen für sich leben. —

Als eine dritte selbständige Völkerschaft in unserem Südwestafrika sind zu betrachten

Die Ovambo.

Eigentlich müßte der Stamm nur Ambo geschrieben werden, denn das vorgesetzte Ov bedeutet nur die Mehrzahl; Ovambo heißt also: Amboleute. Sie bewohnen den nördlichsten Teil unseres Schutzgebietes, sind ein dunkelfarbiger,

schön gewachsener Menschenschlag. Ihrer Sprache nach sind sie einerseits mit den Herero, anderseits aber auch mit den nördlich vom Kunene sitzenden Kimbudavölkern verwandt. Ihre Wohnung ist ein runder Palisadenbau.

Die gewöhnliche Kleidung der Ovambo besteht aus zwei Schaffellen, von denen das eine vorn, das andere hinten von einem Gürtel, an dem sie befestigt sind, herabhängt. Die Männer tragen außerdem ein spitz zulaufendes hutartiges Ding, von steifem Leder angefertigt, was den sonst stattlichen, schön gewachsenen Menschen ein widerwärtiges tierisches Ansehen gibt; möglich, daß sie bezwecken, damit einen möglichst schreckhaften Eindruck zu machen. Bei vornehmen Ovambo sind hinten und vorn an dem Schurz noch einige lederne Quasten angebracht.

Das Haar wird in viele kleine Zöpfe geflochten; aber wie der Missionar Hahn beobachtete, tragen es jetzt schon einige Frauen ganz in europäischer Weise, indem sie es scheiteln und mit feinen, aus Haar gedrehten Schnürchen von zwei und mehr Fuß verlängern. Auf der Mitte des Kopfes haben sie eine kleine Krone und von da den Rücken hinabhängend einen langen Zopf.

Die Ovambo sind fleißige Ackerbauer, außerdem aber auch sehr geschickte Eisenarbeiter. Beim Schmieden benutzen sie einen nach europäischer Art eingerichteten Blasebalg aus Tierfellen. Sie fertigen aus dem Eisen allerlei Schmuckgegenstände, z. B. Perlen von der Größe eines Hühnereies, die sie dann sehr hübsch in Rosettenform zu schleifen verstehen.

Merkwürdigerweise sieht man Schmuckgegenstände aus Elfenbein sehr selten. Wir sagen merkwürdigerweise! Denn wie die Pflanzenwelt hier schon nach jeder Richtung hin vollständig den tropischen Charakter trägt, so zeigt sich auch die Tierwelt noch fast ganz unberührt, und das Ovamboland dürfte sich als ein wahres Eldorado für die leidenschaftlichen Jagdliebhaber erweisen. Und an der Spitze dieser tropischen Tierwelt steht der Elefant, dessen Stoßzähne ja das kostbare Elfenbein liefern.

Allerdings ist er in den Dickichten in der Nähe der Küste auch schon seltener geworden, daran tragen nicht große Jagdexpeditionen der Europäer die Schuld, sondern lediglich die eingeborenen Ovambo. Der Missionar Büttner ist Augenzeuge gewesen, daß sie auf Elefantenjagden bisweilen an einem einzigen Tage vierzig, fünfzig, einmal sogar hundert Stück dieser Riesentiere erlegt haben. Und zu welchem Zweck? Nur um die kostbaren Stoßzähne zu gewinnen, die ihnen von den Händlern, welche an die Küste kommen, gut bezahlt werden; das heißt, für die sie alle möglichen Dinge eintauschen, die den Händler in Europa gar herzlich wenig gekostet haben, für sie aber als die außerordentlichsten Kostbarkeiten gelten. Angesichts solcher Nachstellungen ist es denn freilich nicht zu verwundern, daß das kluge Tier sich auch hier schon mehr und mehr in das Innere des Landes zurückgezogen hat, wo es noch immer häufig sein soll.

Wie die Herero, so verstehen sich auch die Ovambo auf allerlei kunstvolle Flechtarbeit. So z. B. wissen sie wie jene aus Rohr und Gras Körbe zu flechten, die vollkommen wasserdicht sind, und in Gefäßen aus solchem Geflecht werden Milch und andere Flüssigkeiten aufbewahrt.

Ein Marsch durch die herrlichen Parklandschaften des Ovambolandes mit ihren prachtvollen Palmenhainen, den Dörfern inmitten der mit tropischen Feld-

früchten bestellten Ackerflächen, wird jedem unvergeßlich bleiben, der ihn einmal gemacht hat.

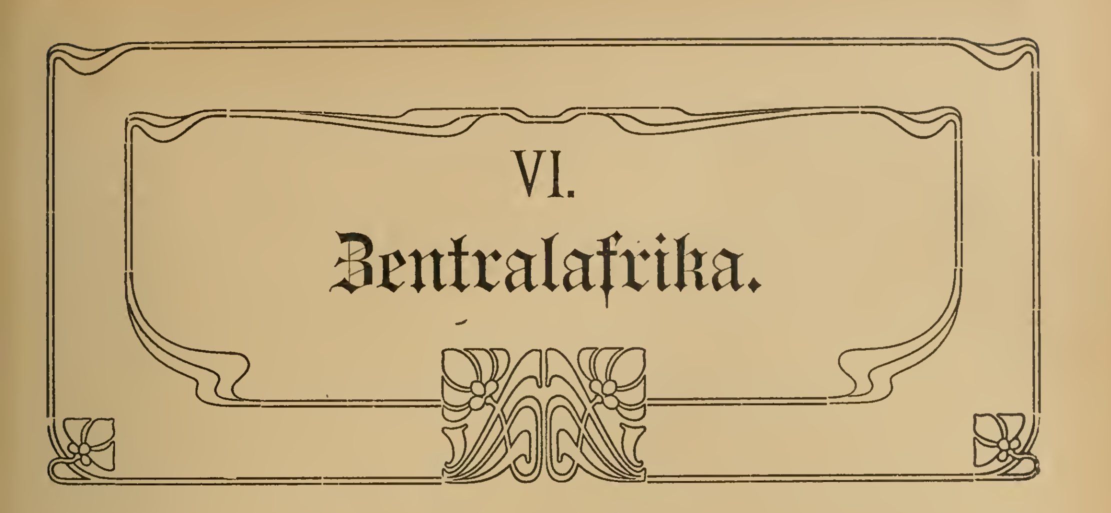
Man hat das Ovamboland seitens der deutschen Schutzherrschaft bisher noch nicht wirklich unterworfen, obwohl es innerhalb der Grenzen desselben liegt. Der Hauptgrund dafür ist der, daß man vor den nicht unbedeutenden Kosten zurückschreckt, die ein solcher Kriegszug der Schutztruppe verursachen würde, abgesehen davon, daß man mit den Stämmen des übrigen Schutzgebietes ohnehin schon alle Hände voll zu tun hat.

Der Wert des Ovambolandes ist früher sehr unterschätzt worden, auch hat man es wegen seines tropischen Klimas gefürchtet, während der Hauptteil des Schutzgebietes ja mit zu den gesundesten Bezirken von ganz Afrika gehört. Mit der langsam fortschreitenden Entwicklung und der auch nach Norden allmählicher vordringenden Besiedelung des Landes hat man aber auch schon nähere Fühlung mit dem Ovambolande gewonnen und festgestellt, daß dasselbe einen wertvollen Teil unserer Kolonie Südwestafrika bilden wird.

Die Ovambo treiben den Ackerbau ganz rationell und stapeln die Erträge ihrer Felder in besonders dazu gebauten Lagerräumen auf, die auf Pfählen stehen, um die gesammelten Feldfrüchte gegen feindlichen Einbruch kleiner Nagetiere sowohl, wie gegen etwaige Überschwemmungen in der Regenzeit zu schützen.

Wie die Ovambo durch ihre äußere Erscheinung sich von den andern eingeborenen Völkerschaften Deutsch-Südwestafrikas vorteilhaft unterscheiden, so stehen sie auch kulturell auf einer bedeutend höheren Stufe als diese. Außer den Vorzügen, die oben schon angeführt worden sind, unterhalten sie einen lebhaften Handel mit den von der portugiesischen Küste Benguellas zu ihnen kommenden Händlern, welche außer dem Elfenbein, welches natürlich obenan steht, auch die eigenartigen Schmiedearbeiten, tropische Früchte und Erzeugnisse des Ackerbaues holen.

So ist wohl mit Recht anzunehmen, daß von den Ovambo für die wirtschaftliche Bedeutung des ganzen Schutzgebietes vielleicht mehr zu erwarten ist, als von allen übrigen darin vorhandenen eingeborenen Völkerschaften. Die wirtschaftliche Bedeutung wird stets obenan gestellt werden müssen. Als Schlußwort mag dienen, was Prof. Dove treffend mit folgenden Worten ausdrückt: „Ist auch die Fabel vom Deutschen Goldlande Angra Pequena ein üppiges Spiel der Phantasie gewesen, wenigstens soweit es sich um das mühelose Auffinden ungeheurer Schätze handelte, so birgt doch der Boden unseres Schutzgebietes genug des Wertvollen, um ein Suchen danach reichlich zu lohnen. Von dem Vorhandensein mancher Dinge wissen wir genug, um ihnen für die Zukunft eine wichtige Rolle in der Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens vorauszusagen; daß sie diese heutigentags noch nicht zu spielen vermögen, liegt nicht an ihnen selbst, sondern an den Schwierigkeiten und den Unkosten, mit denen der Transport bisher zu rechnen hatte. Auch wirkliche Schätze im engeren Sinne des Wortes mögen vorhanden sein, aber auch zu ihrer Erschließung und Gewinnung bedarf es nicht nur des Wunsches, sondern fleißiger Arbeit und reichlicher Geldmittel."



Blick auf das Land.

Ausdehnung und Umriß.

Unter dem Namen Zentralafrika begreifen wir den zu beiden Seiten des Äquators gelegenen Teil des Kontinentes, der von der Linie Kunenemündung im Westen bis Sambesimündung im Osten, unter dem 18. Grade südl. Br., über den Äquator hinweg bis zu einer Linie reicht, die von dem innersten Winkel des Meerbusens von Guinea im Westen zum Indischen Ozean im Osten gedacht wird. Die weitaus größere Masse dieses eigentlichen äquatorialen Afrika liegt also südlich vom Erdgleicher.

Während die Linie der Südgrenze durch die Flußläufe des Kunene, des Okawango und des Sambesi ziemlich fest bestimmt ist, durchschneidet die Linie der Nordgrenze an ihren beiden Endpunkten zwei Landgebiete, im Westen das deutsche Kamerun, im Osten das italienische Somaliland. Da durch diese Linie Kamerun derart geteilt wird, daß nur dessen weitaus kleinere Hälfte würde zu Zentralafrika gerechnet werden können, der größere Teil nördlich davon sich weit in den Sudan hinein erstreckt, so werden wir demzufolge Kamerun auch erst später im Anschluß an die Sudanländer vorführen, was um so mehr zu rechtfertigen ist, als sich Kamerun naturgemäßer auch an Oberguinea anschließt. Im Osten dagegen ist das über die angeführte Grenzlinie hinausgreifende Stück von Italienisch-Somaliland bis zum Kap Guardafui so unwesentlich, daß dasselbe unbeschadet in diesen vorliegenden Abschnitt mit einbezogen werden kann.

Zentralafrika wird im Westen vom Atlantischen, im Osten vom Indischen Ozean bespült. Die atlantische Westküste wird insgesamt als Nieder-Guinea bezeichnet, und man unterschied dieselbe, von Norden nach Süden, in die Banakaküste, Loangoküste, Kongoküste, Angolaküste und Benguellaküste. Diese Namen werden ab und zu auch wohl heute noch gebraucht; aber seit die europäischen Mächte ihre Hände auf Afrika gelegt haben,

sind sie in den Hintergrund getreten und haben neuen Bezeichnungen Platz gemacht. Der größte Teil der Banakaküste ist das heutige deutsche Kamerun; die Loango- und Kongoküste sind bis auf einen Streifen, mit welchem der Kongostaat Zugang zum Ozean gefunden hat, das französische Kongo; und nur die Portugiesen haben für den ihnen verbliebenen Rest des von ihnen früher ganz und gar beanspruchten Gebietes die Namen Angola- und Benguellaküste insofern beibehalten, als sie diesen ihren Anteil an Nieder-Guinea jetzt einheitlich mit dem Namen Angola bezeichnen.

Am Indischen Ozean hat man die alten Namen der Küstenstrecken beibehalten: von Norden nach Süden Somaliküste, die zum größten Teil den Italienern zugefallen ist; Suaheli- oder Sansibarküste, deren nördlicher Teil englisch ist, während der südliche zu Deutsch-Ostafrika gehört; endlich die portugiesische Küste von Mosambik.

Am Atlantischen Ozean wie am Indischen sind die Küsten außerordentlich einförmig. Die atlantische Küste hat außer der geräumigen Bucht von Biafra, wie der innerste Teil des Meerbusens von Guinea heißt, nur wenige Einbuchtungen aufzuweisen, die als solche genannt zu werden verdienen, so die Coriscobai, Ogowebai, Bengabai, Gr. Fischbai; alle übrigen sind von ganz geringer oder ohne jede Bedeutung.

Nicht besser ist es an der Küste des Indischen Ozeans bestellt, fast erscheint sogar die Ostküste Afrikas noch einförmiger als die Westküste. Außer der nicht tief ins Land einschneidenden, aber sehr breiten Einbiegung an der Suaheliküste, welche den Haupteingang zu Deutsch-Ostafrika bildet, dem aber die beiden in englischem Besitz befindlichen Inseln Sansibar und Pemba vorgelagert sind, ist sonst keine Meeresbucht von Bedeutung zu nennen.

Das Land und sein Kleid.

Die Westküste.

Der weiteste Vorsprung der Westküste Zentralafrikas ist das Kap Lopez, hinter welchem der Ogowe mündet und fast unter dem Äquator eine ansehnliche Bucht bildet. Nördlich darüber folgt die Coriscobai, und hier beginnt schon die Bai von Biafra, die weiteste Einbuchtung des Meerbusens von Guinea. An deren äußerster Vertiefung steigt das gewaltige Kamerungebirge bis in die Wolken empor, und das Land biegt fast rechtwinklig nach Westen zu Oberguinea um.

Der riesige Bergstock ist ein noch tätiger Vulkan mit zahlreichen Kratern und ausgedehnten Lava- und Schlackenfeldern; die höchsten Spitzen sind der Mongama-Loba und der Pico grande, die höchste Erhebung wird mit 4075 m angegeben. Nur etwa 1500 m aufwärts sind die Flanken des noch wenig erforschten Gebirges von Wäldern bedeckt; prachtvolle Wein- und Ölpalmen, Bananen, Akazien und riesige Baumfarne bilden ein kaum durchdringbares Dickicht. Höher hinauf folgen Grassteppen, dann eine öde, schauerliche Lavawüste. Gegenüber dem Kamerungebirge erhebt sich auf der Insel Fernando Po in der Bai von

Biafra, die den Spaniern gehört, ein anderer Riesengipfel, der Clarence Peak, bis zu einer Höhe von 3627 m. Südlich völlig abgeschlossen wird die Bergmasse durch den Kamerunfluß, welcher in sein Mündungsbecken noch eine ganze Anzahl von andern Flüssen aufnimmt und dadurch einen meerbusenartigen Einschnitt darstellt, über den sich das Gebirge nach Süden hin nicht fortsetzt.

Die Küste von Niederguinea zeigt sich in Zentralafrika reich bewässert. Von der Bai von Biafra bis südlich zum Kunene, dem Grenzfluß gegen Deutsch-Südwestafrika, nimmt der Ozean eine große Anzahl von Flüssen auf, im Gegensatz



Stelzenbäume oder Pandanus.

zu der Küste südlich vom Kunene, wo nur noch periodische Flüsse vorkommen, die nur zur Regenzeit, dann aber ungeheure Massen von Wasser dem Meere zuführen. Es mögen hier von Norden nach Süden nur folgende genannt sein: der Kamerunfluß, der Sannaga, der Njong, der Kampo, der Gabun, der Ogowe, welcher schon zu den bedeutenderen Strömen gezählt werden kann; dann der Njanga, der Kuilu, der Tschiloango, welchem der gewaltige Kongo folgt, der größte Strom des ganzen Erdteils. Südlich von dessen Mündung sind noch zu nennen der Lelundo, der Bridje, der Kuanza, der Longa, der Katumbell, der Koporaca, und diesem folgt dann der Grenzfluß Kunene.

Der Küstensaum ist vom Kamerungebirge nach Süden mehr oder weniger flach, erst weiter ins Innere des Landes hinein erhebt er sich zu einer hohen

Bergregion, von welcher viele der genannten Flüsse herabkommen. Je weiter nach Süden, desto mehr wird die Küste felsig, und namentlich vom Kuanza bis nach Mossamedes hinunter streckenweise eine förmliche, in hohem Grade öde Steinwüste. Kurzhalmiges Gras und dorniges Gestrüpp, aus dem sich die seltsamen Gestalten der Euphorbien, der Wolfsmilchsträucher, erheben, die ebenfalls eine lange Dürre vertragen können, bilden die Vegetation.

Aber nur wenige Meilen landeinwärts schließt sich daran die Bergregion, die allmählich zum Hochlande emporsteigt, und die Savanne, weite, mit hohem Graswuchs bedeckte Flächen, denen parkartig verteilte Bäume und Gebüsche gar mannigfaltige Abwechslung verleihen, entfaltet die ganze Üppigkeit der Tropennatur. Die Gräser erreichen hier eine Höhe von drei und mehr Metern. Mehr aber noch überrascht die Üppigkeit der Wälder an den Flußufern. So weit der Einfluß des salzigen Meerwassers von der Mündung her flußaufwärts reicht, sind die sumpfigen Ufer mit dichten Mangrovewäldern bedeckt. Dann folgt der tropische Wald der höheren Region, Dattel-, Raphia- und andere Palmenarten, schön blühende Bäume mit dichten Laubkronen, und Pechuel-Lösche sagt mit Recht von diesen Waldungen: „Geheimnisvolle Dämmerung, nirgends zur Dunkelheit sich steigernd, herrscht unter diesem dichten Blätterdome, nur unterbrochen, wo durch eine Lücke im Laubdache das Tageslicht hereinströmt und in wunderbaren Reflexen spielt.“ An diese Waldungen der Flußufer stößt dann endlich der Hochwald der inneren Region mit dem mächtigen Affenbrotbaum, dem Wollbaum, der Fächerpalme, Euphorbien, dem Baumwollenstrauch und vielen äußerst wertvollen Nutzhölzern.

Einer Baumform müssen wir hier aber noch besonders gedenken, weil sie gerade für diese afrikanischen Landschaften ganz besonders charakteristisch ist: es ist der Pandang, Pandanus oder Stelzenbaum. Er gehört, wie der Mangrovebaum, im allgemeinen zu den sogenannten Wurzelbäumen, wächst aber nicht in den Sumpfwaldungen, sondern tritt erst in den trockenen Regionen, in den Waldungen Niederguineas meist vereinzelt auf, die Landschaft neben den Palmen ungemein verschönernd. Das Geschlecht steht einzig in seiner Art da. Palmenartig wächst ein schlanker Stamm in die Luft und teilt sich oben in wenige Äste, deren jeder einen Büschel großer, schilfartiger Blätter trägt; aber dieser bis zu 6 m hohe Stamm ist nicht aus der Erde herausgewachsen, sondern steht auf einem hohen Gerüst sogenannter Luftwurzeln, die sich aus seinem untersten Ende entwickelt und in die Erde hineingesenkt haben. Von diesem hohen Gerüst allein und nicht aus der Erde erhebt sich der Stamm, und er steht so fest, daß er auch den furchtbaren tropischen Stürmen zu trotzen vermag. Nebenbei mag erwähnt sein, daß der Pandang dem Menschen auch mannigfachen Nutzen gewährt. Nicht allein geben seine kugeligen, orangeroten Früchte ein schätzbares Nahrungsmittel, sondern auch seine derben Blattfasern ein gutes Material zu allerlei Flechtwerk.

In dem südlichen Teile des portugiesischen Niederguinea, in der Provinz Mossamedes, tritt das Bergland bis nahe an die Küste. Unfern der gleichnamigen Hauptstadt, die an einem gut geschützten kleinen Hafenbecken am Ozean erbaut ist und zu den ältesten Niederlassungen der Portugiesen gehört, erheben sich die Bergzüge der Sierra da Neiva, Sierra da Munda, Sierra Tschininga, die im

Elong 2240 m, im Loviti 2370 m in die Höhe steigen und der Ursprung der zahlreichen Quellflüsse des Katumbell und des Koporaca sind. Sie haben sämtlich die Richtung nach Nordosten und enden erst in der Hochebene des tiefen Innern. Jenseits des Kunene wird der Strand dann weiter, breit und eben, eine Wüste mit zahlreichen Strandlagunen, wie sie im vorigen Abschnitt beschrieben worden sind.

Die Ostküste.

Die Ostküste Zentralafrikas ist vom Norden her bis zum Äquator steil und hafenarm; weiter südlich ist sie flach, mit ungesunden Sumpfwaldungen bestanden, und hat nur an der Suaheliküste die schon erwähnte weite Einbuchtung, welcher die Inseln Sansibar und Pemba vorgelagert sind. Danach verläuft sie wieder einförmig bis nach Südafrika hinein.

Der nordöstliche Teil der Küste, das Somaliland, bildet zum größten Teil eine Hochebene. Ein niedriger Gebirgszug läuft ziemlich parallel mit der Küste, bald sich derselben nähernd, bald plötzlich wieder weit zurücktretend. Überschreiten wir nun dieses erste Gebirge, so stoßen wir im Süden auf eine zweite Kette, hoch, mit reicher Vegetation geschmückt. Südlich, einem Meere gleich, breitet sich eine unabsehbare Ebene aus, die erst ungefähr unter dem fünften Breitengrad in hügelige Landschaften übergeht. Diese aus rotem Lehm bestehende Ebene des südlichen Somalilandes wird am Meere von losen Dünenhügeln und festeren Lehmhügeln begrenzt. Weiter nach dem Innern steigt sie zu einer Hochebene an, welche mit Bergen durchsetzt ist, die sich als Vorläufer des unter dem Äquator liegenden Massivs des schneebedeckten Kenia darstellen.

Das südlich vom Somalilande gelegene und von Thomson erforschte Massailand ist fast durchweg vulkanischen Charakters und von höchst mannigfacher Gliederung. „Aus einer Meereshöhe des umliegenden Hochlandes von 1000 bis 1600 m," sagt W. von Freeden, „erheben sich fast völlig unvermittelt zahllose vulkanische Kegel von 2000 bis nahezu 6000 m, deren Spitzen über 1000 m tief, trotz des so nahen Äquators in ewigen Schnee gehüllt sind. Eine ganz besondere Eigentümlichkeit bildet hier eine fast durch drei Breitengrade sich erstreckende, von 30 bis 60 km breite Bodensenkung, welche zu beiden Seiten von sehr steilen 2000 bis 3000 m hohen Wänden eingefaßt wird." Im Osten dieser eigenartigen Vertiefung entdeckte Thomson eine malerische, bis 4300 m hohe Bergkette, welche er die Aberdarekette genannt hat, und weiter nördlich eine großartige Alpenlandschaft mit zahlreichen hohen Schneebergen, in denen vermutlich schon die alten Ägypter bergmännische Arbeiten auf edle Metalle oder Steine betrieben haben.

Im südlichen Massailande liegt die merkwürdigste und höchste Bergmasse des Erdteils, der Kilimandscharo, und zwar schon auf deutschem Gebiet, dessen Grenze ihn umschließt. Im Jahre 1848 haben ihn die Missionare Krapf und Rebmann zuerst gesehen, und man kann sich das unbegrenzte Staunen in Europa denken, daß es hier fast unter dem Äquator mit ewigem Eis und Schnee bedeckte Riesenberge geben sollte. Die Tatsache wurde indessen bald beglaubigt, denn schon 1861 bestiegen ihn Kl. von der Decken und O. Kersten bis zu einer Höhe von 4600 m, der Engländer New gelangte 1871 bis zur Schneegrenze und H. H. Johnston 1884 bis zu 5090 m Höhe; 1888 erreichte Ehlers ziemlich die Kante der obersten Eis-

mauer. Aber erst Hans Meyer gelang es, durch wiederholte Besteigungen im Laufe eines Jahrzehntes sowohl den höchsten Gipfel auf 6010 m festzustellen, als auch die gegenwärtige und vorzeitliche Vergletscherung dieses gewaltigen Bergriesen zu untersuchen. Nebenbei sei erwähnt, daß O. Kerstens trigonometrische Messungen davon abweichend 6130 m angeben.

Die deutsch-englische Grenze läuft um den ganzen ungeheuren Gebirgsstock herum und schließt ihn vollständig in das Gebiet von Deutsch-Ostafrika ein. Nach Norden und Nordosten senkt sich derselbe in einem Zuge abwärts, so daß nur die allerletzten niedrigen Ausläufer noch die deutsch-englische Grenze überschreiten, von Süden her aber baut sich die Masse in drei gewaltigen Terrassen auf. Die unterste und breiteste dieser Terrassen ist das Dschaggaland, ein treffliches Kulturland, über welchem sich, von etwa 1800 m ab, eine gewaltige Urwaldregion bis zu 3500 m erhebt, die in 4000 m mit einem ausgedehnten Graslande endet. Auf der zweiten Terrasse beginnt schon bei 4600 m der Schnee und alle Vegetation ist erstorben. Etwa 800 m höher setzt sich die dritte Terrasse ab, eine Hochfläche von Schnee und Eis, mit dem Hauptgipfel des Kibo, auf welchem Hans Meyer als höchsten Punkt die Kaiser Wilhelmspitze mit 6010 m festgestellt hat. Von diesem Gipfel liegt ostwärts der zweite, der Kimawensi oder Mawensi, inmitten ungeheurer, furchtbar zerklüfteter Lavamassen, etwa 50 m niedriger als der Kibo und von diesem durch die, dem unermüdlichen Erforscher des Kilimandscharo zu Ehren benannte Hans Meyer-Scharte. Mächtige Gletscher erstrecken sich von diesen gigantischen Häuptern abwärts bis zu etwa 4000 m Höhe. Die zahllosen Gewässer, welche südwärts und südwestwärts von diesem gigantischen, fast ganz isoliert liegenden Gebirgsstock abfließen, sammeln sich in dem Pangani, welcher südostwärts, ganz auf deutschem Gebiete, abfließt und zwischen den Inseln Pemba und Sansibar in den Indischen Ozean mündet.



Der Kibo, höchster Gipfel des Kilimandscharo.

Das weiter südlich zwischen der Suahelikuste und dem Tanganjikasee gelegene Gebiet kann nach Speke in fünf Zonen geteilt werden. Die erste ist eine

fruchtbare Gegend, die sich unmerklich erhebt und aus Alluvialboden besteht; die zweite ist aus einem Netz von Bergen mit besonders fruchtbarem Boden zusammengesetzt. Die dritte ist ein mächtiges Plateau, aber weniger fruchtbar; die vierte ist ebenfalls ein hohes Plateau, gut bewässert, sehr fruchtbar und bevölkert; die fünfte, die sich bis zu den Ufern des Tanganjika ausdehnt, zeigt wieder eine Neigung des Bodens, ist außerordentlich fruchtbar und für jede Art des Anbaus geeignet. Diese wunderbare Üppigkeit der tropischen Natur entwickelt selbst die vor der Küste lagernde Insel Sansibar, ein Korallengebilde, das zwar nur in seiner kleineren Westhälfte anbaufähig ist, während in der Osthälfte und einem großen Teil des Südens der nackte Korallenfels zutage steht; aber die Üppigkeit der angebauten Bezirke macht die Armut des übrigen vollkommen vergessen.

Wie die äquatoriale Küste Westafrikas ist auch die Ostküste sehr reich bewässert. Vielfach noch wenig bekannt ist das äußerste Somaliland, welches unter italienischem Schutze steht; doch sind hier als bedeutend zu erwähnen der Webbe oder Wobi und der Djub oder Juba, welcher die Grenze zwischen der italienischen und englischen Interessensphäre bildet. Auf dem Gebiete der letzteren sind als Flüsse von Bedeutung der Tana, welcher vom Bergstock des Kenia kommt, und der Sabaki vom Kilimandscharo zu nennen. Allesamt sind sie noch wenig genügend bekannt.



Margaretenfälle des Pangani.

Besser orientiert sind wir schon über die Gewässer im deutsch-ostafrikanischen Gebiet, wo wir eine lange Reihe von größeren und kleineren Flüssen anführen könnten. Wir begnügen uns mit den bedeutenderen. Der Umba bildet die Grenze zwischen Deutsch-Ostafrika und dem englischen Gebiet, dann folgen der Pangani, der Wami, der Rufidgi, der Mandandu, der Mbemkuru, und als letzten nennen wir den Rowuma, welcher die Grenze gegen das portugiesische Ostafrika bildet.

Der bedeutendste unter diesen deutschen Flüssen ist der Pangani, welcher die sämtlichen südlichen Abflüsse des Kilimandscharo sammelt und zum Meere führt, wo er an seiner Mündung bei der gleichnamigen Stadt eine Breite von 1500 m hat. Nichtsdestoweniger kann er doch nur bis etwa 40 km weit mit kleinen Dampfern befahren werden, denn er ist nicht nur sehr reißend, sondern

bildet in nur 100 km Entfernung von der Mündung die imposanten Margaretenfälle.

Im portugiesischen Ostafrika kennt man zwar eine große Zahl von Flußmündungen, die Flüsse selbst aber sind gewöhnlich nur wenige Kilometer aufwärts bekannt, da sich die Portugiesen gegen die Kenntnis des inneren Landes stets höchst gleichgültig verhalten haben. Daß man den mächtigen Sambesi bis zu seinen Quellen tief im Innern sehr genau erforscht hat, daß man auch seinen bedeutendsten Zufluß, den Schire, als Abfluß des Njassasees so genau kennt, daran sind die Portugiesen unschuldig.

Über die Pflanzenwelt ist nur im allgemeinen zu sagen, daß sie natürlich tropisch ist. Die Küstenvegetation gleicht der der Westküste. Die Flüsse sind, so weit der Einfluß des Meerwassers reicht, mit dichten Mangrovewäldern gesäumt; dann folgt der tropische Hochwald. Unter den mannigfachen Palmenarten tritt hier auch der Borassus auf, der in Ostindien unter dem Namen Weinpalme oder auch Palmyrapalme als Kulturpflanze ebenso hoch geschätzt wird, wie die Dattelpalme, denn nicht nur liefern die Früchte ein wichtiges Nahrungsmittel, sondern auch die Blätter bieten ein viel verwendetes Flechtmaterial. Auch für Ostafrika kann diese Palme noch von hoher Bedeutung werden.

Landeinwärts sind die ungeheuren Euphorbienwälder charakteristisch, deren Stämme, wie im Westen, durch mächtige Schlingpflanzen und dichtes Buschholz zu einem schwer zu durchdringenden Dickicht verbunden sind, in das wenig Licht und Luft eindringt. Sie wechseln mit der Grassavanne ab, deren Bestandteile in der Nähe der Flüsse kurz und saftig, weiter davon entfernt lang und härter entwickelt sind. Unter den Schlingpflanzen sind die Kautschuk liefernden Lianen von besonderer Wichtigkeit, und es ist begreiflich, daß man diesem für die moderne Technik so wichtigen Stoff und denjenigen Pflanzen, die ihn in mehr oder minder reicher Quantität liefern, mit größter Aufmerksamkeit nachspürt.

Man kann heutzutage nicht mehr daran zweifeln, daß der Vegetationscharakter durch das ganze tropische Afrika nahezu einheitlich derselbe und ein irgendwie wesentlicher Unterschied nur lokaler Natur ist, der für das Ganze nicht ins Gewicht fällt. Auch die Nutzpflanzen sind dieselben, und der Anbau dreht sich überall, im Osten wie im Westen, um alle diejenigen Gewächse, welche die im gewöhnlichen Leben als Kolonialwaren bezeichneten Produkte liefern, und gerade in denjenigen weiten Landstrichen, welche das Deutsche Reich erworben hat, erfreut sich das anbaufähige Land eines äußerst üppigen tropischen Pflanzenwuchses.

Das innere Zentralafrika.

Das Innere des tropischen Zentralafrika, noch vor einem Menschenalter völlig unbekanntes Land, zeigt gegenwärtig auf den Karten keinen weißen Fleck mehr. Es ist von zahlreichen Expeditionen sowohl wie von einzelnen Reisenden so eifrig durchforscht worden, wie kaum ein anderes Land der Erde, und seine physikalische Gestaltung, sowie seine Natur lassen nur wenige bisher noch ungelöste Fragen übrig.

Die ungeheure Landmasse ist in zwei Regionen scharf geschieden, die Seenregion in der östlichen und das Stromgebiet des Kongo in der westlichen Hälfte.

über beide sind in dem Abschnitt, welcher die Entdeckungsgeschichte behandelte, schon nähere Angaben gemacht worden, die wir hier an dieser Stelle nur noch zu ergänzen brauchen.

Die zentralafrikanische **Seenregion** haben wir schon im allgemeinen Umriß bei dem Abschnitt, der die Gewässer Afrikas behandelt, kennen gelernt. Sie ist eine der großartigsten Erscheinungen auf der Erdoberfläche, durchaus ebenbürtig der mächtigen Seenentwicklung in Nordamerika. Das Seengebiet erstreckt sich über die ganze Fläche des äquatorialen Ostafrika zwischen dem obersten Nil und



Der Ruwenzori von Karimi aus gesehen.

dem Sambesi. Die Seen sind sämtlich tief in das Hochland eingesenkt und fast von allen Seiten von mächtigen Gebirgen eingeschlossen.

Der größte ist der von John Hanning Speke 1858 entdeckte und von demselben in Gemeinschaft mit Ulysses Sidney Grant 1862—63 näher erforschte Ukerewe oder Viktoria-Njansa, der Hauptquellsee des Nil, als dessen eigentlichen Quellfluß man den von Westen in den See einmündenden Kagera annimmt. In einer Höhe von 1270 m gelegen, bedeckt er einen Flächenraum von 68 480 qkm. Auf einem meist wellenförmigen Hochlande liegend, das sich nach Norden terrassenförmig senkt, macht er mit seiner durchschnittlich zwar nicht tiefen, aber weit ausgedehnten Wassermasse den Eindruck, als ob eine mächtige Flut sich über ein flaches, weites Gebiet ausgebreitet hätte. Es ist auch nach seiner Entdeckung durch Speke längere Zeit zweifelhaft gewesen, ob dies nicht wirk-

lich der Fall sein könnte, denn eingeborene Araber behaupteten, es wären eigentlich fünf Seen, die bisweilen bei großem Wasserreichtum miteinander in Verbindung träten; aber nachfolgende vielfache Beobachtungen haben die Grundlosigkeit dieser Behauptung erwiesen: der Viktoria-Njansa ist wirklich eine einheitliche Seenfläche, welche dem Königreich Bayern an Ausdehnung fast gleich kommt. Gerühmt wird die meist friedliche Schönheit seiner Ufer, die Dichtigkeit der Negerbevölkerung an denselben, ferner die echt tropische Pflanzen- und Tierwelt, die sich an seinen Ufern entfaltet.

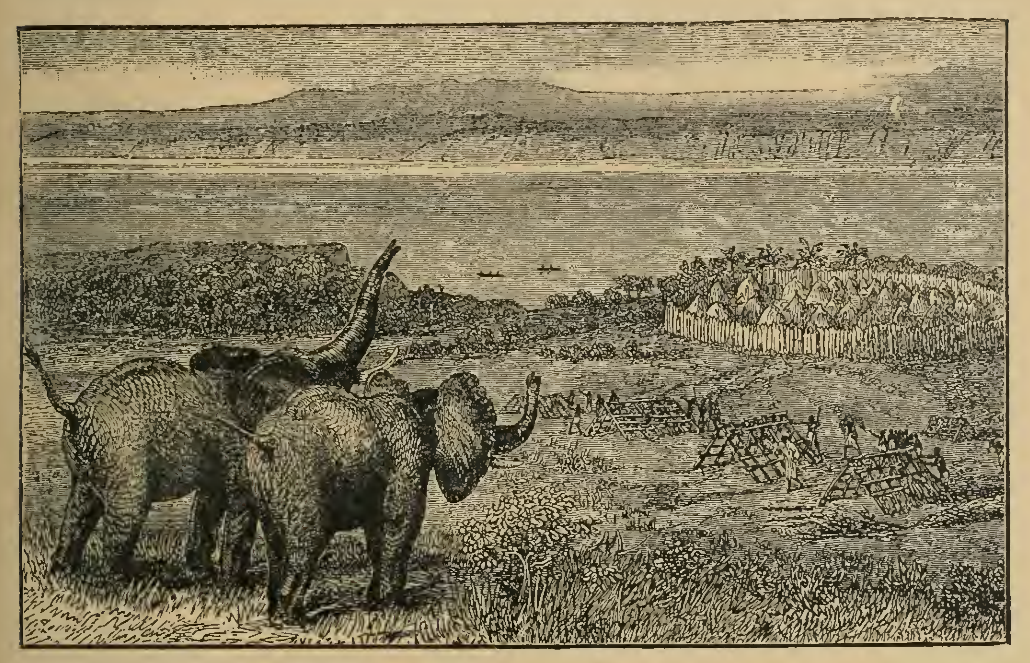
Der Nil verläßt den See an dessen Nordufer, fällt in den Riponfällen unter dem Namen Somerset abwärts und geht erst nordwestlich, dann westlich, den Namen Viktoria-Nil annehmend, in den Mwutan oder Albert-Njansa, das zweite Sammelbecken, welches einen Flächenraum von 3910 qkm bedeckt und von Samuel White Baker, der mit Speke und Grant auf ihrer Heimreise nilabwärts zusammengetroffen war, 1863 aufgefunden wurde. Baker stellte auch den Zusammenhang dieses Sees mit dem Nil fest. Es entging ihm aber, daß derselbe in seiner südwestlichen Ecke einen andern Strom, den Semliki, aufnimmt, der den Albertsee mit einem dritten, südlicher gelegenen See, dem Muta-Nzige oder Albert Edward-Njansa verbindet, der, 4480 qkm an Ausdehnung, das dritte Sammelbecken des Riesenflusses darstellt. Und diese drei Seen mit ihrer ungeheuren Wassermasse sind die Ursache, daß der bis dahin so rätselhaft gewesene Nil bei der Durchquerung des heißesten Gürtels der Erde aller Verdunstung zu trotzen vermag.

Diesen dritten See fand Henry Stanley, der im November 1874 von Sansibar aufgebrochen war, um den Spuren Livingstones zu folgen. Seine Expedition begab sich erst an den Viktoria-Njansa, den Stanley in seinem ganzen Umriß vollständig aufnahm. Hier hörte er viel von einem See Muta-Nzige sprechen, den er für Bakers Mwutan-Nzige hielt und den er nun aufzusuchen beschloß. Aber nicht den Weg Spekes über den Nilausfluß schlug er ein, sondern er ging direkt nach Westen, kam in ein wildes Gebirgsland und stand endlich hoch über dem Ufer eines mächtigen Sees, zu dem er aber nicht gelangen konnte, da die Furcht seiner Begleitung vor der feindlichen Haltung der Eingeborenen ihn zur Umkehr zwang. Zuvor aber stellte er fest, daß sich drüben in dem Gebiet der Gambaragara ein mächtiges Alpenland erhebt, dessen Hauptgipfel sich in den Wolken birgt. Das ist der Ruwenzori oder Runsoro, der bis zu der gewaltigen Höhe von 5600 m emporsteigt.

Diese Tatsache freilich hätte ihn stutzig machen können, ebenso die Höhe, auf der er sich selbst befand und die nach seiner Messung 1447 m betrug; denn Baker war schon zehn Jahre früher unfern des Südufers vom Albert-Njansa gewesen und hatte nichts von einem Alpenland berichtet. Nichtsdestoweniger hielt Stanley diesen See hartnäckig für jenen Albertsee oder Mwutan-Nzige und kehrte nach dem Viktoriasee zurück. Kaum ein Jahr nach ihm umfuhr dann der Italiener Romolo Gessi den Albertsee ganz und wies nach, daß dessen Südufer durchaus flach sind und erst in weiter Ferne südlich sich hohe Berge erheben. So stellte sich Stanleys Annahme als ein Irrtum heraus; er hatte vielmehr, ohne es damals zu wissen, eine ganz neue Entdeckung gemacht, nämlich das dritte große

Becken der nördlichen Seengruppe aufgefunden, der denn auch den Namen Muta-Nzige beibehalten hat, von den Engländern aber Albert Edward-Njansa genannt worden ist.

Zwischen dem Albert- und Albert Edward-Njansa erhebt sich also der Ruwenzori oder „Wolkenkönig", dessen, trotz seiner Lage fast unter dem Äquator, schnee- und eisbedeckte Gipfel sich hinter den Wolken bergen. Von seiner und der Seen Existenz hatte allem Anschein nach schon im Altertum Claudius Ptolemäus bestimmte Nachrichten, denn er läßt den Nil tief im Süden Afrikas auf dem „Mondgebirge" entspringen und dann sein Wasser in zwei großen Seen sich sammeln.



Am Tanganjikasee.

Daß seine Nachfolger in der geographischen Wissenschaft dann dem Nil einen ganz andern Ursprung andichteten und das Mondgebirge als Scheidewand von Südafrika quer durch ganz Afrika von Ost nach West ziehend annahmen, änderte nichts an der ganz richtigen Darstellung des alten Geographen. Spätere Reisende fanden natürlich nichts von einem solchen Querriegel, welcher quer durch ganz Afrika ziehen sollte, und da man auch von der Existenz der großen äquatorialen Seen, den Sammelbecken des Nil, noch keine Ahnung hatte, so wurde die ganze Darstellung des Claudius Ptolemäus in das Reich der Fabel verwiesen. Nun hat man jedoch die von ihm schon angegebenen Seen aufgefunden und sogar deren drei statt zwei als die Sammelbecken des Nil erkannt, und so darf man auch wohl, wie es schon Stanley getan hat, recht wohl den Ruwenzori als das Ptolemäische Mondgebirge ansehen.

Das zwischen diesen drei Seen gelegene Gebiet bietet nach Stanley wunder-

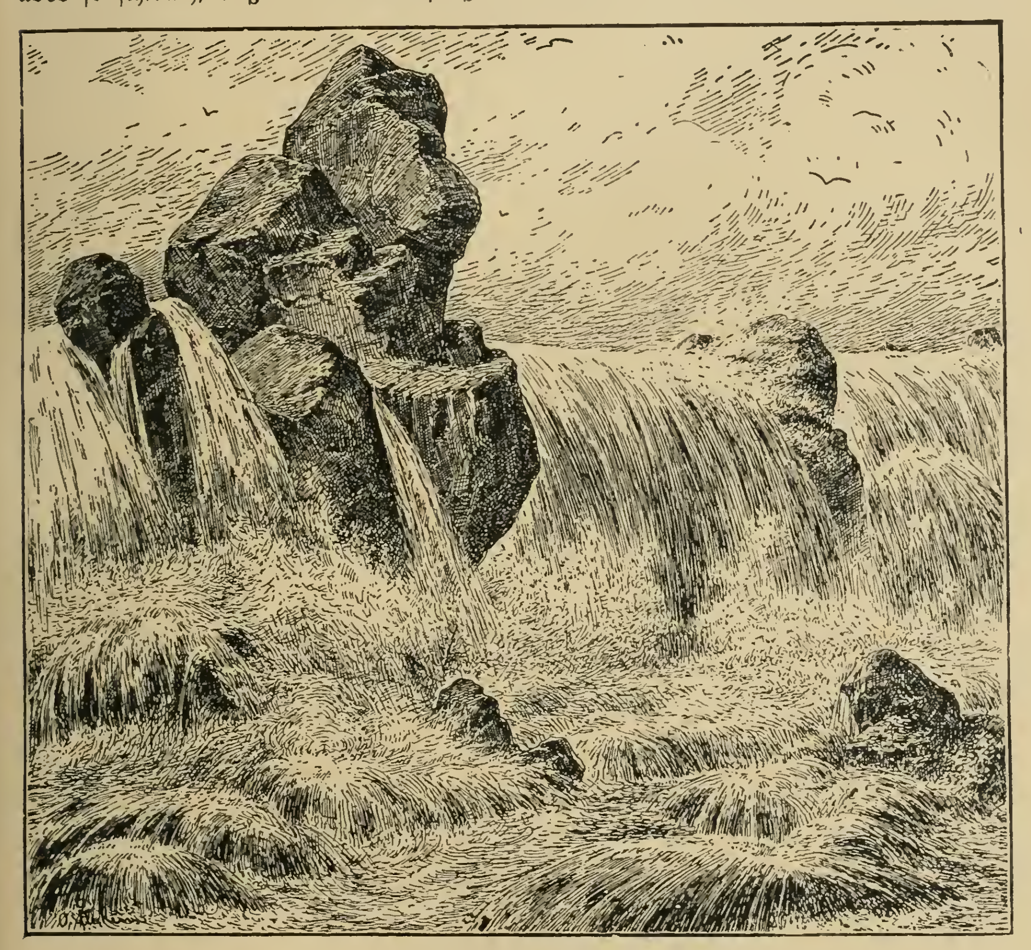
schöne Naturszenen dar, Szenen, die wegen ihrer lieblich sanften Schönheit, ihrer Üppigkeit, Fruchtbarkeit und Erhabenheit unvergleichlich dastehen. Aus mächtigen Urwäldern mit gigantischen Sykomoren taucht ein offenes, wellenförmiges Land, weich abgerundete Hügel, abgestumpfte Kegel und Fragmente von Hochebenen mit viereckigen Gipfelflächen empor; dies alles durchschnitten von breiten grasreichen Wiesen und Tälern, in denen sich viele mit Gesträuch bewachsene Ameisenhügel erheben. Bald findet man sich von wilden Bergen umgeben, wo die Urformen der Felsen in ungeheuren kahlen Massen erscheinen, oder wo man großen Bruchstücken begegnet, die wie in einen riesenhaften Wallbau übereinander geschleudert, zerrissen und zerspalten sind.

Südlich von diesen Nilseen treffen wir auf den 1858 von Burton und Speke entdeckten Tanganjika, der nach Baumann in 880 m Höhe liegt, bei einer wechselnden Breite von 30 bis 80 km sich 647 m weit von Norden nach Süden erstreckt und mit seiner Wasserfläche einen Raum von 35 130 qkm bedeckt. Seine Umgebung ist nach allen Richtungen hin gebirgig, seine Ufer aber sind sehr wechselnd. Hier steigen schroffe Felsen aus ihm empor, dort fassen ihn dichte Wälder mit den prachtvollsten Palmen ein; hier ist das Ufer von Schlinggewächsen überwuchert oder von undurchdringlichen Schilfdickichten umsäumt, dort zieht es sich als flacher Sandstrand hin. Rundum schließen ihn Bergwälle ein. Dieser Charakter eines Bergsees läßt an und für sich auf eine bedeutende Tiefe schließen. In der Tat lotete Livingstone gegenüber dem Kap Kabogi 647 m Tiefe.

Der tiefblaue See ist sehr fischreich, auch leben Krokodile und Flußpferde in seinem Wasser, Elefanten sind an seinen Ufern keine seltene Erscheinung. Viele Bäche und Flüsse führen ihm ihr Wasser zu, namentlich von der Ostseite, wo der Malagarasi sogar einen ziemlich bedeutenden Strom darstellt. Wo aber bleibt dies viele Wasser? An einen Zusammenhang mit den Nilseen ist nicht zu denken, das hatte Stanley mit Livingstone schon festgestellt. Nun hatte Cameron aber 1873 behauptet, daß der See einen Abfluß nach Westen habe, Lukuga geheißen. Als nun Stanley 1876 vom Viktoriasee her zum zweitenmal an den Tanganjika kam und in Udjidji (Udschidschi) Standquartier genommen hatte, ließ er die Untersuchung dieses behaupteten Abflusses eine seiner Hauptaufgaben sein.

Er ließ sein für den Transport über Land auseinander genommenes Fahrzeug, das sich schon auf dem Viktoriasee trefflich bewährt hatte, wieder zusammensetzen, segelte an der Ostküste nach Süden hinab und an der Westküste wieder hinauf bis nach Manda, wo die Mündung des angeblichen Lukuga sein sollte, und der dortige Häuptling, der sich des Vorgängers Cameron noch recht gut erinnerte, bestätigte die Angabe. Die in heftigem Winde brandenden Wogen des Sees schlugen über Sandbänke in die etwa 2 km breite Mündung des vermeintlichen Flusses hinein, der sich nach Westen hin rasch verengerte, so daß er etwa 4 km weiter nur noch 400 m breit war. Alle Einbuchtungen waren mit Röhricht und Papyrusgebüsch dicht gefüllt, die sich einander immer mehr näherten, bis sie schließlich eine dichte Wand bildeten, die den ganzen Fluß ausfüllte. Eine Strömung war nicht wahrnehmbar, doch schwamm eine ins Wasser gelegte Holzscheibe am Vormittag in der Richtung vom See nach der Schilfwand hin, Nachmittag jedoch umgekehrt nach dem See zu. Eine Meile an dem Papyrusdickicht hin war

dieses so dicht und fest, daß man es ohne Gefahr betreten konnte, und Stanley drang bis zur Mitte desselben vor. Hier machte der Häuptling einen Raum von Röhricht frei und zeigte triumphierend auf das sichtbar werdende Wasser, das hier wirklich, wie er mit Cameron behauptet hatte, langsam nach Westen rieselte, aber so schwach, daß an einen Abfluß des Sees nicht zu denken war. Durch das



Singafälle des Kongo.

Fernrohr sah Stanley weit nach Westen hin allerdings die Niederung breit zwischen immer sanfter werdenden Uferhöhen sich hinziehen. Das konnte in der Tat der jetzt so gut wie nicht vorhandene Fluß sein, und Stanley mußte die Möglichkeit zugeben, daß das Wasser des Sees, wenn es bis zu einer gewissen Höhe steige, hier einen Ausweg finden könnte.

Diese seine Annahme hat sich dann später auch durchaus bestätigt, denn Eduard Horn, welcher nach Stanley an den Tanganjika kam und dort drei Jahre lang verweilte, berichtet, daß ein solcher Durchbruch des hoch angeschwollenen

Tanganjika 1880 stattgefunden und das mächtige Wasser die Pflanzenbarre großenteils mit hinweggeführt habe. Er hat beobachtet, daß infolge dieses Durchbruchs der Spiegel des Sees vom März bis August um 3,27 m gesunken sei, und hat sich davon überzeugt, daß der Lukuja nur 1 km über Stanleys fernsten Punkt hinaus nach einem verwirrten Laufe sich wieder ausbreitet und mit vollen Ufern nach Westen fließt, um dem mächtigen Lualaba und durch diesen dem Kongo den Tribut des Tanganjika zuzuführen. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß der Lukuga wirklich der Abfluß des Tanganjika ist, aber nur periodisch in volle Tätigkeit tritt.

Südöstlich vom Tanganjika, etwa 200 km von ihm entfernt, liegt der 1859 von Livingstone entdeckte Njassa, ein See von ganz ähnlicher Gestalt, von durchschnittlich 90 km Breite und 600 km Länge, mit einem Flächeninhalt von 26 450 qkm. Von einem Gebirgszuge zwischen beiden Seen fließen die Gewässer nordwestlich zum Tanganjika, südöstlich zum Njassa und südlich zum Sambesi. Der See ist auch sonst in vieler Beziehung dem Tanganjika ähnlich, ein echter Bergsee wie dieser, namentlich im Norden und Osten von hohen Gebirgen umschlossen; das Livingstonegebirge im Osten fällt steil zu ihm ab, das westliche Hochland jedoch allmählich in mehreren Terrassen. Der See findet seinen Abfluß in dem Schire, welcher sein Wasser südlich in den Sambesi ableitet. —

Die zweite Region des inneren Zentralafrika ist das **Stromgebiet des Kongo.** Wir wissen bereits, daß der Hauptquellfluß des Kongo der Tschambesi ist, welcher, von den Bergen südlich des Tanganjika kommend, in südwestlicher Richtung den zwar großen, aber mehr einer überschwemmten Sumpffläche ähnelnden, in einer Höhe von 1124 m liegenden Bangweolosee erreicht, diesen im Süden wieder verläßt und nun unter dem Namen Luapula plötzlich ganz nach Norden sich wendet, den 5230 qkm großen Moerosee durchfließt und nun schon als mächtiger Lualaba stetig die nördliche Richtung beibehält. Bis hierher war Livingstone gekommen, dem es zweifelhaft blieb, ob dieser Strom etwa der Nil sei. Dieses Geheimnis aufzuklären, unternahm nun Stanley vom Tanganjika aus jene berühmte Stromfahrt, die ihn zum erfolgreichsten Afrikareisenden gemacht hat, denn er befuhr den gewaltigen Kongo, dessen Oberlauf der Lualaba ist, bis zu seiner Mündung, unter unsäglichen Mühen und in steten Kämpfen mit den wilden Völkerschaften, wie dies schon in einem früheren Abschnitt geschildert worden ist.

Wenn der Kongo in nördlicher Richtung den Äquator überschritten hat, bildet er eine Reihe gefährlicher Stromschnellen, jetzt Stanleyfälle genannt, und beginnt dann, majestätisch dahinwogend, seinen Mittellauf. In diesem, der zu etwa 2000 km Länge gerechnet wird, durchströmt der Kongo eine mit üppigem Urwalde bestandene Hochebene, die Stanley „das reichste Land der Erde" nennt. Der tropische Pflanzenwuchs entfaltet sich hier in seiner ganzen Pracht und Fülle. Um jedes Dorf ziehen sich ganze Waldungen von Kokos-, Öl- und Weinpalmen; sowie Gärten von Bananen, Pisang, Limonen und Orangen, Äcker von Maniok und Yamswurzeln, Hirse, Mais, Reis, Zuckerrohr, Ananas und Kaffee.

Bevor der Strom diese weite Waldregion verläßt und in Stromschnellen von der Hochebene sich durch das Gebirge seinen Weg bis zum Tieflande

und dem Atlantischen Ozean sucht, ruht er noch einmal in einer seeartigen Erweiterung, der man den Namen „Stanley-Pool" gegeben hat. Über nicht weniger als siebenundfünfzig Schnellen und Fälle braust der Strom hinweg, unter denen die Singafälle die gefährlichsten sind. Die letzten dieser wilden Wasserstürze sind die Jellalafälle, und nun setzt der Strom den letzten Rest seiner Bahn in ruhigem Laufe fort, bis er zwischen Banana und Shark Point in einer Breite von 11 km den Atlantischen Ozean erreicht, in den er, wie man berechnet hat, in jeder Sekunde fünfzigtausend Kubikmeter Wasser hineinwälzt, das sich noch 22 km seewärts als Süßwasser und 40 km durch seine Strömung kennzeichnet, aber sogar noch 450 km vom Lande durch seine Farbe deutlich vom Meerwasser unterscheiden läßt. Man hat untersucht und gefunden, daß sich der gewaltige Strom noch weit hinaus ins Meer ein tiefes Bett gewühlt hat.

Trotz dieser Riesengröße ist der Kongo für die Schiffahrt jedoch nicht besonders günstig, seine Fahrbarkeit wird durch die vielen Stromschnellen und Wasserfälle streckenweise völlig unterbrochen. Und so wie mit ihm ist es auch mit seinen Nebenflüssen der Fall, die mit einer Wassermasse und in einer Breite zu ihm fließen, daß man zweifelhaft werden kann, welcher von beiden eigentlich der Hauptstrom ist. Wir nennen auf der rechten Seite, von Norden und Nordosten her nur den Aruwimi, Rubi, Mongalla, Ubangi, der in seinem Oberlauf Uelle heißt, den Sanga, Mossaka, Alima; auf der linken Seite von Süden her den Lomami, Lulongo, Tschuapa, vor allen Dingen den Kassai, der für sich allein schon wieder mit allen seinen Zuflüssen ein ganzes Stromsystem darstellt. Auch auf allen diesen Nebenflüssen wird die Schiffbarkeit durch Wasserfälle häufig unterbrochen. Außerdem aber wird dieselbe nicht unwesentlich dadurch beeinflußt, daß das Wasser des Kongo wie auch das seiner Nebenflüsse zweimal im Jahre steigt und fällt.

Das ungeheure Stromgebiet des Kongo ist auf 3 690 000 qkm berechnet worden und dürfte von allen Flüssen der Erde nur dem des Amazonenstromes in Südamerika nachstehen. Seine Stromlänge von 4200 km wird dagegen von der des Nil übertroffen.

Pflanzen- und Tierwelt.

Wie in Hinsicht der Gestaltung des Landes, so ist die Osthälfte des äquatorialen Zentralafrika auch mit Bezug auf die Pflanzen- und Tierwelt von der Westhälfte mannigfach verschieden. Die Grenze zwischen beiden liegt aber nicht in der Mitte, sondern dem Indischen Ozean bedeutend näher.

Steigt man dessen Küste aufwärts, so zeigen sich auch hier die Flußmündungen und die Ufer flußaufwärts, so weit der Einfluß des Meerwassers reicht, mit dichten Mangrovewaldungen besetzt. Wo dieselben fehlen, da wird der Strand von pflanzenlosem Sande gesäumt. Darüber hinaus beginnt das Grasland, hier und da mit niedrigem Gesträuch besetzt, oder es erhebt auch wohl ein Affenbrotbaum seine gewaltige Krone, oder es winkt ein Hain von Dumpalmen, die einzige Palmenart, deren Stamm sich oberhalb in einige Äste teilt. Auch hält vielfach dorniges Gestrüpp den Boden besetzt.

Weiter hinauf gelangen wir in dichten Buschwald, in welchem Akazien aller Art die Herrschaft führen. Darüber hinaus folgt dann die eigentliche Steppe, in welcher nur die Flußläufe mit Galeriewäldern eingefaßt sind. Sehr richtig bemerkt jedoch Adolf Engler, daß das immergrüne Buschgehölz des Küstenlandes nur eine täuschende Kulisse sei, hinter der sich sehr bald in viel größerer Ausdehnung die Steppe bemerkbar macht, anfangs durch die Klarheit der Luft und die Eigenart vieler Vegetationsformen erfreuend, schließlich aber ermüdend durch die oft viele Tagereisen weit andauernde Einförmigkeit.

Endlich gelangen wir zu den Abhängen der Gebirgsländer, und uns umgibt der prachtvolle Gebirgswald des tropischen Afrika. Es ist der ewig feuchte Tropenwald mit der denkbar üppigsten Vegetation, mit riesigen Bäumen, dichtem Unterholz, durchschlungen von Lianen, wo auch die Eingeborenen gern ihre Siedelungen anlegen. Der eigentliche Hochwald beginnt in etwa 1800 m Höhe und umzieht bis zu 3000 m Höhe das Gebirge in mächtigem Gürtel. Dennoch ist er nicht ein Urwald, wie man sich einen solchen wohl vorzustellen pflegt. Charakteristisch sind nur mächtig dicke Stämme, die aber keine besondere Höhe erreichen, doch, wenn sie freier stehen, eine weit ausgreifende Krone entwickeln. Auf diesen Waldgürtel folgt dann noch eine alpine Region, und über 4000 m hört jede Vegetation auf.

Das Somaliland, welches wir noch mit hierher ziehen, wird häufig für eine Art von Wüste betrachtet. Nicht mit Recht, denn man findet zwar keine eigentlichen zusammenhängenden Wälder, aber doch viel niedrigen Buschwald und auch kleine Waldpartien von hochstämmigeren Bäumen. Nur Palmen kommen nicht mehr vor. Besonders sind in der Nähe von Wasserläufen Akazien- und Mimosenwälder vorhanden. Im inneren höheren Lande wechseln wüste Strecken mit dichter Buschvegetation, die sich auch wohl zum Buschwald erhebt. Dem Somalilande eigentümlich sind die Weihrauchbäume. Der bedeutendste unter den mehreren Arten wird Djau-Der genannt, ein gerader Stamm mit kleinen, rundlichen Blättern, die ein sehr dichtes Laubdach bilden. Zur Sommerzeit werden kleine, bis auf das Holz dringende Löcher in die Rinde geschnitten, die sich dann bis zu Ende der Regenzeit mit dem köstlichen Harz füllen, das einen außerordentlich wertvollen Handelsartikel bildet. Schon die alten Griechen benutzten das bei Erhitzung balsamisch duftende Harz zum Räuchern bei ihren Opfern, und auch in der Bibel wird der Weihrauch ja oft als eine der größten Kostbarkeiten genannt.

In der westlichen Region Zentralafrikas, dem Kongogebiet, ist das offene Land nicht eine so einförmige Steppe; überall ist diese mit Sträuchern und Bäumen, hier und da auch wohl mit ganzen Gehölzen besetzt. Es zeigt daher eine Reise vom Atlantischen Ozean ins Innere nirgends einen Abschluß der verschiedenen Formationen, sondern durch zahllose Übergänge von der Grasflur bis zum Hochwalde geht eine in die andere über. Der Hochwald bedeckt das ganze Innere des westlichen Zentralafrika, sein ernster und großartiger Charakter stellt ihn in eine Reihe mit den Tropenwäldern anderer Erdteile, nur zeigt er sich einfacher, einförmiger, bietet nicht die dort herrschende mannigfache Abwechslung.

Nach neueren Berichten scheint es auch, als ob dieser, gewöhnlich kurzweg der afrikanische Wald genannte Hochwald keineswegs durchweg eine ununter-

brochen zusammenhängende Wildnis bildet, sondern vielmehr vielfach von offenen Savannen durchsetzt wird, auf denen dann der Affenbrotbaum oder Baobab, dieser afrikanische Charakterbaum, in seiner gigantischen Größe sich präsentiert. Man hat Stämme dieses dickbauchigen, einzig in seiner Art dastehenden Pflanzenriesen gefunden, die am Boden bis 11 m Durchmesser und bis zu 27 m im Umfang spannten.

Graf Götzen ist volle zwei Monate ununterbrochen durch diesen fürchterlichen Wald gereist, ohne ihn je irgendwie auffallend verändert zu finden, und zwar nicht wie Stanley nur auf und an dem Kongo abwärts, sondern südlich davon quer durch; was einige Meter von seinem Wege über unzählige Wasserläufe und tiefgründige Sümpfe ablag, das blieb ihm unbekannt. Von den unsagbaren Schwierigkeiten, welche dieser kühne Reisende zu überwinden hatte, kann sich die lebhafteste Phantasie keine Vorstellung machen.



Eingeborene von Vivi am Kongo.

Er war im Dezember 1893 von Pangani in Deutsch-Ostafrika aufgebrochen, marschierte durch die Länder der Massai, erreichte den Viktoria-Njansa, entdeckte den Kiwusee in der noch fast völlig unbekannten Landschaft Ruanda, der durch den Russisi zum Tanganjika abfließt, und durchquerte das Kongoland nach Westen in seiner ganzen Breite. Nach elf Monaten erreichte er den untersten Kongo bei Matadi, gegenüber von Vivi, Stanleys erster Station, dem Hauptdepot für Maschinen, Werkzeuge und Vorräte aller Art. —

Die Tierwelt des östlichen Zentralafrika ist wesentlich dieselbe wie in Südafrika. Ihr Reichtum ist freilich auch schon erheblich zusammengeschmolzen; ja, Herden von Antilopen aller Art, Zebras, Büffel usw. sucht man heutzutage in vielen Landstrichen schon vergeblich. Nicht nur hat der Mensch, sondern vor allem die Rinderpest unter diesen unzählbaren Scharen furchtbar aufgeräumt. Doch sind westlich vom Kilimandscharo Elefanten, Nashörner und Flußpferde noch immer zu treffen. Hans Meyer hat den Elefanten auf dem Gebirgsstock des Kilimandscharo selbst noch bis zu 4000 m Höhe, die Elenantilope, die größte der Antilopenarten, sogar noch bis 5000 m beobachtet. Die genannten Dickhäuter, wie auch die Antilopen, Zebras, die schon seltenere Giraffe, dazu die ihnen folgenden großen Räuber, Löwen, Leoparden u. a., reichen vom Osten landeinwärts

bis etwa zum Albertsee. Aus vielen von der Kultur in Angriff genommenen Gegenden sind sie jedoch tatsächlich schon verschwunden.

Nicht vergessen darf übrigens werden, daß auch die Affen häufig sind, nur die großen Formen derselben fehlen, und das Somaliland bildet überhaupt eine Ausnahme. Man kennt hier außer dem Pavian keine Art, dieser aber kommt in Menge vor und bewohnt hauptsächlich die Wasserplätze. Der Glaube der Eingeborenen, daß der Pavian eine von Gott verfluchte Menschenrasse sei, schützt diese Tiere vor der Verfolgung der Menschen.

Ist der Osten Zentralafrikas noch immer verhältnismäßig reich an Tieren, so nennen die Reisenden, welche den Westen durchzogen, diesen fast übereinstimmend tierarm. Von den großen Säugetieren ist nur das Flußpferd überall häufig; Herden von zwanzig und mehr Stück dieser schwerfälligen Tiere sollen gar nicht selten sein. Übrigens erscheint das Tier gar nicht so schwerfällig, denn man hat beobachtet, daß es Abhänge, die dem Menschen Mühe machten, erstiegen hat. Elefanten sind aus dem Küstenland schon verschwunden, auch am unteren Kongo schon selten geworden, im Innern aber noch immer häufig anzutreffen. Am oberen Kongo mögen sie wohl heute noch, wie ehemals, ein wesentliches Element in der landschaftlichen Szenerie sein, wo, wie Johnston berichtet, die Borassuspalmen zu tausenden wachsen und er die Elefanten, besonders gegen Sonnenuntergang, sich ihren Weg durch die Bäume bahnen und der Früchte wegen manche Palme brechen sah. Daß auf den Savannen die übrige tropische Tierwelt und die Gelegenheit zu erfolgreichen Jagden nicht fehlt, ist selbstverständlich.

Mit Recht ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß sich bezüglich der westäquatorialen Tierwelt gar manche überraschenden Anklänge an die indische Tierwelt finden. Das ist im Reich der Säugetiere, mehr noch in dem der Vögel und der niederen Tiere der Fall, fehlt im ostäquatorialen Afrika und tritt erst auf der Insel Madagaskar wieder auf. Wir wollen hier nur auf den Chimpanse und den Gorilla aufmerksam machen, die der Gruppe der menschenähnlichen Affen angehören, deren dritter Vertreter, der Orangutan, früher auf allen großen Sundainseln gefunden wurde, gegenwärtig aber wohl auch nur noch auf der Insel Borneo vorzukommen scheint.

Der Verbreitungsbezirk des Chimpanse erstreckt sich von den westlichen Küstenländern bis in das Innere hinein, denn Schweinfurth traf ihn gar nicht selten im Lande der Njam-Njam; man kennt sein Vorkommen in manchen Gegenden vom nördlichen und südlichen Zentralafrika und vermutet ihn sogar noch in Ostafrika, südlich von Abessinien. Der Gorilla dagegen bewohnt nur die dichtesten Waldestiefen im französischen Kongogebiet und Kamerun; wie weit sich seine Verbreitung ins Innere ausdehnt, ist unbekannt; bis jetzt hat man ihn nur von etwa dem 2. Grade nördl. bis zum 5. Grade südl. Br. beobachtet, besonders in den Wäldern am Gabunflusse.

Hier lebt er, nie gesellig, sondern höchstens mit seiner eigenen Familie tief im Waldesdickicht und wird von den schwarzen Bewohnern seiner Heimat als eine fürchterliche, als eine überaus gefährliche Bestie geschildert, und die Berichte, welche der französische Reisende Du Chaillu, der ihn zuerst bekannt

machte, über ihn schrieb, lauteten ebenfalls dem entsprechend, so daß man das merkwürdige Tier vielfach in das Reich der phantastischen afrikanischen Fabeln verwies. „Der König des afrikanischen Waldes kam mir wie eine gespenstische Erscheinung vor. Aufgerichtet war der ungeheure, fast sechs Fuß hohe Körper, frei zeigten sich die mächtige Brust, die großen, muskelkräftigen Arme, das wild blitzende, tiefgraue Auge und das Gesicht mit seinem wahrhaft höllischen Ausdruck. Da stand er und schlug seine Brust mit den gewaltigen Fäusten, daß es schallte, wie wenn man eine große metallene Trommel schlägt. Dazwischen stieß er einmal nach dem andern sein gräßliches Gebrüll aus, ein Gebrüll, so grauenerregend, daß man es den fürchterlichsten Laut der afrikanischen Wälder nennen muß. Jetzt glich er gänzlich einem höllischen Traumbilde, einem Wesen jener widerlichen Art, halb Mann, halb Tier, wie es die alten Maler erfanden, wenn sie die Hölle darstellen wollten." Das ist nur eine Kleinigkeit aus den weitschweifigen phantastischen Schilderungen des Franzosen, so daß R. Hartmann nicht mit Unrecht sagt: „Was selbst die ausschweifendste Phantasie des Sohnes Nigritiens nicht furchtbar genug auszumalen vermochte, das hat Du Chaillu seinen Lesern zum besten gegeben."



Junger Gorilla.

Der eifrige Gorilla- und Elefantenjäger Hugo von Koppenfels ist bemüht, die Berichte über die angebliche Fürchterlichkeit des Gorilla herabzustimmen: „Sofern der Gorilla unbehelligt bleibt, greift er den Menschen nicht an, meidet vielmehr dessen Begegnung." Wird das Tier von Menschen aufgescheucht, so ergreift es meist schreiend die Flucht. Nur in die Enge getrieben oder angeschossen, setzt er sich mit Entschlossenheit zur Wehr. „Dann ist er," so muß auch Hartmann zugestehen, „bei seiner Größe, Stärke und Gewandtheit ein keineswegs zu

verachtender Gegner. Er läßt dann eine Art Gebrüll oder wütendes Gekläff ertönen. Dabei sträuben sich die Scheitel- und Nackenhaare empor, entblößen sich die Zähne, blitzen die Augen wild und tückisch. Die Fäuste bearbeiten paukend die Brust oder fuchteln in der Luft umher." Und Koppenfels setzt hinzu: „Reizt man ihn dann nicht weiter und zieht sich bei guter Zeit allmählich zurück, bevor die Wut des Affen ihren Höhepunkt erreicht, so schreitet er nicht weiter zum Angriff. Andernfalls pariert er die gegen ihn geführten Hiebe mit der Gewandtheit des vollendeten Fechters, faßt den Gegner mit der Pfote am Arme und zerknirscht diesen, oder er schlägt den Mann zu Boden und zerreißt ihn mit seinen furchtbaren Eckzähnen."

Das östliche Zentralafrika.

Deutsch-Ostafrika.

Entstehen und Werden des Schutzgebietes.

Daß die Ostküste von Afrika schon im Altertum eifrig besucht und daselbst auf Gold geschürft wurde, wissen wir bereits. Höchst wahrscheinlich sind sogar in Maschonaland auch schon fremde Niederlassungen gewesen, wie die daselbst vorgefundenen uralten Baureste annehmen lassen. Deren Art läßt erkennen, daß sie nicht von afrikanischen Eingeborenen herrühren, sondern altarabischen Ursprungs sind, also der arabische Volksstamm der Sabäer, vielleicht auch die ihnen folgenden Himjariten, ihre Fahrten bis hierher ausdehnten und hier die Quelle ihres Reichtums, der schon im Altertum gerühmt wurde, zu suchen ist.

Der Sturm des Mohammedanismus fegte alle diese Reiche hinweg, und als die Araber dann im 20. Jahrhundert wieder an der ostafrikanischen Küste erschienen, um mit den Eingeborenen Handel zu treiben, hier auch eine Reihe von Niederlassungen gründeten, wußte niemand mehr etwas von jener alten Zeit. So kam es, daß auch die Portugiesen, als sie den Seeweg nach Ostindien gefunden hatten und auch an der Ostküste Afrikas Faktoreien gründeten, keine Ahnung von dem Goldreichtum des Hinterlandes hatten; die Kunde davon war gänzlich verloren gegangen.

Im 17. Jahrhundert erschien der Imam von Maskat als Eroberer, vertrieb die Portugiesen aus vielen ihrer Niederlassungen, und seine Nachfolger dehnten die Eroberungen bis nach Sansibar aus, wo die Sultane später auch ihre Residenz aufschlugen, um von hier aus ihre Herrschaft auszuüben. Diese hatte nun freilich nicht allzuviel zu bedeuten, denn über den Küstenstreifen ging ihre Macht nicht hinaus, die eingeborenen Häuptlinge im Binnenlande waren vollkommen unabhängig.

Dieses Hinterland hinter dem Küstenstreifen des Sultans von Sansibar war es, welches die im März 1884 in Berlin gegründete „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" ins Auge faßte, um hier ein geeignetes Terrain für ihre Bestrebungen zu erwerben. Eine Gesandtschaft, bestehend aus Doktor Karl Peters,

Mitbegründer der Gesellschaft, Joachim Graf Pfeil, Referendar Jühlke und Kaufmann Otto, begab sich an Ort und Stelle, und es gelang ihr in ganz kurzer Zeit, mit den Häuptlingen der Landschaften Usegua, Nguru, Usagara und Ukami insoweit Verträge abzuschließen, daß sie die Schutzherrschaft des Deutschen Reiches anerkannten, die auch schon am 27. Februar 1885 durch einen Schutzbrief des deutschen Kaisers erfolgte. In rascher Folge wurden dann gleiche Verträge mit den Häuptlingen und Sultanen nordwärts ins Somaliland hinein und bis zum Kap Guardafui vereinbart, zum großen Verdruß der Engländer, welche sich zu gleichem Zweck bereits in Mombas festgesetzt hatten.

Für diese Bestrebungen der Gesellschaft, die sich schon im Herbst 1885 in eine Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft umgewandelt hatte, waren indes auch Häfen nötig, und die befanden sich in den Händen des Sultans von Sansibar.


Hermann von Wißmann.

Der damalige Sultan Said Bargasch war jedoch mit diesen neuen Bewerbern im Hinterlande seiner Herrschaft nicht einverstanden und bereitete ihnen, unterstützt von den Engländern, allerlei Schwierigkeiten; ja, er protestierte sogar gegen den kaiserlichen Schutzbrief. Da erschien jedoch im August 1885 ein starkes deutsches Geschwader unter dem Admiral Knorr vor Sansibar, und nun gestattete der Sultan ohne ferneren Widerstand die Benutzung der Häfen von Daressalam im Süden und Pangani im Norden der Küste. Im Jahre 1888 verpachtete er dann sogar der Gesellschaft den ganzen dazwischen liegenden Küstenstreifen.

Bald darauf starb jedoch der Sultan, und nun kam es zu einem offenen Aufstande der Araber gegen die Gesellschaft, nicht nur in dem gepachteten Küstenstreifen, sondern auch im Hinterlande. Da die Gesellschaft ohne militärische Hilfsmittel die Erhebung nicht zu dämpfen vermochte und der Sultan ihr nicht helfen konnte, weil der größte Teil seiner Truppen zu den Aufständischen überging, so rief sie den zugesagten Schutz des Deutschen Reiches an. Die dazu erforderlichen Mittel wurden bewilligt, und der Major Hermann v. Wißmann, der als Afrikareisender sich schon einen bedeutenden Namen erworben hatte, erhielt den Auftrag, die Ordnung in dem Schutzgebiete wieder herzustellen. Wißmann gewann deutsche Offiziere und Unteroffiziere, warb das notwendige Heer aus Sudanesen, Somali u. a. Eingeborenen und schlug in wiederholten Gefechten den Führer des Aufstandes, den damals viel genannten Buschiri, der allerdings nach jeder Niederlage immer wieder auftauchte, bis er endlich gefangen und

gehängt wurde. Die verloren gegangenen Stationen wurden wieder erobert, und so konnte im Mai 1890 das Land für beruhigt gelten.

Da erfolgte am 1. Juli 1890 der sogenannte Helgoland-Sansibar-Vertrag zwischen Deutschland und England, welch letzteres die Insel Helgoland in der deutschen Nordsee an das Deutsche Reich abtrat und in Ostafrika die deutsche Oberhoheit nicht nur über den Küstenstrich vom Flusse Rowuma an der Grenze der portugiesischen Besitzungen nordwärts bis zum Flusse Umba, sondern auch über das ganze Binnenland bis zu den großen äquatorialen Seen anerkannte. Das Deutsche Reich dagegen entsagte allen erworbenen und wohlbegründeten Ansprüchen auf alles Land, welches jenseits des Flusses Umba lag, darunter auch auf das Sultanat Witu, und gewährte den Engländern auch freie Hand über die Inseln Sansibar und Pemba und über den Sultan von Sansibar.

Dieser Vertrag machte in der Welt großes und berechtigtes Aufsehen, nirgends aber mehr als unter den bereits in Ostafrika angesiedelten Deutschen. Ein Augenzeuge schreibt darüber: „Ich habe die Bekanntgabe dieses Vertrages in Sansibar selber miterlebt und muß sagen, daß, was er auch Gutes für die Heimat gebracht haben mag, sein Eindruck auf die Deutschen dort draußen geradezu niederschmetternd war und daß er für lange Zeit deren Initiative gelähmt hat. Unser Ansehen bei den Eingeborenen hat er auch keineswegs erhöht."

Am 1. Januar 1891 übernahm das Deutsche Reich die Verwaltung der Kolonien, und die bisherige Truppe des Majors von Wißmann wurde in eine kaiserliche Schutztruppe umgewandelt und neu organisiert. Ein kaiserlicher Gouverneur trat an die Spitze der Kolonie.

Nachdem 1893 in Verhandlungen mit England und Portugal die Grenzen festgelegt worden waren, ließen es sich die wechselnden Gouverneure angelegen sein, von dem nun völlig in Besitz genommenen ungeheuren Gebiet auch faktisch Besitz zu ergreifen und die Eingeborenen, die bald hier, bald da wiederholte Versuche machten, das Joch der Fremden abzuschütteln, die deutsche Macht fühlen zu lassen. Besonders im Süden stieß die Schutztruppe immer erneut auf heftigen Widerstand, doch gelang es auch hier, erst noch im Januar 1907, die letzte widerstrebende Bande zu zersprengen und die Ruhe auch in diesem Bezirk wieder herzustellen.

Wo aber auch ein Aufstand aufloderte — was ihm folgte, war immer schlimmer, als die Zeit der offenen Kämpfe. Im ersten Taumel der Kriegserregung hatten die Aufständischen in den Erträgnissen der letzten reichen Ernte gepraßt und hatten geschlachtet, was sie an Vieh für sich retten konnten. Als dann der Rückschlag erfolgte, ihre verborgenen Vorräte entdeckt und, soweit sie nicht für Expeditionszwecke zu verwenden waren, zerstört werden mußten, und den Besiegten jeder Anbau unmöglich wurde, trieb die Sorge um die Zukunft die meisten zur Unterwerfung. Dazu kam strichweise eine nur geringe Ernte und Nahrungsmangel.

Von denen, die Krieg und Hunger verschont hatten, fiel eine große Zahl entkräftet jeder Krankheit zur Beute. Wurmleiden traten seuchenartig auf und breiteten sich, durch die Arbeiter verschleppt, auch in vorher gesunden Gegenden aus; infolge der schlecht genährten Mütter trat in manchen Gegenden eine

enorme Kindersterblichkeit ein. Kurz: es ergab sich nach den Aufständen ein überaus trauriges Bild, das sich auch dem einzelnen derart einprägte, daß, wie aus allen Berichten hervorgeht, die Erinnerung an die harte Lehre der jetzt lebenden Generation die Lust zu einer Wiederholung wohl für jede absehbare Zeit benommen haben wird.

Grenzen und Größe.

Der Indische Ozean bildet in einer Länge von etwa 1000 km Küstenlinie die Ostgrenze von Deutsch-Ostafrika. Sie beginnt südlich mit dem Kap Delgado, dem vorspringendsten Punkte der ganzen Küste, in dessen Nähe, schon auf deutschem Gebiete, der Rovuma mündet, welcher fast in seiner ganzen Länge die Grenze gegen das portugiesische Ostafrika bildet. Die Küste läuft, eine Unzahl von kleinen Buchten und Vorsprüngen bildend, unter denen sich auch einige gute Häfen befinden, nördlich bis zum Flusse Umba hinauf, welcher das deutsche Gebiet von dem englischen scheidet.

Von der Mündung dieses nicht bedeutenden Flusses geht nun die weitere Grenze in gerader Linie landeinwärts nordwestlich bis zum Gebirgsmassiv des Kilimandscharo, umgibt dieses mit einer halbkreisförmigen Ausbiegung, doch so, daß die Nord- und Nordost-Abfälle der Bergmasse noch bis in das englische Gebiet hinein verlaufen, und geht dann wieder in gerader Linie nordwestlich weiter, bis zum Viktoria-Njansa, den sie genau unter dem 1. Grade der südl. Br. und dem 34. Grade östl. Länge trifft.

Nun bildet der 1. Breitengrad die Nordgrenze, quer über den Viktoriasee hinweg, so daß dessen größere Südhälfte auf das deutsche und die kleinere Nordhälfte auf das englische Gebiet entfällt; läuft weiter westlich bis zum 30. Längengrade, und wendet sich dann nach Südwest. Hier durchschneidet die Grenze wieder in gerader Linie eine ungeheure, bis zu 4000 m sich erhebende Bergmasse, die Kirungaberge südlich vom Albert Edward-Njansa, und trifft die Nordspitze des am Fuße dieser Bergmasse in 1475 m Höhe gelegenen Kiwusee in der Landschaft Ruanda. Dieser auf unseren Karten im Verhältnis zu den andern Riesenseen so klein erscheinende See, der immerhin 30—40 km Breite und 80—100 km Länge mißt, wurde 1894 von Graf Götzen entdeckt und seitdem mehrmals von Reisenden besucht und näher erforscht. Der Kiwusee gehört zum System des Tanganjika, mit welchem er durch den Russisi in Verbindung steht. Durch die erwähnte Bergmasse Kirunga wird das Wassersystem des Tanganjika gänzlich von dem der andern großen Seen, also auch vom Nilsystem geschieden.

Von der Nordspitze des Kiwusee folgt nun die Westgrenze des deutschen Gebietes dem Ostufer des Sees, läuft am Russisi hinab bis zum Tanganjika und an dessen Ostufer nach seiner ganzen Länge weiter südlich hinab. Diese Wasserlinie scheidet Deutsch-Ostafrika vom Kongostaat. Vom Südende des Tanganjika, wo die Nachbarschaft des Kongostaates von der des britischen Zentralafrika abgelöst wird, wendet sich die Grenze nun nach Südosten zum Njassasee und folgt dessen Ostufer hinab bis zum 11. Grade der Breite. Hier verläßt sie den See und streicht auf dem 11. Breitengrade ostwärts weiter, bis sie den Rowuma trifft, der nun bis kurz vor seiner Mündung die Südgrenze gegen Portugiesisch-Ost-

afrika bildet. Kurz vor der Rowumamündung läuft die Grenze noch in gerader Linie querüber zum Kap Delgado, so daß die Mündung des Flusses noch ganz zum deutschen Gebiete gehört.

In dieser Umgrenzung hat man den Flächeninhalt unseres Deutsch-Ostafrika auf 946 500 qkm berechnet; es nimmt also einen Raum ein, der nahezu doppelt so groß ist wie das ganze Deutsche Reich.

Bodenfläche und Gewässer.

Deutsch-Ostafrika ist ein hochgelegenes Tafelland, welches nach dem Indischen Ozean terrassenförmig zu dem flachen, nach Süden sich verbreiternden Küstenstreifen abfällt. Es wird großenteils von Randgebirgen eingefaßt, die im Nordosten ihre höchste Höhe erreichen, wo sich der mit ewigem Schnee und Eis bedeckte Kilimandscharo bis zu 6010 m in die Wolken erhebt. Von diesem streicht das Paregebirge nach Süden zum Usambaragebirge hinüber, welches den Raum bis zum Ozean ausfüllt, von wo dann weiter südlich höhere Bergketten, als Uruguru-, Ruftu- und Uhehegebirge, sich nach dem Innern des Landes wenden und mehr oder weniger am Njassasee mit dem Livingstonegebirge in Verbindung treten, das zum großen Teile steil in den See abfällt und sich im Rungwe zu 3300, im Beja zu 3600 m Höhe erhebt.

Die beiden genannten Höhen liegen schon nordwestlich vom Njassa und setzen sich im Tschimgaba-, Liambagebirge und andern Ketten am Ostufer des Tanganjika und auch jenseits von demselben nach dem Kiwusee fort, umkreisen diesen und treten mit dem Kirungamassiv in Verbindung, das die Westgrenze des Schutzgebietes abschließt.

Wenden wir uns von hier östlich, so erreichen wir den Viktoria-Njansa und über diesen hinaus die Nordostgrenze des Gebietes, die schräg nach Südosten in gerader Linie nach dem Indischen Ozean verläuft. Hier ist das Land der Massai, eines der gefürchtetsten Stämme in ganz Ostafrika, durch deren Gebiet, großenteils Steppenland, von Norden nach Süden der sogenannte „ostafrikanische Graben" hinunter läuft, eine merkwürdige, ungeheure Bruchspalte des Landes, welche Ostafrika von Abessinien her bis zum Indischen Ozean durchsetzt, und auf deren Ostrand, dem Geleigebirge, gewissermaßen als Vorberge des gewaltigen Kilimandscharo, sich einige Vulkane erheben, der Dönjo Ngai 2150 m, der Kitumbin 2300 m und der Meru sogar 4460 m.

Hauptmann von Schleinitz, welcher von Ruanda um den Viktoriasee herum und dann südöstlich das Massailand durchzog, um die Stationen am Kilimandscharo zu erreichen, schreibt darüber: „Als wir aus dem dichten Busch heraustraten, lag vor uns ein welliges, mit vereinzelten Bäumen, niedrigen Büschen und kurzem, grünem Gras bedecktes Land. Nach einem längeren Aufstieg bot sich uns von einem langgezogenen Bergrücken aus ein großartiges Panorama.

„Nach Südosten hebt sich scharf und deutlich der Dönjo Ngai ab, von der Spitze bis auf etwa die halbe Höhe des Nordabhanges liegt wie ein großer Gletscher eine grauweiße Schicht Asche, ein Zeichen, daß das Innere des Berges bis noch vor einigen Jahren tätig war. Deutlich sind mit einem Glase die tiefen Risse und Furchen in der Lava sichtbar. Ganz unvermittelt steigt der Dönjo

Ngai aus einer Niveauhöhe von etwa 650 m bis über 2000 m hoch auf. Weiter nach Osten und Nordosten hin, durch ein weites und tiefes Tal getrennt, erheben sich die hohen Geleiberge. Diese ganz massige Bergkette wird von dem etwa 4000 m hohen Nguroto überragt. Der ganze Bergstock der zerrissenen und zerklüfteten Geleiberge wirkt um so imponierender, als er fast senkrecht aus dem wie flüssiges Blei flimmernden Natronsee Guasso Njiro aufsteigt.

„Wie ein großes Schneefeld glitzert im Sonnenlicht das mit den Natronrückständen bedeckte Vorland des Guasso Njiro. Ungemein steil fällt auch zu diesem der Rand des afrikanischen Grabens ab. In äußerst beschwerlichem, einstündigem Marsch über bunt durcheinander gewürfeltes, bald großes, bald kleines Steingeröll stiegen wir den steilen Grabenrand hinunter. An tief eingeschnittenen Schluchten und Steilabfällen entlang führte der Weg, der oft nur mit großer Vorsicht zu passieren war. Tief unten in den Schluchten stehen großartige Waldbestände, auf deren Laubdach wir hinabsahen. Wunderbar war der Farbenkontrast zwischen dem lichtblauen Himmel, den graubraunen, Hunderte von Metern tiefen und senkrechten Felswänden, zwischen dem grünen, in den verschiedensten Abtönungen schimmernden Laubdach und der großen, glitzernden Fläche des Guasso Njiro. Als wir die Waldzone erreicht hatten, breitete sich das Laubdach so dicht und undurchdringlich über uns aus, daß man trotz der Mittagshitze lange Strecken barhäuptig gehen konnte. Mittags lagerten wir am Fuße des Grabenrandes im Schatten eines vereinzelten Urwaldriesen an dem aus einer der vielen Schluchten herausströmenden Letamunge.“ —

Zahlreich sind die Gewässer, welche dem Indischen Ozean zufließen. Wir haben die bedeutendsten weiter oben schon kennen gelernt. Auch die großen Seen nehmen noch auf deutschem Gebiete viele fließenden Gewässer auf, so der Njassa den Ruhuhu, der Tanganjika den Malagarasi; vor allen der Viktoria-Njansa, außer vielen Flüssen, die ihm in tief eingerissenen Betten von Süden und Osten her ihr Wasser zuführen, den Kagera oder Alexandra-Nil auf der Westseite, der für den eigentlichen Quellfluß des Nil gehalten wird und von seinen Quellflüssen, die von den Kangostbergen am Ostrande des Tanganjika kommen, bis zu seiner Mündung in den Viktoriasee ausschließlich dem deutschen Gebiete angehört.

Außer den drei Riesenseen, an denen Deutsch-Ostafrika seinen Anteil hat, sind noch zu nennen der Rikwa oder Leopoldsee zwischen dem Njassa und Tanganjika, in den von Osten der Lupo, von Westen der Saissi ihr Wasser ergießen; im Massailande, südwestlich vom Kilimandscharo, der Manjarasee, westlich von diesem der Ejassi, ein großer Salzsee, und nördlich unfern der englischen Grenze der oben schon genannte Natronsee Guasso Njiro.

Die Bedeutung Deutsch-Ostafrikas.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Erwerbung Deutsch-Ostafrikas noch immer auf eine große Zahl von Gegnern stößt, die weder davon, noch überhaupt von überseeischen Kolonien des Deutschen Reiches etwas wissen wollen. Daß das

Deutsche Reich aber in dem Wettbewerb der Großmächte untereinander als solche auch auf diesem Gebiete nicht länger zurückstehen konnte, wenn es in der allgemeinen Völkerdebatte ein entscheidendes Wort mitreden wollte, liegt auf der Hand.

Zugegeben muß werden, daß das Deutsche Reich bedauerlicherweise im Grunde genommen viel zu spät damit aufgetreten ist, nachdem andere Mächte, die Engländer allen voran, bereits die besten Bissen der sogenannten herrenlosen Länder der Erde schon für sich vorweggenommen hatten. Daß in dem großen Aufteilungsprozeß das „herrenlos" nur so gedeutet wurde, daß es Landgebieten galt, die noch keinen europäischen Herrn hatten, ist selbstverständlich. Das ist schon in der großen Entdeckungsperiode der Portugiesen und Spanier ebenso und nie anders gewesen. Wenn dann die sogenannten Wilden, welche diese Gebiete seit Jahrhunderten in Besitz hatten und wohl nicht mit Unrecht als ihr Eigentum betrachteten, gegen solche Vergewaltigung sich auflehnten und auch noch fortgesetzt immer wieder aufsässig werden — wer kann es ihnen im Grunde genommen verdenken? Indessen ist hier nicht der Ort, auf solche Fragen einzugehen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Deutsch-Ostafrika nicht zu den besonders bevorzugten Ländern der Tropenzone gezählt werden kann. Wäre dies der Fall, so würden die Engländer wahrlich nicht so lange gezögert haben, ihre Hand darauf zu legen. Die so wenig versprechenden Küsten von Ostafrika haben sie aber nie gereizt, und so begnügten sie sich mit dem einen Hafen Mombas an der Suaheliküste, einer uralten Araberniederlassung, die schon 1330 von Ibn Batuta als bedeutender Ort erwähnt und 1503 von den Portugiesen besetzt, im 17. Jahrhundert aber wieder von den Arabern eingenommen wurde. Augenscheinlich legten die Engländer auch auf diesen, vom Sultan von Sansibar erworbenen Platz wenig Wert, als aber das Deutsche Reich hier so rührig eingriff, waren sie auch als Mitbewerber sofort zur Stelle.

Daß das heutige Deutsch-Ostafrika viel Steppenland umfaßt, ist richtig. Man hat infolgedessen von gegnerischer Seite, um die Erwerbung möglichst herabzusetzen, sogar die Behauptung aufgestellt, daß es zu neun Zehnteilen ganz unbrauchbar und nur zu einem Zehntel brauchbar sei. Das ist natürlich weit übertrieben, und man hat schon zugeben müssen, daß es mindestens zu zwei Fünfteln brauchbares Land enthalte. Es wird sich also zweifellos herausstellen, daß sich dieser Prozentsatz noch wesentlich erhöhen wird. Hat doch beispielsweise die ostafrikanische Eisenbahngesellschaft, welche vom Hafen Daressalam ins Innere hineinbaut, auf eine weite Strecke das Land zu beiden Seiten der Bahnlinie daraufhin untersuchen lassen, und es hat sich ergeben, daß sich guter Alluvialboden und wasserreiche Täler daselbst befinden, die sich für Kulturen aller Art, besonders für die Baumwollkultur eignen, und daß von diesen Landstrichen eine große Ertragsfähigkeit zu erwarten ist. Man muß das Land eben nur erst noch genauer kennen lernen, und es wird sich finden, daß sich viele bisher noch für unbrauchbar gehaltene Landstrecken als fruchtbar erweisen und sich unschwer in brauchbaren Boden umwandeln lassen werden.

Auch die Behauptung, daß leider die fruchtbaren Striche mit dem unge-

sunden Klima zusammenfallen, trifft nur teilweise zu. Die Gesundheitsverhältnisse haben sich seit den ersten Anfängen der Kolonisation wesentlich gebessert. Hat sich das Klima geändert? Keineswegs, sondern die Ansiedler haben eingesehen, daß Ostafrika eine durchaus andere, als die von Europa her gewohnte Lebensweise bedingt, und gute Sanitätseinrichtungen haben außerordentlich geholfen, den Fiebern und andern klimatischen Einflüssen zu begegnen.

Weit größere Schwierigkeiten bereitet der seit Jahrhunderten bestehende und festgewurzelte Einfluß der Araber und ihrer Mischlingsnachkommen, sämtlich fanatische Mohammedaner, ein Einfluß, der durch das endliche Niederwerfen des großen Aufstandes nun allerdings schon den ersten mächtigen Stoß erhalten hat.



Elfenbeinkarawane in Deutsch-Ostafrika.

Noch schwieriger wird es sein, die Macht der paar tausend Inder zu brechen, die im Lande sitzen und von denen die meisten der Araber abhängig sind; denn diese Inder sind die denkbar rührigsten und dabei kapitalkräftige Handelsleute, die den größten Teil des Handels über Bombay in Ostindien leiten und dem direkten Handelswege von Deutsch-Ostafrika nach Europa wohl noch lange ein schweres Hindernis sein werden.

Aber auch diese Übelstände bessern sich mit jedem Jahre. Während noch im Jahre 1899 der Gesamthandel den Wert von etwa 14 Millionen Mark betrug, wovon nur rund 3 Millionen auf Deutschland entfielen, zeigte er in dem Berichtsjahre 1906 schon die stattliche Summe von 36 Millionen, und davon kamen auf Deutschland 17 Millionen und auf das übrige Europa etwa 2½ Millionen, so daß Sansibar und Indien nur etwa noch die Hälfte des Gesamthandels in Händen hatten.

In Bezug auf die Ausfuhr liefert die Viehzucht noch verschwindend wenige Resultate. Für die Rinderzucht scheinen sich die nördlichen Distrikte am besten

zu eignen; in Usambara und in den Landstrichen um den Viktoriasee herum sind zur Zeit schon größere Rinderherden vorhanden, auch Schafe gedeihen; doch Ziegen scheinen nicht fortzukommen, und man hat in der Kulturstation Kwai in Usambara deren Zucht schon aufgegeben. — Der Wildreichtum aber ist in vielen Distrikten noch außerordentlich. Giraffen, Antilopen aller Art, Zebras, Büffel, auch Nashörner und Flußpferde, sowie in ihrem Gefolge auch die großen Raubtiere sind nicht selten; nur der Elefant hat sich schon mehr und mehr nach dem Seengebiet zurückgezogen.

„Nur derjenige," sagt Hauptmann v. Schleinitz, welcher die Massaisteppe durchzog, „der die Wildmengen hier gesehen hat, kann sich eine Vorstellung davon machen, wie wildreich ein Land sein kann. Daß das Wild sich hier noch in solch unzähligen Mengen aufhält, ist nur dem menschenleeren Gebiet zu verdanken." In andern Distrikten der Kolonie aber sind, nach demselben Berichterstatter, nur die Eingeborenen die Schädiger des Wildstandes. „Irgend ein Interesse an der Erhaltung des Wildstandes haben sie nicht. Ihr ganzes Bestreben geht nur dahin, möglichst viel Fleisch zu bekommen, von dem sie allerdings unglaubliche Mengen vertilgen können. Der einzelne Europäer schädigt die Jagd kaum, er hat in den meisten Fällen gar nicht die Zeit dazu. Selbst wenn er einmal mehr schießt, als vielleicht gerade notwendig ist, so macht das bei der Menge des vorhandenen Wildes nicht viel aus, während die Eingeborenen große Kesseltreiben veranstalten und das Wild rücksichtslos, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht, morden. Will man den Wildbestand in der Kolonie erhalten, so muß man dem Eingeborenen gründlich auf die Finger sehen."

Aus einzelnen Bezirken wurde in jüngster Zeit über das Überhandnehmen der Löwenplage geklagt. In einigen aufständischen Gebieten sollen diese Raubtiere zahlreiche Menschen geschlagen haben. Man nimmt vielleicht nicht mit Unrecht an, daß die leichte Beute, welche Verwundete und entkräftete Flüchtlinge den Löwen boten, diese Menschenjägerei bei ihnen erst in so starkem Maße entwickelte. Im letzten Berichtsjahre 1906 sind an Schußprämien vom Gouvernement für 358 erlegte Löwen und 809 erlegte Leoparden 13 717 Rupien, also etwa 18 800 Mk. gezahlt worden.

Viel heftiger und zahlreicher sind die Klagen über das Zunehmen der Wildschweine, mit der die Löwenplage häufig Hand in Hand geht. Es ist versucht worden, die Wildschweine mit Schußprämien und Gift zu bekämpfen, und es sind auch Tausende erlegt worden. Tatsächlich sind diese Tiere außerordentlich schädlich, da sie keine größere Ausdehnung der Felder gestatten, weil die Arbeitskräfte zur Zeit der Fruchtreife durch ständige Tag- und Nachtwachen auch jetzt schon stark in Anspruch genommen sind. Dazu kommen die großen Verwüstungen durch das Wühlen der Tiere in den durch Einzäunungen nur unvollkommen zu schützenden Äckern.

Nach diesen Ausführungen wird es erklärlich erscheinen, daß die Ausfuhr der Kolonie bezüglich der tierischen Erzeugnisse sich nur auf die wilden Tiere stützen kann. Während der Gesamthandel des Berichtsjahres 1906 in der Ausfuhr nur 746 Rinder und 2805 Stück Kleinvieh aufweist, sind exportiert worden: Elfenbein (Elefantenzähne) im Werte von 420 000 Mk.; Flußpferd- und Wild-

schweinzähne 25 000 Mk.; weit über 8000 kg Hörner, darunter allein von Nashörnern 4000 kg im Werte von 53 000 Mk.; Schildpatt 28 000 Mk.; Muscheln aller Art 7500 Mk.; Häute und Felle 372 000 Mk.; an Insektenwachs für 612 000 Mk.

Ungleich wichtiger sind natürlich die Erzeugnisse des Pflanzenreiches. Die Eingeborenen nähren sich hauptsächlich von Durra, auch Mohrenhirse oder Kaffernkorn und in Ostafrika allgemein Mtama genannt, eine Brotpflanze, die bis 6 m Höhe erreicht und in Gegenden, wo der Regenzeit eine lange Trockenzeit folgt, das einzige Getreide, welches eine sichere Ernte bringt. Die Frucht, dem Mais ähnlich, nur kleiner, rund, nicht plattgedrückt, trägt in der Tat hundertfältig. Kokosnüsse, Kautschuk, Kopalharz, Gummi werden reichlich gewonnen. Der Neger aber ist für den Landbau nicht sonderlich zu gewinnen, obwohl vielfach Orangen, Melonen, Mango, Maniok, Mais, auch Reis und Zuckerrohr gebaut werden könnten. Man hat es bei dem andauernd herrschenden Mangel an Arbeitskräften mit indischen Kuli versucht, die sich aber nicht bewährt haben. Der Anbau verspricht viel, z. B. Kaffee, der schon recht gute Ernten zu liefern beginnt, ebenso Zuckerrohr, Gewürznelken und andere Kulturpflanzen der heißen Erdstriche; auch von der Vanille hofft man viel. Auf Sesam als Ölpflanze wird Gewicht gelegt; Pandanus, Sisal, eine Art Agave, und Sanseveria liefern vorzügliches Flechtmaterial. Von unseren europäischen Kulturgewächsen gedeiht die Kartoffel in manchen Gegenden ganz vortrefflich.

So ist denn auch die Beteiligung der vegetabilischen Erzeugnisse an der Ausfuhr teilweise schon recht lebhaft gewesen. Während die Körner- und Hülsenfrüchte in 1906 an Wert nur 6700 Mk., die Knollen, Gemüse und Früchte nur 9500 Mk. ergeben haben, sind die Kolonialwaren mit 518 000 Mk. verzeichnet, wozu der Kaffee schon das Hauptkontingent mit 424 000 Mk. gestellt hat. Merkwürdig ist die Beteiligung von Sirup und Melasse mit 50 000 Mk. Den wichtigsten Ausfuhrartikel liefert die Kokospalme, nämlich die Kopra. So heißt die in Streifen oder Scheiben geschnittene und gedörrte Kokosnuß, aus der dann in Europa das wichtige Kokosöl gewonnen wird. Kopra ist in dem amtlichen Bericht verzeichnet mit 3 841 842 kg im Werte von 1 086 800 Mk. Auch die Ölpflanze Sesam repräsentiert einen Betrag von über 113 000 Mk. Das Flechtmaterial der Sisalagave hat 1 348 000 Mk. ergeben; Kautschuk und Guttapercha 2 075 000 Mk.

Wie oben schon angegeben, hat der Handel des Schutzgebietes in 1906 insgesamt die Höhe von 36 147 500 Mk. erreicht und damit das Vorjahr 1905 um 8 542 500 Mk. übertroffen.

Der Handel wird stetig wachsen in dem Verhältnis, wie die Verkehrswege wachsen werden. Damit sieht es aber noch sehr übel aus, nur wenig hat bisher dafür geschehen können. Eisenbahnen, durch welche allein das weite Binnenland erschlossen werden kann, sind nur erst in ihren allerersten Anfängen vorhanden. Die eine beginnt nahe der Nordostgrenze beim Hafen von Tanga, wird bis in das Gebiet des Kilimandscharo führen und dann vielleicht bis zum Viktoriasee verlängert werden. Das steht jedoch bei der Zukunft, denn vorläufig ist nur erst eine kurze Teilstrecke fertig, während die Engländer parallel mit

dieser projektierten deutschen Bahn in derselben Zeit ihre Konkurrenzbahn vom Hafen Mombas bis zum Viktoriasee bereits in Betrieb haben.

Etwas rühriger scheint die Ostafrikanische Eisenbahngesellschaft vorzugehen, welche von der Hauptstadt Daressalam ins Innere hineinbaut und schon eine vielmal größere Strecke beendet hat. Diese Bahn soll dann über Kilossa, Mpapua, Kilimatinde und andere jetzt schon bedeutendere Stationen nach Tabora führen, welches ungefähr in der Mitte des Schutzgebietes liegt und jetzt schon der Mittelpunkt der das Land durchziehenden Karawanenwege ist. Hier soll die Bahn sich teilen, ein Strang nach Westen zum Tanganjika, der andere nördlich nach Muansa am Viktoriasee führen.

Bislang war und ist der Warentransport nur möglich durch Karawanen, d. h. nicht durch Kamele, wie man sich von Nordafrika und Asien her eine Karawane gewöhnlich vorstellt, sondern einzig und allein durch Menschen, welche die Waren, in tragbare Ballen verpackt, bis an ihren Bestimmungsort transportieren. Man kann sich die ungeheuren Kosten denken, die ein solcher Transport verursacht. Auch die Afrikaforscher konnten und können heute noch nicht anders reisen als auf diese Weise.

Als Beispiel mag die Karawane dienen, welche Stanley zu seiner großen Afrikareise in Bagamojo, auf dem Festlande gegenüber von Sansibar, ausrüstete. „Die angeworbenen Leute stellten sich in Reih und Glied auf, und einem jeden wurde je nach seinen Kräften seine Last zugeteilt. Einem Manne von starkem, kraftvollem Bau ein Zeugballen, dessen Gewicht, 54 Pfund, sich durch den fortwährenden Verbrauch ermäßigen mußte; einem Manne von untersetzter, gedrungener Gestalt ein Perlensack, 45 Pfund schwer; leichtgebauten Jünglingen Kisten von 36 Pfund Gewicht mit Vorräten oder Munition. Unter die ernst aussehenden älteren Leute von ernstem Benehmen wurden die wissenschaftlichen Instrumente, der photographische Apparat, die Bücher in Kisten von je 36 Pfund Schwere verteilt. Für jede Sektion eines zerlegbaren, jetzt auseinander genommenen Bootes sind ihrer vier bestimmt, von denen je zwei einander ablösen sollen, Leute von herkulischer Gestalt und Stärke. Sie erhalten höheren Lohn und doppelte Ration. Die Kirangozi oder Führer, an diesem Tage mit fliegenden Kleidern von rotem Bettdeckenzeuge herausgeputzt und sämtlich mit Snidergewehren bewaffnet, tragen die Messingdrahtrollen. Auch Reitesel befinden sich bei der Expedition, alle gesattelt, vier für die Europäer und zwei für etwaige Kranke. Für diese sind außerdem noch drei Netzhängematten vorhanden mit je zwei Trägern, eine Art von fliegendem Lazarett.

„Um 9 Uhr setzte sich der Zug, einer hinter dem andern, über 1 km lang in Marschordnung: 4 Kirangozi gingen einige hundert Schritt voraus; die Spitze des eigentlichen Zuges bildeten 12 Kirangozi, welche einer mit einem langen Elfenbeinhorn anführte, um bei drohender Gefahr Signale zu geben. Ihm schreitet ein kleiner Junge mit einer Negertrommel voran, die er aber nur schlagen darf, wenn der Zug sich einem Dorfe nähert, um die Karawane im voraus anzukündigen. Denn da viele Dörfer im Gebüsch versteckt liegen, so könnte die plötzliche Ankunft einer so großen Menge von Fremden leicht Besorgnis und Mißtrauen erwecken. Danach folgt eine lange Reihe von 270 Trägern, denen die

36 Frauen der Führer und Bootträger und 10 Knaben sich anschließen, welche ihren Müttern folgen und ihnen durch das Tragen der Gerätschaften helfen wollen. Darauf kommen die Reitesel, die Europäer und die Flintenträger. Den Schluß endlich stellen 16 Führer her, deren Amt es ist, Nachzügler aufzusuchen und wieder herbei zu bringen. Im ganzen bilden 356 Seelen den langen Zug."

Die ungeheuren Kosten werden noch dadurch nicht unwesentlich erhöht, daß so mancher der schwarzen Burschen, der Plackerei müde, in einem günstigen Augen-



Flußübergang einer Trägerkarawane.

blick, wo er sich nicht beobachtet weiß, seinen Ballen wegwirft und desertiert. Es ist wahrlich kein Wunder, daß so mancher Karawanenzug durch das deutsche Gebiet nicht viel mehr benutzt wird, weil die Karawanen abschwenken und anstatt die kostspielige weite Reise durch das deutsche Gebiet, die viel kürzere und daher viel weniger teure Reise nach dem Viktoria-Njansa machen und dort den Ausgang der schon in Betrieb befindlichen englischen Ugandabahn erreichen und per Bahn die Güter in kürzester Frist nach dem Hafen von Mombas rollen zu lassen, anstatt monatelang unter den größten Anstrengungen und Entbehrungen durch das deutsche Gebiet unterwegs zu sein.

Verkehrswege und besonders Eisenbahnen kosten freilich viel Geld; ein

richtiger Kaufmann aber weiß, daß er aus einem Geschäft nichts herausnehmen kann, wenn er nichts hineinzustecken wagt. Und so liegt es auch hier auf der Hand, wie notwendig es ist, daß in Deutsch-Ostafrika zur Erschließung des Landes vor allem Eisenbahnen gebaut werden müssen. Erst mit dem festgelegten Verkehr kann sich eine Kolonie gut entwickeln; erst wenn die Transport- und Verkehrsgelegenheiten organisiert sind, können sich auch größere Mittelpunkte für Handel und Verkehr bilden. Eins folgt aus dem andern. —

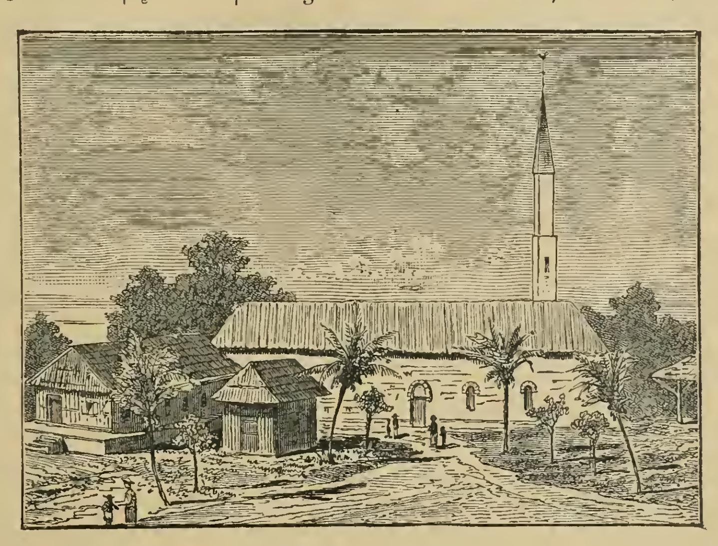
Unter den Orten, die als solche Mittelpunkte sich zu bilden begonnen haben, steht Daressalam, das zur Hauptstadt des Schutzgebietes erhoben worden ist, in erster Reihe. „Kommt der Reichspostdampfer im Außenhafen von Daressalam an, so zeigt sich, wie A. Leue schildert, alle Welt befriedigt von dem Anblick der Küste, dem erquicklichen Aussehen der Palmenwälder und über den erfrischenden Eindruck, den die schattigen Mangohaine hervorrufen. Wohlgefällig schaut auch der viel gewanderte Reisende auf die sich am Meeresufer erhebenden Bauwerke, die sich, wie das Gouvernementsgebäude, das Hospital u. a., dem Auge darbieten. Verwundert freilich ist der Fremde, das Schiff gerade auf das Land zufahren zu sehen, aber der Dampfer gleitet mitten durch das hellgrüne Wasser, dicht an einer Reihe von Bojen vorüber, und strebt einer offenen Stelle der Küste zu, die sich den Blicken allmählich wie eine enge Flußmündung zeigt. Jetzt macht das Fahrzeug einen flotten Bogen und glatt schießt es um den letzten Landvorsprung. Ein allgemeines Ah! der Bewunderung. Vor dem Beschauer liegt, beleuchtet vom tropischen Sonnenschein, das Panorama von Daressalam, ein Bild, so lieblich, wie es auch ein Weltreisender wohl nicht allzu häufig zu sehen bekommt. Jedenfalls wirkt dieser plötzliche Anblick der Stadt auf ihrem waldartigen Hintergrunde von Palmen und Fruchtbäumen so überraschend wie schön. Und nicht nur aus der Ferne, sondern auch in der Nähe darf sie sich sehen lassen, denn an der Reinlichkeit und Akkuratesse der Straßen und Anlagen könnte manche europäische Stadt sich ein Muster nehmen."

Südlich von Daressalam sind noch Kilwa, Lindi und Mikindana, nördlich an der Küste aufwärts Bagamojo, Pangani und Tanga zu nennen, die seit Menschengedenken schon Mittelpunkte des Handels und Verkehrs für das Hinterland gewesen sind. Unter diesen ist Bagamojo noch immer der berühmteste, nicht als Hafen, denn es hat nur eine offene, nur durch Sandbänke und Korallenriffe einigermaßen geschützte Reede; aber es ist von jeher als Handelsplatz gesucht und der Ausgangspunkt fast aller Expeditionen ins Innere gewesen. Größere Schiffe müssen sogar ziemlich weit draußen ankern, die arabischen und indischen Dhaus dagegen können keinen bequemeren Landungsplatz haben. Sie lassen sich einfach von der Flut auf den flachen, sandigen Strand setzen, löschen ihre Ladung, die sie aus Indien, Persien, Arabien oder sonst woher bringen, nehmen Bagamojoladung, alles trockenen Fußes ein und werden mit der nächsten Flut wieder flott.

Im Binnenlande sind zu nennen das von Emin Pascha gegründete Bukoba am Westufer und Muansa am Südufer des Viktoriasee, die uralte arabische Handelsniederlassung Udjidji, Usumburu und Bismarckburg am Tanganjika, Wiedhafen und Langenburg am Njassa; im Inneren Tabora, Kilimatinde, Mpapua, Kilossa. In den meisten dieser Stationen liegen Kompanien oder wenigstens

Posten der Schutztruppe, die je nach Bedürfnis über das ganze Gebiet zweckmäßig verteilt ist. Telegraphenlinien gehen an der Küste von Mikindani aufwärts bis Tanga und von hier nach den Siedelungen am Kilimandscharo; ferner von Daressalam quer durch das Land über Tabora nach Muansa, auch am Tanganjika nordwärts bis Udjidji.

Zum Schluß muß hier auch noch die Sklavenfrage berührt werden, denn es dürfte bekannt sein, daß in Deutsch-Ostafrika die Haussklaverei noch nicht aufgehoben ist; nur der Sklavenhandel und die entsetzlichen Sklavenjagden sind verboten und werden aufs strengste bestraft. Die Belassung der Haussklaverei geschah aber, wie Sander sehr richtig bemerkt, aus rein praktischen Gründen. Es würde nämlich für die Sklavenbesitzer vollständigen Ruin bedeuten, wenn die Aufhebung derselben plötzlich geschähe und gleichzeitig die bisherigen Sklaven, für deren Lebensunterhalt zu sorgen jetzt ihr Herr die Pflicht hat, zum Teil bitterer Not aussetzen. Da nun der Sklavenhandel verboten ist und streng unterdrückt wird, so liegt auch keine Gefahr vor, daß die Familien der Sklaven auseinander gerissen werden. Das Los dieser Sklaven ist sehr erträglich. Man muß sich nur nicht darunter jene Sklaverei vorstellen, wie sie im Altertum oder später in Amerika gehandhabt wurde, wo der Sklave tatsächlich nur ein höheres Haustier war, dessen Fähigkeiten, Eigenschaften und Kräfte rücksichtslos ausgebeutet wurden. Von dieser Art Knechtschaft ist die in Deutsch-Ostafrika noch existierende Sklaverei weit verschieden. Das Schlimmste an ihr ist nur der Name.



Missionskirche in Bagamojo.

Die Inder in Deutsch-Ostafrika, seien sie nun Mohammedaner oder Brahmanen, dürfen, soweit sie noch englische Untertanen sind, und das sind die meisten, keine Sklaven halten. Früher war gerade bei ihnen die Sklaverei in hohem Maße in Gebrauch. Vor einigen Jahrzehnten jedoch mußten sie infolge des Eingreifens des englischen Kommissars Sir Bartle Frere ihre sämtlichen Sklaven losgeben. Es sollen damals an einem Tage 23 000 Sklaven in Freiheit gesetzt worden sein.

Wollte die deutsche Verwaltung dies nachahmen, so würden, wie gesagt, Tausende von Sklavenbesitzern ruiniert sein. Die Bedingungen für Freikauf und Freiwerden sind jedoch sehr günstig, so daß ganz allmählich auch die Haussklaverei ohne Schaden für beide Teile verschwinden wird. Heutzutage wollen

viele Sklaven selbst gar nicht frei werden. „So mußte ich einem solchen," führt Sander als Beispiel an, „den ich freikaufen wollte, um ihn zu einer Expedition mitnehmen zu können, der er sich gern anschließen wollte, erst lange zureden, ehe er mit dem Freikauf einverstanden war."

Der Umfang der Sklaverei in Deutsch-Ostafrika wird auch meist überschätzt. Tatsächlich existiert Sklaverei nur an der Küste und an den großen Handelsplätzen im Innern. In Bagamojo z. B., einer Stadt von etwa achtzehntausend Einwohnern, dürfte es kaum zweitausend Sklaven geben. Dafür gibt es dort aber eine große Menge von Freigelassenen, Freigemachten oder sonstigen ehemaligen Sklaven, aus denen sich die große Zahl der Küstenträger rekrutiert.

In der Denkschrift aus dem Berichtsjahre 1906 heißt es: Nach den eingereichten Übersichten betrug die Zahl der erteilten Freibriefe 3080, mithin 251 mehr als im Vorjahre; darauf entfielen auf Freikauf 1524, auf Freilassung 933, auf amtliche Freierklärung 360; durch den Tod des Herrn und auf sonstige Weise sind 263 Sklaven frei geworden.

Britisch-Ostafrika und Somaliland.

Das Sultanat Sansibar.

Wie die Araber seit dem 10. Jahrhundert nach und nach die Ostküste von Afrika besetzten, dann im 17. Jahrhundert die Portugiesen sich als Herren dieser Küste betrachteten, die aber im Laufe des 18. Jahrhunderts wieder dem Imam von Maskat weichen mußten, dessen Nachfolger erst in Mombas, dann in Sansibar ihren Sitz aufschlugen, das ist im vorhergehenden Kapitel erzählt worden. Diese Sultane von Sansibar betrachteten sich außerdem aber auch als die Herren des ganzen ostafrikanischen Festlandes. Mit ihrer wirklichen Herrschaft stand es freilich noch bedenklicher, als vor ihnen um die der Portugiesen. Wo eine Horde der Krieger des Sultans anwesend war, da mochten die Schwarzen ja wohl auf zwei oder drei Meilen in der Runde Respekt haben; hatten jene aber den Rücken gewendet, dann wußte keiner mehr von dem Sultan in Sansibar, und niemand kümmerte sich darum.

Damals wäre es für eine kräftige europäische Nation leicht gewesen, die ganze Küste an sich zu reißen, und 1824 machte der englische Kapitän Owen, welcher daselbst ein mit Seevermessungen beschäftigtes Geschwader befehligte, auch wirklich den ersten Versuch dazu, indem er mit den einheimischen Sultanen und Häuptlingen einen Vertrag abschloß, der das Gebiet des uralten Mombas mit dem vortrefflichen Hafen, sowie ein großes Stück der Küste unter englischen Schutz stellte. Owen hatte sich jedoch vergeblich bemüht, denn in gänzlicher Verkennung des Wertes dieser Erwerbung lehnte die englische Regierung die Bestätigung des Vertrages ab und kam auch vorläufig nicht wieder darauf zurück.

So fand denn das Deutsche Reich, wie wir erzählt haben, 1884 ein freies und weites Feld für seine neuen, frisch aufstrebenden kolonialen Bewegungen, einen ergiebigen Platz für koloniale Erwerbungen, und es hat diese Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen. Die Deutschen griffen zu, und angesichts

der Ohnmacht des Sultans von Sansibar gegenüber den Völkern des Festlandes schlossen sie mit den Häuptlingen der verschiedenen Stämme Verträge über umfangreiche Erwerbungen, ja, ganze Negerreiche zogen es vor, sich unter deutschen Schutz zu stellen.

Nun freilich erhoben die Engländer einen großen Lärm, aber Fürst Bismarck war nicht der Mann, wieder loszulassen, was er einmal nach aller Form des Rechts in die Hand genommen hatte, und so mußten sie schon zusehen, wie



Ansicht von Sansibar.

das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet sich stetig weiter ausdehnte und ihnen hier eine Konkurrenz erwuchs, die äußerst gefährlich, nun aber nicht mehr abzuschütteln war. Dennoch setzten sie alles in Bewegung, um nicht gänzlich in den Hintergrund gedrängt zu werden, und nach langen Verhandlungen, wie wir schon erzählt haben, kam dann 1890 jener vielbesprochene Vertrag zwischen beiden Mächten zustande, in welchem es den Engländern gelang, den möglichst größten Vorteil davonzutragen.

Die freie Hand, welche ihnen in diesem Vertrage über Sansibar und seinen Sultan zugestanden worden war, setzten sie auch gleich in Bewegung, und so ist denn das Sultanat Sansibar, nämlich die gleichnamige Insel nebst der Insel

Pemba, dem Namen nach allerdings nur englisches Protektorat, in Wirklichkeit aber englischer Besitz, denn beide Inseln bilden zwar noch ein eigenes Sultanat, aber ein englischer Generalkonsul ist der eigentliche Herr. Er leitet die gesamten Staatsgeschäfte, erläßt Gesetze, schließt Verträge, erhebt Steuern und ist sogar Befehlshaber der Truppen. Dem Sultan ist nichts geblieben, als ein ihm persönlich von der englischen Regierung gezahltes Einkommen. Daß er noch eine Leibwache halten darf und sogar noch ein paar Ordenssterne verleihen kann, übertüncht wenigstens in etwas seine gänzliche Abhängigkeit von der Gnade des eigentlichen Souveräns im Sultanat Sansibar.

Die Insel Sansibar ist ein Korallengebilde von etwa 86 km Länge und 37 km Breite. Der Länge nach besteht sie aus zwei gänzlich verschiedenen Hälften. Die westliche Hälfte ist außerordentlich fruchtbar, die östliche dagegen zeigt vielfach den weißen, reinen Korallenkalk oder ist Buschland. Die westliche



Inder in Sansibar.

Hälfte ist sehr buchtenreich, mit tiefem Wasser bis an die Küste und überall zugänglich, die östliche dagegen fast ganz geschlossen, nur an wenigen Punkten zugänglich und stets von einer sehr heftigen Brandung umtobt. Zwischen beiden erhebt sich hier sogar der Korallenkalk bis zu einer Höhe von 130 m.

In der westlichen Hälfte lagert über dem Korallenfels teils eine graue Erdschicht, in welcher Kokospalmen, Affenbrotbäume und andere genügsamere Tropengewächse noch in Fülle gedeihen, teils ein roter Tonboden, auf welchem sich die tropische Vegetation in üppigster Fülle entwickelt. Hier vornehmlich wird die wichtigste Kulturpflanze Sansibars gezogen, der Gewürznelkenbaum; die Insel, deren Größenangabe zwischen 1520 und 1590 qkm schwankt, beherrscht mit dem dazugehörigen Pemba im Gewürznelkenhandel den Weltmarkt. Außerdem werden gebaut Zuckerrohr, Kassave, Reis, Baumwolle, Indigo, auch der Muskat- und Zimtbaum. Kokospalmen wachsen in ganzen Wäldern, wunderbar üppig gedeiht die Banane, und der Brotfruchtbaum liefert bis hundert Pfund schwere Früchte. Wunderbare Landschaftsbilder entwickeln sich. Jedes Haus ist von Obstbäumen umgeben. Die Palmen erheben ihre stolzen Blätterkronen gen Himmel, und

Granat-, Jasmin- und Akazienbäume, Zitronen- und Orangenhaine prangen im Schmuck ihrer Blüten und erfüllen die Luft mit Wohlgeruch.

Die Stadt Sansibar, Welthafen und Stapelplatz für die ganze afrikanische Ostküste, bietet ein Konglomerat von allen Völkern und Sprachen der Erde. „Wer ein richtiges Bild von diesem vielzüngigen Charakter Sansibars gewinnen will," schildert Schweiger-Lerchenfeld, „der vermag dies am besten im Zollhaus oder in der Hindustraße, welche den Bazar bildet. Sie durchzieht in südnördlicher Richtung fast die ganze Stadt. Laden reiht sich an Laden oder Wohnung an Wohnung, denn beides ist so ziemlich dasselbe. Alles liegt offen da. Ein Laden gleicht dem andern, er ist ein mit Waren aller Art vollgepfropfter Raum ohne Vorderwand. Im Vordergrund kauern die weizengelben indischen Verkäufer. Die überhängenden Dächer von Palmstroh verursachen dort eine fortwährende Dämmerung, überall ist unbeschreiblicher Schmutz. Es wimmelt in diesem Bazar zu jeder Tageszeit von Indern jeden Alters, aus der Ferne vernimmt man ein tolles Gewirr von Stimmen. Sicher ist, daß der Neuling sich von dem wunderbaren Treiben außergewöhnlich angezogen fühlt."


Das deutsche Konsulat in Sansibar.

Nicht überall aber ist die Stadt so überaus schmutzig wie die Hindustraße; Sauberkeit und unsäglicher Schmutz liegen in Sansibar eben hart nebeneinander. Der westliche Stadtteil, eine lange Reihe blendendweißer Steingebäude, breitet sich halbmondförmig am Ufer aus, überragt von den mächtigen Mauern des alten Forts, das aus der Ferne einen Respekt gebietenden Eindruck macht, in der Nähe aber herzlich wenig drohend erscheint. Hier befindet sich auch der Palast des Sultans, auf dem die blutrote Sansibarflagge weht, während die Gebäude der vielen fremden Konsulate, unter denen auch ein deutsches, mit ihren Landesflaggen bezeichnet sind.

Ein Gewimmel von Schiffen und Booten herrscht auch ununterbrochen im Hafen, oder vielmehr auf der Reede, denn eigentliche Hafenanlagen sind gar nicht vorhanden, da die Reede von allen Seiten durch Klippen und Koralleninselchen vollkommen geschützt ist, zwischen welchen in dem tiefen Wasser auch die größten Schiffe bequeme Durchgänge finden. Sie bringen Stückwaren, Reis, Elfenbein, Steinkohlen, Materialwaren usw., und nehmen mit fort Kopra, Gummi, Häute, Elfenbein, Gewürznelken und andere Kolonialprodukte.

Die Insel Pemba, nördlich von Sansibar und wie dieses etwa 40 km vom Festlande entfernt, gehört unmittelbar zum Sultanat Sansibar und wetteifert mit diesem in der Kultur des so außerordentlich wertvollen Gewürznelkenbaumes. Stehen doch die sogenannten Sansibarnelken an Güte nur den Amboinanelken nach, die von der holländischen Insel Amboina in Hinterindien kommen. Doch zeigt sich auf Pemba so recht der unheilvolle Einfluß, den die plötzliche Abschaffung der Sklaverei durch die Engländer gehabt hat; denn die Kultur der Gewürznelken ist merklich zurückgegangen, weil es, wie oben schon ausgeführt wurde, an Arbeitskräften fehlt; der freie Neger ist eben kein Freund von der Arbeit in Plantagen und Feldern.

Britisch-Ostafrika-Protektorat

Britisch-Ostafrika läuft am Indischen Ozean von der Mündung des Umba, der es von Deutsch-Ostafrika trennt, nordwärts bis zum Flusse Jub oder Djub, welcher die Grenze gegen das italienische Somaliland bildet. An diesem Flusse, der in nordsüdlicher Richtung zum Ozean strömt, erstreckt sich das Gebiet aufwärts nach dem Innern bis an Abessinien und an die oberen Nilländer, gegen welche die Grenze nicht bestimmt ist. Westlich greift es hinüber bis zum Somerset-Nil, doch wird im weiteren Sinne auch noch das jenseits liegende Uganda, welches das Landgebiet zwischen dem Somerset und dem Viktoriasee einerseits und dem Albert- und Albert Edwardsee anderseits ausfüllt, mit dazu gerechnet. Die Südgrenze bildet das deutsche Schutzgebiet.

Mit Ausnahme des 20—30 km breiten Küstenstreifens und des ganzen westlichen Gebietes, welches schon fleißig durchforscht worden ist, gehört Britisch-Ostafrika noch zu den weniger bekannten Teilen des Kontinentes. Das Land steigt von der Küste in Terrassen zur Hochebene empor, die sich im Westen zu den höchsten Bergmassen Afrikas erheben, dem Kenia 5238 m und dem Kilimandscharo 6010 m, der zwar zum deutschen Schutzgebiet gehört, dessen Nord- und Nordostabfälle aber noch auf britischem Gebiet liegen. Im Westen von diesen riesigen Schneebergen zieht sich nach Norden bis Abessinien die merkwürdige Einsenkung des ostafrikanischen Grabens hin, dessen östlicher Rand von der auch bis 4000 m aufsteigenden Aberdarekette gebildet wird.

Mehrere Seen liegen in dieser Grabensenkung; im Süden, von den Kukujubergen umschlossen, der Naiwascha, am Leikipiaplateau der Baringo und im Norden der 60 km breite und 275 km lange Rudolfsee, der von den Österreichern Graf Teleki und Höhnel 1887 entdeckt und zu Ehren des damaligen Kronprinzen von Österreich benannt wurde, ebenso wie der östlich davon gelegene kleine Stefaniesee nach der Kronprinzessin. Die genannten Reisenden stellten auch den Zusammenhang des abessinischen Hochlandes mit dem Kenia- und Kilimandscharo-Gebiet fest.

Der bedeutendste Fluß ist der Grenzfluß gegen Somaliland, der Jub oder Djuba, welcher aus zahlreichen, vom abessinischen Hochlande herunter kommenden Gewässern zusammenfließt und in nordsüdlicher Richtung bei Kismaju in den Indischen Ozean fällt. Ferner ist zu nennen der Tana, auf dem Kenia entsprin-

gend, welcher fast 500 km aufwärts schiffbar ist; als dritter der Sabati, der die südlich vom Kenia und südöstlich vom Kilimandscharo abfließenden Gewässer sammelt und bei Malindi ins Meer führt.

Der ganze östliche und nordöstliche Teil des Gebietes ist noch wenig bekannt; man weiß nur, daß er viel Savannen- und Buschland und sogar nicht unbedeutende wüste, steinige Strecken enthält.

Ursprünglich hatte die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft nur den prächtigen Doppelhafen Mombas und dessen Umgebung von dem Sultan von Sansibar in Pacht genommen, und sie würde sich damit vielleicht auch begnügt haben, wenn die gefährliche Konkurrenz, welche ihr inzwischen durch das Deutsche Reich



Die alte Festung Mombas.

erwachsen, nicht gewesen wäre. Außer dem Schutzgebiete, welches bis an die Mündung des Umba, westlich von Mombas, reichte, hatten die Deutschen auch noch viele Küstenstädte im Somalilande, Mombas natürlich ausgenommen, unter ihren Schutz genommen; auch der Sultan von Witu jenseits Mombas hatte sich unter deutschen Schutz gestellt. Diesem Umsichgreifen der deutschen Macht zu begegnen, wurde nun das vornehmste Ziel der Engländer, und während sie sich bis dahin um Ostafrika nicht weiter gekümmert hatten, als es den Handel mit Sansibar und andern Plätzen betraf, wurde es jetzt ein Gegenstand weit ausschauender Pläne.

Nun wurden Verhandlungen mit dem Deutschen Reich eingeleitet, und es kam am 1. Juli 1890 der schon mehrfach erwähnte Sansibarvertrag zustande, in welchem dem Deutschen Reiche für sein Ostafrika die heutigen Grenzen gewährleistet wurden: die Küste des Indischen Ozeans von der Mündung des Rowuma im Süden bis zur Mündung des Umba im Norden, von hier eine Linie, ein-

schließlich des Kilimandscharo, bis zum Viktoriasee und seine Ausdehnung im Binnenlande bis an die großen Seen; wogegen Deutschland das Sultanat Witu gegen die Insel Helgoland in der Nordsee vertauschte und seine bis dahin stets wacker verteidigte Forderung, das Sultanat Sansibar als selbständiges Reich aufrecht zu erhalten, aufgab.

Die Engländer hatten alles erreicht, was nötig war, um nun ihre weit ausschauenden Pläne ins Werk zu setzen. Wie sie die ihnen zugestandene freie Hand gegen den Sultan von Sansibar sofort in Bewegung setzten und das bis dahin selbständige Sultanat unter ihre Regierung stellten, dem Sultan aber wenigstens noch ein Scheindasein gewährten, das haben wir schon gelegentlich des Entstehens und Werdens von Deutsch-Ostafrika erzählt. Als nun jedoch der Sultan von Witu sich einfallen ließ, gegen den ihm übergestellten englischen Generalkonsul sich aufzulehnen, wurde er einfach fortgejagt.

Die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft nahm nun nicht allein Besitz von der ganzen Küste des Somalilandes bis an den Jub, sondern auch von dem Binnenlande bis zum Viktoriasee, okkupierte auch noch das westlich und nordwestlich von diesem gelegene Uganda mit Ungoro dazu und legte hier auch mehrere Militärstationen an. Ein darob ausbrechender Aufstand wurde niedergeschlagen. Die Kosten aller dieser gewaltsamen Erwerbungen waren aber so ungeheure, daß die Gesellschaft trotz der bedeutenden staatlichen Zuschüsse das Gebiet in solchem Umfange nicht zu halten vermochte. Sie löste sich 1895 auf, und nun übernahm die englische Regierung das gesamte britische Ostafrika in eigene Verwaltung.

In richtigem Verständnis, wie das Gebiet erst nutzbar gemacht werden könne, wenn das an Produkten so reiche innere Seengebiet mit dem Ozean verbunden wäre, wurde nun auch sofort zum Bau einer Eisenbahn geschritten, und im Zeitraum von fünf Jahren war sie fertig; 1904 konnte sie dem Verkehr übergeben werden. In einer Länge von 940 km führt sie, unfern und parallel der Grenze von Deutsch-Ostafrika, von Mombas am Indischen Ozean nach Port Florence am Viktoria-Njansa.

Der Umschwung, den diese Ugandabahn hervorgebracht hat, ist ein ganz gewaltiger. Mombas oder Mombasa, vordem ein wenig bedeutendes Negerdorf, auf einer Insel nahe dem Strande gelegen, zeigt heute viele Steinhäuser und ist eine Stadt mit 27 000 Einwohnern, die Anlegestation aller durch den Indischen Ozean gehenden Dampferlinien. Für die Endstation Port Florence vermittelten anfänglich zwei kleinere Dampfer den ferneren Verkehr auf dem Viktoriasee, jetzt ist schon ein dritter großer Dampfer nötig geworden. Die Kosten dieses Verkehrsweges waren ja freilich sehr hoch, man hat den Kilometer, einschließlich des rollenden Materials, auf 120 000 Mk. berechnet, was für die ganze Bahn die ungeheure Summe von 112 Millionen Mk. ergibt; aber die Bahn deckt heute schon nach so wenigen Jahren völlig die Betriebskosten und verspricht in verhältnismäßig kurzer Zeit sichere Verzinsung. Und was uns Deutschen zu denken gibt: die englische Ugandabahn befördert jetzt schon einen großen Teil deutscher Güter vom Viktoriasee nach der Küste, weil der Karawanentransport durch das Gebiet unendlich viel kostspieliger ist.

Somaliland.

Der ungeheure dreieckige Flügel, mit welchem sich Afrika nach Osten in den Indischen Ozean hineinschiebt und der mit der äußersten Ostspitze des Erdteils, dem Kap Guardafui oder Ras Asir endet, ist das im allgemeinen unter dem Namen Somaliland oder Somalland begriffene Gebiet. Es grenzt im Norden an Abessinien und seine Küsten streichen von der Straße Bab el Mandeb östlich



Eine Somali-Niederlassung.

bis zum Kap Guardafui, auf dieser Strecke die Südküste des Golfes von Aden bildend, und dann von genanntem Kap südwestlich am offenen Indischen Ozean hin bis zur Mündung des Jub, welcher die Grenze gegen Britisch-Ostafrika bildet. Dieser Teil des Somaligestades am Indischen Ozean ist unter dem Namen der Benadirküste bekannt.

Brauchbare Häfen finden sich nur an der Küste des Golfes von Aden, und diesen Strich haben denn auch die Engländer und Franzosen mit Beschlag belegt, so daß man dort ein englisches und ein französisches Somaliland unterscheidet. Da dieser Teil des Gebietes mit Abessinien in nächster Beziehung steht und auch nicht mehr zum zentralen Afrika gerechnet werden kann, überdies auch nur einen

kleinen Teil des gesamten Somalilandes ausmacht, so werden wir diesen französischen und englischen Anteil in einem folgenden Abschnitt vorführen, welcher dem einzigen unabhängigen afrikanischen Reiche Abessinien gewidmet sein wird.

Der weitaus größte Teil des Somalilandes, vom Kap Guardafui südwestlich bis zum Jub an das britische Ostafrika reichend, steht unter der Schutzherrschaft Italiens, wenigstens nach dem Abkommen der europäischen Mächte und nominell an der Küste, denn im übrigen ist es mit der italienischen Herrschaft nicht sonderlich bestellt, der italienische Einfluß reicht wohl nirgends weit in das Innere hinein.

Im Jahre 1887 stellte sich der Sultan von Obbia unter italienischen Schutz und 1893 erwarben die Italiener, um hier einige brauchbare Häfen zu gewinnen, von dem Sultan von Sansibar, der sich ja als den Herrn aller ostafrikanischen Küsten betrachtet, auch noch den weiten Küstenstrich bis zum Jub, nachdem schon vorher in einem Vertrage mit England dieser Fluß als die Grenze zwischen Englisch-Ostafrika und dem nunmehrigen italienischen Somalilande festgesetzt worden war.

Wie unsicher die Zustände dieses Gebietes einerseits, und wie wenig anderseits die Italiener dieser Unsicherheit zu steuern vermocht haben, mag aus folgendem erhellen.

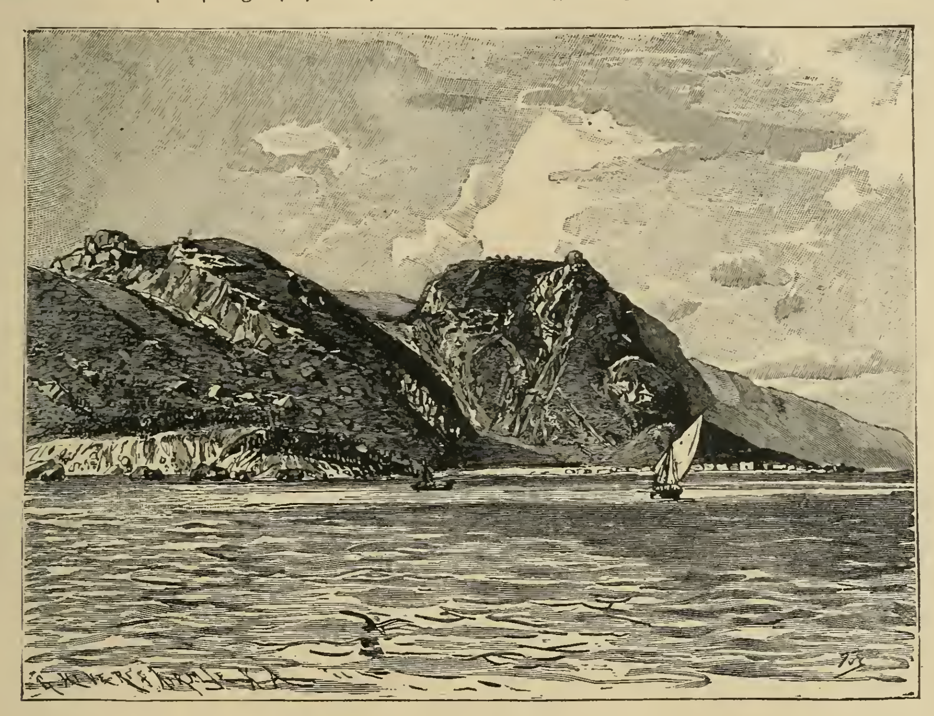
Im Frühjahr 1865 war der Afrikareisende Freiherr Klaus von der Decken mit zwei eigenen Dampfern von Sansibar hierher gekommen. Er hatte schon zuvor mehrere Reisen in Ostafrika gemacht, zweimal auch den Kilimandscharo bestiegen und wollte nun die Flüsse im Somalilande untersuchen. An der Mündung des Jub ging aber schon der kleinere Dampfer unter, doch erreichte der größere noch die Stadt Berdera. Bei der Fortsetzung der Reise erhielt aber auch dieses Fahrzeug einen derartigen Leck, daß die ganze Ladung an Land geschafft werden mußte. Decken eilte mit einem seiner Begleiter nach Berdera zurück, um Hilfe zu holen, beide wurden hier aber erschlagen; und während der Zeit überfielen die Somali die bei der Ladung zurückgebliebenen Leute und metzelten eine Anzahl derselben nieder, so daß nur fünf Europäer und sechs Neger dem Blutbade entkamen und schließlich nach Sansibar zurück gelangten.

Das geschah vor der Besitzergreifung des Gebietes durch die Italiener. Es ist aber auch nach derselben augenscheinlich nicht sicherer geworden. Der italienische Reisende Antonio Cecchi hatte schon mehrere Reisen nach Abessien, dem Golf von Aden und der Somaliküste gemacht und war auch zum italienischen Konsul in Sansibar ernannt worden. 1896 begann er von dem italienischen Haupthafen Mogdischu (Makdischu) eine Reise ins Innere des Landes und kaum eine Tagereise entfernt wurde die ganze Expedition niedergemetzelt.

Wie das ganze Ostafrika, so ist auch Somaliland eine Hochebene, die von Nordwesten nach Südosten geneigt und im Norden von Gebirgsketten eingefaßt ist. Diese erheben sich im Gran Liban bis zu 2800 m, im Kondela bis 3500 m Höhe. Das Gebiet ist vorwiegend Savanne und Buschland. Wälder im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es nicht; nur an den Flußläufen ziehen sich Galeriewälder hin, in denen auch Palmen vorkommen. Im Tieflande der Küstenzone treten als hervorragende Charakterbäume Mimosen, Tamarisken, Akazien und

Koloquinten auf; im Hochlande sind die Weihrauchbäume seit alter Zeit berühmt, deren Harz das hochgeschätzte Räucherwerk liefert. Der Handel damit ist von großer Wichtigkeit, und deshalb kann es nicht verwundern, daß er sich fast ganz in den Händen der Engländer befindet. Wir werden später bei Vorführung des englischen Somalilandes am Golf von Aden noch darauf zurückkommen.

Im ganzen trägt die Vegetation des Somalilandes ausgesprochenen Steppencharakter. Dieser prägt sich auch in der Bewässerung des Landes aus. Mit



Insel Sokotra.

Ausnahme des Grenzflusses Jub oder Djuba führt im ganzen Gebiet nur ein einziger Fluß auch in der Trockenzeit Wasser, welches dann aber so seicht ist, daß es nirgends befahren werden kann. Das ist der Wabbi-Schebeli, der noch obenein nicht einmal in den Ozean mündet, sondern in Sümpfen und Morästen der Küste sich verliert. Im übrigen führen die zahllosen Flußrinnen, die sich in der Regenzeit zu reißenden Strömen verändern, wie der Darror, der Chor Nogal u. a., in der Trockenzeit kein Wasser und deuten nur die späteren Ströme an. Seen, Teiche und Sümpfe existieren im ganzen Hochlande nicht.

Dem Steppencharakter entsprechend ist auch die Tierwelt sehr reich vertreten. Im Süden kommen noch Elefanten und Nashörner, im Jub und Wabbi auch Flußpferde vor; ferner finden sich Giraffen in Rudeln, Antilopen aller Art und Zebras in ganzen Herden und in deren Gefolge natürlich auch alle großen afrikanischen Raubtiere. Die weit ausgedehnten Savannen sind aber auch ein vor-

zügliches Weideland für Kamele, Rinder, Ziegen; besonders geschätzt werden die Somalipferde.

Die Eingeborenen des Somalilandes gehören nicht den Neger-, auch nicht den Bantuvölkern an. Das tiefe Innere südlich von Abessinien haben die Gallastämme besetzt, östlich davon nach dem Golf von Aden hin sitzen die Danakil, das Küstenland aber mit dem weiten Hinterlande haben die eigentlichen Somali inne. Wir werden dieselben weiterhin noch näher kennen lernen. Während die Herkunft der Danakil oder Afa noch immer nicht mit Sicherheit hat festgestellt werden können, dürfen die Galla zweifellos als ein Mischvolk betrachtet werden, das einst wohl das ganze Somaliland in Händen gehabt hat. Ebenso kann es nicht zweifelhaft sein, daß die Somali später aus dem südlichen Arabien herübergewandert sind und die Galla zurückgedrängt haben. Beide aber sind fanatische Bekenner des Islam, und dieser Fanatismus, verbunden mit Grausamkeit und Treulosigkeit und einem Charakter voller Tücke und Rachsucht, dem schon nicht wenige Reisende zum Opfer gefallen sind, haben gerade diese Somalivölker in jüngster Zeit in den Vordergrund gerückt.

Ähnlich wie im Ostsudan der „Mahdi", so trat 1899 im Innern des Somalilandes, in der Landschaft Ogaden — die als das Paradies des ganzen Gebietes gepriesen, wo sogar etwas Ackerbau getrieben wird, obwohl die Somali sonst nur ausschließlich Hirten sind, — ein Prophet auf, der den heiligen Krieg gegen alle fremden Eindringlinge predigte und den mohammedanischen Fanatismus zu hellen Flammen anzufachen wußte. Schon im folgenden Jahre begann eine Erhebung der Somalistämme mit Einfällen nicht nur in das abessinische, sondern auch in das englische Somaligebiet. Von beiden Seiten wurden Truppenkorps gegen sie gesandt, aber beiden brachten die Aufständischen im Laufe des Jahres 1901 schwere Verluste bei, und auch 1902 wurde eine neue englische Expedition von ihnen gründlich geschlagen.

Die Gefahr, welche der fanatische Prophet Abdullah Aschur, gemeinhin nur der „Mullah" genannt, heraufbeschworen hatte, war in stetem Wachsen, griff immer weiter um sich und auch in das italienische Gebiet über. So hatten denn die Italiener nichts dagegen, daß eine neue größere englische Expedition auch vom Indischen Ozean aus durch ihr Gebiet in das Innere des Landes eindrang, aber wiederum erlitten die Engländer sowohl wie auch ein zweites abessinisches Heer eine Niederlage nach der andern, das somalische Buschland wurde ihnen verhängnisvoll. Nun wurde der englische Führer, General Manning, durch den General Everton ersetzt und zugleich brachten drei englische Kriegsschiffe ein großes Landungskorps. Die Aufständischen hatten das italienische Somali in seinen Hauptpunkten schon in Besitz genommen, aber im April 1904 wurde die Küstenstadt Illig, die sie zu ihrem Mittelpunkt gemacht hatten, erstürmt, und sie erlitten eine vollständige Niederlage. Da zog sich der Mullah mit seinen Anhängern in das fast unzugängliche Buschinnere zurück, und da er sich nun vollständig ruhig verhielt, so wurde der Feldzug vorläufig eingestellt. —

Dem Kap Guardafui, der ältesten Ostspitze des Erdteils, ist die Insel Sokotra oder Socotora vorgelagert, die zweifellos vorzeiten mit dem Festlande zusammengehangen hat. Der westliche Teil der Insel, welche einen Flächenraum

von 3580 qkm einnimmt, hat nahezu denselben Steppencharakter, wie Somaliland, sogar völlig weiße Sandebenen kommen vor; die östliche Seite ist fruchtbarer, in immergrünen Büschen präsentiert sich die tropische Vegetation, unter der als besondere Eigentümlichkeit der Gurkenbaum hervorragt, ebenso wie die echten Drachenbäume, die man früher nur auf Teneriffa einheimisch glaubte; auf den weiten Rasenflächen wachsen auch Orangen- und Granatbäume. Die Tierwelt, in welcher eine Fledermaus und eine Zibetkatze der Insel eigentümlich sind, erinnert teils an Afrika, teils an Arabien. Von Haustieren werden Kamele, Rinder, Schafe und Ziegen gezogen.

Die Insel ist durchweg gebirgig und erhebt sich im Dschebel Hagier bis zu 1419 m; die tiefen Taleinschnitte sind gut bewässert. Die Einwohner, etwa zehntausend an Zahl, sind an der Küste ein Gemisch von Somali, Indern und Arabern. Im Innern sitzen noch Reste der Urbewohner, die in vergangenen Jahrhunderten nestorianische Christen gewesen sein sollen, wovon jedoch keine Spur geblieben ist; gegenwärtig sind sie samt und sonders fanatische Mohammedaner, welche Handel mit Maskat, Sansibar und den vielen vorüberkommenden Ostindienfahrern treiben, die sie mit Proviant versorgen.

Sokotra hat zwar in seiner Hauptstadt Tamarida, mit guter Reede an der Nordküste gelegen, einen eigenen Sultan, gehört aber den Engländern, welche die Insel zu ihrem ostindischen Kaiserreich zählen.

Portugiesisch-Ostafrika.

Zu Zentralafrika rechnet nur der nördliche Teil der portugiesischen Besitzungen auf der Ostküste von Afrika, der südliche zählt zu Südafrika und ist dort auch schon besprochen worden; beide werden durch den Sambesi voneinander getrennt. Der zentralafrikanische nördliche Teil wird gewöhnlich unter der Bezeichnung Küste von Mosambik (Mozambique) begriffen und durch den gleichnamigen, durchschnittlich 600 km breiten Kanal, dessen von Nord nach Süd laufende heftige Strömung für die Schiffahrt gefährlich ist, von der Insel Madagaskar getrennt. Genau genommen reicht also Portugiesisch-Ostafrika vom Kap Delgado südlich bis zur Sambesimündung und grenzt im Norden an Deutsch-Ostafrika, von dem es durch den Rovuma geschieden ist, im Westen an den Njassasee und Britisch-Zentralafrika.

Der gleichnamige Hauptort Mosambik, auf einer Insel in der Nähe des Festlandes erbaut, liegt unter dem 41. Grade östl. L. und 15. Grad südl. Br. Von hier aus gerechnet erstreckt sich das Land in das Innere des Erdteils im allgemeinen nicht über den 34. Längengrad hinaus; nur auf dem 15. Breitengrad, am Lauf des Sambesi hinauf, reicht eine breite Zunge zu beiden Seiten des Stromes noch bis zum 30. Längengrade westwärts, also bis tief in den Kontinent hinein. Hier wäre es nun den Portugiesen vor noch gar nicht so langer Zeit ein Leichtes gewesen, ihren ostafrikanischen Besitz mit dem westafrikanischen zu verbinden, der sich bis zum 22. Längengrade ins Innere hinein erstreckt, denn es trennt sie nur ein Zwischenraum von 8 Längengraden. Die Indolenz oder sagen wir die

Schwäche Portugals hat aber den rechten Zeitpunkt versäumt, und nun haben sich die Engländer mit ihrem Zentralafrika dazwischengeschoben und eine Vereinigung für alle Zeiten unmöglich gemacht.

Die Portugiesen haben es nicht einmal zu verhindern vermocht, daß die Engländer von Norden her, vom Njassasee, auch noch zu beiden Seiten von dessen Abfluß, dem Schire, einen mächtigen Keil in das Herz ihres ostafrikanischen Besitztums hineingeschoben haben, der bis zum Anfang des Deltas reicht, welches der Schire bei seiner Mündung in den Sambesi bildet. Damit haben sich die Engländer die Fahrt auf dem Schire gesichert. Wenn diese Fahrt auch nur sechs Monate im Jahre, nämlich von Dezember bis Mai auszuführen ist, wo der




Mosambik


Mosambikinnen.

Schire infolge der Regenzeit um mehr als einen Meter angeschwollen ist und dem Sambesi ungeheure Wassermassen zuführt, und wenn diese Stromfahrt durch Wasserfälle auch Unterbrechungen erleidet, so ist in der angegebenen Zeit für Dampfpinassen doch ein Verkehr vom Indischen Ozean bis in den Njassa hinein möglich.

Das Land steigt von dem breiten, flachen Strande des Ozeans allmählich, vom Sambesi nach Norden jedoch rasch zu der weiten Hochebene empor. Schon bald nach der Mündung des Schire erheben sich die Morambalaberge bis zu einer Höhe von 1200 m, und nordöstlich von diesen erreicht das Land in dem Namuligebirge seine höchste Höhe von 2260 m. Die um diesen Gebirgsstock sich erhebenden Lialai- und Tschigaberge gehen nicht über 600 m hinaus. Der Ostrand des Njassa steigt im portugiesischen Gebiet bis fast 2000 m an, und von hier ziehen

Bergketten ins Land hinein, so die Msengaberge nach Nordosten, die Oisulukette nach Osten. Auch vom Westrande des Sees, den das Kirkgebirge bildet, streicht noch im Molomogebirge eine hohe Kette nach Süden hinab. Von hier nach Westen flacht sich das Land allmählich ab, so daß der letzte portugiesische Ort, Sumbo, am Einfluß des Loangwa in den Sambesi, nur noch mit 265 m bemessen ist.

Außer dem Sambesi und Rovuma, wie des letzteren bedeutender Nebenfluß Ludjende, der von den 2100 m hohen Sombabergen am Schire kommt und nach langem, nordöstlichem Laufe in den Rovuma mündet, sind die sehr zahlreichen Flüsse, welche sich sämtlich in den Indischen Ozean ergießen, heute noch so unbekannt, daß ihr Lauf auf den Karten zumeist nur mit Punktlinien angegeben werden kann. Nur den Mtapwedi im Norden und den Lukugu im Süden kennt man genauer.

Trotz der üppigen tropischen Flora, trotz der reichen afrikanischen Tierwelt hat das portugiesische Ostafrika für den Europäer nichts Verlockendes, denn das Klima ist ihm geradezu verderblich. Obwohl Mosambik, Quilimane und andere Orte an der Küste zu den ältesten afrikanischen Niederlassungen gehören, großenteils schon im 16. Jahrhundert angelegt wurden, sind sie doch heute noch nichts weiter als Stationen für den Handel. Die Hauptstadt Mosambik, auf der gleichnamigen kleinen Koralleninsel, hat nicht einmal Trinkwasser und unter ihren etwa 6000 Einwohnern kaum anderthalbhundert Europäer, viele davon sind noch obenein Verbannte aus der Heimat.

Das westliche Zentralafrika.

(Niederguinea.)

Die Westküste des großen südafrikanischen Dreiecks, oder Südafrikas im weiteren Sinne, streicht, wie wir wissen, vom Kap der Guten Hoffnung im Süden in ziemlich gerader, von Meerbusen nur sehr wenig unterbrochener Linie nordwärts bis in den innersten Winkel des Meerbusens von Guinea, den Golf von Biafra.

Wir haben auch schon kennen gelernt, daß der Kunenefluß diese gesamte Küste in eine südliche und nördliche Hälfte scheidet. Die Küste der südlichen Hälfte, oder von Südafrika im engeren Sinne, haben vom Kap der Guten Hoffnung bis zum Oranjefluß die Engländer mit ihrem Kaplande, vom Oranje bis zum Kunene die Deutschen mit ihrem Deutsch-Südwestafrika besetzt. Die nördliche Hälfte dieser atlantischen Küste, vom Kunene bis in den Golf von Biafra reichend, hat man von jeher Niederguinea geheißen, und das Gebiet wird zumeist heute noch so genannt. Es ist die Westküste von Zentralafrika.

Diese Küste, welche die Portugiesen als die ersten Entdecker insgesamt als ihr Eigentum beanspruchten, aber nur an sehr wenigen Punkten besetzten und dadurch tatsächlich in Besitz nahmen, zeigt ein etwas bunteres Bild. Vom Kunene

nordwärts bis zum Kongostrom ist portugiesischer Besitz, dessen Kolonialreich Angola. Dann folgt ein schmaler Strich von etwa 50 km Küstenlänge, welcher dem großen Kongostaat im Binnenlande als Ausgangspforte zum Ozean gewährt worden ist. Dafür hat dieser Staat einen nördlich darüber folgenden Küstenstrich von etwa doppelter Länge, bis zum Ausfluß des Tschiloango reichend, an Portugal abtreten müssen, den Bezirk Kabinda, der mit zu Angola gerechnet wird. Darauf folgt das französische Kongogebiet, vom Tschiloango bis zum Flusse Muny, der in die Coriscobai mündet. Hier haben es sich nun die Franzosen gefallen lassen müssen, daß aus ihrem Riesengebiet ein ziemlich quadratisches Stück von 175 km Küstenlänge herausgeschnitten und den Spaniern zuerteilt worden ist. Auf diesen Küstenteil endlich folgt das deutsche Gebiet von Kamerun am Golf von Biafra, welches nur mit seinem südlichsten Ende zu Zentralafrika gerechnet werden kann, im übrigen sich aber weit in Oberguinea und den Sudan hinein erstreckt, deshalb auch erst da besprochen werden wird.

Dies ist die Verteilung der Küste von Niederguinea, wie sie von der sogenannten Kongokonferenz in Berlin im Jahre 1885 getroffen worden ist und nun für alle Zeiten Geltung hat. An dem inneren Lande des westlichen Zentralafrika haben die Spanier keinen Anteil.

Das portugiesische Angola.

Die Portugiesen in Westafrika.

Die Westküste von Zentralafrika gehört zu den ältesten Entdeckungen der Portugiesen. Schon 1474 gelangten sie bis in den Golf von Biafra, und 1485 erreichte Diego Cao die Mündung des Kongo und segelte auch noch weiter südwärts hinunter bis ungefähr zur Mündung des Kunene.

Die Portugiesen betrachteten sich nun freilich als die Herren der ganzen Küste von Niederguinea, nahmen jedoch wirklich Besitz nur von dem südlichen Teile, dem Benguella benannten Strich, wo die innere Hochebene in Terrassen unmittelbar zum Meere abfällt und der äußerst fruchtbare Boden zu Ansiedlungen einlud, während das Land weiter im Norden sich erst 20—30 km landeinwärts zu waldigen Stufen von echt tropischer Natur erhebt, die Küste aber nur einen steinigen oder steil aus dem Meere aufsteigenden felsigen Strand darstellt. Die Entdecker begnügten sich also damit, hier nur durch vorübersegelnde Schiffe von Zeit zu Zeit ihre Herrschaft zum Ausdruck bringen zu lassen.

In Benguella aber steht am Kap Negro heute noch eine jener Steinsäulen, die König Johann II. dem Seefahrer Bartholomeu Diaz mitgab, um sie an geeigneten Punkten der neu entdeckten Länder als Zeugnis der portugiesischen Herrschaft aufzurichten. In Wirklichkeit gehörte der ganze Küstenstrich vom Golf von Biafra bis hinunter zum Kongo und noch weit darüber hinaus den einheimischen Negerstämmen, war also nach der Anschauung der europäischen Mächte herrenlos oder doch wenigstens von den betreffenden Häuptlingen unschwer zu erwerben.

Diesen Umstand machten sich die Europäer denn auch zunutze, als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Streben nach Kolonialbesitz in weiterem Umfange lebendig wurde. Schon 1843 hatten die Franzosen eine Handelsniederlassung am Gabun gegründet, welche sie bald durch größere Landerwerbungen erweiterten, die sich im Laufe von etwa zwanzig Jahren bis zum Kap Lopez und bis zu dem unteren Lauf des Ogowe ausdehnen konnten.

Im Jahre 1876 traten in Brüssel auf Einladung des Königs Leopold II. von Belgien Reisende, Geographen und Staatsmänner zusammen, und es wurde die Internationale afrikanische Assoziation gegründet, um die Erforschung und Erschließung Zentralafrikas für Handel und Verkehr energischer zu betreiben, als es bisher infolge der Zersplitterung der Kräfte möglich gewesen war, zugleich aber die Errungenschaften durch Gründung von Stationen zu sichern, die sich zu Stützpunkten für Forschungsunternehmungen, gewissermaßen Kristallisationspunkten von Ansiedelungen entwickeln sollten. Dies sollte von Sansibar in Ostafrika aus geschehen.



Steilküste bei Landana.

Ehe aber noch die erste Expedition zustande kam, stellte 1877 Stanley den ganzen Lauf des Kongo bis in den Atlantischen Ozean fest. Das änderte die ganze Sache, denn damit wurden der geographischen Forschung neue Bahnen eröffnet, und da obenein die Vorbereitungen der geplanten Expedition in Sansibar nicht den gewünschten Fortgang hatten, so schien es am vorteilhaftesten, das Unternehmen nunmehr von der Mündung des Kongo aus einzuleiten. Die sehr allgemein gehaltene Internationale afrikanische Gesellschaft wandelte sich in eine Internationale Kongogesellschaft um und sprach damit klar und deutlich aus,

daß ihr Ziel nur auf die Kongoländer gerichtet sein sollte. Die Leitung des Unternehmens wurde in Stanleys Hände gelegt.

Denselben Gedanken faßten aber gleichzeitig die Franzosen, die vom Ogowe her zum Kongo vordrangen und dort festen Fuß zu fassen suchten; und als nun 1884 auch große deutsche Firmen auf dem Schauplatz erschienen, in dem nördlichsten Teile von Niederguinea ein großes Gebiet am Kamerungebirge erwarben und dasselbe unter den Schutz des Deutschen Reiches stellten, da sah sich Portugal in seinem vierhundertjährigen Besitz in Westafrika bedroht und erhob energischen Widerspruch.

Eine Konferenz der europäischen Mächte, welche 1885 in Berlin stattfand, mußte den Streit schlichten, und es wurden in langen Verhandlungen nicht nur die von Frankreich, der Kongogesellschaft und Deutschland in Besitz genommenen Landgebiete allseitig anerkannt, sondern auch die Umgrenzung wurde nach den einzelnen Staaten geregelt. Portugal mußte sich zufrieden geben, daß auch die Kongogesellschaft, deren Betrieb ausschließlich im Innern des Erdteils lag, einen Ausgang zum Meere zugeteilt erhielt; es wurde für Abtretung dieses schmalen Landstreifens am Nordufer des Kongo durch den nördlich darüber liegenden Küstenbezirk von Kabinda entschädigt. Außerdem wurde ihm aber das Land vom Kongo südwärts bis zum Kunene mit einem ungeheuren Besitz im Hinterlande als unbestreitbares Eigentum gewährleistet.

Auf diese verwickelten Verhältnisse müssen wir in einem folgenden Kapitel über den Kongostaat noch näher zurückkommen; an dieser Stelle hier mögen diese Bemerkungen genügen.

Die Zustände des Landes.

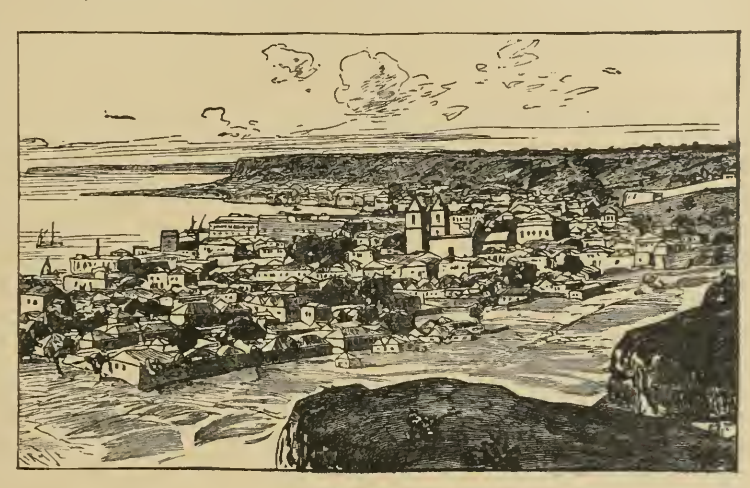
Früher wurde das portugiesische Gebiet in zwei Landschaften geteilt: das nördliche Angola und das südliche Benguella, beide durch den Kuanzafluß geschieden. Gegenwärtig führt die ganze Küste vom Kongo, an dessen linkem Ufer der Besitz Portugals beginnt, südwärts bis zum Kunene, dem Grenzfluß gegen Deutsch-Südwestafrika, offiziell den einheitlichen Namen Angola; Benguella ist jetzt nur noch einer der Verwaltungsbezirke, in die das Land geteilt ist. Das Hinterland wurde 1896 fest abgegrenzt.

Die Nordgrenze läuft am südlichen Ufer des Kongo aufwärts bis zu der Station Matadi, von hier in gerader Linie hinüber zum Kuango, an diesem eine weite Strecke aufwärts und dann wieder östlich bis zum Kassai, dem größten Nebenflusse des Kongo. Hier beginnt die Ostgrenze, erst den Kassai aufwärts bis in sein Quellgebiet, dann östlich bis zum 25. Breitengrade und nun am Kabompo, dem größten der Quellströme des Sambesi, abwärts bis zu den Katimafällen, wo sie auf Deutsch-Südwestafrika stößt, welches nun in fast gerader Linie nach Westen mit dem Laufe des landeinwärts strömenden Okovango und des in den Atlantischen Ozean fließenden Kunene bis zum Meer die Südgrenze bildet. Die Westgrenze ist natürlich der Atlantische Ozean vom Kunene bis zum Kongo.

In dieser Umgrenzung mag das portugiesische Angola einen Flächenraum von 1 300 000 qkm umfassen.

Von Kulturentwickelung dieses ungeheuren Gebietes, welches das kleine Stammland Portugal mehr als vierzehnmal an Größe übertrifft, kann man noch heute nicht wohl reden, denn der Einfluß der portugiesischen Herrschaft ist nicht weit über das Küstenland hinaus fühlbar geworden. Die Negerstämme betrachten sich vielfach heute noch als unabhängig und haben von der Tatsache, daß sie zum portugiesischen Schutzgebiet gehören, gar keine Ahnung, so daß es mit der Sicherheit der Weißen im Lande sogar sehr bedenklich stehen soll, selbst in der Nähe der Küste.

Der Hemmschuh für die Entwicklung ist hier einzig und allein der Sklavenhandel gewesen, der wohl von keinem Volke stärker betrieben worden ist, als von den Portugiesen. Selbst als die Sklaverei überall abgeschafft wurde und der Handel mit schwarzer Menschenware nach Amerika aufhörte, wurde er von Angola aus noch immer heimlich betrieben, auf die Gefahr hin, abgefangen und gehangen zu werden. Ja, sogar noch 1890 ist in Kapstadt ein portugiesisches Schiff als des Sklavenhandels verdächtig angehalten worden.



Loanda.

Die Hauptbezirke sind die am Atlantischen Ozean gelegenen: Kongo, Loanda, Benguella und Mossamedes. Als Hauptstadt gilt Loanda oder mit ihrem vollen Namen Sao Paolo de Loanda am Eingang der Bengobai, eine höchst ungesunde Stadt, nichtsdestoweniger aber einer der Hauptpunkte für den Verkehr über See. Hier mündete auch die Hauptstraße für den Sklavenhandel aus dem Innern.

Jetzt ist Loanda der Ausgangspunkt einer Eisenbahn, die schon 1899 bis Ambaka am Lucallafluß für den Verkehr eröffnet wurde. Das ist für Angolas Handel von hoher Bedeutung, denn der Lucalla ist der Mittelpunkt des Kaffeebaus, der für das Land außergewöhnlich wichtig zu werden verspricht, da der Angolakaffee den besten Kaffeesorten ebenbürtig an die Seite gestellt wird, und nunmehr die bequemste Verbindung der Pflanzer mit dem Meere gegeben ist. Projektiert ist diese Eisenbahn bis nach Kassandje, soll also über das ganze Hochland hinwegführen. Den Bau besorgt eine eigene portugiesische Afrika-Überlandbahn-Gesellschaft, welche nicht nur die großartigen Mittel dafür aufzubringen weiß, sondern in deren Schoße sogar schon der Plan aufgetaucht ist, diese Bahn quer durch den ganzen Erdteil bis nach Portugiesisch-Ostafrika fortzusetzen. Ein

Riesenunternehmen, das allerdings auf die Entwicklung von Zentralafrika überhaupt einen unberechenbaren Einfluß ausüben würde.

Wichtiger für den Handel als Loanda ist die Küstenstadt Benguella, obgleich sie keinen eigentlichen Hafen besitzt. Sie ist umgeben von einer fruchtbaren, waldigen Landschaft, die sich nach dem Innern in Gebirgsketten erhebt, welche sich im südlichen Teile des Landes fast bis an die Küste erstrecken. Von hier ziehen sie als Serra-Neiva, Serra Tschininga u. a. nordostwärts in das Binnenland hinein, gipfeln im Mt. Elonga bis 2240 m Höhe und bilden dann den Rand des Hochlandes, welches endlich nach Osten in das Flußgebiet des oberen Kongo und seiner zahllosen Zuflüsse überall scharf abfällt.

Die Flüsse, welche von diesem Hochlande zum Atlantischen Ozean abfließen, sind für den Verkehr von keiner Bedeutung, da sie infolge von Stromschnellen und Wasserfällen für Schiffe unpassierbar sind. Wir nennen den Lelundo, M'Bridje, Lodje, an dessen Mündung die befestigte Küstenstadt Ambriz liegt; Dande, Bengo, Kuanza als den bedeutendsten der Flüsse in Angola; ferner den Sulo, Longa, Katumbell, S. Nicolau, Koroka und Kunene, der die Grenze gegen Deutsch-Südwestafrika bildet.

Von Benguella aus wird eine amerikanische Gesellschaft eine Eisenbahn in das Hochland hinauf bauen, die in die innere Landschaft Bihe und dann durch das Quellgebiet des Kuanza bis zur östlichen Wasserscheide führen soll; von dieser Eisenbahn ist eine Abzweigung südlich durch das Gebirge nach Kakonda geplant.

Die südlichste der bedeutenderen Küstenstädte ist Mossamedes mit gutem Hafen, ein verhältnismäßig gesunder Ort, der aber schon den Anfang der weiter südlich immer mehr zunehmenden Verödung der Küste bildet. Die Umgebung ist eine mehr oder weniger öde Landschaft; Holz ist hier schon ein Artikel, der von andern Küsten her geholt werden muß, gegen welches die Bewohner von Mossamedes dort hauptsächlich Fische auf den Markt bringen. Von Mossamedes hat eine belgische Gesellschaft die Genehmigung zum Bau einer Eisenbahn erhalten, welche ebenfalls auf die Hochebene führen und mit einem großen südöstlichen Bogen die Grenze von Deutsch-Südwestafrika erreichen soll.

Unter den Ausfuhrartikeln, unter denen das früher so zahlreich gewonnene Elfenbein nur noch eine sehr untergeordnete Rolle spielt, steht der Angolakaffee obenan. Nach ihm sind Wachs und Gummi als die gewinnbringendsten Gegenstände zu nennen, dann werden auch Erdnüsse, Palmnüsse und Palmöl in hinreichender Menge gewonnen, um den Bedarf des Weltmarktes mit versorgen zu helfen; auch das Zuckerrohr liefert ein vorzügliches Material, das jedoch für die Ausfuhr noch nicht genügt.

Als Sammelpunkt aller dieser Artikel ist besonders Benguella zu betrachten, wo z. B. die Ausfuhr an Gummi allein schon bis zu zwei Millionen kg beziffert worden ist. Die Einfuhr leidet vornehmlich an dem ungebührlichen Steuersystem der Portugiesen, welches nur für das europäische Stammland einigermaßen günstig ist. Dies unerhörte Steuersystem hat sogar schon tatkräftige Ansiedler, wie z. B. eine nicht geringe Anzahl von Burenfamilien, die nach der Annektion ihrer Republiken durch die Engländer ihr altes Vaterland verlassen

hatten und hierher gewandert waren, um sich niederzulassen, wieder aus dem Lande vertrieben.

Es wurde oben schon erwähnt, daß die Kongokonferenz in Berlin für den neuen Kongostaat einen Zugang zum Ozean durch einen Streifen Landes am rechten Ufer des Kongo eröffnete und Portugal dafür durch einen Küstenstreifen nördlich vom Kongo entschädigt wurde. In diesem Küstengebiet, welches als Bezirk Kabinda zu Angola gerechnet wird, haben sich die gleichnamige Hauptstadt und Landana als lebhafte Handelsplätze zu entwickeln begonnen.

Endlich sind zum portugiesischen Zentralafrika auch noch die im Meerbusen von Guinea liegenden Inseln Principe und S. Thomas zu rechnen, die erstere 250, die zweite 300 km von der Küste des Festlandes entfernt. Die Prinzeninsel, portugiesisch Ilha do Principe, ist nur 150 qkm groß und baut so viel Kaffee und Kakao, daß davon auch zur Ausfuhr kommen kann. Sankt Thomas, portugiesisch Sao Thomé, umfaßt einen Flächenraum von etwa 900 qkm, ist sehr fruchtbar und steuert zur Kaffee- und Kakaoausfuhr ebenfalls nicht unbedeutend bei. Die Insel, welche außerdem aber auch alle tropischen Erzeugnisse hervorbringt, ist ein über dem Meere sich bis über 2000 m Höhe erhebendes vulkanisches Gebilde mit ziemlich gesundem Klima. Wo die Kulturen nicht Platz gegriffen haben, da ist S. Thomas von dichten Wäldern bedeckt, welche für das holzarme südliche Angola das notwendige Brennmaterial liefern. Die Bewohner, fast ausschließlich Neger von verschiedenen Stämmen, besitzen in Cidade einen kleinen, aber vorzüglichen Hafen. Beide Inseln sind einerseits mit Loanda und dem französischen Kongo, anderseits mit Oberguinea durch Kabel verbunden.



Ansicht von Mossamedes in Niederguinea.

Französisch-Kongo.

Im Jahre 1843 erschienen die Franzosen in Niederguinea und gründeten, vornehmlich des einträglichen Sklavenhandels wegen, am Gabun eine Schiffsstation. Der Gabun ist kein Fluß, sondern eine 67 km lange und 16—20 km breite, seeartige Einbuchtung des Atlantischen Ozeans, hart am Äquator, in welche von der Serra de Cristall, dem Randgebirge des Hochlandes, der aus dem Come und Bogoe zusammenfließende Oboe und der Ramboe münden.

Aus der Schiffsstation wurde mit der Zeit eine Missions- und Handelsstation, in welcher hauptsächlich Elfenbein, Gummi, Wachs und Palmöl eingetauscht wurden. Nach und nach wurde das Gebiet auch vergrößert, bis 1869 zum Kap Lopez und fast bis zum Ogowe. Nun war zwar die Station am Nordufer des Ogowe zur Stadt Libreville erweitert worden, aber zu fruchtbringenden weiteren Ansiedelungen kam es nicht, denn das Klima erwies sich für Europäer im höchsten Grade ungesund. Der Gewinn, den Frankreich mit der Erwerbung dieser Kolonie Gabun gemacht hatte, erschien also äußerst gering, und seit 1871 wurde Gabun denn auch nur noch als Kohlenstation benutzt.

Das wurde jedoch mit einem Schlage anders, als Stanley 1877 den Kongo erschloß, denn als nun die in Belgien gegründete Kongogesellschaft Vorbereitungen traf, um unter des genialen Entdeckers Führung ihre Tätigkeit von der Mündung des Kongo aus zu beginnen, meinten die Franzosen, am Ogowe die nächsten Nachbarn des Kongo, sofort ebenfalls dieselben Bestrebungen aufnehmen zu müssen.

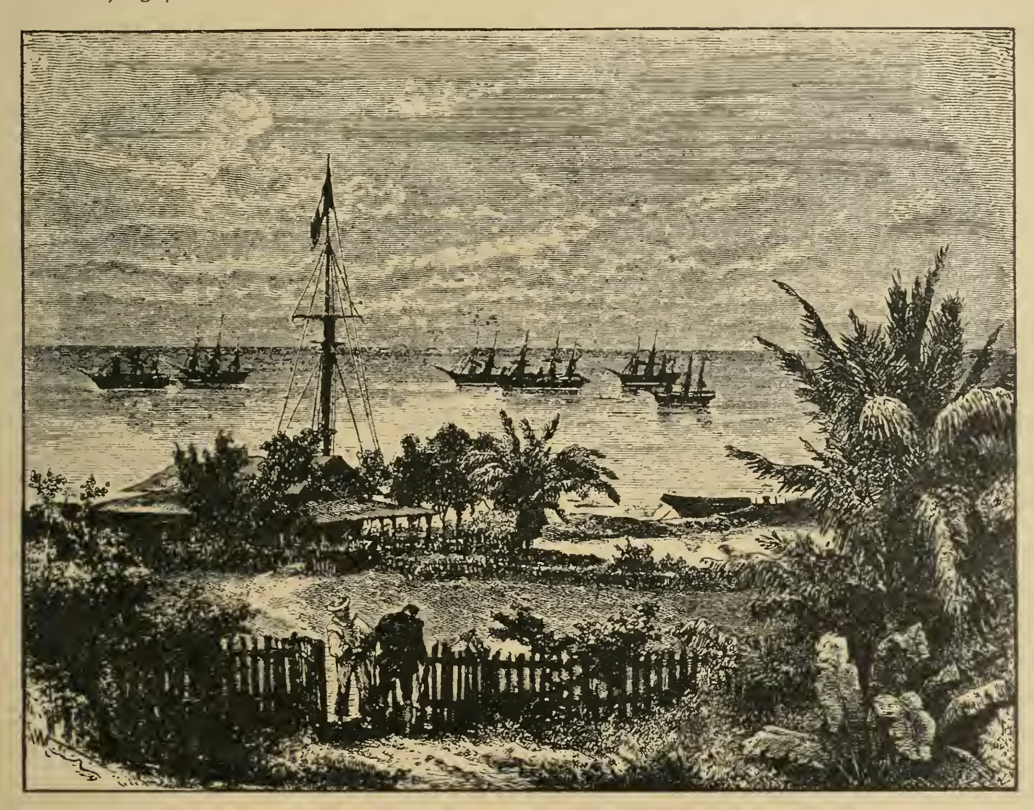
Es war der Graf Pierre Savorgnan de Brazza, welcher als Forscher hier schon tätig gewesen war, der den Entschluß faßte, vom Ogowe aus im inneren Lande den Kongo aufzusuchen. Seine große Aussichten versprechenden Forschungen im Gebiete des Ogowe hatten die Gründung einer französisch-afrikanischen Assoziation zur Folge gehabt, und nun begann sich auch die französische Regierung insoweit dafür zu interessieren, daß sie den kühnen Reisenden mit der Ausführung seines neuen Planes beauftragte.

Graf de Brazza zog den Ogowe aufwärts und gründete an dessen oberstem Laufe die Station Franceville, überschritt dann den Kuilu und erreichte den Kongo oberhalb seiner letzten gewaltigen Fälle, von wo aus der Strom wieder schiffbar wird, am Stanley-Pool. Hier gründete er eine neue Station, die ihm zu Ehren später den Namen Brazeville erhielt und zur Hauptstadt des neu gewonnenen Besitzes erhoben wurde. Nun wußte er den Häuptling Makoko dahin zu bringen, sich unter den Schutz Frankreichs zu stellen.

Nach Frankreich zurückgekehrt, gelang es dem Forscher, die Regierung zu vermögen, kräftig für das neu erworbene Besitztum einzutreten. Die Kohlenstation Gabun erhielt nun eine andere Bedeutung. Das bisherige Gebiet wurde nicht nur an der Küste südlich vom Ogowe bis über Loango hinaus ausgedehnt, sondern die Regierung gewährte dem kühnen Grafen auch eine staatliche Beihilfe von über einer Million Frank zur Gründung von neuen Stationen.

In rascher Folge ist dann dieses Gebiet am Kongo aufwärts erweitert und in die französische Interessensphäre gezogen worden, so daß diese, nachdem die

Grenzen in den langwierigen Verhandlungen mit den andern Mächten festgestellt worden sind, das ungeheure Gebiet einerseits von Algier um Marokko herum bis an den offenen Atlantischen Ozean, dann fast den ganzen Westsudan umfaßt und mit einigen Teilen durch Oberguinea bis an die Küste reicht; anderseits von Algier durch die Wüste Sahara den größten Teil des mittleren Sudan, dann östlich um Oberguinea und Kamerun herum in das Kongogebiet eintritt und so hierdurch wieder die ununterbrochene Verbindung mit diesem französischen Kongo-Staat hergestellt wird.



Reede von Libreville.

Die Grenze von Französisch-Kongo geht vom Atlantischen Ozean den Tschiloango aufwärts und wendet sich dann südöstlich zum Kongo, den sie bei Manganja erreicht. Von hier folgt sie dem Kongo aufwärts bis zur Einmündung des von Norden kommenden Ubangi, an den sie sich wieder aufwärts anschließt, mit ihm sich endlich nach Osten wendet und nun bis zur Wasserscheide der Nilländer streicht. Von hier geht sie nordwestlich hinüber bis in das Gebiet des Tschadsee, läuft von diesem nach Süden an Kamerun hinab, und wendet sich dann nach Westen wieder zum Atlantischen Ozean, der von hier ab die Westgrenze bis zum Tschiloango bildet.

In dieser Umgrenzung wird das ganze Gebiet von Französisch-Kongo, wel-

ches also ungefähr vom 7. Grade südl. Br. bis zum 12. Grade nördl. Br. sich ausdehnt, auf 3 Millionen qkm geschätzt, auf dem jedoch nur etwa 800 Europäer, davon 500 Franzosen, leben.

Zu einer besonderen Einnahmequelle hat sich das Kongogebiet Frankreichs bisher nicht entwickelt, der Staat muß immer noch beträchtlichen Zuschuß leisten. Auch der Handel befindet sich größtenteils in fremden Händen. Indessen ist kaum zu zweifeln, daß es hier so werden wird wie in andern afrikanischen Bezirken: die Verhältnisse werden sich heben, wenn man das bis jetzt ja fast ganz unbekannte Innere erst genauer erforscht und dessen Hilfsquellen kennen gelernt haben wird.

So ist in den letzten Jahren die Ausfuhr von Elfenbein und Kautschuk schon erheblich gewachsen, die der Nutzhölzer, unter denen Ebenholz und Rotholz obenan stehen, hat sich schon mehr als verdoppelt; Palmkerne werden in Menge ausgeführt, Palmöl dagegen, welches in größtem Maßstabe in der Seifen- und Kerzenfabrikation verwendet wird, verhältnismäßig wenig, was sich leicht wohl daraus erklärt, daß zur Gewinnung desselben Maschinenkräfte erforderlich sind, was der Neger denn doch lieber den Europäern überläßt.

Mögen die Erträge aber auch den früher gehegten Erwartungen nicht entsprechen, so können die Franzosen also wohl mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Export aus ihrem Kongogebiet mit der weiteren Erschließung des Inneren sich erheblich steigern lassen wird, besonders dann, wenn durch einen Eisenbahnbau vom Gabun ins Binnenland der Transport nach der Küste wesentlich erleichtert sein wird.

Neuerdings ist Französisch-Kongo in vier Bezirke geteilt worden: Kolonie Gabun, Kolonie Mittelkongo, Territorium Ubangi-Schari und Tschad-Territorium. Ein Generalkommissar, welcher in Brazzaville residiert, steht an der Spitze der gesamten Verwaltung.

Spanische Besitzungen im westlichen Zentralafrika.

Spanien besaß schon, ehe die Franzosen sich hier einfanden, Niederlassungen an der Coriscobai und hat diese natürlich den neuen mächtigeren Nachbarn nicht ohne weiteres überlassen. Kein Wunder, daß dies kleine Gebiet dann ein vieljähriger Zankapfel zwischen den beiden Nationen gewesen ist. Frankreich wollte dem Gegner nur eine Fläche von 2000 qkm zugestehen, Spanien forderte jedoch 50 000 qkm, und so hat man sich denn nach endlosen Verhandlungen im Jahre 1900 endlich dahin geeinigt, daß an der Coriscobai für Spanien ein Gebiet festgelegt wurde, offiziell unter dem Namen:

Kolonie Rio Muni.

Dieselbe wird im Norden von Kamerun, im Osten und Süden von Französisch-Kongo eingefaßt, hat im Westen eine Küstenlänge von 175 km und mit Einschluß der drei Inseln Corisco, Groß- und Klein-Elobi, welche in nächster Nähe der Küste in der Coriscobai liegen, einen Flächeninhalt von 25 500 qkm.

Wenn das auch nur die Hälfte von dem ist, was Spanien ursprünglich gefordert hatte, so ist dies aus dem riesigen französischen Kongogebiet herausgeschnittene Stück immerhin von Wichtigkeit, da die Coriscobai eine der wenigen bequemen Zugänge der Küste für den Handel bildet.

Das kleine Gebiet ist mehr oder weniger Bergland, das nach Südwesten ansteigt, sich im Mitraberge bis zu 1200 m Höhe erhebt und in dem weit ins Meer vorspringenden Kap Juan endet, welches den Nordrand der Coriscobai bildet. Von Gewässern kommen nur drei in Betracht. Der Ejo- oder Benitofluß gehört mit Ausnahme seines Ursprungs im französischen Gebiet der Kolonie ganz an, die er in ihrer Mitte durchfließt und bei Moduma sich ins Meer ergießt. Im Norden bildet der Campo nur auf die Strecke seines unteren Laufes die Grenze gegen Kamerun, sein ganzer übriger Lauf gehört dem deutschen Gebiete an. Im Süden kommt der Muni von dem Berglande der Kolonie herab, fließt nach Südwesten und wendet sich an der Grenze von Französisch-Kongo nach Westen und Nordwesten und bildet nun bis zu seiner Mündung in die Coriscobai die Scheidelinie zwischen dem spanischen und französischen Besitz. Wie wichtig den Spaniern aber gerade dieser Fluß oder vielmehr wohl nur seine Mündung in die Coriscobai erschienen sein muß, geht wohl am besten daraus hervor, daß sie dieses ganze Besitztum nach ihm Rio Muni benannt haben.



Eingeborene von der Coriscobai.

In allem übrigen ist über die Kolonie Rio Muni wenig zu bemerken. Ihre Natur ist dieselbe wie die der ganzen Nachbarschaft. Auch die gewonnenen Produkte sind dieselben, und es kommen, wie in ganz Niederguinea, auch hier vornehmlich zur Ausfuhr Kautschuk, Ebenholz, Palmkerne, Palmöl und auch etwas Elfenbein, was alles aber ausschließlich von der eingeborenen Bevölkerung gewonnen wird, da das Klima für Europäer im höchsten Grade ungesund ist.

Die Insel Corisco, etwa in der Mitte zwischen den beiden vorspringendsten Punkten der Bai, Kap Juan und Kap Esteinas, gelegen, ist etwa 15 qkm groß und sehr schön bewaldet, aber ebenso wie Groß-Elobi nur von Negern bewohnt. Die wenigen europäischen Kaufleute, die ihren ständigen Aufenthalt hier zu nehmen gezwungen sind, leben auf der winzigen Insel Klein-Elobi, welche sehr geschützt liegt und infolgedessen auch ein für Europäer erträgliches Klima hat. —

Zu den spanischen Besitzungen im westlichen Zentralafrika gehört auch

Die Insel Annobon.

Sie liegt weiter draußen im Ozean, etwa 400 km von der Küste des Festlandes entfernt, ungefähr unter dem 2. Grad südl. Br. und dem 5. Grad östl. L.

Sie wurde am 1. Januar 1471 von den Portugiesen entdeckt, daher ihr Name, welcher eigentlich „Anna bom", das heißt „frohes Neujahr", lauten müßte. Sie fand sich menschenleer und wurde erst 1550 von Portugal aus besiedelt. 1778 wurde die Insel zusammen mit Fernando Po an die Spanier abgetreten.

Die größte Ausdehnung der Insel mag von Norden nach Süden 6 km betragen. Sie ist eigentlich nichts weiter als die dreigliederige Kuppe eines jäh aus dem Meere herausragenden unterseeischen Berges, dessen höchster Gipfel, der Pik do Fogo, bis etwa 1000 m Höhe sich erhebt. Er ist fast bis zur Spitze bewaldet, sein Gipfel aber ist eine etwa 10 m im Durchmesser haltende Plattform, über welche der Wind mit einer solchen Gewalt hinstreicht, daß sich ein Mensch nur mit größter Anstrengung aufrecht zu erhalten vermag.

Der Hauptort San Antonio de Praja ist nur ein Negerdorf von einigen hundert elenden Lehmhütten, doch ist der kleine Hafen erträglich gut. Die Bevölkerung soll gegen dreitausend Köpfe zählen, die natürlich spanische Untertanen sind, aber von den im 16. Jahrhundert durch die Portugiesen hier angesiedelten Sklaven abstammen.

Die Insel Fernando Po.

Diese größte der Inseln im Meerbusen von Guinea gehört eigentlich ihrer Natur und Lage nach nicht zu Niederguinea, sondern muß zu Oberguinea gerechnet werden. Da die Spanier in letzterem Gebiet aber keine Besitzungen haben, also in dem betreffenden später folgenden Abschnitt, in welchem Oberguinea behandelt werden wird, nicht berücksichtigt werden könnten, so ist hier der einzig passende Ort, um Fernando Po einzuschieben.

Die Insel wurde 1471 von dem portugiesischen Seefahrer Fernao do Po entdeckt und für Portugal in Besitz genommen. Die herrliche Lage, der großartige Anblick, als er sich der Küste näherte, der Reichtum der Vegetation veranlaßten ihn, der Insel den Namen „Formosa" beizulegen, der aber später verworfen und ihm zu Ehren durch den Namen Fernando Po ersetzt wurde.

1778 trat Portugal die Insel im Austausch gegen eine andere an der Küste Brasiliens an Spanien ab, das sich in der Folge damit begnügte, diese Erwerbung als eine der wichtigsten Stationen für die westafrikanische Schiffahrt betrachtet zu sehen; denn mehrere Versuche, die Insel zu kolonisieren, sind gescheitert, hauptsächlich an dem förmlich mörderischen Klima der Küste.

1827 besetzten die Engländer die Insel zur Überwachung der Sklavenküste und des Nigerdeltas und gingen auch sogleich daran, an der von einer Landzunge auf der Nordküste gebildeten Point Williamsbai die Kolonie Clarencetown anzulegen, die infolge der Energie, welche die Engländer bei allen solchen Unternehmungen entwickeln, auch gut gedieh. Die ernsten Reklamationen seitens der

Spanier hatten jedoch endlich den Erfolg, daß die Engländer die widerrechtlich in Besitz genommene Insel wieder herausgaben, was aber erst 1856 geschah.

Fernando Po ist in der Bai von Biafra gelegen, und etwa 20 km von der Küste Kamerun entfernt. Die Insel bildet ein längliches Viereck von ungefähr 43 km Länge und 27 km Breite und ist vulkanischen Ursprungs. Die Vulkane aber sind erloschen, wie z. B. der in der nördlichen Hälfte bis 3500 m sich erhebende Clarencepik; stellenweise steigt die Insel jäh aus dem Meere empor, aus tief eingerissenen Schluchten stürzen die Bäche, zum Teil in prächtigen Wasserfällen hinab.

Dichte Urwälder bedecken den größtenteils äußerst fruchtbaren Boden, in denen gesuchte Farbehölzer einen wichtigen Bestandteil bilden, ebenso wie der afrikanische Teakbaum, dessen ungemein hartes, braunes Holz allen Angriffen der Würmer widersteht, weshalb es für den Schiffsbau von besonderer Wichtigkeit ist.



Fernando Po.

Trotz des für Europäer so äußerst ungesunden Klimas wird die Zahl der Bewohner der Insel noch auf rund 20 000 Köpfe geschätzt, die Zahl der Einwohner von Clarencetown, das nun aber Santa Isabel heißt, auf 1500, unter denen sich jedoch natürlich nur wenige Weiße befinden. Die Inselbewohner gehören vielmehr größtenteils dem Bantustamme der Anija an und werden von den Engländern Bubi genannt, muskulöse Menschen von wohlgebildetem Körperbau, die sich durch ihre braune, oft ins Gelbliche ziehende Hautfarbe von den Bewohnern Guineas wesentlich unterscheiden und die entschiedensten Feinde aller Zivilisation sind, an deren Widerstand selbst in den höheren Lagen der Insel alle Kolonisationsversuche der Spanier gescheitert sind. In einem früheren Kapitel sind die Bubi schon unter den Völkern des westlichen Zentralafrika der Verwandtschaft wegen mit aufgeführt worden.

Neben diesem Hauptstamm der Bevölkerung wohnen auch viele echte Neger auf der Insel und nicht wenige Mischlinge mit Europäern. Sie treiben zumeist Ackerbau und gewinnen damit Bananen, Mais, Reis, Maniok, Yams. In den wenigen Plantagen, welche sich auf der Insel befinden, wird Baumwolle, Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Vanille und Tabak gebaut.

Das innere Zentralafrika.

Das Innere des tropischen zentralen Afrika wird ganz und gar von dem Kongostaat und britischen Besitzungen ausgefüllt. Hier hat weiter keine europäische Großmacht einen Platz gefunden.

Der Kongostaat.

Die Entstehung des gewaltigen Kongostaates ist zurückzuführen auf die 1876 in Brüssel erfolgte Gründung der „Internationalen afrikanischen Gesellschaft". Geographen, Reisende und Staatsmänner waren zusammengetreten, um Beratungen zu pflegen über die Erforschung und Erschließung der weiten innerafrikanischen Landgebiete für Handel und Verkehr. Die Seele der Gesellschaft war der König Leopold II. von Belgien.

Der ursprüngliche Plan der Gesellschaft war, das Innere auf der großen Karawanenstraße von Sansibar aus zu erreichen. Über die Schwierigkeiten einer solchen Unternehmung waren sich die Gründer vollkommen klar, aber ehe man noch zum Ende der vielen Erwägungen kam, wurde die ganze Angelegenheit plötzlich und ganz unerwartet umgestaltet: 1877 hatte Henry Stanley den ganzen Lauf des gewaltigen Kongostromes erschlossen. Das ungeheure Aufsehen, welches diese größte aller Erforschungsreisen des berühmten Amerikaners machte, ließ auch die bisherigen Beratungen der Gesellschaft in Brüssel schnell zu Ende kommen. Die Inangriffnahme des geplanten Unternehmens von Sansibar aus wurde hinfällig, denn es erschien nun weit einfacher und praktischer, die Mündung des Kongo zum Ausgangspunkt zu wählen, da es sich ja im wesentlichen nur um das Gebiet dieses Riesenstromes handeln konnte.

Die Gesellschaft wandelte sich in die „Internationale Kongogesellschaft" um, mit welchem Namen das Tätigkeitsgebiet derselben, auch dem stets mißtrauischen England gegenüber, klar bezeichnet war. Stanley wurde nach Brüssel berufen, und es gelang, ihn als Führer des Unternehmens zu gewinnen.

Im August erschien Stanley wieder auf dem Schauplatze seiner ruhmreichen Tätigkeit in Afrika. Aus Sansibar holte er sich die erforderlichen Leute, deren er zur Ausführung seiner Pläne bedurfte, und die er in Westafrika zu finden nicht erwarten konnte. Am Kongo angekommen, fuhr er den Strom aufwärts und gründete an dem äußersten Punkte, den ein Schiff von der See aus zu erreichen vermag, 184 km von der Mündung, die Station Vivi als Niederlage und Stützpunkt der Expedition.

Hier hörte die Schiffahrt auf, Stromschnellen und Wasserfälle machten den Kongo unfahrbar, und das ganze umfangreiche Material, auch die in Stücke zerlegten, für den mittleren Lauf des Stromes bestimmten Dampfer, alles mußte nun zu Lande weiter transportiert werden. Eine Riesenaufgabe, denn es war ein von tiefen Schluchten zerrissenes Hügelland zu bewältigen, in welchem zahllose Hindernisse zu beseitigen waren. Von den Schwierigkeiten kann man sich

einen Begriff machen, wenn man hört, daß Stanley zu dieser nur 83 km langen Strecke nicht weniger als elf Monate gebrauchte. Da erst erreichte er wieder bei Isangila, wo eine zweite Station gegründet wurde, eine weitere schiffbare Strecke von 118 km, deren kleinere Stromschnellen verhältnismäßig leichter zu überwinden waren. Am Endpunkt dieser neuen schiffbaren Strecke des Kongo wurde sodann von Stanley die dritte Station Manjanga angelegt.



Transport der Kanoes über Land.

Hier hört die Fahrstraße abermals auf, denn hinter Manjanga folgt eine Strecke von 200 km bis zu der seeartigen Erweiterung des Stromes, die dem kühnen Reisenden zu Ehren den Namen Stanley=Pool erhalten hat. Diese Strecke wird wieder durch kolossale Wasserfälle unterbrochen. Um die genannte seeartige Erweiterung des Stromes zu erreichen, mußte also wieder die fürchterliche Landreise angetreten werden, und Stanley eilte nach dem ihm zu Ehren genannten Stanley=Pool voraus, um alles weitere vorzubereiten, denn von hier aus ist der Strom schiffbar bis ins Herz von Afrika hinein.

Am Stanley=Pool fand der berühmte Reisende jedoch eine höchst unliebsame Überraschung: die Franzosen waren ihm zuvorgekommen, denn Graf Savorgnan

de Brazza war schon vom Ogowe her hier eingetroffen, hatte den Häuptling des mächtigen Batekestammes, Makoko, vermocht, sich unter den Schutz Frankreichs zu stellen, und das rechte Ufer des Kongo für seine Nation in Besitz genommen. Rasch entschlossen verlegte Stanley jedoch seine Operationsbasis auf das linke Ufer, begann hier die Station Leopoldville, ließ den ersten angekommenen Dampfer zusammensetzen und dampfte stromauf, wo er, gerade der Hauptniederlassung des Makoko gegenüber, die Station Msuata gründete.

Damit gewann er das linke Ufer des nun weithin schiffbaren Stromes und verhinderte, daß beide Ufer in die Hände der Franzosen fielen und der Strom dadurch zu einem französischen Fluß wurde und völlig in die Gewalt der französischen Republik geraten wäre. In diesem Falle würde der Verkehr zwischen dem Mittellaufe des Kongo und dem Meere ganz von der Willkür des französischen Vertreters abgehangen haben, der den Fluß für jedes fremde Schiff beliebig sperren konnte.

Während einer kurzen Abwesenheit Stanleys auf einer Reise nach Europa und zurück zum Kongo hatten 1882 seine Emissäre auch Expeditionen in das Gebiet nördlich von dem Unterlauf des Stromes unternommen, ehe noch die Franzosen Besitz auch von diesen Landstrichen ergreifen konnten. Das geschah zur rechten Zeit, denn Graf Brazza glaubte bereits von Loango an der Mündung des Kuilu aus einen bequemeren Zugang zum Stanley-Pool entdeckt zu haben. Der Vorsprung, den Stanley hier gewonnen hatte, glückte vollkommen; seine Emissäre hatten das Land nach den verschiedensten Richtungen durchzogen, überall Erwerbungen von Grund und Boden gemacht und eine Reihe von Stationen gegründet, die in den nächstfolgenden Jahren noch zahlreich vermehrt wurden.

Auch an dem unteren und mittleren Kongo waren während Stanleys Abwesenheit bedeutende Fortschritte gemacht worden. An beiden Ufern des Stromes waren neue Stationen errichtet worden, um die Verbindung des Binnenlandes mit dem Meere zu sichern und Stützpunkte für die Erschließung der stromaufwärts gelegenen Gebiete zu gewinnen. Die Ende 1883 mit drei Dampfern ausgeführte Fahrt auf der ganzen Ausdehnung des schiffbaren Mittellaufes bis zu den Stanleyfällen, wo auf der Insel Wana Rusani die fernste Station gegründet wurde, ergab die gewünschten Resultate: durch die Anknüpfung von Verhandlungen mit verschiedenen Völkerschaften, durch welche Stanley sechs Jahre früher den Durchgang mit Waffengewalt hatte erzwingen müssen, waren die Wege für die Ausdehnung der Besitzungen geebnet worden, und schon auf der nächsten Fahrt vermochte Kapitän Hanssens an den wichtigsten Punkten, bei den Bagala, bei den Basoko an der Mündung des Aruwimi, festen Fuß zu fassen und Stationen zu gründen, sowie an andern Punkten solche vorzubereiten.

Nun trat aber auch Portugal mit seinen Ansprüchen eines angeblich vierhundertjährigen Besitzes dieser Küsten und Länder hervor, obwohl dieser von den übrigen Mächten ignoriert oder doch niemals anerkannt worden war, und so drohte der Kongogesellschaft, die ja doch kein Staat war, ernste Gefahr. Da setzten die Leiter der Gesellschaft alle Hebel in Bewegung, die am Handel im Kongogebiet beteiligten Kreise für die Idee der Schöpfung eines neuen Staates zu gewinnen und zwar hauptsächlich durch die Entscheidung, daß an dem gegen-

wärtigen Zustande der zollfreien Einfuhr der Waren keine Änderung eintreten sollte.

Fielen die Mündungen des Kongo in portugiesischen Besitz, wurde das Einfallstor zum Mittellauf, das Kuilugebiet, und der Mittellauf selbst französisches Eigentum, so war sicher vorauszusehen, daß es mit der Gleichberechtigung des Handels aller Nationen, welche bisher an den tatsächlich herrenlosen Ufern geherrscht hatte, vorbei sein würde; beide Nationen würden keinen Anstand nehmen, die üblichen Zölle und Abgaben zu erheben, um einesteils wirklich pekuniären Vorteil aus diesen Erwerbungen zu ziehen, was man ihnen durchaus nicht ver-



Am Kongo.

denken könnte, anderenteils durch Begünstigung der eigenen Untertanen die Konkurrenz anderer Handlungshäuser zu erdrücken und die schon bestehenden einem allmählichen, aber sicheren Untergange entgegen zu führen, und diese nach und nach ganz aus dem Felde zu schlagen.

Diese Erwägungen veranlaßten zuerst die Vereinigten Staaten von Nordamerika, sich auf die Seite der bedrängten Assoziation zu stellen: im April 1884 vollzogen sie die Anerkennung derselben und der von ihr gegründeten oder noch zu gründenden Gemeinwesen als einer befreundeten Macht. Dagegen verpflichtete sich die Kongogesellschaft, keine Einfuhrzölle oder besondere Abgaben für den zur Umgehung der Kongofälle gebahnten Weg zu erheben. Die europäischen Staaten konnten dieses Vorgehen Amerikas nicht wohl ignorieren, mochten ihm aber auch nicht ohne weiteres folgen, und so fand denn die vom Deutschen Reich ausgehende Einladung, in gemeinsamen Beratungen der Mächte die künftige Gestaltung der Länder am Kongo festzustellen, allseitige Zustimmung.

Diese sogenannte Kongokonferenz fand in Berlin statt, begann am 15. November 1884 und nahm noch einen großen Teil des folgenden Jahres 1885 in Anspruch. Die Beschlüsse dieser Konferenz waren bindend für alle Mächte.

Zu oberst stand: Der Handel aller Nationen soll vollständige Freiheit genießen; die Schiffe sollen freien Zugang sowohl zu den Küsten-, als auch zu den Flußhäfen haben und mit völliger Gleichberechtigung zum Transport von Waren bei Küsten- und Flußschiffahrt benutzt werden können. Waren, einerlei woher sie stammen, unter welcher Flagge, ob zu Lande oder zu Wasser eingeführt, unterliegen nur billigen Abgaben; Einfuhr- und Durchgangszölle dürfen nicht erhoben werden.

Ferner wurde die mit allen Mitteln durchzuführende Aufhebung des Sklavenhandels beschlossen, obwohl von vornherein anzunehmen war, daß die Ausführung dieser Bestimmung zum großen Teil ein toter Buchstabe bleiben würde. Hatten doch die härtesten Maßregeln, welche Gordon-Pascha während seiner Verwaltung des ägyptischen Sudan traf, dem Sklavenhandel nur Steine in den Weg zu werfen vermocht, und die strenge Überwachung der Küsten durch den ständigen Aufenthalt englischer Kriegsschiffe den arabischen Sklavenhändlern nur Veranlassung gegeben, ihre Raubzüge weit nach Westen auszudehnen. So lange es nicht möglich ist, der weiteren Ausdehnung des Mohammedanismus ein Ziel zu setzen, mit welcher das Vordringen des Sklavenhandels von Osten nach Westen, und zwar in seiner schrecklichsten Form, stets gleichen Schritt gehalten hat, um den Bedarf in Ägypten, Arabien und den türkischen Gebieten zu befriedigen, wird seine Unterdrückung ein frommer Wunsch bleiben. Der Schutz und die Förderung, welche nach den Beschlüssen der Konferenz die Missionare genießen sollen, wird schwerlich imstande sein, bessere Zustände herbeizuführen.

Auf der Berliner Konferenz wurden auch die Grenzen sämtlicher Gebiete bestimmt, wie sie in den vorstehenden Kapiteln genau angegeben sind.

Endlich wurde auch noch bestimmt, daß der neue Staat den Schutz völliger Neutralität genießen soll. Die Vorteile dieser Sicherheit vor Kriegsgefahr sollen dem ganzen Kongobecken zugute kommen, in welchem der Freihandel zur Geltung kommt. Durch solche Bestimmungen ist in der Tat dem neuen Staatswesen die Möglichkeit geboten, seine ganze Kraft für das Ziel einzusetzen: die Eingeborenen Afrikas an der Zivilisation teilnehmen zu lassen.

In der Tat hat der junge Staat schon mehrmals recht bedrohliche Unruhen zu bekämpfen gehabt. Als 1891 eine Expedition unter Stairs, Delcommun und Bia ausgesandt wurde, um die Oberhoheit des Kongostaates in den ihm zuerteilten südöstlichen Landschaften am Tanganjika zur Geltung zu bringen, erblickten die dort schon weit ausgebreiteten arabischen Elfenbein- und Sklavenhändler in diesem Unternehmen eine Gefahr, die ihren Handel zu vernichten drohte. Sie erhoben sich und brachten das ganze Gebiet zum Aufstande, und als gar Hodister und seine Gefährten 1892 niedergemetzelt worden waren, blieb nichts übrig, als eine verstärkte Truppenmacht dorthin zu entsenden, um den Aufstand niederzuschlagen. Es gelang. Die Araber wurden von Kapitän Dhanis und andern Truppenführern in sehr ernsten Gefechten teils aufs Haupt geschlagen, teils vertrieben, und so wurde die Ruhe wieder hergestellt.

Noch bedrohlicher stieg eine zweite Gefahr im östlichsten Teile des Reiches auf, der sich bis in die Nilländer hinein erstreckt. Hier war zu Anfang der achtziger Jahre der furchtbare Aufstand des Mohammed Achmed, der sich den Mahdi nannte, gegen die ägyptische Herrschaft ausgebrochen. Der „Mahdi", d. h. „der von Gott auf den rechten Weg Geleitete", ist für die Mohammedaner dasselbe, was die irdischen Messiashoffnungen der Juden anregte; von seinem Erscheinen soll dem Islam eine neue Blütezeit und Weltherrschaft erstehen. Dieser Mahdi zu sein, gab der fanatische, einem Derwischorden angehörende Muselmann vor,



Banana an der Mündung des Kongo.

und es gelang ihm, in ganz kurzer Zeit den ganzen ägyptischen Sudan in Flammen zu setzen, und die Engländer, welche ihn mit aller Macht zu bekämpfen suchten, erlitten von den fanatisierten Heerhaufen des Mahdi eine Niederlage nach der andern, bei denen es an Greueltaten nicht fehlte.

Nun war der gefährliche Führer dieses Aufstandes zwar 1885 gestorben, aber der Mahdismus damit keineswegs beseitigt, im Gegenteil loderte unter seinen Nachfolgern der Aufstand immer wieder mit erneuter Heftigkeit auf. 1893 warfen sie sich auch auf die bis zum ägyptischen Sudan vorgedrungenen Belgier, die auch hier ihre Oberhoheit in den östlichsten Landschaften des Kongostaates zur Anerkennung bringen wollten. Die Truppen des Kongostaates blieben jedoch Sieger; trotzdem aber war der Besitz doch höchst unsicher, und erst der gänzliche Zusammenbruch des Mahdireiches im Jahre 1898 befreite auch den Kongostaat von dieser Gefahr. —

Die Grenzen des seiner räumlichen Ausdehnung nach zu den größten Reichen der Erde zählenden Kongostaates stellen sich nun folgendermaßen.

Der Kongostaat beginnt am Atlantischen Ozean mit einer Küste von nur etwa 150 km Länge, die von der Mündung des Kongo bis nördlich zu der des kleinen Küstenflusses Loeme reicht. Dieser kleine Küstenraum ist dem Kongostaat auf der Berliner Konferenz zugesprochen worden, damit er nicht gänzlich vom Meere abgeschnitten ist, was seine Entwicklung gehemmt, vielleicht sogar unmöglich gemacht haben würde. Dabei ist obenein nicht zu vergessen, daß aus dieser Küste in deren Mitte sogar noch ein Küstenstreifen herausgeschnitten ist, welcher den Portugiesen als Entschädigung zugesprochen wurde, der portugiesische Bezirk Kabinda.

Zwischen dem Kap Padrao am Südufer der Kongomündung und der Stadt Banana am Nordufer beginnt die Grenze zwischen dem Kongostaate und Portugiesisch-Angola mitten im Strome. Banana ist die wichtigste Handelsstadt des Staates, als Mittelpunkt des zentralafrikanischen Palmölhandels und steht in regelmäßiger Dampferverbindung mit Liverpool und Hamburg, auch mit holländischen, französischen und portugiesischen Faktoreien.

Mitten im Strombett läuft nun die Grenze annähernd bis zum 6. Grade südl. hinauf bis Matadi und wendet sich von hier in gerader Linie auf diesem Breitengrade landeinwärts nach Osten bis zum Kuango. Diesem mächtigen Nebenflusse des Kassai folgt sie nun stromaufwärts nach Süden bis zum 8. Breitengrade und streicht auf diesem wieder östlich in vielfach gebrochener Linie von Nebenfluß zu Nebenfluß, bis sie unter dem 22. Längengrade den Kassai erreicht.

Diesem größten der südlichen Nebenflüsse des Kongo folgt nun die Grenze wieder aufwärts nach Süden bis zum 12. Grade südl. Br., und von hier geht sie dann in mannigfachen Windungen hinüber zum Bangweolosee, dann, dem großen südnördlichen Bogen des Luapula folgend, zum Moerosee und von dessen Nordspitze in gerader Linie hinüber zum Tanganjika.

Hier hat der Kongostaat seine weiteste Ausdehnung nach Osten erreicht. Die Grenze folgt nun dem Westufer des Sees nordwärts am Russisi hinauf bis zum Kiwusee, läuft an dessen Westufer hin und nun an der Grenze von Deutsch-Ostafrika zum Albert Edward-Njansa und am Semliki hin bis zum 1. Grade nördl. Br. Nun verläßt sie die Wasserkante und geht ungefähr parallel mit dem Albert-Njansa und dem diesem entströmenden Nil in etwas nordwestlicher Richtung bis zum 4. Breitengrade, trifft unter dem 5. den Mbomu, einen Zufluß des Ubangi, und folgt nun dem letzteren in seinem ganzen großen Bogen, erst westlich und dann südlich bis zu dessen Mündung in den Kongo.

Bis hierher haben die Flußläufe des Mbomu und Ubangi die Grenze zwischen dem Kongostaat und Französisch-Kongo gebildet. Von der Mündung des Ubangi an übernimmt nun der Kongo selbst die Grenztrennung zwischen beiden Reichen und zwar stromabwärts bis Manjanga. Hier verläßt die weitere Grenze den Strom, streicht nordwestlich hinüber zum Tschiloango, folgt diesem eine Strecke und streift weiter hinüber zum Loeme, in dessen Nähe sie bis zu seiner Mündung in den Atlantischen Ozean bei dem Küstenort Massati verläuft, so daß die Küste zwischen

den Mündungen des Loeme und Kongo die Ausgangspforte des Kongostaates zum Ozean bildet, von der nur der Kabindabezirk für Portugal reserviert worden ist.

In diesem riesigen Umfange wird der Flächeninhalt des Kongostaates auf etwa 2 400 000 qkm berechnet und die Zahl der Bevölkerung auf etwa 14 Millionen geschätzt, unter denen sich nur ungefähr 2000 Weiße befinden mögen.

Es liegt auf der Hand, daß die Erwerbung so ausgedehnter Territorien, die nach Feststellung der Grenzen einen Gesamtraum von nahezu dritthalb Millionen qkm einnehmen, durch eine Privatgesellschaft nur unternommen werden und auf Bestand rechnen kann, wenn sie eines besonderen und kräftigen Schutzes sicher ist. Das war in diesem Fall König Leopold II. von Belgien, wie schon in dem Abschnitt, in welchem eine Übersicht der gesamten Bevölkerung des schwarzen Erdteils gegeben wurde, mitgeteilt worden ist. König Leopold, dessen Initiative die Gründung der Afrikanischen Gesellschaft im Jahre 1876 zu danken gewesen ist, stand nun auch hinter der Internationalen Kongogesellschaft, die ihre überraschend schnellen Erfolge vornehmlich der tatkräftigen Förderung ihres königlichen Protektors verdankte. Infolgedessen wurde ja auch allgemein das ungeheure Gebiet des Kongo von vornherein für eine Errungenschaft Belgiens angesehen.

Das war es ja nun allerdings nicht, denn Belgien als solches hatte damit nichts zu tun. Nichtsdestoweniger aber trat König Leopold jener volkstümlichen Auffassung näher und machte sie nach dem Schluß der Berliner Kongokonferenz, wo ja, wie wir gesehen haben, alle Verhältnisse des weiten Gebietes festgestellt worden waren, insofern gewissermaßen zur Wahrheit, als er noch in demselben Jahre 1885 mit Zustimmung der belgischen Kammern den Titel „Souverän des Kongostaates" annahm. Somit trat letzterer, wie Belgien selbst es ist, in die Reihe der von allen Mächten anerkannten neutralen Staaten.

Aber auch damit hatte Belgien an sich nichts zu schaffen, der Zusammenhang beider bestand einzig nur darin, daß beide Staaten in der Person des Königs Leopold ein und dasselbe Staatsoberhaupt hatten. Aber schon 1889 tat der König einen weiteren bedeutungsvollen Schritt: er vermachte seine Rechte, die er als Souverän an dem neuen zentralafrikanischen Staat gewonnen hatte, durch Testament gesetzlich dem belgischen Staate, womit dokumentiert wurde, daß später einmal nicht der belgische Thronfolger, sondern der belgische Staat den Besitz des Kongostaates antreten sollte.

Infolgedessen wurde 1890 ein Abkommen getroffen, nach welchem Belgien dem Kongostaate 25 Millionen Frank als Darlehen bewilligte, und die Bedingung vereinbart, daß, wenn bis zum Jahre 1901 nicht die Rückzahlung erfolgen sollte, Belgien das Recht haben sollte, auch noch vor dem Ableben des Königs Leopold den Kongostaat zu annektieren.

Das Jahr 1901 verging, und, wie vorauszusehen, wurde das Darlehen nicht zurückgezahlt; aber eine Annexion erfolgte trotzdem nicht. Jahr um Jahr verging, und man glaubte schon nicht mehr, daß das kleine Belgien mit seinem nur 29 455 qkm erreichenden Flächeninhalt zur Übernahme eines so riesigen kolonialen Ländergebietes von dritthalb Millionen qkm sich verstehen würde. Aber siehe da: Urplötzlich, ohne jede vorherige Ankündigung, brachte am 9. September

1908 der Telegraph die Kunde, daß der belgische Senat den Vertrag über die Abtretung des Kongostaates mit 63 gegen 24 Stimmen und sodann auch das Kolonialgesetz mit 66 gegen 22 Stimmen angenommen habe.

Damit ist die Übernahme des Kongostaates durch Belgien gesetzlich erledigt und der Kongostaat, einer der größten Staaten der Erde, nunmehr ein Besitztum des kleinen Belgiens. Nun haben die belgischen Kammern den Kolonialrat zu wählen, und an die Spitze der Verwaltung tritt ein besonderer Kolonialminister.

Es fehlt auch jetzt nicht an Leuten, welche die Köpfe schütteln, daß ein so kleiner Staat, dessen stehendes Heer nur 50 000 Mann zählt, es auf sich nimmt, einen überseeischen Besitz von so ungeheurer Ausdehnung anzutreten, achtzigmal so groß, als er selber ist. Aber warum nicht? Das nicht viel größere Holland, dessen stehendes Heer sogar nur 30 000 Mann zählt, besitzt ja auch überseeische Kolonien von weit über 2 Millionen qkm Flächenraum und hat sie trotz alles Wettbewerbes stets zu behaupten gewußt. Überdies gehört der Kongostaat ja zu den neutralisierten Staaten, d. h. zu denjenigen Staaten, welche nicht einer Großmacht allein, sondern allen Großmächten gegenüber die Verpflichtung eingegangen sind, in jedem Kriege, der zwischen zweien ausbricht, neutral zu bleiben. Von einem Kriege hat der Kongostaat also nichts zu fürchten, sondern nur für die Ruhe im eigenen Lande zu sorgen.

Zu diesem Zweck gebietet der Staat über eine bewaffnete Macht von 15 700 Mann, welche nach europäischer Weise organisiert ist. Das sind durchweg Eingeborene, aber von europäischen Unteroffizieren ausgebildet und von 350 europäischen Offizieren befehligt, und sie haben sich in den Kämpfen mit aufständischen Häuptlingen schon trefflich bewährt. Zu dieser bewaffneten Macht kommen dann noch die Schiffe auf dem Kongo. Es kann hier nur von den fahrbaren Strecken des Stromes die Rede sein, also von dem unteren Kongo bis Matadi, und von dem mittleren, vom Stanley-Pool aufwärts. Auf beiden Strecken des Kongo ist eine Flottille von 41 Dampfern in Tätigkeit, außerdem eine große Zahl von Segel- und Ruderbooten, eine Macht, die recht wohl geeignet ist, die Eingeborenenstämme in Schach zu halten und bei etwaigen Übergriffen energisch zu bestrafen. Eine Kleinigkeit ist das freilich nicht, wenn man bedenkt, daß diese wilden Stämme großenteils noch dem Kannibalismus huldigen.

Schließlich wollen wir gleich hier anführen, daß der Kongostaat in 14 Distrikte oder Provinzen geteilt ist: Banana, Boma, Matadi, Stanley-Fall, Stanley-Pool, Lualaba, Kassai, Äquator, Ubanji, Leopoldsee, Bangala, Aruwimi, Uelle und Kuango.

Es ist selbstverständlich, daß ein so umfangreiches Gebiet nur erst zum kleinsten Teile genauer erforscht sein kann und die Hilfsquellen, die es zu bieten vermag, noch nicht entfernt gewürdigt werden können. Einiges davon erscheint ja jetzt schon außergewöhnlich. Im Kongostaat ist der Elefant noch in Menge zu finden, er liefert an den Elfenbeinmarkt den größten Anteil, und Antwerpen, wohin die Elefantenzähne vom Kongo gehen, hat alle Elfenbeinniederlagen, selbst die in London, überflügelt; im Jahre 1899 betrug die Elfenbeinausfuhr allein aus diesem Staate den Wert von 6 Millionen Mark. Um diesen Handelszweig

nicht in absehbarer Zeit zu schädigen, wurden für die Jagd auf Elefanten auch schon bestimmte Vorschriften erlassen.

Auch das Pflanzenreich beteiligt sich schon recht lebhaft am Handel. Die Gewinnung des so vielfach gesuchten Kautschuk ist noch neu, trotzdem lieferte der Kongostaat in dem genannten Jahre schon den Wert von nahezu 25 Millionen Mk. Daran beteiligten sich die inneren Distrikte des Landes am lebhaftesten, weniger die Küstendistrikte, wo dafür Palmkerne und Palmöl reicher gewonnen werden; die Eingeborenen des tiefen Innern haben noch nicht gelernt, darauf besonderen Wert zu legen. Überhaupt ist die Gewinnung aller der Produkte aus dem Pflanzenreiche, welche einen hohen Wert für den Handel haben, noch in den Anfängen, wie Gewürze, Sesam, Erdnüsse, Kopalharz, aber sie versprechen ohne Ausnahme gute Erfolge. Selbst der Kaffeebau, mit dem man in Leopoldville die ersten Versuche machte, hat sich schon weiter verbreitet und hat den besten Erfolg.



Warentransport am Kongo.

Wie überall in Afrika, so ist auch hier die Überwindung der Transportschwierigkeiten die vornehmste Aufgabe. Auch im Kongostaat ist die Frage der Trägerkarawanen noch immer brennend, aber es ist wenigstens schon der Anfang zur Verbesserung gemacht durch die Kongobahn, welche von einer 1889 gegründeten Kongo-Eisenbahngesellschaft begonnen und 1898 beendet und in Betrieb gesetzt wurde. Es ist damit wenigstens schon auf eine ansehnliche Strecke des Haupthandelsweges, auf welcher der Kongo nicht schiffbar ist, eine große Erleichterung geschaffen.

Abseits von der Eisenbahn werden ja freilich die kostspieligen und obenein unzuverlässigen Träger nach wie vor beschäftigt werden müssen, ebenso wie in den Ansiedelungen, wo wenigstens notdürftige Wege vorhanden sind, die unglaublich plumpen, unbehilflichen Wagen, welche durch eine große Anzahl von Menschen in Bewegung gesetzt werden müssen, noch lange im Gebrauch bleiben werden.

Die Eisenbahn überwindet die erste große Kataraktstrecke von Matadi-Vivi nach dem Stanley-Pool, auf deren Zurücklegung Stanley zuvor anderthalb Jahre verwenden mußte. Ihr Ausgangspunkt ist Matadi, bis wohin die Schiffe vom Meere aus gelangen können, ihr Endpunkt Dolo oder Kinschassa am Stanley-Pool, von wo aus dann die weite Schiffahrt auf dem Kongostrome bis zu den Stanleyfällen im Herzen von Afrika beginnt. Geplant ist außerdem ein ganzes Netz von Nebenbahnen, sogar eine Eisenbahn vom Stanley-Pool zu den Stanleyfällen und von da quer durch zum Nil. Durch die Ausführung des

letzteren Planes würde eine Verbindung mit der riesigen Nordsüdbahn hergestellt werden, welche die Engländer von Ägypten durch die ganze Länge des Erdteils bis Kapstadt auszuführen gedenken, ein Riesenprojekt, das bei der bekannten Energie der Engländer sicherlich wohl nur eine Frage der Zeit ist. Wir werden im folgenden Kapitel sehen, wie weit dieses Riesenprojekt einer Eisenbahn von rund 8000 km Länge bereits zur Ausführung gekommen ist, daß nur noch die mittlere Hälfte fehlt, da einerseits das nördliche Viertel von Alexandrien bis Chartum, anderseits das südliche Viertel von Kapstadt bis zum Sambesi fertig und in Betrieb sind.

Britisch-Zentralafrika.

Wir haben in dem Abschnitt „Südafrika" schon eines Mannes gedacht, dessen rücksichtsloser Energie England die über eine Million qkm große Landfläche verdankt, die ihm zu Ehren den Namen Rhodesia erhalten hat. Man mag über Cecil Rhodes und seine völlig skrupellose Tätigkeit denken, wie man will, jedenfalls ist er eine der hervorragendsten Erscheinungen in der neueren Geschichte Afrikas.

Das ganze Rhodesia wird durch den Sambesi in zwei Teile geschieden, in Süd- und Nord-Rhodesia. Das erstere zählt zu Südafrika, Rhodesia Nord aber zu Zentralafrika, und diesem allein haben wir hier noch eine kurze Betrachtung zu widmen.

Rhodesia Nord wird im Süden von dem Sambesi begrenzt und stößt hier auf eine kurze Strecke auch mit Deutsch-Südwestafrika zusammen. Die Westgrenze folgt dem Oberlauf des Sambesi nordwärts bis Nojo, von hier dem Zufluß desselben, dem Kabompo, welche beiden Flüsse Rhodesia von Portugiesisch-Westafrika scheiden, bis sie, ungefähr unter dem 12. Grad südl. Br. und dem 26. Längengrade, auf die Südspitze des Kongostaates trifft. Diesem folgt sie nun östlich bis zum 30. Längengrade, geht von hier zum Bangweolosee, von diesem mit dem großen Bogen des Luapula nordwärts zum Moerosee und von diesem zum Tanganjika, den sie unfern seines südlichen Endes trifft. Diesem Punkte gegenüber verläßt die Grenze den See wieder auf der östlichen Seite und läuft mit südöstlicher Richtung an Deutsch-Ostafrika hin zum Njassasee. Ehe sie diesen noch erreicht, streicht sie um die Ostgrenze erst fast parallel mit dem Njassa, dann sich immer mehr davon entfernend an dem zweiten Teil des britischen Zentralafrika, welcher Njassaland oder offiziell Britisch-Zentralafrika-Protektorat genannt wird, bis zu dem weit nach innen vorspringenden Zipfel von Portugiesisch-Ostafrika und an diesem südwestlich hinab zum Sambesi.

In dieser weiten Umgrenzung bedeckt Nord-Rhodesia einen Flächenraum von 600 000 qkm, der aber nur sehr spärlich bewohnt wird, denn man hat die Einwohnerzahl in Summa auf noch nicht eine Million Menschen berechnet, trotzdem, daß das an tropischen Produkten sehr reiche Barotsereich mit einverleibt worden ist. Dasselbe hat zwar noch immer, wie auch viele andere Negerreiche,

seinen eigenen Fürsten, steht nun aber natürlich unter englischem Protektorat. Die Verwaltung führt, wie in Süd-Rhodesia, die von Cecil Rhodes gegründete Englisch-Südafrikanische Gesellschaft, steht aber selbstredend unter Aufsicht der englischen Regierung und wird vom Gouverneur der Kapkolonie geleitet.

Außer einer Anzahl von Missionaren dürften sich in ganz Nord-Rhodesia wohl keine weißen Ansiedler finden. Goldfelder oder irgend welche andere mineralischen Schätze sind hier noch nicht entdeckt worden, wie es in Süd-Rhodesia der Fall war, das dann natürlich von Tausenden aufgesucht wurde. So hat das Land nördlich vom Sambesi bisher noch keinerlei Anziehungskraft auszuüben vermocht.

Darauf kam es Cecil Rhodes, den wir schon in dem Abschnitt über Südafrika als den tätigsten und skrupellosesten Vertreter der englischen Landerwerbpolitik bezeichneten, augenscheinlich auch gar nicht an. Auf Grund des königlichen Freibriefes, der ihm und der von ihm gegründeten Gesellschaft das Recht der schrankenlosen Erwerbung von Land zubilligte, annektierte er alle diese Negerreiche offenbar nur zu dem Zweck, ein großes englisches Afrikareich zu schaffen, das vom Kapland durch die ganze Länge des Erdteils bis nach Ägypten, also vom Kap der Guten Hoffnung bis an das Mittelländische Meer reichen sollte. Ein Riesentraum, der jedoch trotz seiner anscheinenden Ungeheuerlichkeit doch einmal schon nahe daran war, in Erfüllung zu gehen.

Dazu kamen die Engländer ein wenig zu spät. Ehe ein solcher Plan aber noch ausgeführt werden konnte, waren in Zentralafrika die Besitzverhältnisse schon völlig geordnet worden: einerseits war Deutsch-Ostafrika bis an das Ostufer des Tanganjika vorgeschoben worden, anderseits der Kongostaat bis an das Westufer, und beide Staaten schlossen sich also mitten im Herzen Afrikas aneinander, so daß ein Durchgang für etwa noch zu erwerbenden englischen Besitz ein- für allemal versperrt war.

Wenn es gilt, einen ungemessenen Vorteil zu erringen, dann sind die Engländer jedoch nicht leicht in Verlegenheit zu bringen. Mit dem Deutschen Reich war freilich schlecht Kirschen essen, viel leichter war der auf so unendlich schwächeren Füßen stehende Kongostaat für ein lukratives Tauschgeschäft zu gewinnen. Schon 1893 begannen deshalb Verhandlungen mit diesem Staat, dahin gehend: daß derselbe einen breiten Streifen Land in der ganzen Länge des Tanganjika an die Engländer abtreten sollte, wofür diese eine bei weitem größere Fläche in dem von ihnen besetzten Gebiet des Gazellenflusses, welches an den Nordosten des Kongostaates stößt, diesem überlassen wollte. Ein dahin lautender Vertrag wurde dann 1894 auch wirklich abgeschlossen. Einerseits war nun aber für England die endliche, lange angestrebte Beseitigung der Burenrepubliken und die Besitzergreifung der schier unerschöpflichen Schätze von Transvaal für England wichtiger, was allerdings nicht so schnell ging, wie man sich das wohl gedacht haben mochte, da die Buren jahrelang den hartnäckigsten Widerstand leisteten. Anderseits aber würde der obige Vertrag eine völlige Verschiebung der ein- für allemal festgelegten Grenzen des Kongostaates zur Folge gehabt haben, und dagegen erhob Deutschland im Verein mit Frankreich so energischen Widerspruch, daß der abgeschlossene Vertrag nicht zur Ausführung gelangen konnte. Der Kongostaat mußte die bereits begonnene Besetzung des Gazellenflußgebietes ein-

stellen, und alles mußte bleiben, wie es auf der Konferenz sämtlicher an den Besitz in Afrika beteiligten Mächte beschlossen worden war.

Daß die gleichzeitig geplante Riesen-Eisenbahn vom Kaplande nach dem Mittelländischen Meer trotzdem gebaut werden wird, das unterliegt ja wohl keinem Zweifel, denn sie ist zur Erschließung der Binnenländer notwendig. Bis nach Süd-Rhodesia hinein liegt sie ja schon fertig und ist bereits zum Verkehr nach und von Matebele- und Maschonaland im Betrieb. Hier zweigt sie auch schon fertig gestellt von Bulowajo nordwestlich nach den Viktoriafällen des Sambesi ab und soll von hier durch Nord-Rhodesia weitergeführt werden zum Tanganjika, muß nun aber das Gebiet von Deutsch-Ostafrika durchschneiden, um so westlich vom Viktoria-Njansa herum die englischen Nilländer zu erreichen und den Nil abwärts an die fertig vorliegenden ägyptischen Bahnen bei Chartum sich anzuschließen. —

Abgesondert von Rhodesia ist das Njassaland oder Britisch-Zentralafrika-Protektorat, wie es offiziell heißt. Es läuft in einem nach Süden stetig sich verbreiternden Streifen zwischen Nord-Rhodesia und dem Njassasee hinunter und erstreckt sich dann zu beiden Seiten des Schire, dem Ausfluß des Sees, weit in das portugiesische Gebiet bis zum Delta des Sambesi hinein. Es umfaßt ungefähr 109 000 qkm und untersteht nicht der Südafrikanischen Gesellschaft, sondern wird von der englischen Regierung direkt verwaltet.

Das Land ist, besonders im Süden vom Njassa, wo das Kirkgebirge in das Hochland des Schire übergeht, außerordentlich fruchtbar und eignet sich ganz besonders für den Kaffeebau, der auch schon große Ausdehnung gewonnen hat, so daß er in nicht unbedeutenden Quantitäten ausgeführt werden kann; ihm gesellen sich dann noch Kautschuk und Elfenbein hinzu. Nichtsdestoweniger ist der Wert der Durchgangswaren noch immer weit bedeutender als die Ausfuhr, besonders in Elfenbein, denn eine Hauptstraße der Händler kommt aus dem Innern vom Tanganjika längs des Njassa herab nach dem Indischen Ozean. Sehr ersprießlich für den Verkehr und Handel hat sich bereits eine Eisenbahn erwiesen, welche von Matope nach Tschiromo gebaut worden ist, um die Wasserfälle, welche die Schiffahrt auf dem Schire in der Mitte seines Laufes jäh unterbrechen, zu umgehen. Ungefähr in der Mitte dieser Bahn liegt Blantyre, der Hauptort des Gebietes, der gegen 6000 Einwohner zählt. Zur Aufrechthaltung der Ordnung steht eine Schutztruppe zur Verfügung, die im Fort Johnston am Njassa ihr ständiges Quartier hat.





VII. Die Völker von Zentralafrika.

Die Völker am Sambesi.

Am unteren Sambesi.

Zentralafrika wird mit verhältnismäßig geringer Ausnahme von einer und derselben Menschenrasse bewohnt. Der mächtige Bantustamm, der sich im Osten bis zur südlichsten Spitze Afrikas erstreckt und seine Vorläufer bis in das Damaraland vorgeschoben hat, füllt, in unzählige Völker geschieden, auch die übrigen Teile Zentralafrikas aus. Nur das nordöstliche Küstengebiet, von der Suahelikuste begonnen, ist mit fremden Stämmen besetzt.

Wir beginnen unsere Rundreise im Südosten, ziehen dem Sambesi entlang nach Westen, durchstreifen die westliche Küste bis zum Kamerungebirge, suchen die in den inneren Gebieten sitzenden Völker auf und schließen mit dem Nordosten. Auf dieser Rundreise durch ein so weit ausgedehntes Gebiet kann sich unsere Darstellung selbstredend nur mit den hervorragenden Völkerstämmen beschäftigen; die unzähligen kleinen Stämme können nicht weiter berücksichtigt werden. — — — —

Im Mündungsland des Sambesi und von hier weithin durch das portugiesische Gebiet von Zentralafrika, das man ziemlich allgemein auch die Küste von Mosambik (Mozambique) nennt, nach Norden und nach dem Innern verteilt, wohnen

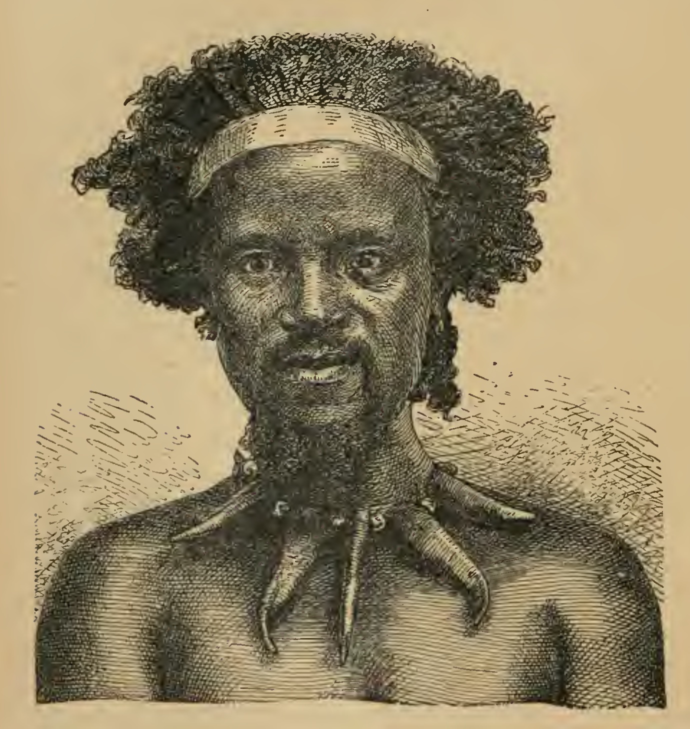
Die Makua.

Dieser Stamm ansehnlicher Menschen teilt sich in eine ganze Anzahl von kleineren Zweigen, an deren Spitze Unterhäuptlinge stehen, während das ganze Volk einem Oberhäuptling gehorcht, der sich hohen Ansehens erfreut. Solche Zweige sind die Manguru, Malomwe, Mamedo, Mawia und wohl noch andere, die sich voneinander durch die verschiedenartige Tätowierung unterscheiden.

Diese Zeichen sind bei den Makua am schärfsten ausgeprägt. Die Männer tragen auf der Stirn einen Halbmond, Flecken und Linien auf Armen, Bauch und Rücken; die Zeichen der Weiber sind leichter gehalten. Die Männer haben das Haar mit Wurzelbändern in Strähnen gebunden, oder sie rasieren breite

Furchen auf dem Kopfe; andere wieder haben die Strähnen durch ein breites Wurzelband wie einen gewaltigen Busch in die Höhe gebunden. Bei allen werden die Vorderzähne spitz gefeilt, und die Weiber tragen in der Oberlippe eine aus einer Meermuschel gefertigte Scheibe, Pelele genannt, welche mitunter bis an die Nase reicht.

Die Bekleidung besteht bei beiden Geschlechtern in einem Streifen aus Zeug oder Tierfellen um die Hüften, an welchem hinten und vorn Lappen hängen. Messingringe um Arme und Beine dürfen nur die Häuptlinge und ihre Frauen tragen, ebenso Halsgeschmeide, welche aus Perlen und Tierzähnen abwechseln; gemeine Weiber schmücken sich mit einer Perlenschnur um Kinn und Hals. Als Wohnung dienen aus Pfählen erbaute Hütten, deren jede von einem kleinen Garten umgeben ist, wo Sorghum, Mais und Maniok gebaut wird.



Häuptling der Makua.

Die Häuptlinge sind kleine Despoten in des Wortes vollster Bedeutung, doch steht bei der Verurteilung in Zwistigkeiten eine Berufung an den Oberhäuptling offen. Um die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten festzustellen, wird auch in besonders wichtigen Fällen zu einer Art Gottesurteil mittels eines Absudes einer giftigen Baumrinde geschritten.

Der Makua-Häuptling lebt allein unter seinen Weibern, deren Anzahl bisweilen gegen zweihundert steigen soll. Ihm erweisen die Stammesgenossen hohe Verehrung. Der Umfriedigung, welche seine Hütte umschließt, wagen nur wenige Vertraute zu nahen. Wird er begrüßt, so streckt der Grüßende, sich beugend, beide Arme aus und schlägt mehrmals die Hände zusammen.

Der Makua ist ein leidenschaftlicher Freund von öffentlichem Sprechen. Dabei wird er sonderbarerweise stets von einem Assistenten begleitet, welcher zu gleicher Zeit sich erhebt, in hohem Tone mit Hei-tho-ah-he! um Aufmerksamkeit bittet und bei jeder Pause, die der Sprecher macht, unter allerlei Variationen damit fortfährt. Auch der Tanz ist unter den Makua sehr beliebt; dabei singen die Weiber im Chor und bearbeiten mit Stöcken große und kleine Trommeln. —

Reisen wir vom Sambesidelta stromaufwärts, so treffen wir am Schire, dem Abfluß des Njassasees und namentlich auf dem Hochlande, von welchem dieser unterhalb Matope in den gewaltigen Murchisonfällen herabstürzt, auf einen verwandten Stamm:

Die Mangandja.

Sie sind im allgemeinen gut gewachsen, ihre Gliedmaßen schön und ebenmäßig gebaut. Die Nasen sind nicht breitgedrückt; die Lippen gleichen, wie Livingstone angibt, denen der Europäer mehr als der Neger an der Westküste. Die Hautfarbe ist zwar dunkel, aber der genannte Reisende sah häufig Gesichter, welche denen weißer Leute glichen, die er in England gekannt hatte. Die Männer tragen das Haar auf sonderbare Weise; bald drehen sie es zu Hörnern zusammen, bald flechten sie es in dicke Locken, oder sie lassen es wild auf die Schultern herabwallen. Die Weiber tragen Ringe aus Messing, Kupfer oder Eisen an den Fingern, am Halse, an den Armen und Beinen; ihr sonderbarster Zierrat ist jedoch auch das entsetzliche Pelele, hier, weil schon fern vom Meer, eine Holzscheibe von etwa 5 cm Durchmesser, die in die Oberlippe hineingezwängt ist.

Die Mangandja leben in Dörfern unter einem Ortsvorsteher, der dem Stammhäuptling einen jährlichen Tribut zu entrichten hat. Die Dörfer sind immer von einer undurchdringlichen Hecke giftiger Euphorbien umgeben. Am Ende des Dorfes liegt der freie Platz oder Baolo, der mit schattigen Bäumen bestanden ist und zu Zusammenkünften dient, die unter Gesang, Tanz und Biertrinken hier in den mondhellen Nächten stattfinden.

Um das Dorf herum liegen die Felder. Soll ein neues Stück Boden urbar gemacht werden, so werden die Bäume mit den kleinen Äxten aus einheimischem Eisen gefällt, verbrannt, und die Asche wird als Dünger verstreut. Es werden reiche Ernten von Sorghum, Hirse, Bohnen und Erdnüssen gewonnen; auch mit Yams, Kürbissen, Hanf und Tabak sind Striche bestanden. Mais wächst das ganze Jahr hindurch, Baumwolle wird fast in jedem Dorfe kultiviert. Livingstone betrat kaum ein Dorf, ohne dort mehrere Männer mit dem Reinigen, Spinnen und Weben der Baumwolle beschäftigt zu finden, wobei sie häufig Tabak aus eigentümlich konstruierten, kolossalen Pfeifen rauchten.

Die Mangandja sind aber auch ein gewerbfleißiger Volksstamm. In erster Reihe steht die Eisenindustrie. Jedes Dorf hat seine Eisenschmelzhütte, seine Kohlenbrenner, seine Grobschmiede. Sie verfertigen gute Äxte, Spieße, Pfeilspitzen, Nadeln, Arm- und Fußringe. In den Dörfern am Schirwasee und auch anderwärts betreiben die Einwohner Töpferei, indem sie aus freier Hand Koch-, Wasser- und Getreidetöpfe anfertigen. Andere flechten nette Körbe aus gespaltenem Bambusrohr oder auch Fischnetze aus Pflanzenfasern. Die erzeugten Gegenstände ihrer Industrie kommen durch Tausch in den Handel.

Die Frauen werden zwar gekauft, aber nur symbolisch, denn nur ein Huhn ist das herkömmliche Geschenk an die Eltern der Braut. Für die Stellung der Frauen ist sehr bezeichnend, daß sie selbst zur Würde eines Häuptlings gelangen können.

Livingstone berichtet, daß bei diesem hochbegabten Volke auch die Rechts-

pflege in hervorragender Weise ausgebildet ist. Als eine Schattenseite desselben bezeichnet er aber die Unmäßigkeit, mit der sie sich dem Biertrinken hingeben. Er war sehr erstaunt darüber, denn während seines sechzehnjährigen Aufenthaltes in Afrika hatte er niemals eine so große Menge Betrunkener gesehen, wie unter den Mangandja. Das Getränk ist außerordentlich berauschend und wird aus einer Körnerfrucht bereitet, die sie Mapira nennen. —

Hier müssen wir nun auch eines Volkes gedenken, welches in der Vergangenheit einmal weiter westlich im Gebiet des mittleren Sambesi eine bedeutende Rolle gespielt hat, aber nur für kurze Zeit. Es sind:

Die Makololo.

Es war im Jahre 1824, als ein Zweig der Basuto aus dem Süden über den Oranjefluß nach Norden zog, den Sambesi erreichte, diesen überschritt und unter der Führung des Häuptlings Sebituane die Batoka und Barotse besiegte, deren Länder am mittleren Sambesi unterwarf und das große Reich der Makololo gründete, das sich weithin furchtbar machte. Diese Macht brach indessen mit dem Tode Sebituanes auch schon wieder zusammen. Die unterjochten Stämme erhoben sich und erkämpften nicht nur ihre Freiheit, sondern vernichteten das ganze Makolovolk; man sagt, daß nur zwei Männer dem furchtbaren Blutbade entronnen sein sollen.

Das wird nun wohl übertrieben sein, aber jedenfalls ist nur ein kleiner Rest des kurze Zeit so mächtigen Volkes übrig geblieben, und dieser wendete sich nach dem Njassasee und dem Hochlande des Schire, wo ein neues, wenn auch nur kleines Makololoreich entstand, welches dann zwar von den Portugiesen in Anspruch genommen, aber von den Engländern auf Grund früher erworbener Rechte besetzt und behauptet wurde und gegenwärtig einen Bestandteil des britischen Zentralafrika-Protektorates bildet.

Nach Livingstones eingehender Schilderung sind die Makololo ein sehr unternehmender und intelligenter Volksstamm; auch die Frauen, von lebhaft hellbrauner Farbe, haben angenehme Gesichtszüge und schnell fassenden Verstand. Noch heute kann man die Männer zum Teil in ihrer alten Nationaltracht sehen, die in einem Tierfell um die Lenden und bei kalter Witterung aus dem Kaross über den Schultern besteht. Die Weiber tragen ein sauberes, kurzes Röckchen, eine Art Mantel darüber und möglichst viele Schmucksachen. Die Hütten werden aus Pfählen und Rohr hergerichtet und mit einem spitzen, turmartigen Rohrdach versehen.

Vielweiberei ist Sitte; doch werden die Frauen nicht gekauft, sondern der Ehemann überbringt dem Schwiegervater im Verhältnis zu seinem Wohlstand eine Anzahl Kühe, aber nicht als Kaufgeld für die Braut, sondern um das Recht zu erkaufen, die Kinder in seiner Familie erziehen zu dürfen; sonst würden die Kinder der Familie des Vaters der Braut angehören. Die Stellung der Frauen ist eine angenehme; sie haben Mägde, welche den Hauptteil der Hausarbeit verrichten müssen. Die Männer pflegen die Zeit mit Biertrinken und Hanfrauchen totzuschlagen, eine Sitte, die jedoch auch von gar manchen Frauen heimlicherweise nicht minder geübt wird.

Ackerbau und Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Makololo, sobald die Knaben fähig sind, müssen sie schon aufs Feld, um das Kleinvieh zu hüten.

An der Spitze des Stammes steht ein Häuptling, dem von jedem geschlachteten Ochsen der Buckel und die Rippen als Tribut gebracht werden müssen; auch gehört ihm alles im Lande gewonnene Elfenbein. Offenkundiger Ungehorsam gegen die Befehle des Häuptlings wird mit dem Tode bestraft. Von allen Reisenden,



Makololo beim Hüttenbau.

welche mit den Makololo auf ihren Reisen in nähere Berührung traten, wird ihre Wahrheitsliebe in bester Weise gerühmt.

Nordwestlich von den Mangandja, jenseits des Schire sitzen

Die Marawi.

Sie leben fast in beständigen Kriegen, treiben deshalb wenig Ackerbau, übertreffen aber ihre Nachbarn noch in industriellen Fertigkeiten. Sie verstehen sich sogar auf die Gewinnung des Eisens aus den Erzen. Aus dem gewonnenen Eisen werden Äxte, Beile, Pfeile, dolchartige Messer, Lanzenspitzen angefertigt,

wobei ein Stein den Ambos, ein anderer den Hammer, zwei Holzstücke die Zange vertreten. Trotz dieses primitiven Handwerkszeuges sind die verfertigten Gegenstände von einer Güte, daß sie vielfach den in den portugiesischen Kolonien erzeugten vorgezogen werden.

Die Marawi wohnen in kleinen, runden, aus Stangen hergestellten Häusern, etwa von der Gestalt kleiner Windmühlen. Sie kleiden sich mit einem um die Lenden gewickelten Stück Zeug; auch hier tragen die Weiber das häßliche Pelele, aus Elfenbein oder Zinn, in der Oberlippe.

Am mittleren Sambesi.

Die Batoka.

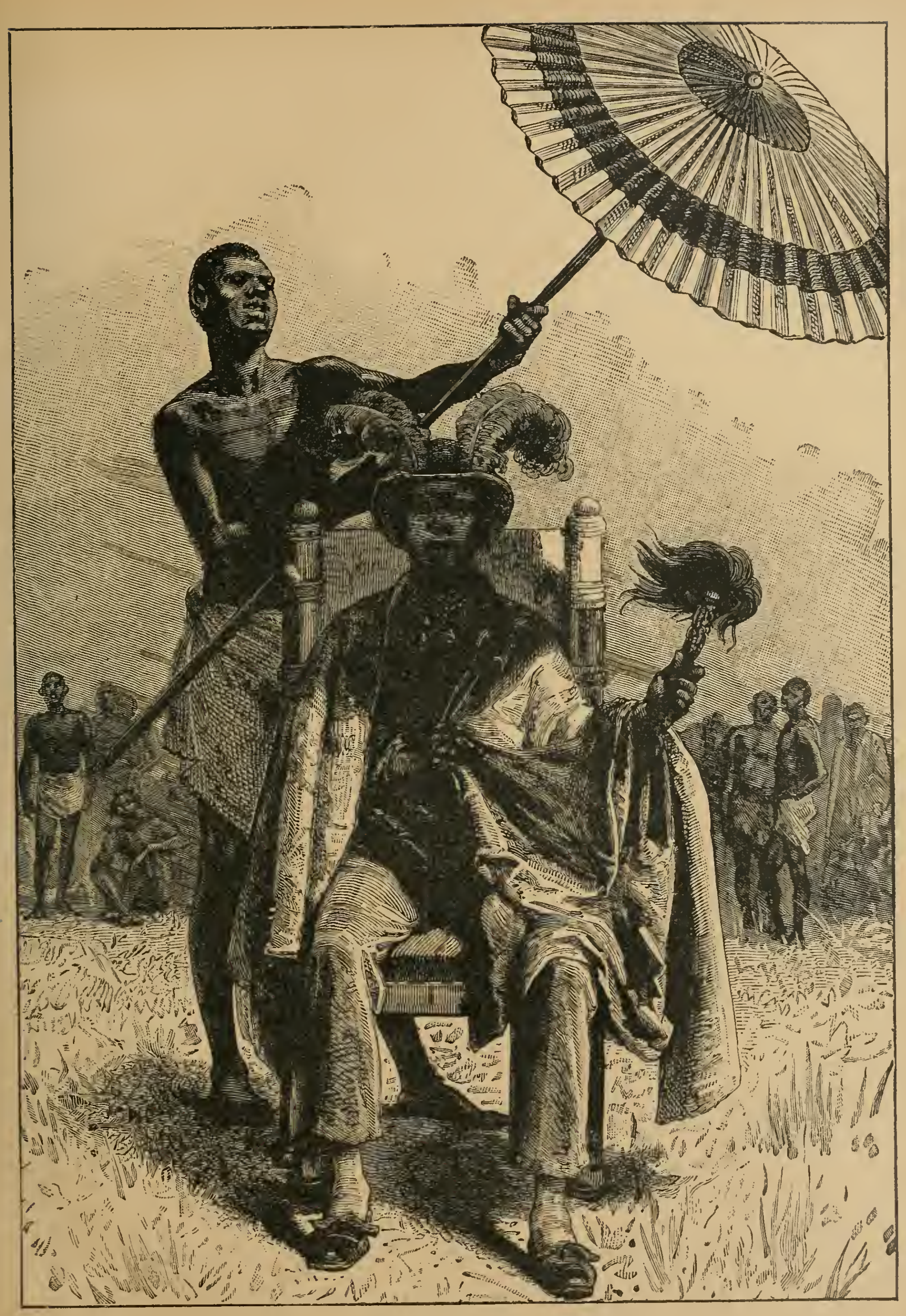
Im Gegensatz zu ihren kriegerischen Nachbarn sind diese Bantu friedliebende Leute, deren Hauptbeschäftigung der Ackerbau ist. Ihre Getreidefelder erstrecken sich stundenweit, und in den Dörfern sieht man zahlreiche Getreidespeicher. Wenn das Wasser des Sambesi gefallen ist, pflegen sie Massen von Getreide, in Grasbündel gebunden, die gut mit Ton überzogen werden, auf niedrige Sandinseln zu bringen, zum Schutz gegen die plündernden Mäuse und Menschen. Während keiner der benachbarten Stämme Obstbäume kultiviert, sieht man hier mannigfache, Obst und Ölsamen liefernde Bäume in regelmäßigen Reihen gepflanzt, mit Stämmen von zwei Fuß im Durchmesser. Aber trotz ihrer friedlichen Gesinnung sind die Batoka dennoch entschieden tapfere Büffel- und Elefantenjäger. Furchtlos gehen sie den gewaltigen Tieren zu Leibe und erlegen sie mit ihren Speeren.

Die Kleidung der Batoka besteht nur aus einem Lendengürtel. Die Weiber tragen zinnerne Ohrringe rings um das Ohr, oft bis zu neun in jedem Ohre; die Männer reiben ihren Körper mit Rötel ein. Manche rasieren das Haar von dem unteren Teil des Kopfes weg und tragen zwei Zoll breite Kopfbänder aus Bast. Das Haar auf dem Scheitel wird reichlich mit in Öl gemischtem Rötel eingerieben. Als leidenschaftlichen Rauchern fehlt ihnen nie die Pfeife im Munde, und der Batokatabak ist wegen seiner Stärke berühmt. Neben dem Tabak bildet das Biertrinken den höchsten Genuß. —

Dringen wir am Sambesi weiter nach Westen vor, bis dahin, wo der Strom mit einem ungeheuren Bogen die von seinen Quellen her eingeschlagene Richtung nach Süden verläßt und zwischen den Katima- und Viktoriafällen nach Osten zu seinem Mittellaufe umbiegt, so betreten wir

Das Reich der Barotse-Mabunda.

Achtzehn Volksstämme sind es, die sich zu diesem gewaltigen Reiche, welches die Engländer 1899 ihrem Nord-Rhodesia einverleibt haben, vereinigten, an deren Spitze die Barotse, häufig auch M a r u t s e genannt, und die Mabunda stehen, die beide dem Reiche auch den Namen gegeben haben. Sie standen auch an der Spitze des großen Aufstandes gegen ihre Unterdrücker, die Makololo, die, wie



Der Marutsekönig Lobossi.

vorstehend erzählt, gänzlich aufgerieben wurden. Nichtsdestoweniger haben sie die Sprache derselben, die ihnen aufgezwungen worden war, beibehalten.

Dem portugiesischen Reisenden Serpa Pinto, welcher sich 1878 hier längere Zeit aufhielt, haben wir nähere Nachrichten über dieses Reich zu verdanken. Er fand eine recht gute Aufnahme bei dem damaligen Häuptling oder König Lobossi, dem zwei besondere Räte oder Ministerien zur Seite standen, deren eines das Kriegswesen, das andere die auswärtigen Angelegenheiten leitete. Das letztere war wieder in zwei Abteilungen geschieden, mit je einem Minister an der Spitze. Der eine verhandelte im Westen mit den Portugiesen, der andere im Süden mit den Engländern.

Den König Lobossi, der Serpa Pinto in Audienz empfing, schildert der Reisende als einen jungen Mann von zwanzig Jahren. Er saß auf einem Stuhl mit hohen Lehnen, hinter ihm stand ein Neger mit einem Sonnenschirm. Er trug ein buntgestreiftes Hemd, einen Mantel aus Baumwollengewebe, gestreifte Hose und Schuhe an den Füßen. Das Haupt bedeckte ein mit riesigen Straußenfedern geschmückter Hut. In der Hand hielt der mächtige Herrscher einen hölzernen, mit Roßschweif versehenen Fliegenwedel, den er stets sehr ernsthaft hin und her bewegte. Zur Audienz waren die vornehmsten Ratgeber, die Minister und etwa tausend Personen aus dem Volke zugegen, die, je nach ihrem Range in größerer oder geringerer Entfernung vom Könige sitzend, einen großen Halbkreis bildeten.

Obgleich die Vielweiberei hier so entwickelt ist wie vielleicht in keinem andern Lande Afrikas, denn der Besitz von sechzig und mehr Frauen ist keine Seltenheit, so stehen die Frauen doch in verhältnismäßig hoher Achtung. Die vornehmen liegen den ganzen Tag auf der Matte, trinken Bier und schnupfen. Sie haben viele Sklaven, gewöhnlich Makalaka, zu ihrer Verfügung, die sie bedienen und für ihre Bedürfnisse sorgen müssen.

Die Bevölkerung des Barotse-Mabundalandes zeichnet sich aus durch eine wahrnehmbare Neigung, sich zu bekleiden. Selten nur sieht man unter ihnen eine erwachsene männliche oder weibliche Person, die nicht wenigstens den Oberkörper mit einem kurzen Mantel vollständig bekleidet hätte.

Das Volk treibt Ackerbau, hauptsächlich aber Viehzucht. Die Herden bestehen aus Rindern prächtigster Rasse. Die Hauptnahrung ist Kuhmilch in frischem und gegorenem Zustande, sowie in süßen Kartoffeln. Mais und Hirse wird zwar auch ziemlich viel gebaut, aber nur zur Bierbereitung benutzt.

Die Barotse-Mabunda sind geschickte Arbeiter, die sich ihre Waffen, sowie die meisten ihrer Holz- und Tongeräte selbst verfertigen. Bewundernswert sind ihre Holzschnitzereien. Besonderen Wert legen sie auf zierlich geschnitzte Holzlöffel. Die einheimischen Waffen sind Keulen, Beile und Assagais, von welchen Wurfspeeren jeder Mann fünf bis sechs bei sich führt. Große Schilde aus Ochsenhaut auf hölzernem Rahmenwerk vervollständigen die Kriegsausrüstung. Daneben sind jedoch auch Schußwaffen, zumeist noch Feuerschloßgewehre ältester Konstruktion, die sie allen andern vorziehen, schon gar nicht selten. —

Von den weiteren Stämmen des Barotsereiches, die in engerer oder fernerer Rassenverwandtschaft mit den Hauptstämmen stehen, sind außer den oben schon erwähnten Batoka noch zu nennen:

Die Maschukulumbwe.

Ihre Dörfer stehen im Nordosten des Reiches und sind in neuerer Zeit von dem österreichischen Reisenden Emil Holub besucht worden. Nach seinen Schilderungen sind die Häuptlinge prächtige Gestalten, mit leichter Adlernase und stolzem Gang. Auch unter den Weibern kommen Erscheinungen vor, von denen Holub sagt: die Schönheit ist die schönste Göttergabe für das Weib, auch ins Schwarze übersetzt. Männer, Jünglinge und Knaben gehen völlig nackt; die Frauen tragen Felle um die Hüften, jüngere Mädchen nur einen Hüftgurt, von welchem Riemenfransen, Muscheln und Blechröhrchen herabhängen.

Eine ganz eigentümliche Sitte ist es, daß die Männer große Wülste von fremdem Haar, Chignons, tragen, 30—40 cm lang und noch länger, schief nach hinten hängend oder aufwärts stehend. Dafür müssen die Weiber kurz geschoren gehen, denn sie haben ihr Haar zur Herstellung der fürchterlichen Chignons ihren Männern zu überlassen.

Die Hütten der Maschukulumbwe werden aus Pfählen erbaut und haben ein kegelförmiges Dach. Die Dörfer sind ganz und gar dicht mit Pfählen umgeben, so daß der Eingang zum Innenraum des Dorfes nur durch einen einzigen Einlaß möglich ist. Um das Dorf herum liegen die Felder, denn die Maschukulumbwe sind fleißige Ackerbauer, obwohl die Viehzucht bei ihnen noch eifriger betrieben wird. Rinderherden bilden ihren Reichtum, mancher zählt seinen Besitz an Rindern nach Tausenden.

Die Völker im westlichen Zentralafrika.

Im westlichen Zentralafrika treffen wir zwar auch noch eine ganze Reihe von Bantuvölkern, gelangen aber auch schon in die Gebiete der echten Neger, indem wir unsere Reise im Süden beginnen und so nordwärts bis Kamerun langsam vordringen.

Bantuvölker.

Den Übergang aus dem Gebiete des Sambesi nach dem portugiesischen Angola bilden

Die Lobale.

Diese Völkerschaft war vordem zu einem großen Reich zusammengeschlossen, was gegenwärtig aber gänzlich zerfallen ist. Schon 1875 fand der Reisende Cameron die einzelnen Lobalestämme getrennt und in unablässigen Fehden untereinander begriffen. Einer überfiel den andern, nur zu dem Zweck, Sklaven zu erbeuten, denn die Lobale sind ein schöner, gut gewachsener und kräftiger Menschenschlag und waren als Sklaven sehr gesucht. Nirgends wurde ja die Sklavenverschiffung eifriger betrieben, als gerade hier an den portugiesischen Küsten von Zentralafrika.

Die Lobaleleute wohnen in viereckigen, runden oder ovalen Hütten mit hohen Dächern, welche bisweilen in zwei und mehr Spitzen auslaufen. Die Hütten sind zum Teil recht geräumig und werden im allgemeinen sauber gehalten. Äußerst einfach und roh ist die Kleidung: Lederschürzen bei den Männern und ein paar kleine Lederriemen oder ein Zeuglappen bei den Weibern, das ist alles, was sie zu ihrer Bekleidung verwenden.



Dorf der Lobale.

Ihre ganzen Toilettenkünste beschränken sich auf das Haar, dem aber große Sorgfalt zugewendet wird. Sie flechten es in absonderliche Wulsten, tränken es möglichst reich mit Öl und schmieren es außerdem noch mit einer lehmigen Erde ein, so daß es aussieht, als wäre es aus Holz geschnitzt. Rechnet man dazu noch den übrigen Kopfputz, bestehend aus einem glänzenden Metallringe, der das Haar auf dem Scheitel zusammenhält, an dem ein Geflecht von Schnüren herabhängt, welches für das Gesicht einen runden Ausschnitt frei läßt, so hat man die eigenartigste Kopfbedeckung, die unter allen Völkern der Erde zu finden sein dürfte. Als Schmuck trägt man durchlöcherte Zinn- und Kupferplatten auf dem Kopfe oder läßt zu jeder Seite des Kopfes eine Locke herunterhängen.

In Bezug auf die Sitte der Vielweiberei machen die Lobale keine Ausnahme; der Mann kann so viele Weiber nehmen, als er zu ernähren vermag.

Die Hauptbeschäftigung der Lobale ist die Fischerei, seit der Sklavenhandel von den europäischen Mächten so streng verfolgt wird und damit die ewigen Fehden der Stämme unter sich mehr oder weniger aufgehört haben. Die gefangenen Fische werden gedörrt und bilden für das Volk einen wichtigen Handelsartikel nach Angola, denn Ackerbau und Viehzucht wird nur so viel getrieben, als für den Lebensunterhalt erforderlich ist.

Haartracht in Lobale.

Gegen die gedörrten Fische tauschen sie vornehmlich Eisen ein. Dieses unentbehrliche Metall aus Erzen zu gewinnen, verstehen sie nicht, wohl aber wissen sie das eingetauschte Roheisen ganz trefflich zu bearbeiten. Sie fertigen daraus phantastisch geformte Pfeilspitzen, Messer, Lanzenspitzen, Ringe und Schmucksachen an und die Beile der Lobale sind im ganzen portugiesischen Gebiete gesucht.

Hinsichtlich ihres Charakters stehen die Lobale in keinem guten Ruf. Sie gelten als rachsüchtig, hinterlistig, treulos, und es werden ihnen auch noch andere, wenig empfehlenswerte Eigenschaften nachgesagt. Wer hier nicht auf seiner Hut ist, dem werden in der hinterlistigsten Weise Fallen gestellt.

Südwestlich von den Lobale, mit einer Anzahl von Stämmen den Süden der Provinz Mossamedes erfüllend, dann aber auch noch mit einem breiten Flügel nordwestlich sich weit nach Benguella hinein erstreckend und fast bis an die Küste des Ozeans reichend, finden wir nunmehr

Die Amboella.

Unter dieser Völkerschaft sieht man viele herkulische Gestalten, mit breiter Brust und breiten Schultern. Ihre Farbe ist pechschwarz, doch kommen auch braune, ja sogar schmutziggelbe Menschen vor; ein seltsames Spiel der Natur sind unter ihnen auch blaue Augen, wie man sie hier und da antrifft.

Im Gegensatz zu den fast oder ganz unbekleideten Lobale, die infolgedessen mehr den Eindruck unberührter Wildheit machen als irgend ein anderer Neger-

stamm, verwenden die Amboella große Sorgfalt auf ihre Bekleidung. Beide Geschlechter tragen ein buntes Oberkleid, eine Art Talar, das durch einen wollenen Gürtel zusammengehalten wird. Fußbekleidung wird nur auf der Reise gebraucht.

Auch die geistigen Fähigkeiten dieses Volksstammes sind hoch entwickelt. Der Amboella ist talentvoll, gerät nicht in Verlegenheit und beweist in seinen aus dem Stegreif gehaltenen Reden ein vorzügliches Gedächtnis. Der ungarische Reisende Ladislaus Magyar fand es geradezu bewunderungswürdig, welche Gewandtheit und unerschöpfliche Beredsamkeit man bei den Gerichtsverhandlungen beobachten kann. Der Amboella ist gelehrig; was er hört und sieht, Schreiben, Lesen, eine fremde Sprache, Handarbeit, ein Lied, faßt er leicht auf. Er ist ein geschickter Schmied, Zimmermann und Weber.

Die sozialen Verhältnisse unter diesem Volksstamm sind sehr einfach. Jeder Hausvater ist in seinem Hause und seiner Familie unbeschränkter Herr. Durch das Band der Ehe wird der Sohn von seinen Eltern unabhängig. Die Frau ist zwar ein durch Kauf erworbenes Eigentum des Mannes, doch ist ihre Stellung keineswegs die einer Sklavin. Vielweiberei ist auch hier sehr verbreitet.

Ackerbau wird nur wenig betrieben. Mais, Maniok und Tabak werden nach Bedürfnis gebaut. Größere Aufmerksamkeit wird der Viehzucht zugewendet, die sich auf Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner erstreckt. —

Nördlich über den Amboella, zum Teil in der Landschaft Bihe, wohnen

Die Ganguella.

Ganz nahe verwandt mit den Amboella, übertreffen sie diese aber noch in Hinsicht der Geschicklichkeit. Sie verstehen nicht nur das Eisen aus dem Erz zu gewinnen, sondern verfertigen auch Spaten, Beile, Äxte, Pfeilspitzen, Assagai und andere Gerätschaften, die sehr gesucht sind und mit denen im Tauschhandel glänzende Geschäfte gemacht werden. Ja, ihre Geschicklichkeit in der Schmiedekunst ist so bedeutend, daß sie sogar schon versucht haben, Feuergewehre nachzuarbeiten, und nicht ohne günstigen Erfolg.

Es ist eigentlich merkwürdig, daß bei einem so intelligenten Volke die Zauberei eine so bedeutende Rolle spielen kann, wie es hier der Fall in einem so hohen Grade ist, wie vielleicht nirgends sonst in ganz Afrika. Der Kimbunda oder Kimbanda, der Zauberer, steht bei den Ganguella im denkbar höchsten Ansehen und erfreut sich einer Macht, vor der sich selbst die Häuptlinge beugen, einer Macht, die anderseits aber auch ein fast unübersteigliches Hindernis für den Eingang des Christentums ist. Dem Missionar wird seine mühevolle Arbeit sicherlich nirgends so schwer gemacht, nirgends steht er dem Untergange stündlich so nahe wie hier bei den Ganguella.

Die Macht der hier außergewöhnlich zahlreich vertretenen Kimbunda ist bisher unerschütterlich geblieben. —

Zu demselben Volke müssen wir auch noch zählen:

Die Kioko.

Sie wohnen im Nordosten der Landschaft Bihe und sind schöne, hochgewachsene, aber stolze, blutgierige und kriegerische Leute, die häufig Raubzüge nach den be-

nachbarten Gebieten unternehmen. Dies ist die einzige Beschäftigung der Männer, den Ackerbau, der nur soweit betrieben wird, wie es die tägliche Nahrung erfordert, müssen die Weiber besorgen, und diese haben damit wenig Arbeit,



Fetischpriester der Ganguella.

da der außerordentlich fruchtbare Boden mühelos reiche Ernten ergibt. Es werden Mais, Maniok, Kartoffeln, Bohnen und Tabak gebaut, die hier die Hauptbestandteile der Nahrungs- und Genußmittel bilden.

Die Schilderungen, welche Ladislaus Magyar von diesem Stamme entwirft,

lassen erkennen, daß wir uns hier in einem Zentrum des afrikanischen Kannibalismus befinden, denn die Kioko sind Menschenfresser in des Wortes abscheulichster Bedeutung. Menschenfleisch bildet die Hauptmahlzeit ihrer furchtbaren Gelage nach beendetem Raubzuge, denn die Kriegsgefangenen werden nicht als Sklaven verkauft, sondern totgeschlagen und gefressen. Ja, mehr noch: selbst die alten Leute des eigenen Stammes werden, „bevor sie abmagern“, geschlachtet, ebenso wie die auf den Raubzügen erbeuteten Kinder.

Es liegt auf der Hand, daß hier für die Verkünder des Evangeliums ein nicht minder gefährlicher Boden ist, wie bei den Ganguella. Die Religion dieses Volkes, wenn man von einer solchen reden darf, ist ein wüstes Gemisch von rohem Fetischdienst und Zauberei. Von einem höchsten Wesen haben sie nur eine schwache Vorstellung; es besitzt über sie keine Gewalt, und sie erwarten von ihm im Jenseits weder Belohnung, noch Strafe; das jenseitige Leben stellen sie sich nur als eine Fortsetzung des irdischen vor. Gute und böse Geister, letztere die Urheber alles Mißgeschicks, haben große Gewalt und werden von ihnen mit Blutopfern, bei großer Dürre und Überschwemmungen mit Menschenblut versöhnt. Die Kimbunda haben daher auch bei den Kioko unbeschränkte Macht, mit Talismanen, d. h. mit Klauen, Hörnern, Zähnen verschiedener Tiere treiben sie einen einträglichen Handel; und diese Wundermittel werden auf Schnüre gereiht und um den Hals als schönster Schmuck getragen. —

Die zahlreichen, fast kann man sagen zahllosen verwandten, kleineren Stämme der vorstehend genannten Bantuvölker müssen wir übergehen und wenden uns nun zu den eigentlichen Negern.

Negervölker.

Die bisher betrachteten Völkerstämme sind unter sich durch die Sprache, das Bantu, verwandt, die unter ihnen nur dialektische Verschiedenheiten zeigt; daher nimmt man eben an, daß sie allesamt von einem nicht mehr vorhandenen Urvolk abstammen, welches diese Sprache redete. Die Sprache der echten Neger ist gänzlich davon verschieden. Außer dieser aber unterscheiden sie sich auch durch die Langköpfigkeit, durch den ausgesprochenen Prognathismus, d. h. die schiefe Stellung der Zähne, durch weit auseinander stehende Augenhöhlen, durch geringe Entwicklung des Nasenbeines, weshalb die Nase breit und flachgedrückt erscheint, durch stark entwickelte, wulstig aufgeworfene Lippen und wolligen Haarwuchs. Die Farbe ist nicht in demselben Grade maßgebend, denn wie diese unter den Bantuvölkern mannigfach wechselt und bis zum tiefsten Pechschwarz schattiert, so kommen auch unter den eigentlichen Negern braune bis rötliche Abweichungen nicht selten vor.

Das Hauptverbreitungsgebiet der echten Neger ist nördlich vom Äquator zu suchen, ungefähr vom 5. bis über den 15. Grad nördl. Br. hinaus. Das ist vornehmlich das Gebiet des Sudan, und deshalb bezeichnet man sie auch als Sudanneger. Indessen schieben sich zwischen die Bantuvölker südlich davon auch

nicht wenige Negerstämme ein, von denen die wichtigsten schon hier vorgeführt werden müssen.

Die Angolaneger.

Die schwarzen Bewohner der portugiesischen Kolonie Angola werden als Leute von kräftigem Körperbau und keineswegs abschreckenden Gesichtszügen geschildert. Die Hautfarbe ist in der Regel mehr ein tiefes Braun. Es besteht auch hier die in Afrika weit verbreitete Sitte, die Schneidezähne spitz zu feilen; auch ist das Tätowieren üblich.


Angolaneger.

Die Kleidung besteht in einem um die Hüften geschlagenen und bis über die Knie reichenden Stück Baumwollenzeug; ein zweites kleineres oder ein Hemd bedeckt den Oberkörper. Wer es ermöglichen kann, namentlich in Städten, wie St. Paolo de Loanda, der sucht sich nach europäischer Art zu kleiden, und besonders zeichnen sich darin die wohlhabenden Mulatten aus, die durch eine geckenhafte Eleganz, wie Oskar Lenz bemerkt, die Unterschiede der Hautfarbe verdecken wollen. Die Frauen tragen ein dunkelblaues Baumwollenkleid und über Kopf und Brust ein zweites, bis fast auf den Boden reichendes ähnliches Stück Zeug, das wie eine spanische Mantille aussieht oder richtiger gesagt, den Eindruck eines schwarzen Nonnenschleiers macht; dazu haben sie etwas Glasperlenschmuck um den Hals gehängt.

Die Verhältnisse in Angola sind noch keineswegs geordnet; es besteht ja der bei weitem größte Teil der portugiesischen Bevölkerung aus Deportierten. Zwar wurde die Sklaverei 1878 offiziell abgeschafft, dennoch aber wird der Arbeiter als Sklave verkauft, und die Einigkeit der Sklavenbesitzer bürgt dafür, daß der Arbeiter auch bei der schlechtesten Behandlung bei seinem Herrn ausharrt. Die freie schwarze Bevölkerung befaßt sich mit Plantagenarbeiten; auch ist in St. Paolo de Loanda die Straßenpolizei in ihren Händen, die so ziemlich für Ordnung sorgt. Auch betreiben sie vielfach den Kleinhandel. Auf den Hauptstraßen und gewissen öffentlichen Plätzen in Loando sieht man eine Unzahl von schwarzen Händlerinnen, wie sie in hölzernen Schüsseln Schweinefleisch, gekochte

Bohnen, Fische, Palmöl, Hühner, Enten, Eier, Milch, Bananen, in Krügen Maisbier, auch Baumwollstoffe, Garn, Perlen, Geschirr aller Art und andere Dinge feilbieten. —

Die Neger am Kuanza.

Am Kuanza und landeinwärts bis in das Lundareich hinein sitzt eine Anzahl Stämme, von denen uns Wißmann und seine Gefährten Bericht erstatten. Es sind dies die Malanga, Donde, Bondo, Hollo, Schinga, Maschinsche, Tupende. Alle sind sie kräftig gebaut, nur die Donde machen mit ihren krummen Knien und verbogener Wirbelsäule einen ungünstigen Eindruck. Diese körperlichen Nachteile leitet Wißmann von dem Umstande ab, daß der Donde schon als Kind von acht Jahren zum Tragen von Lasten angehalten wird, die schwerer sind als sein eigenes Gewicht.

Bei allen diesen Völkern finden sich mit geringen Abweichungen dieselben Gebräuche. Das Regiment führt in jedem Dorfe ein Häuptling; mehrere Dörfer sind einem Oberhäuptling untergeben. Überall ist Vielweiberei eingebürgert; aber die Stellung und Behandlung der Frauen ist nach Wißmann vielfach eine bessere als in der Zivilisation. Man hört z. B. nie davon, daß Frauen körperlich mißhandelt wurden; vielmehr bewahren sich die Frauen eine gewisse Selbständigkeit und beherrschen nicht selten ihre Männer.

Eine größere Autorität als die Häuptlinge besitzen auch hier die Wahrsager und Medizinmänner. Die ersteren haben den Beruf, die Ursache der Krankheit, des Todes oder irgend eines Unglücksfalles ausfindig zu machen. Hierbei wird häufig zum Gottesurteil durch ein aus der Rinde einer giftigen Pflanze bereitetes Getränk gegriffen. Der Medizinmann behandelt die Kranken, auch besitzt er Zaubermittel gegen Unglück, wilde Tiere, Feinde, für Glück auf der Jagd usw. In Angola gibt es gewisse Orte, wo die Kunst des Medizinmannes sogar erlernt werden kann.

Die Neger am unteren Kongo.

Schon als die Portugiesen vor vierhundert Jahren die Mündung des mächtigen Kongo entdeckten, trafen sie seine Uferbewohner zu einem Staate vereinigt. Die Bevölkerung lebte unter Häuptlingen, welche einem gemeinsamen Oberhaupte steuerpflichtig waren. Die Neger am unteren Kongo sind gutmütig, offenherzig und gastfrei, nicht kriegerisch, aber durch Berührung mit den Portugiesen vielfach entartet. Sie wohnen in Rohr- oder Strohhütten, deren mehrere ein Dorf, in größerer Ausdehnung eine Stadt bilden, in deren Mitte am Versammlungsort der heilige Baum steht. Ihre Kleidung besteht in einem Schurz und einer Mütze, ihre Hauptbeschäftigung in Jagd, Fischfang und Handel.

Mit dem Auftreten der Portugiesen fand hier das Christentum eine rasche Verbreitung. Der Oberhäuptling Nizinga-a-Kuu ließ sich schon im Jahre 1491 taufen. Die Portugiesen verliehen ihm den Königstitel, nannten die Unterhäuptlinge, welche in den Dörfern regierten, Herzöge und Grafen und legten ihnen dazu noch die Namen portugiesischer Adelsgeschlechter bei.

Der König von Kongo, der in Banza, einer südlich vom Kongo gelegenen und später San Salvador genannten Stadt residierte, war nach den alten Be-

richten ein unumschränkter Herrscher, der über Gut und Blut seiner Untertanen frei schaltete. Wenn er seine Wohnung verließ, wurde er von allen begleitet, die seiner Hofhaltung angehörten. Bei diesen öffentlichen Aufzügen trug er einen wallenden Samtmantel mit reicher Stickerei, goldene Ketten, Korallenschnüre usw. Seine Haupteinnahmen bestanden in den Steuern, welche ihm die Häuptlinge in Ziegen, Früchten, Palmwein, Palmöl, Kolanüssen entrichten mußten.

Starb der König, so bestimmten die Häuptlinge denjenigen unter den Söhnen, Brüdern oder Neffen des Verstorbenen, der ihnen der geeignetste schien, zum Nachfolger. In der heidnischen Zeit war es Sitte, mit der Leiche des Königs ein Dutzend junge Sklavinnen lebendig zu begraben, damit es ihm im Jenseits nicht an Dienerinnen fehle. Freunde und Verwandte schmückten diese Mädchen aufs reichste und warfen ihnen allerlei Werkzeuge und Kostbarkeiten zu, daß sie dieselben mit sich in das unbekannte Land nehmen möchten, in welchem sie im Begriff waren zu verreisen.

Die Hauptstadt ist heute noch San Salvador, zum Unterschiede von den verschiedenen andern Städten gleichen Namens auch San Salvador do Congo, von den Eingeborenen Ambassi genannt, war im 16. Jahrhundert die bedeutendste Stadt in ganz Westafrika und zählte gegen 40 000 Einwohner. Sie hatte eine Kathedrale und zahlreiche Kirchen. Mit dem Niedergange der portugiesischen Macht sank aber auch das alte Kongoreich immer tiefer. Der Sklavenhandel, den portugiesische und holländische Schiffe um die Wette betrieben, die fortwährenden Kämpfe und Reibereien zwischen diesen beiden Nationen, in welche natürlich auch die Eingeborenen verwickelt wurden, dazu die zahllosen Fehden der Stämme unter sich und mit den portugiesischen Statthaltern entvölkerten das Land.

Von den alten Bauten in San Salvador sind zum großen Teil kaum noch Ruinen vorhanden. Der französische Reisende Chavanne, der sich 1885 längere Zeit im Kongoreiche aufhielt, fand einigermaßen deutlich ausgeprägt nur noch die Ruine der alten Kathedrale. Sie diente zum Begräbnisplatze des Königshauses, das die Portugiesen ja in seiner scheinbaren Würde belassen haben. Der gegenwärtige „König“ ist selbstredend nur ein Vasall Portugals, wenn ihn auch das Volk immer noch als den eigentlichen Herrscher des Landes ansehen mag.

Gleich dem alten Königreiche ist auch das Volk tief gesunken. Von dem ehemaligen Christentume ist keine Spur mehr vorhanden, mit Ausnahme natürlich im Kreise der Tätigkeit, welche in neuerer Zeit wieder verschiedene Missionsstationen entwickelt haben. Die Masse des Volkes ist lange schon wieder in den Fetischismus zurückgefallen, und auch die Vielweiberei ist wieder allgemeine Sitte geworden.

Die Neger an der Loangoküste.

Nördlich über der Kongomündung löste sich früher das Reich Loango von dem alten Königreiche los. In diesem Strich, der ihnen ja auch durch die Kongokonferenz als Exklave von Angola noch zugewiesen wurde, setzten sich die Portugiesen zuerst fest und gründeten Kabinda, die gegenwärtig als Hafen und Handelsstadt aufzublühen begonnen hat.

Den Namen gaben ihr die Portugiesen nach dem hier wohnenden Volke der Kabinda oder Bafioten, wie sie von den Eingeborenen genannt werden.

Die Bafioten sind ein schöner, dem europäischen Typus in vielem ähnelnder Menschenschlag. Die Hautfarbe ist ein zartes Braun, welches noch das Erröten und Erbleichen erkennen läßt. Der Gliederbau ist wohlproportioniert, und der Kopf mit der stark gewölbten Stirn weist oft ein geradezu römisches Profil auf. Die Augen sind groß und feurig, das Haar ist schwarz und dicht gekräuselt, der Bartwuchs dagegen spärlich. Unschön ist die plattgedrückte Nase. Tättowieren ist allgemein gebräuchlich.

Der Charakter der Bafioten hat manche gute Eigenschaft aufzuweisen. Das Ehr- und Schamgefühl ist bei ihnen stark ausgeprägt, sie sind sehr dankbar für erwiesene Wohltaten, wahrheitsliebend in dem Maße, daß sie ihre Kinder streng strafen, wenn diese auf einer Lüge ertappt werden. Aber der Verkehr mit den Europäern hat ihnen manche geistigen Nachteile gebracht; er hat sie hinterlistig und habgierig gemacht, Putzsucht und Eitelkeit bei ihnen erweckt. Zu den schönsten Zügen ihres Charakters gehört die Liebe von Eltern und Kindern zueinander.



Eingeborener von der Loangoküste.

Die Bafioten zeichnen sich vor den meisten Negervölkern auch dadurch aus, daß die Frau nicht um einen Kaufpreis erworben, sondern die Ehe nach Herzensneigung geschlossen wird. Der Bräutigam gibt zwar den Eltern der Braut Geschenke, aber die Frau bleibt auch während der Ehe die Eigentümerin ihrer erhaltenen Mitgift und kann über dieselbe nach Gutdünken jederzeit frei verfügen.

Die Hauptbeschäftigung der Bafioten ist neben dem Handel der Fischfang und Ackerbau. Der Fischfang, zu dem die ganze männliche Dorfbevölkerung auszieht, liefert meist so große Ausbeute, daß nach Abzug der an den Häuptling und seine Würdenträger zu entrichtenden Abgaben dem einzelnen Fischer bei der Teilung noch so viel zukommt, daß er nicht alles selbst verzehren und den Überschuß verkaufen kann. Die Netze sind Gemeindeeigentum. Ackerbau wird überall betrieben; man zieht hauptsächlich Bananen, Maniok, Bataten und Erdnüsse.

Die Bafioten werden zu den geschicktesten und bildungsfähigsten Negerstämmen gezählt. Sie teilen auch nicht die vielfach beobachtete Abneigung der Neger gegen die Arbeit. Die Küstenstädte an der Loangoküste haben daher in

den Bafioten eine nicht hoch genug zu schätzende Stütze gefunden, denn dieser Volksstamm stellt den Faktoreien die fleißigsten, geschicktesten und zuverlässigsten Arbeiter. Bafioten beteiligen sich sogar mit eigenen Schiffen an dem Küstenhandel vom Gabun bis nach Mossamedes hinunter.

Die Ogowe- und Gabunvölker.

Mit diesen Völkerschaften treten wir in das Gebiet von Französisch-Kongo ein. Der Ogowe ist seiner Länge und räumlichen Ausdehnung nach ein bedeutender Fluß, denn sein Lauf mißt von den Quellen bis zur Mündung 856 km, und er umfaßt mit allen seinen Zuflüssen ein Stromgebiet von 175 000 qkm. Nichtsdestoweniger ist er für den Verkehr des Landes doch nur von untergeordneter Bedeutung. Da er weit aus dem hohen Innern des Binnenlandes herkommt, so wird die Schiffahrt, wie auf allen Flüssen Westafrikas, durch Stromschnellen und Wasserfälle mannigfach gehindert; streckenweise ist er völlig unfahrbar, und schließlich stürzt er den Terrassenabfall des Hochlands zu seiner Mündung in den Ozean hinab. Von der Küste aus ist er nur auf 350 km Länge und auch nur mit kleinen Dampfern zu befahren, da in dem einzigen fahrbaren Arm des sehr sumpfigen Mündungsdeltas durch eine vorliegende Barre, die nur 6—10 m Tiefe läßt, größeren Schiffen der Zugang verwehrt ist.

Der Gabun ist, wie schon erwähnt, überhaupt kein Fluß, sondern nur ein 70 km langer Einschnitt des Meeres, in welchen mehrere kleinere Küstenflüsse, so der Como und der Remboe, ihr Ende finden.

In dem Bereich dieser Gewässer wohnt aber eine Menge Volks, das zu mannigfachen Völkerschaften gehört, die allerdings wenig zahlreich sind, oft nur wenige hundert Köpfe zählen, und die zersplitterten Reste eines ehemaligen Mpongwereiches sind.

In dem Mündungsdelta des Ogowe wohnen

Die Orungu.

Es sind meist große, schlanke Leute mit ernstem Gesichtsausdruck. Ihre Kleidung besteht aus großen Stücken Baumwollenzeug, das sie malerisch um den Leib schlagen; das Haupt bedecken sie mit einer Kopfbinde von buntem Kattun. Auf die Frisur des Haares verwenden die Frauen sehr große Sorgfalt; sie tragen als Haarschmuck sehr zierliche, vier bis sechs Zoll lange Haarnadeln, Itondo genannt, aus Elfenbein, in deren Anfertigung die Orungu einen großen Kunstsinn entwickeln.

Ihre Dörfer bestehen aus zwei parallelen Häuserreihen, an deren oberem Ende das öffentliche Versammlungshaus oder auch die Wohnung des Häuptlings sich befindet. In den meisten Dörfern sind am Eingange zwei roh aus Holz geschnitzte Götzenbilder aufgestellt, deren Aufgabe es ist, alles Unglück und die bösen Geister von dem Dorfe fern zu halten. Daß der Fetischdienst unter allen diesen Völkerschaften heute noch allgemein verbreitet ist und infolgedessen die Oganga,



Ein Oganga vom Ogowe.

wie die Fetischpriester und Zauberer genannt werden, einen weitreichenden Einfluß besitzen, ist selbstverständlich.

Die Hausarbeiten liegen, wie fast in ganz Afrika, den Frauen ob, aber sie wissen sich dieselben durch die zahlreichen Sklaven zu erleichtern. Die wichtigste Beschäftigung derselben ist die Bereitung von Mehl und Maniok, das nebst den Fischen das gewöhnliche Nahrungsmittel ist. Von Haustieren halten sie Hühner, Ziegen und Schafe. Die Orungu betrieben früher einen lebhaften Sklavenhandel. Sie bezogen diese Ware von den weiter flußaufwärts wohnenden Stämmen, den Ininga u. a. Seitdem aber der Sklavenhandel auch in den portugiesischen Besitzungen verboten ist, geht es den Orungu recht kläglich. —

Einen schmalen Landstrich am mittleren Ogowe bewohnen

Die Ininga.

Sie mögen kaum noch fünfhundert Seelen zählen. Sie gleichen im ganzen den Orungu, befaßten sich früher wie jene vorzugsweise mit dem Sklavenhandel und sind, wie überhaupt die Negerbevölkerung am unteren Ogowe, stark dem Trunke ergeben. Sie besitzen fast gar keine Industrie, verfertigen weder Schmiedearbeiten, wie die benachbarten Fan und Osaka, noch Mattenzeug, wie andere Negerstämme. Nur die Frauen pflegen aus einer gelben Lehmerde Töpfe, oft von sehr großen Dimensionen, herzustellen. —

Die Osaka

sind gleichfalls nur ein kleines Völkchen, das nur fünf oder sechs Dörfer, jedes mit sechzig bis hundert Hütten zählt. Sie wohnen oberhalb der Ininga und sind anerkannt die besten Schmiede, so daß alle umwohnenden Völker von ihnen ihre Jagd- und Kriegswaffen kaufen. Überall sieht man in den Dörfern die Leute mit Schmiedearbeiten beschäftigt. Ursprünglich stellten die Osaka das Eisen selbst dar, jetzt kommt es zumeist aus Europa von der Küste her. Sie verfertigen Speerspitzen, Messer und Dolche in allen möglichen Formen und Größen. Die Messerklingen sind nicht selten mit geschmackvollen Verzierungen versehen, ebenso wie die aus Holz gefertigten Griffe, die man gern mit dünnem Messingdraht umwickelt.

Durch den beständigen Verkehr mit andern größeren Völkern haben die Osaka nichts Charakteristisches mehr beibehalten, sondern passen sich in Kleidung, Wohnung usw. den umwohnenden Stämmen, namentlich den Aduma an.

Die Aduma

sind die nächsten Nachbarn der Osaka und besitzen auf den hohen Ufern des Ogowe sehr hübsche und geräumige Hütten. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Schurz von dem gelben, feinen Mattenzeug, das hier überall verfertigt wird. Die Frauen kleiden sich mit zwei schmalen Streifen desselben Zeuges. Messingschmuck ist sehr beliebt und wird in Form von Spangen um Arme und Beine getragen; große blaue Perlen werden zu langen Schnüren vereinigt und gürtel-

artig um den Leib gebunden. Die Frauen huldigen der häßlichen Sitte, drei bis vier Zoll lange, ziemlich dicke Holzpflöcke durch die Ohrläppchen zu stecken, wie man auch Tättowierungen und vernarbte Einschnitte besonders bei den Frauen sieht. Unter den Schmuckgegenständen der Männer sind die durchbohrten und auf eine Schnur gehängten Leopardenzähne zu erwähnen, die als Halsschmuck getragen werden.

Die Aduma bereiten ziemlich viel Palmöl, halten auch zahlreiche Ziegen und Schafe und verkaufen diese an die Okande. Fleißig wird der Fischfang betrieben, wobei die Fischer mit einem Pulver, welches aus der Frucht einer Palmenart hergestellt wird, die Fische zu betäuben pflegen. Die Aduma sind sehr mittelmäßige Jäger, aber schlaue Sklavenhändler, denn trotz des Verbotes der Sklaverei ist dieselbe nicht abgeschafft. Sklaven werden zwar nicht mehr aus Afrika verschifft, aber im Lande selbst findet man sie überall, und so wird auch der Sklavenhandel noch lange nicht, vielleicht nie ganz unterdrückt werden können.

Am Ästuarium des Gabun sitzen

Die Okande.

Sie sind in Kleidung und Sitten von den Aduma wenig verschieden, doch rechnet zu ihnen eine große Anzahl von winzigen Stämmen, so daß man wohl annehmen dürfte, die Okande seien in früheren Zeiten eine große Nation gewesen, von der nur noch eine Anzahl von Splittern übrig geblieben ist. Es gibt einen Begriff von dieser Zersplitterung, wenn wir nur die Namen der winzigen Stämme aufzählen, die zu den Okande gerechnet werden. Außer den eigentlichen Okande sind es die Okota, Jalimbonga, Apindji, Asimba, nach Lenz auch die Aschango, Ischogo und die Ivili; ferner sind auch noch dazu zu rechnen die Oschebo, Bandjaka, Bakota, Awanschi, Obamba, die M'benga und die Bapuka. Ein Gemisch, wie man es sich bunter gar nicht denken kann, und es gibt deren zweifellos noch mehr.

Solch Gemisch von nahe verwandten Stammresten darf jedoch nicht verwundern; so lange man das innere Afrika näher kennt, haben die Reisenden derartige Beobachtungen mehr als einmal zu machen Gelegenheit gehabt. Sie erklären sich aus den unaufhörlichen Kämpfen der eingeborenen Stämme untereinander, aus den Wanderungen, die auch ganze Völkerverschiebungen im Gefolge gehabt haben, so daß oft ein Reisender ein Volk überhaupt gar nicht mehr vorfand, bei welchem ein Jahrzehnt vorher ein anderer eine freundliche Aufnahme oder auch im Gegenteil das feindlichste Entgegentreten gefunden hatte. Dergleichen gehört in Afrika durchaus nicht zu den seltenen Erscheinungen, und so mag es auch wohl einmal, zu der Zeit vor der Ankunft der Europäer oder wo diese eben nur an den Küsten vorüberfuhren und von den Vorgängen drinnen im Lande keine Ahnung hatten, mit dem Volke der Okande geschehen sein, das von einem andern zertrümmert wurde.

In der französischen Kolonie Gabun, auf dem Gebiete zwischen dem Ogowe und Gabun, wohnen

Die Mpongwe.

Sie sind ein relativ schöner Menschenschlag. Sie haben sich im Laufe der Zeit durch langes Zusammenleben mit den Franzosen zwar nicht zivilisiert, aber es ist doch so weit gekommen, daß ein ziemlich geordneter Verkehr mit denselben stattfindet, und daß sie sich bis zu einem gewissen Grade nach den Gesetzen der Franzosen richten. Eine Bedeutung besitzen sie nicht, sie haben nicht einmal mehr einen besonderen Häuptling, der letzte ist 1876 gestorben.

Die Mpongwe wohnen in kleinen Hütten, von denen zehn bis zwanzig zu einem Dorfe vereinigt sind. Während früher der Sklavenhandel ihre einzige Beschäftigung war, sucht jetzt jeder für irgend eine Faktorei Handel zu treiben. Vielweiberei ist noch allgemein im Gebrauch, obgleich sich die Mehrzahl der Mpongwe gern Christen nennen läßt. Dabei herrschen aber noch bis auf den heutigen Tag dieselben abergläubischen Gebräuche und derselbe Fetischdienst wie vor Jahrhunderten. —

Den nördlichsten Küstenstrich des französischen Kongogebietes bewohnen

Die Fanneger.

Vornehmlich hat dieser äußerst wehrhafte, kriegerische Volksstamm den hochgelegenen Teil des Landes besetzt. Sie sind noch nicht gar lange im Besitz ihrer heutigen Wohnplätze, zu Anfang des 19. Jahrhunderts waren sie den Küstenbewohnern noch nicht einmal dem Namen nach bekannt; jetzt sind sie die gefürchteten Herren des Landgebietes. Im Jahre 1857 erschienen sie von Nordosten her zum erstenmal an den Ufern des Ogowe und sind seit dieser Zeit in stetem Vordringen geblieben und zwar in zwei großen Körperschaften, die sie selbst als M'fan Make und M'fan Mbatschi bezeichnen. Die Make sind der südliche, die Mbatschi der nördliche Zweig des Volkes.

Sie bilden einen sehr wehrhaften Stamm, der allzeit zur Verteidigung gerüstet ist. Ihre Dörfer sind sozusagen kleine Festungen. Griffon du Bellay, der bald nach ihrem Vordringen bis an die Küste eins ihrer Dörfer besuchte, fand ein paar hundert Hütten in zwei parallele Reihen gestellt, beide Enden von Wachen besetzt. Der Häuptling war ein schön gewachsener, großer, starker Mann mit vorstehender Stirn. Seine Bekleidung bestand aus einer Wildhaut um die Hüften; desto vollständiger war seine Bewaffnung mit Spießen und Messern.

Die Fan unterscheiden sich von den übrigen Negern durch eine lichte, bisweilen fast ins Gelbliche spielende Hautfarbe, durch starken Haar- und Bartwuchs, durch einen eigentümlich starren, stieren Blick, dessen Wildheit durch das Ausreißen der Augenwimpern noch erhöht wird. „Bei meiner Ankunft im Lande der Fan," erzählt Richard Burton, welcher sie in dem Gebiet oberhalb des Gabunästuars besuchte, „erwartete ich eine schwarzhäutige Rasse mit wildem Gesichtsausdruck und stämmigen Gliedmaßen zu finden. Ich war nicht wenig erstaunt, wohlgebaute Leute mit einer verhältnismäßig hellen Hautfarbe, mit durchaus ansprechender Physiognomie zu erblicken. Die Gesichtszüge sind durchaus nicht die der Negerrasse; viele unter ihnen könnten, wenn sie ganz weiß wären, als Europäer gelten."

Die Fan sind sehr geschickte Eisenarbeiter, die besonders großes Gewicht auf die Herstellung ihrer Waffen legen, denn Krieg und Jagd ist die Hauptbeschäftigung dieser Wilden. Im Kriege sind sie sehr grausam und unbarmherzig gegen ihre Feinde. Deshalb sind sie auch bei allen benachbarten Völkerschaften überaus gefürchtet. Es kommt dazu, daß sie mit diesen in keinerlei Verwandtschaftsverhältnis stehen, denn nach Oskar Lenz und Sarvorgnan de Brazza, welche



Fanneger.

genauere Forschungen unter ihnen anstellten, bilden die Fan ein den übrigen Völkerschaften des westlichen Zentralafrika fremdes Volk, welches vielleicht mit den weiter nordöstlich im Binnenlande wohnenden Monbuttu, die wir noch kennen lernen werden, am nächsten verwandt sein dürfte.

Die Fan sind bis auf den heutigen Tag Menschenfresser. Doch kommt diese schreckliche Sitte nur bei besonderen Feierlichkeiten, z. B. bei Siegesfesten, vor; dann werden wohl die gefangenen und auch die getöteten Feinde verzehrt. —

Nördlich von den Fannegern, bis weit in das deutsche Kamerungebiet hineinreichend, sitzen

Die Duala.

Die Mitglieder dieses Volksstammes zeigen eine wohlgefällige Körperbildung, starken Bartwuchs und blendend weiße Zähne. Ihre Hautfarbe wechselt vom hellen, ledergelben Braun bis zur dunklen Schokoladenfarbe. Ihre Dörfer, die je einen eigenen Häuptling haben, werden nach diesem benannt. Die Hütten sind auf einem ½ bis 1 m über dem Boden festgestampften Erdreich von dem Stamm, den Blättern und Rippen der Raphiapalme erbaut, im Innern durch Matten in zwei oder drei Gemächer geschieden, von denen das mittlere als Hauptraum dient, woselbst sich roh gezimmerte Tische, niedrige Stühle und einige Kisten befinden.



Duala.

Reiche Neger und Häuptlinge bauen sich von den durch die Europäer eingeführten Planken hölzerne Häuser mit großen Fenstern, einer Tür und Veranda, und in diesem Fall bewohnt der Mann mit seiner bevorzugten Frau dies Haus, während die Familie in andern gegenüber gelegenen Hütten Raum findet. Von diesen Wohnungen geschieden liegen inmitten eines von Stöcken eingehegten Gartens die Hütten der Sklaven. In der nächsten Umgebung der Hütten finden wir als Kulturpflanzen Ölpalmen, Kokospalmen und Pisang. Als Haustiere werden Ziegen, Schafe, Schweine, Geflügel, Hunde und Katzen gehalten.

Die Kleidung der Duala besteht in einem um die Hüften geschlungenen, meist blauen Tuch. Ausnahmsweise sieht man Neger mit abgenutzten roten englischen Uniformen geschmückt; auch haben europäische Hüte und Stöcke schon Eingang gefunden. Außer der Tätowierung sind kleine, sternenähnliche Einschnitte üblich. Die Weiber tragen die Ohrlöcher in der Weise durchbohrt, daß man bequem einen Daumen hindurchstecken könnte. In dem Ohrläppchen sieht man ein trockenes Blatt oder ein Stückchen Papier, worin Schnupftabak eingewickelt ist.

Die Duala bergen in ihrem Stamm eine Art von Aristokratie, zu welcher natürlich die Häuptlinge gehören. Sonst sind sie in Freie, Halbfreie und Sklaven geschieden; unter Halbfreien werden die Nachkommen eines Freien und einer Sklavin verstanden. Vielweiberei ist allgemein; die Frauen werden käuflich erworben und bilden ein Besitztum des Mannes, der über sie nach Gutdünken schaltet. Ehebruch wird schwer gestraft.

Die Kunstfertigkeit der Duala ist nicht groß. Die Frauen verfertigen Kochtöpfe aus Ton; von den Männern werden außer den Kanoes einiges Holzgerät, Schüsseln, Löffel u. dergl. geschnitzt. Zum Fischfang dienen, anstatt der Netze, aus geschlitzten Palmblattstielen angefertigte Gitter. Aus dem Safte der Raphiapalme wird ein Palmwein bereitet, den man in Kalebassen, mit bunten Farben bemalten Flaschenkürbissen, kredenzt.

Zu den beliebtesten Unterhaltungen der Männer gehört das Wettfahren auf dem Wasser in großen, mit bis vierzig Ruderern besetzten Kanoes. Knaben und Jünglinge üben ihre Körperkräfte in Ringkämpfen; außerdem sind auch Tänze üblich, die besonders bei Todesfällen unter Singen, Trommeln und Händeklatschen aufgeführt werden. Bei diesen Tänzen erscheinen zeitweise einige vermummte, durch schwere hölzerne Masken verdeckte Gestalten, die mit Vorliebe gegen das weibliche Geschlecht anrennen und es zu erschrecken suchen.

Häufig sieht man Duala, welche einen Zahn, ein Steinchen oder ein walnußgroßes Geflecht an einer Schnur um den Hals tragen, welche Gegenstände als ein Amulett den Zauber ausübt, sie gegen Krankheit und andere Fährlichkeiten zu schützen. —

Hier müssen nun gleich auch noch

Die Bubi

angeschlossen werden, welche auf der Insel Fernando Po unter zwei Häuptlingen oder Königen in kleinen Hütten im Walde leben, ein kräftiger, wohlgebildeter, dunkelbrauner Menschenschlag. Sie tragen eine Kopfbedeckung, die wie ein Weidenkorb aussieht; das Haar befestigen sie mit Nadeln aus Affenknochen. Um den linken Oberarm haben sie einen Bindfaden gebunden, an welchem die Männer ein Messer und die Weiber eine Pfeife tragen. Sie sind ein freundliches, sanftmütiges Volk, aber aller Zivilisation abhold und halten an ihrem hergebrachten uralten Fetischglauben fest.

Der Fetischdienst.

Obwohl der Fetischdienst in ganz Zentralafrika heimisch und der Einfluß der Fetischpriester, die zugleich Zauberer, Regenmacher u. dergl. m. sind, überall groß ist, so ist doch diese Form der religiösen Anschauungen nirgends mehr entwickelt und die Macht der Fetischmänner nirgends fester gewurzelt, als in den westlichen Küstenländern des zentralen Afrika.

Zumeist beugen sich sogar die Häuptlinge vor der Macht des Fetischpriesters, denn sie teilen den krassen Aberglauben des Volkes oder wagen es wenigstens nicht, dieser Macht, welche das Volk ganz in Händen hält und deren Aussprüchen es sich willig fügt, entgegen zu treten. Da ist es denn wohl begreiflich, daß die christlichen Glaubensboten auch nirgends eine so schwere und stete Gefahr drohende Arbeit haben, als in diesen Ländern. Sie sind es ja, die den Aberglauben des Volkes zu bannen suchen, und wenn das gelingt, so fällt natürlich die Macht des Zauberers in sich selbst zusammen. Daher ist dieser mit allen Mitteln bestrebt, den Missionar zu beseitigen und unschädlich zu machen, und leider sind die Beispiele, wo er obgesiegt hat und der kühne Fremdling seinen Glaubenseifer mit dem Tode besiegelt hat, nicht selten.

Der Fetisch ist eigentlich kein Götzenbild, welches als Gott verehrt wird, sondern ein mit Zauberkräften ausgestatteter Talisman, welcher, mit höheren Mächten in Verbindung stehend, mit beschützenden oder heilbringenden Kräften versehen ist. Fetisch kann alles werden. Je nachdem die Schwarzen wahrnehmen oder wahrzunehmen meinen, daß ein Gegenstand ihnen besonders nützt oder schadet, glauben sie, daß ein großer und mächtiger Geist darin wirksam ist, darum wird er sogleich zum Fetisch erhoben. Nägel, rote Papageifedern, Menschenhaare, ein Topf voll Erde, in der eine Hahnenfeder steckt, ein sonderbar geformter Stein oder Baum, irgend ein Tier, in Balunda die Kuh, in Whdah die giftige Abgottsschlange, in Aschanti das Krokodil, all dies kann zum Fetisch erkoren werden.

Mancher Negerhäuptling hat Tausende von Fetischen, die er und seine Vorfahren gesammelt, von denen jeder einen Dienst geleistet hat und denen allen er seine Verehrung bezeigt. Der Barwa und Masarwa nimmt seinen hölzernen oder knöchernen „Dolo", d. h. seinen Fetisch, mit sich auf die Jagd; er schüttelt und wirft ihn, um die Richtung, die Qualität, die Zahl des Wildes, den Erfolg der Jagd zu erspähen. Diesen Dolo, welcher ihn alles lehrt, denkt er sich als das Werkzeug des Morimo, als eine Eigenschaft oder das Eigentum eines mächtigen Wesens, und er behauptet, daß er durch das Werfen des Dolo dem Morimo Gelegenheit biete, sein Wissen zu offenbaren.

In der Hütte eines Fetischdieners ist die Hauptsache der Stuhl für den Fetisch, eine Art Lager für ihn und eine kleine Flasche Branntwein, die stets für ihn bereit steht. Auch werden ihm wohl morgens und abends Opfer, aus Milch, Tabak und Rum bestehend, dargebracht, und der Fetischdiener spricht mit ihm wie mit einem Freunde, stellt ihn als Wächter auf seine Felder und ruft ihn in der Zeit der Gefahr laut und ernstlich an. Die Verehrung geschieht manchmal in heiligen Hainen, bei den Kongonegern unter großen Bäumen, an

der Sklavenküste selbst in Tempeln. Religiöse Feste werden bei vielen Negervölkern zur Zeit des Neumondes veranstaltet und mit Tanz und Musik gefeiert. Der Neger wählt sich bei jedem Unternehmen einen neuen Fetisch, wenn er einen älteren und erprobteren nicht besitzt, und hat zu ihm ein solches Vertrauen, daß er in der Mißachtung der Europäer gegen seine Fetische und Zaubereien nur einen Beweis für die Dummheit der Weißen sieht, obwohl der Fetisch, wenn er sich nicht bewährt, und das Unternehmen nicht gelingt, einfach in sein Nichts zurückgestoßen wird.

Die Wahl der Fetische geschieht entweder frei, auf zufällige Weise, nämlich der erste beste Gegenstand, welcher in die Augen fällt, oder auf das Anraten der



Zauberer aus Urua.

Fetischpriester. Diese bilden am Ogowe, an der Loangoküste, am Kongo eine Art mächtiger Hierarchie, die in mehrere Kategorien geteilt und deren jede für eine bestimmte Art der Zauberei die nötige Befähigung besitzt. Die einen wissen Mittel, um verlorenes Gut zu finden; andere sind Regenmacher; wieder andere verleihen Schutz und Sicherheit gegen feindliche Überfälle. Die Bereitung der Zaubermittel, bei der kein Uneingeweihter zugegen sein darf, geschieht im geheimen. Mit weiß bemaltem Körper und in Affen- und Tigerkatzenfelle gehüllt ziehen die Fetischpriester abends in den Wald, um ihre Zaubermittel zu bereiten. Das äußere Abzeichen der Fetischpriester ist eine eiserne Zauberglocke, die mit einem Stabe geschlagen wird. Diese Glocken schwingend ziehen sie in Zeiten der Not in Prozessionen nach heiligen Orten, zu heiligen Steinen, um dort unter Tänzen und Gesängen das bedrohende Unglück abzuwenden. Oganga heißen diejenigen Fetischmänner, denen bei Gottesurteilen die Bereitung des Giftbechers zusteht, um den Urheber irgend eines Unglücks, einer Krankheit, eines Todes-

falles oder einer Mißernte zu entdecken. Es ist selbstverständlich, daß der Oganga hierbei gute Geschäfte macht; denn er kann den Trank so brauen, daß er die geforderte Wirkung erzielt oder nicht, und wer ihn am besten bezahlt, der kann sicher sein, daß er beim Gottesgericht Sieger bleibt.

Die Völker des inneren Zentralafrika.

Wir wenden uns von der Westküste Zentralafrikas wieder nach dem Innern des Erdteils und beginnen unsere Wanderung durch dessen zahlreiche Völkerschaften:

Im Kongostaat.

Hier betreten wir zuerst eins der ältesten und größten Reiche der Eingeborenen, von welchem gefangene Sklaven schon im 16. Jahrhundert zu erzählen wußten, und das sich, obwohl jetzt zum kleineren Teil der portugiesischen, zum größten der Machtsphäre des Kongostaates angehörend und durch den Abfall mehrerer früherer Vasallen nicht entfernt mehr das, was es vordem gewesen, doch bis zur Gegenwart immer noch eine gewisse Selbständigkeit bewahrt hat. Es hat wenigstens weder die Macht der Portugiesen, noch die der Belgier bisher so nachdrücklich empfunden, daß es die einen oder die andern derart kennen gelernt hätte, um sie als die jetzigen Herren zu respektieren. Es ist:

Muata Jamvos Reich.

Dasselbe umfaßt das obere Gebiet der sämtlichen südlichen Zuflüsse des Kongo. Muata Jamvo ist kein Name, sondern ein Titel, den seit altersher die einheimischen Beherrscher des Reiches führen.

Die Organisation dieses Reiches ist etwa mit der eines mittelalterlichen Lehnstaates zu vergleichen. Es ist in einzelne große und kleine Gebiete geteilt, an deren Spitze mehr oder minder mächtige Häuptlinge stehen, die sämtlich dem Oberhäuptling, eben dem Muata Jamvo, untertan und tributpflichtig sind. Der Tribut besteht in Elfenbein, Salz, Palmwein, Flechtwaren, Sklaven und Perlen.

Die Häuptlinge haben den Befehlen des Muata Jamvo Folge zu geben, sowie Kriegsdienste zu leisten und können von ihm nach Belieben ein- und abgesetzt werden. Das Absetzen mag jedoch wohl seine Schwierigkeiten haben. Beweis dafür ist die Tatsache, daß das Reich des Muata Jamvo, welches früher bis an den Tanganjikasee reichte, durch den allmählichen Abfall der dort sitzenden, in einem Vasallenverhältnis stehenden Völkerschaften schon vor der Okkupation durch die Europäer bedeutend kleiner geworden war.

Es wird übrigens behauptet, daß die Bewohner von Muata Jamvos Reich ursprünglich dort am Moero- und Tanganjikasee gesessen haben und zwar in Kasembes Reich, von dem weiter unten die Rede sein wird, mit der Hauptstadt Lunda. Jedenfalls sind das Hauptvolk des Reiches

Die Balunda.

Ba ist nur die Bezeichnung des Plural, das Wort heißt also: Die (Leute von) Lunda und nach ihnen wird auch das ganze Reich häufig das Lundareich genannt. Hier finden wir in der Institution Anklänge an zivilisierte Staaten.



Empfang der Unterhäuptlinge durch den Muata Jamvo.

Bezüglich der Herrschaft besteht in dem Reiche eine Einrichtung, wie sie auf der ganzen Welt wohl einzig sein dürfte. Der Muata Jamvo nämlich ist nach Paul Pogges Berichten von einem Hofstaat großer Würdenträger, sowie von einer Anzahl freier, reicher Neger, den sogenannten Kilolo, umgeben. Der vornehmste Würdenträger ist die Lukokescha, die Tochter eines Muata Jamvo, welche neben

dem Herrscher tributfrei und unumschränkt regiert. Stirbt ein Muata Jamvo, so haben vier der Kannapumbas, d. h. der Räte, welche der Lukokescha am nächsten stehen, einen neuen zu wählen, der jedoch von der Lukokescha bestätigt werden muß. Ebenso hat für den Fall des Todes dieser Mitregentin der Muata Jamvo die Neuwahl einer solchen, die aber nur wieder die Tochter eines Muata Jamvo sein kann, zu bestätigen.

Das Hauptvolk des Reiches sind, wie erwähnt, die Balunda, Leute von Lunda oder die Lundaleute. Sie bauen Maniok, Mais, Sorghum und andere tropische Kulturpflanzen, die überall üppig gedeihen; sie halten als Haustiere Ziegen und Hühner, aber keine Rinder, und treiben bedeutenden Handel mit Sklaven, Elfenbein und Kupfer bis nach dem Sambesi, auch mit den Erzeugnissen ihrer Industrie, denn Holzgefäße, Kanoes, Tüchergewebe aus Bast und Baumwolle, Ton- und Eisenwaren der Balunda sind in Innerafrika sehr gesucht.

Als Haupt- und Residenzstadt wird häufig Mussumba genannt. Das heißt aber nur „großes Lager", eine Stadt dieses Namens existiert nicht. Stirbt der Muata, so wird das Lager abgebrochen, und der Nachfolger bezieht mit allen Einwohnern ein neues Mussumba, in welchem die von einem 3 m hohen, sehr dichten Zaun umgebene Hofhaltung „Kipanga" heißt, die alte Kipanga wird vernichtet.

Hinter diesem Zaun sind die Hütten, welche der Herrscher bewohnt, wieder noch besonders eingefriedigt. Dieselben sind sämtlich hoch und groß und einzelne darunter mit 50—70 cm hohen Türmen aus Stroh verziert. Der Eingang ist so niedrig, daß man nur auf allen Vieren hineinkriechen kann. Westlich von den Hütten des Herrschers wohnen einzelne Kilolos mit ihren Sklaven, die Kammerherrendienste zu versehen haben. Der öffentliche Aus- und Eingang der Kipanga liegt im Süden; über der Tür hängt ein Reisigbündel, und zu beiden Seiten liegen oder hängen an dem Zaune mehrere hundert Menschenschädel. Zwei Wächter stehen Tag und Nacht auf Posten.

Trotz der Macht des Muata Jamvo ist er doch nicht ganz unbeschränkter Herrscher. Bei wichtigen Ereignissen hat er mit der Lukokescha und mit vier der obersten Räte des Staates sich zu besprechen; bei unwichtigen die Kannapumbas zu befragen. Außerdem ist bei Volksversammlungen jeder Kilolo berechtigt, seine Ansicht auszusprechen. Zu den wichtigsten Staatsangelegenheiten gehören die Raubzüge auf Mensch und Vieh. Die Krieger sind zum Teil mit Feuerschloßgewehren, meist aber mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet. Der Muata Jamvo selbst gilt bei seinen Feinden in der Nähe Mussumbas für unbesiegbar. Die Gesetze werden streng gehandhabt. Selbst Diebstähle, besonders am Eigentum des Herrschers, werden fast stets mit dem Tode bestraft.

Über den damaligen Muata Jamvo gibt Pogge folgende Schilderung: Seine Gesichtsfarbe ist braun und bedeutend heller als die des gewöhnlichen Negers. Er geht gerade und sehr aufwärts; seine Augen sind freundlich, aber sehr stechend. Fußknöchel und Arme sind förmlich belastet mit Spangen von Kupfer und Messingdraht. Sein Ansehen ist in Mussumba ein göttliches zu nennen. Fremde Neger, welche ihn besuchen, pflegen sich bei der ersten Audienz zum Zeichen der größten Demütigung Gesicht und Körper mit weißem oder rotem Ton zu beschmieren. Verläßt der Muata Jamvo sein Haus, so wird er in einem Trag-

sessel getragen oder er reitet auf dem Nacken eines Sklaven. Seine Mahlzeiten nimmt er in einer bestimmten Hütte allein ein; wer ihn zufällig etwa beim Essen überrascht, der ist unrettbar verloren.

Liegt ein Muata Jamvo in den letzten Zügen, so versammeln sich die obersten vier Räte, während das Volk aufgefordert wird, durch Fetischzeremonien die bösen Geister vom Lager des sterbenden Herrschers zu verscheuchen. Ist der Tod eingetreten, so werden zwei eiserne, unseren Kuhglocken ähnliche Instrumente zusammengeschlagen. Schon am folgenden Morgen wird die reich mit Stoffen, Perlen und anderem Schmuck verzierte Leiche in sitzender Stellung in der Familiengruft beigesetzt, wobei ein kleiner Knabe und ein kleines Mädchen mit dem Schwerte hingerichtet werden. —

An der Nordgrenze des Lundareiches, am Lulua, einem Nebenfluß des Kassai, wohnen

Die Baluba.

Interessante Mitteilungen über diesen Volksstamm verdanken wir dem Major von Wißmann. Kalamba, der damalige Häuptling dieses Stammes, hatte sich von dem Muata Jamvo unabhängig gemacht, die benachbarten Häuptlinge unterworfen und nannte sein Reich das „Land der Freundschaft", welches von fremden Händlern frei besucht werden durfte, während im Lundareiche Fremde zwar aufgenommen, ihnen die Weiterreise aber verwehrt wurde. Von neueren Reisenden war es nur Wißmann gelungen, durch List weiter zu kommen; selbst Pogge, der bei dem Muata Jamvo in hohem Ansehen gestanden zu haben scheint, hatte nach den portugiesischen Besitzungen, von woher er gekommen war, zurückkehren müssen.

Auch bei den Baluba ist Vielweiberei allgemein, doch wird eine der Frauen mit der Autorität über die andern betraut. Im allgemeinen scheint das Leben ein glückliches zu sein, überall herrscht Frohsinn und Sorglosigkeit. Der Mann baut die Hütte, geht auf die Jagd und raucht Riamba, d. h. Hanf. Dieses Hanfrauchen wurde sonderbarerweise von Kalamba zwangsweise eingeführt und wird nun so leidenschaftlich betrieben, daß alle Festlichkeiten hier zu Lande mit Riambarauchen und Riambatanz gefeiert werden. Die Frauen besorgen alle Feld- und Hausarbeiten, wobei ihnen die sehr milde behandelten Sklaven rüstig helfen. Den üblichen Mangel an Bekleidung ersetzt eine auffallend kunstvolle Tätowierung, die in Afrika nicht ihresgleichen gefunden hat.

Die Baluba glauben an einen guten Geist, Fidi-Mukullu, der ihre Geschicke bestimmt, und an einen bösen Geist, Koembe, der ihnen zu schaden sucht.

Am Kongostrom.

Wenden wir uns noch weiter nördlich bis an den Kongostrom, so finden wir eine ganze Reihe von Stämmen, die, wie die Basoko, die Bapoto, die Bangala, die Balolo, die Bateke, von keiner weiteren Bedeutung sind. Die letzteren sind schon genannt worden, denn von ihnen erwarb der Franzose Savorgnan de Brazza das rechte Ufer des Kongo, noch bevor Stanley seine emi-

nente Tätigkeit am Kongo begonnen hatte, und es kostete dem Amerikaner nicht geringe Mühe, wenigstens das linke Stromufer zu behaupten, auf welches der Franzose ebenfalls angeblich ältere Ansprüche machen zu müssen glaubte.

Daß alle die genannten Stämme noch Kannibalen sind, das heißt Völkerschaften, bei denen die Menschenfresserei üblich ist, darf nicht unerwähnt bleiben. Das sind auch



Ibaka, König der Baianzi.

Die Baianzi.

Ihr Gebiet dehnt sich um ihren Hauptort Bolobo am mittleren Kongo aus. Die zahlreichen Schädel, welche ihre Hütten zieren, beweisen, daß Grausamkeit und Menschenfresserei hier ebenso bekannt sind wie bei den übrigen Ufervölkern des Stromes. Bei dem Tode eines Häuptlings werden je nach der Größe seines früheren Einflusses mehr oder weniger Sklaven hingerichtet. Ihre Unmenschlichkeit geht so weit, daß sie auch die eigenen Kinder opfern. Häufig kommen Menschenopfer nur vor, weil es der Fetischpriester so angeordnet hat.

Wie die Männer dieses Stammes großen Gefallen an Waffen finden, so zeigen die Weiber eine ähnliche Vorliebe für Kupferschmuck. Manche tragen um die Beine Kupferplatten, die Lederstiefeln durchaus nicht unähnlich sind; dazu kommen noch eine Menge Ringe an den Armen. Die reichsten Frauen schmücken sich mit einem Halsgeschmeide, dessen Gewicht nicht selten 12 kg und mehr beträgt. Sonderbar ist der Kopfputz. Das Haar wird nämlich in vier Zöpfe geflochten, die, durch irgend welche leimartige Masse gesteift, wie Hörner hinausragen. Häuptlinge tragen als Festputz auch eine riesige Mütze, die mit Fetischkram verziert wird und das Abzeichen ihrer Stellung ankündet.

Die Baianzi treiben nicht mehr Ackerbau, als für den Lebensunterhalt unumgänglich notwendig ist. Ihr Hauptgeschäft bildet der Elfenbeinhandel. Um die Haus- und Feldarbeiten kümmern sich die Männer nicht, die sind Sache der Weiber; die Männer gehen höchstens noch truppweise auf den Fischfang. Ihre

Kanoes sind groß und stattlich und können eine Menge Menschen fassen; die Ruder weisen zuweilen eine reiche, fast kunstvolle Verzierung von Schnitzwerk auf. —

Im Südosten.

Kasembes Reich.

Dieser bedeutendste Vasallenstaat des Lundareiches lag und liegt noch, wenn auch nicht mehr als selbständiges Reich, im Gebiet des Moerosee.

Das Reich des Muata Kasembe (Cazembe) ist ganz nach dem Stil des Lundareiches eingerichtet. Auch hier bildet eine Unzahl von Menschenschädeln die Hauptzierde der Residenz, die unter dem Namen Kasembe bei dem Tode eines Herrschers ebenso den Platz wechselt, wie das Mussumba des Muata Jamvo. Dem absoluten Herrscher stehen ebenfalls die Kilolo zur Seite, unter denen die vornehmsten der älteste Sohn, sowie die nächsten Verwandten des Muata und der Führer der Kriegsmacht zählen. Aber auch über Leben und Eigentum dieser ihm zunächst stehenden Großen verfügt der Herrscher unbeschränkt.

Bei dem Volke steht der Muata Kasembe in so hohem Ansehen, daß sie glauben, niemand könne ihn berühren, ohne durch seine Zaubermittel zu sterben. Allabendlich hält er mit den Kilolo Gelage, bei denen geraucht und unmäßig getrunken wird, und zwar: wenn der Muata trinkt, so werfen sich die Anwesenden auf die Erde und wenden ehrfurchtsvoll die Augen ab. Stirbt der Herrscher, so wird er auf seinem Thronsessel sitzend in einer unterirdischen Kammer beigesetzt, zu welcher ein schmaler Kanal führt, durch den man den Toten mit Lebensmitteln und andern Gaben versieht.

Kasembe ist das Reich, von welchem einst die Balunda des Muata Jamvo ihren Ausgang genommen haben; es wird auch wohl heute noch vielfach Lunda genannt. Es war einst sehr mächtig und konnte zwanzigtausend Krieger ins Feld stellen, jetzt zur Not etwa noch tausend. Von seiner einstigen Höhe wurde es schon zu Ausgang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts herabgestürzt und zwar durch Msidi, einen Häuptling, welcher aus der nordöstlichen Seenregion eingewandert war und nun hier ein eigenes Reich gründete:

Msidis Reich oder Katanga.

Letzteren Namen gaben ihm die Araber. Msidi, ein tyrannischer und grausamer, aber wildenergischer Mann, entriß dem Muata Kasembe den ganzen westlich vom Luapula gelegenen Teil seines Landes. Der östliche ging später an die Engländer verloren und bildet seit 1891 einen Teil ihrer Provinz Nordrhodesia, während Msidis Reich von den europäischen Mächten dem Kongostaat zugesprochen wurde.

Diese Tatsache kümmerte Msidi in seiner Residenz Mukurru natürlich nicht im geringsten. Er sollte jedoch sehr nachdrücklich daran erinnert werden, denn als die Kunde nach Europa drang, daß Katanga sehr reich an Kupfer sei, wurde in Brüssel eine Katangagesellschaft gegründet, um diesen Reichtum auszubeuten. In

ihrem Auftrage erfolgten 1891 und 1892 Expeditionen von Ducommun, Stairs und Bodson mit der Aufgabe, das Land nun für den Kongostaat auch faktisch in Besitz zu nehmen. Es begannen Verhandlungen mit Msidi, der sich anfänglich geneigt zeigte, sich unter den Schutz des Kongostaates zu stellen, dann aber allerhand böswillige Ausflüchte machte, die zu einem Streit führten, der in förmlichen Tumult ausartete, so daß die Belgier zu den Waffen griffen und Bodson den auf ihn eindringenden Msidi durch einen Revolverschuß zu Boden streckte. Diese Tat kostete ihm nun freilich selbst das Leben, aber mit dem Tode Msidis war der Widerstand gebrochen, und es wurde wenig entfernt östlich von der Hauptstadt die belgische Station Lufui gegründet.

Der angebliche Reichtum an Kupfer scheint sich nun tatsächlich zwar nicht zu bewähren, aber das Land ist außerordentlich ergiebig an tropischen Erzeugnissen aus dem Pflanzenreich. Der fruchtbare Boden liefert überall Kassave, Bananen, Mais, Sorghum, Negerhirse, Erdnüsse, Palmöl und Baumwolle in Hülle und Fülle. Infolgedessen wird die neuerdings geplante Katanga-Eisenbahngesellschaft sicherlich gut rentieren, namentlich dann, wenn sie, was züverlässig geschehen wird, nach Süden zu den Viktoriafällen am Sambesi durchgelegt wird, von wo die Eisenbahn einerseits nach Baira zum Indischen Ozean, anderseits nach Kapstadt bereits fertig liegt. Ein zweiter Ausweg einer Katanga-Eisenbahn eröffnet sich dann nach dem Tanganjikasee, an dessen Südende die große Nordsüdbahn durchgehen wird, die den gewonnenen Produkten einerseits den Weg nach Kapstadt, anderseits nach Ägypten eröffnet. Eine gute Zukunft steht der Katangabahn zweifellos offen.

Die Warua.

In Bezug auf den Gebrauch der Namen muß hier vorausschickend bemerkt werden, daß, wie im Westen die Vorsilbe Ba, so hier nach Osten zu die Vorsilbe Wa das „Volk" bedeutet, während ein vorgesetztes U das Land bezeichnet. Hier heißt also Warua das Volk von Rua, während Urua das Land Rua bedeutet. Es ist bald die eine, bald die andere Bezeichnung im Gebrauch.

Das Reich Urua liegt ebenfalls südöstlich vom Lundareiche, nördlich über Kasembe und Katanga. Seine Bewohner, die Warua, bauen runde Strohhütten. Die Männer haben Schürzen aus je einem Fell, und zwar pflegt jede Familie in Gegenwart des Häuptlings ein unterscheidendes Fell zu tragen. Die meisten streichen das Haar nach hinten und binden es in einen weit hinausragenden Schopf zusammen. Die Männer tragen oft einen Busch aus roten Papageifedern, dessen Größe und Gestalt sich nach dem Range des Trägers richtet.

Kasongo, der despotische Häuptling, schaltet hier ebenso wie der Muata Jamvo in Lunda. Nach ihm wird das Land oft auch Kasongos Reich genannt. Dasselbe ist in viele Distrikte geteilt, die von Kilolo verwaltet werden. Diese sind teils erbliche Gouverneure, teils werden sie von Kasongo auf vier Jahre ernannt. Bei den Warua herrscht, nach Cameron, eine strenge Rangordnung, und Höherstehende fordern von Niedrigerstehenden große Ehrenbezeugungen.

Der Kasongo beansprucht göttliche Ehre und behauptet, daß er als Gott keine Speise brauche; er esse, trinke und rauche nur, weil er daran Vergnügen finde.

Stirbt er, so werden viele seiner Frauen mit ihm lebendig begraben, auch männliche Sklaven geschlachtet. —

Den Ring um das Lundareich schließen nördlich über Urua

Die Manjema.

Sie sind gleichfalls ein Kannibalenvolk schlimmster Sorte, denn die Bewohner des einen Ortes dürfen, wie Livingstone berichtet, es nicht wagen, die Marken eines andern zu überschreiten, aus Furcht, geschlachtet und aufgefressen zu werden. Sie werden von Livingstone sowohl wie von Stanley als ein außergewöhnlich schöner Menschenschlag von hellbrauner Farbe beschrieben; daher bilden insbesondere die Frauen und Mädchen einen sehr gesuchten Handelsartikel bei den arabischen Sklavenhändlern, die erst vor kurzer Zeit diesen ergiebigen Handelsplatz betraten. Zu ihrer Bekleidung begnügen sie sich nicht mit Tierfellen, sondern weben ein schönes Graszeug, welches sie in kunstfertiger Weise schwarz, rot oder gelb zu färben verstehen.



Dorfschmiede der Manjema.

Die Männer heften sich Knöpfe und kleine Kegel von Schlamm wie Schönheitspflaster an ihre Bärte, hinten an die Haare und hinter die Ohren. Manche tragen das Haar in Flechten mit daranhängenden Schlammfransen. Andere bedecken sich den ganzen Kopf mit einer Krone von Schlamm. Die Frauen gestalten ihr sehr reiches Haar vorn mit einem eingeflochtenen Gestell von leichtem Rohr zu einer damenhutförmigen Frisur und lassen es hinten bis auf die Taille in Massen von Locken herabfallen.

Die niedrigen, viereckigen Hütten der Manjema bilden in den Dörfern eine oder mehrere Straßen und sind im allgemeinen auf Anhöhen angelegt, um vor plötzlichen Überschwemmungen gesichert zu sein. Am Ende einer dieser Straßen steht das zu Beratungen oder zum geselligen Plaudern dienende Haus. Die Hütten sind in zwei oder mehrere Räume geteilt; das Mobiliar besteht aus Körben für Nahrungsmittel, irdenen Töpfen, Schüsseln aus Weidengeflecht, Speeren, Schwertern, Schilden, Werkzeugen aller Art und Fischkörben.

Die Manjema sind gastfrei und gestatten, wie Stanley berichtet, den Fremden den Besuch ihrer Wohnungen. Das Volk lebt unter Häuptlingen, welche strenge Verordnungen erlassen und die äußerste Ehrerbietung verlangen.

Was die Industrie der Manjema betrifft, so wissen sie nicht nur, wie erwähnt, schöne Zeuge aus Gras zu verfertigen, sondern sie sind auch sehr geschickte Bildhauer. Ihre Hütten zeigen oft Schnitzereien, die Geschmack und große Geschicklichkeit beweisen. Auch sind sie im Schmiedehandwerk erfahren. Jedes Dorf besitzt mehrere Schmelzhütten. Als Schmiedewerkstätten dienen kleine offene Schuppen. Die Ambosse und schweren Hämmer sind von Stein, die leichteren Hämmer von Eisen. Das geschmolzene Eisen wird in etwa 1 kg schweren Stücken gehämmert und kommt so in den Handel.

Die Manjema pflegen den Markt von Nyangwe am Oberlauf des Kongo zu besuchen, die westlichste Örtlichkeit, welche noch von den aus Sansibar am Indischen Ozean kommenden Händlern bewohnt wird.

Im Seengebiet.

Wenden wir uns nun von dem Kongo an dessen mächtigem, rechtem Nebenfluß, dem Aruwimi, der weit von Osten herkommt, stromaufwärts, so gelangen wir in die Nähe der großen zentralafrikanischen Seen.

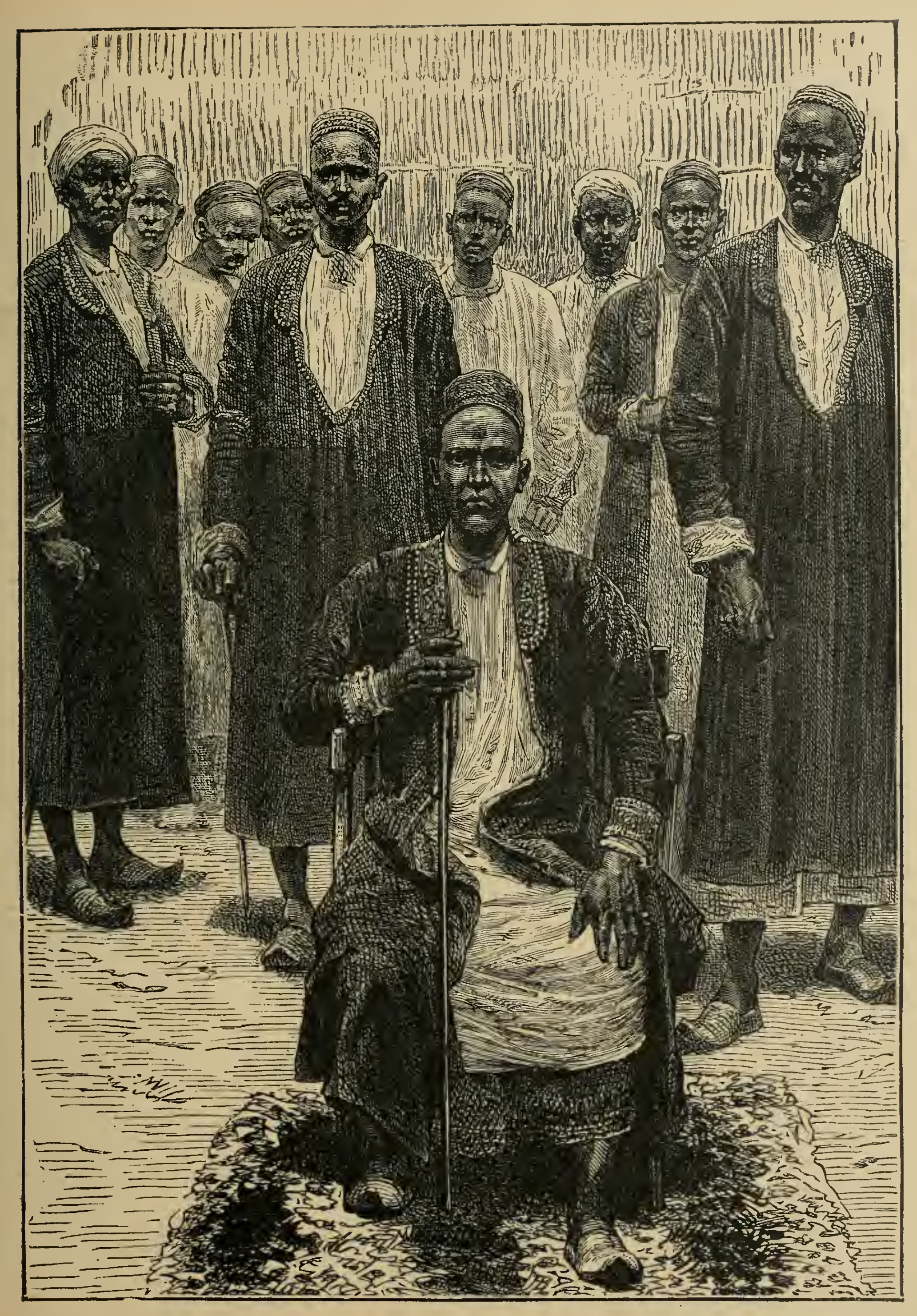
Der Aruwimi hat sein Quellgebiet in der Nähe des Albert-Njansa. Dort wohnt eine ganze Reihe kleiner Völkerschaften, die wir hier zusammenfassen wollen als

Kleine Seevölker.

Auf der Nordseite des Aruwimi-Quellgebietes sind zu nennen die A-Babua, die Mabode, die Momfu und Balesse, im Süden die Bakuma und die Baburu, die alle wieder in Dutzende von kleinen Gruppen zersplittert sind. Alle diese Stämme stimmen in Gebräuchen und Charakter so ziemlich überein. Die Bewohner des Waldes sind von viel hellerer Färbung als diejenigen des den Flüssen nahe gelegenen Graslandes. Unter den Waldstämmen haben einige merkwürdig einnehmende Züge, andere sehen ungewöhnlich häßlich aus. Die Bekleidung besteht bei allen aus einem Stoff, der aus der Rinde der Feigenbäume gewonnen wird; fast alle üben die Beschneidung und sollen ihre gefangenen Feinde verzehren. Großvieh halten sie nicht, wohl aber Ziegen, Schafe und Hühner, auch bauen sie alle Paradiesfeigen und Bananen.

Die Wahuma auf der Hochebene von Kawalli, im Westen des Albertsee, zeigen sehr feine Züge, Adlernase, schlanken Nacken und vornehmes, stolzes Auftreten. Sie sind nußbraun, einige tief dunkelbraun. Es ist dies eine uralte Rasse, die glänzende Überlieferungen bewahrt hat. Sie beschränken sich auf Rinderzucht und sind voll hochmütiger Verachtung gegen die Ackerbau treibenden Bavira, mit denen sie trotzdem zusammen leben.

Die im Westen des Albert Edward-Njansa wohnenden Wakondja haben runden Kopf, breites Gesicht und sind von mittlerer Größe. Sie tragen Ringe



Mtesa und seine Würdenträger.

aus Rotangfasern, die sehr zierlich gearbeitet sind und zu Hunderten die Knöchel und den Oberarm bedecken. Die Häuptlinge haben schwere Armbänder aus Kupfer oder Messing. Der Halsschmuck der Frauen besteht aus gewichtigen eisernen Ringen.

Am Eingange eines jeden Dorfes sieht man ein winziges Zelt mit einem ganz kleinen Eingange, vor welchem di: Eingeborenen eine Banane oder ein Ei hinlegen. Nach der Tradition hat Mikondju, der Gründer des Stammes, der zuerst den Wald ausgerodet und Bananen gepflanzt hat, diese Sitte eingeführt, um Diebstähle zu verhindern. Sie soll nach Stanley ein Opfer darstellen, welches man dem Fetisch darbringt, um ihn daran zu erinnern, daß er die Bananenhaine und Eier schützen soll.

Stanley versichert, daß er in diesen Landschaften selten friedlich gesinnte Menschen getroffen habe, die meisten Flußbewohner sind wild und dem Kannibalismus ergeben. Jeder Teil ihres Körpers, von der Stirn bis ans Knie, war tätowiert und zwar ohne Farbstoff, allein mit Schnitten und zahllosen Stichen. Ihre Halsbänder bestanden aus aufgereihten Zähnen von Menschen, Gorilla, Krokodilen und Ebern. Jeder Krieger trug außer einer alten, von Westen her stammenden Muskete mit Feuersteinschloß noch vier oder fünf lange und leichte Wurfspeere. Nicht schwarz, sondern schokoladenbraun sind alle diese Stämme.

Die Waregga.

Der bei allen den bisher betrachteten Stämmen eingewurzelte Kannibalismus hat auch bei den Bewohnern des Landes Uregga noch nicht aufgehört, auch sie sind noch arge Menschenfresser. Die Waregga sind in ihren jetzigen Wohnplätzen nicht einheimisch, sollen vielmehr vor fünf oder sechs Generationen von Norden her eingewandert sein; viele können die Namen ihrer Vorfahren auf zehn Generationen angeben. Ihre Dörfer bestehen aus 50—100 m langen Hüttenreihen mit Giebeldächern. Die Tür ist eine viereckige Öffnung. Im Innern ist die Hüttenreihe für die einzelnen Familien abgeteilt. In das Strohdach werden alle möglichen Geräte gesteckt, Pfeifen, Tierfelle, Muschelhalsbänder, Farbehölzer, Talismane, Löffel usw.; über der Tür und an der Wand sieht man Ziegen- und Wildhörner, den bunten Kriegskopfputz aus roten und grauen Papageienfedern, die Kriegstrommel und die schweren Speere mit breiter Spitze und Eisenholzgriff. Jede Familie besitzt ein in Afrika seltenes Gerät in Form einer hübschen Bank aus Wasserrohr, sowie eine größere aus einem einzigen Stück Holz. Auch fertigen sie ausgezeichnet geschnitzte rundliche Sessel, die am Rande mit Messingnägeln und Sokozähnen, d. h. Zähnen vom Chimpanse und Gorilla, verziert sind.

Die Weiber tragen nur kleine Schürzen aus Rinde oder Grastuch, die Männer Katzen- und Affenfelle mit herabhängenden Schwänzen, wodurch wohl die Sage von geschwänzten Menschen entstanden sein mag. Alle erwachsenen Männer tragen ferner eine Art Mützen aus Ziegen- oder Affenfell, nur die Häuptlinge dürfen solche aus Leopardenfell tragen, an denen der Schwanz als Troddel herabhängt. Die Weiber schmücken sich mit schweren Eisenringen an Armen und Beinen; eine der vornehmen Frauen sah Stanley mit 12 Pfund

Eisen- und 5 Pfund Kupferringen, und um den Hals noch mit einem Dutzend Muschelhalsbändern.

In dem Dorfe Wane-Kirumbe beobachtete Stanley eine große Schmiede der Eingeborenen, an welcher ein Dutzend Leute beschäftigt war. Sie verfertigten Äxte, Kriegsbeile, Speere, Messer, Schwerter, Draht, Eisenkugeln, Arm- und Beinbänder und Eisenperlen. Im ganzen scheint die Schmiedekunst in diesem afrikanischen Urwalde eine hohe Stufe erreicht zu haben. Speer- und Messergriffe, sowie Spazierstöcke werden außerdem noch mit Kupferdraht verziert. —

In dem eigentlichen Seengebiet sind das am besten bekannt gewordene Volk

Die Waganda.

Das Reich Uganda und sein Kabaka, d. i. König Mtesa, sind nach der Entdeckung des Viktoria-Njansa von europäischen Reisenden vielfach besucht und geschildert worden, so von Speke, Grant, Stanley, Emin Pascha, Wilson, Lupard, Johnston, Austin, Peters u. a. Als Reich hat es zu existieren aufgehört. Gegenwärtig bildet es als Uganda-Protektorat nebst dem ihm einverleibten Unjoro ein englisches Besitztum von mindestens 150 000 qkm, das seit 1894 von der englischen Regierung verwaltet wird.

Von den genannten Forschern und andern Reisenden ist über Uganda eine bändereiche Literatur vorhanden, die der nachfolgenden Skizze zu Grunde liegt.

Die Bewohner des Landes, die Waganda, sind von Gestalt groß und schlank, stark und kräftig. Ihre Hautfarbe ist ein glänzendes Dunkelbraun. Bekleidet sind sie zumeist mit Gewändern, die aus der Rinde einer überall kultivierten Feigenart gemacht sind und bis auf die Füße niederfallen. Die Bataka, eine Art Landadel, sind die Besitzer von Grund und Boden, die größte Mehrzahl des Volkes sind die Bakopi, Bauern. Ihre Wohnungen sind von hohen Rohrpalisaden umgeben, die mehrere Höfe einschließen. Im äußersten Hof steht die kleine viereckige Hütte, in welcher in früheren Zeiten, und vielfach auch wohl heute noch, dem Hausgott Muzimu kleine Opfer dargebracht wurden; die Waganda sind jetzt der Mehrzahl nach Christen. Im inneren Hofe steht die große bienenkorbförmige Haupthütte, die durch eine Rohrwand in zwei Abteilungen geschieden wird, in eine Art Vorraum und das Schlafzimmer des Kopi und seiner Familie.

Die Verhältnisse des Volkes sind wohl heute noch so, wie sie Stanley seinerzeit geschildert hat. In den Hütten bestehen die Hausgeräte aus einigen geschnitzten Stühlen, dem Brett für das Würfelspiel, einigen Tontöpfen, Körben, ein paar Speeren, Schild, Trommel, Pfeifen und einem Troge zur Bereitung des Bananenweines, welches Lieblingsgetränk Maramba genannt wird. Hinter dieser Haupthütte stehen zwei kleinere, wo die Weiber arbeiten, den Bananensaft auspressen, Tabaksblätter trocknen, Gemüse aussuchen oder aus langstieligen Pfeifen rauchen. Vor den Hütten liegt der Garten mit Früchten oder Gemüsen, hinter denselben befinden sich die Bananenhaine und Getreidefelder.

Die Waganda sind ein sehr intelligentes Volk. Schon zu Stanleys Zeit lasen und schrieben nicht nur der Kabaka, d. i. König oder Kaiser, sondern auch

die Würdenträger fertig arabisch. Sie sind fleißige Ackerbauer, auch gute Schmiede und geschickte Holzarbeiter.

Der damalige Kaiser Mtesa, welcher von 1860—84 das Land Uganda beherrschte, war, als Stanley zu ihm kam (1875), ein großer, hagerer Mann, anscheinend von 40 Jahren, obwohl er erst 34 zählte. Seine angenehmen, intelligenten Gesichtszüge ähnelten denjenigen der ägyptischen Steinbilder: ganz glattes Gesicht mit großen Augen. Seine Kleidung bestand aus einem dickwollenen schwarzen Kaftan über einem weißen Unterkleide, das von einem goldenen Gürtel zusammengehalten wurde; den glattrasierten Kopf bedeckte ein türkischer Fez, in der Hand hielt er einen elfenbeinernen Stock.

Mtesa war derselbe Herrscher, den Speke als erster Europäer in Uganda 1862 gefunden hatte, und doch ein anderer. Speke schildert ihn als einen eitlen, launischen, halsstarrigen Jüngling, als einen blutgierigen Wüterich, der an Massenhinrichtungen Wohlgefallen zeigte. Um so mehr war Stanley erstaunt, in diesem Mtesa einen besonnenen und gesetzten Mann zu finden, der sein Reich mit einer Ordnung und Gesetzmäßigkeit regierte, wie sie in halbzivilisierten Ländern nur möglich ist.

Diese Umwandlung war das Werk eines armen Muselmannes gewesen, der Mtesa in den Lehren des Islam unterrichtete und ihn seine untergeordneten Leidenschaften bannen lehrte. Einen solchen Mann für das Christentum zu gewinnen, wurde Stanley nicht schwer. In vielen Unterredungen überzeugte er ihn, daß Mohammed viele der Hauptlehren des Islam nur aus der viel älteren Bibel entnommen habe. Kurz, Mtesa kündigte seinen Entschluß an, dieser christlichen Religion anhangen zu wollen und eine Kirche zu bauen und bat Stanley, dafür zu sorgen, daß Männer in sein Land kämen, um sein Volk zu unterrichten.

Das ist denn auch geschehen. Bevor noch Stanley den Boden Afrikas verlassen hatte, sandte die Londoner Missionsgesellschaft, durch den Aufruf Stanleys veranlaßt, den Rev. Wilson mit einigen Gehilfen nach Uganda, und nicht lange danach trafen vom Nil her noch drei Missionare zu seiner Unterstützung in Uganda ein. Bald nach ihnen kamen auch katholische Missinare ins Land.

Zu der Hauptstadt des Reiches führte eine 3 m breite, von Palisaden eingefaßte Landstraße durch Dschungeln, Gärten, Wald und Felder. Bald bot sie die Aussicht auf wellenförmiges Hügelland, bald auf den friedlichen See, auf riesige Tamarinden- und Gummibäume, auf weit ausgedehnte Bananenhaine oder Feigenpflanzungen, bald auf die kuppelähnlichen Hütten der Eingeborenen, welche in dichten Lauben von Pisangbäumen verborgen lagen. Die Hauptstadt Rubaga lag auf einem abgerundeten Berge, eine gewaltige Masse großer, kegelförmiger Grashütten, aus deren Mittelpunkt sich ein geräumiger, hoher, scheunenähnlicher Bau erhob. Das war der Palast des Kabaka auf dem Berge Rubaga. Von jeder Seite der hohen, die Grashütten einschließenden Rohrumzäunung gingen sehr breite Wege hinauf, von hohem Rohr eingefaßt, das in gleichförmigen Reihen sehr dicht gepflanzt war. Dahinter lagen in üppigen Bananen- und Feigengärten die Häuser, durch schmale und krumme Gassen in Gruppen getrennt.

Wie verschieden war das von andern afrikanischen Fürsten, die um der Sicher-



Mtesas Residenz.

heit oder unmittelbaren Nützlichkeit willen in einem Talbecken oder bei den Weideplätzen eines Bergabhanges oder an einem Seegestade ihren Sitz aufgeschlagen haben. Wie frei und wahrhaft königlich dagegen lag des Kabaka Residenz auf dem Rubagaberge! Denn mächtig waltete der Kabaka als Oberherr über alle Häuptlinge und Fürsten weithin.

Das alles fiel jedoch mit Mtesas Tode zusammen. Er soll in gerader Abstammung der 35. Herrscher gewesen sein. Der Sage nach hieß der erste König von Uganda Kintu; er soll die Kuh, die Ziege, das Schaf, das Huhn, den Pisang und die süße Kartoffel mitgebracht und in dem menschenleeren Lande angesiedelt haben. Ohne Frage hat, etwa im 13. oder 14. Jahrhundert, eine Einwanderung von Norden oder Nordosten her stattgefunden, wahrscheinlich seitens eines Gallastammes; daher die so auffallende, abweichende Körperbildung der Waganda.



Königshalle in Uganda.

Mtesas jüngster Sohn Muanga oder Mwanga, der dem Vater 1884 folgte, erwies sich als ein außergewöhnlich tyrannischer und blutgieriger Herrscher; 1885 ließ er sogar den anglikanischen Bischof Hannington und dessen Gefährten ermorden und richtete unter seinen christlichen Untertanen ein schreckliches Blutbad an. Seine Taten erreichten endlich eine Höhe, daß das Volk sich erhob und ihn aus dem Lande jagte. Er floh nach Ukumbi, wo ihn die katholischen Missionare aufnahmen und eine Umwandlung zuwege brachten, wie es vordem mit Mtesa der Fall gewesen war, so daß er sich sogar taufen ließ.

Unterdessen hatte sich in Uganda sein Bruder Karema, der zum Kabaka gewählt worden war, an die Araber im Lande angeschlossen, und als unter deren steter Aufreizung die Christen es endlich nicht mehr aushalten konnten, so riefen sie den jetzt christlichen Muanga zurück, dem es in der Tat gelang, nun wieder die Oberhand zu gewinnen. Als er aber aufs neue in Bedrängnis geriet, schloß er 1890 einen Schutzvertrag mit Kapitän Lugard, dem Vertreter der Englisch-Ostafrikanischen Gesellschaft ab. Diesem gelang es, nicht nur mit den Arabern ein erträgliches Verhältnis herzustellen, sondern auch die ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen den katholischen und protestantischen Waganda zu schlich-

ten. Im Jahre 1894 übernahm dann die englische Regierung die Verwaltung von Uganda.

Muanga hatte die Hauptstadt Rubaga aufgegeben und seine Residenz nach Mengo verlegt, dem jetzigen Hauptort des Reiches. Nachdem er aber 1903 gestorben, hat die Würde eines Kabaka aufgehört oder existiert vielleicht auch nur noch dem Namen nach. Zum Sitz der britischen Verwaltung ist aber nicht Mengo, sondern Port Alice oder Etebba, auch Utebi von den Eingeborenen genannt, gewählt worden. Es liegt auf einer vorspringenden schmalen Halbinsel



Der Wasserbock.

am buchten- und inselreichen Nordufer des Viktoria-Njansa. Ein zweiter wichtiger Punkt wird das in der Nordostecke des Sees gelegene Port Florence werden, wo die Ugandabahn mündet, welche den Viktoria-Njansa mit Mombas am Indischen Ozean verbindet. —

Die Wasesse.

Der Viktoriasee ist reich an Inseln, von denen eine Anzahl der bedeutendsten in der Nordwestecke auf dem englischen Gebiet zusammengedrängt liegen und die Gruppe der Sesseinseln bilden. Die dort wohnenden Wasesse, Sesseleute, ebenfalls

ein Bantuvolk, möchte Prof. Koch nicht sowohl für einen reinen Stamm, als vielmehr für Mischlinge halten.

Von Norden her sind im Laufe der Zeiten viele Völker nach Süden gewandert, auch viele hamitische, die sich mit den Eingeborenen vermischt haben. Besonders das Hirtenvolk der Wahima, das rein hamitisch ist, drang überall erobernd nach Süden vor. Noch jetzt bilden viele von ihnen die führenden Familien bei manchen Völkern; auch auf den Sesseinseln sind sie vertreten. Jetzt freilich sind wohl die Mischungen zu dem ganz bestimmten Bantutypus ausgeglichen.

Die einzelnen Bantuvölker unterscheiden sich allerdings erheblich nach Wesen, Sitten, Kleidung usw. Das hängt überwiegend mit den klimatischen Verhältnissen zusammen und liefert ein treffendes Beispiel, wie sehr das Klima demselben Volksstamm selbst in benachbarten Gebieten ein verschiedenes Gepräge gibt. Von Südost nach Nordwest herrschen Luftströmungnen vor, die aus den Steppengebieten kommen und bis an die östlichen Seeufer ein Steppenklima bedingen. Weiter nach Nordosten zu werden sie durch die vom See aufsteigende Feuchtigkeit verändert, so daß dort ein feuchtes Regenklima herrscht. Dem entsprechend ist auch die Vegetation eine ganz verschiedene. Auf den Inseln finden sich viele Nutzpflanzen, besonders Bananen, die von den Völkern kultiviert werden. Die veränderte Vegetation beeinflußt auch die Kleidung. Die Rinde einer Feigenart liefert dort das Material zu einer Kleidung, die in andern Gegenden unbekannt ist. Man spricht kurzweg von Völkern, die Bananen essen und sich mit Rindenstoffen kleiden. Zu ihnen gehören die Sesseleute.

Die Ernährung der Leute ist fast rein vegetarisch und besteht überwiegend aus Bananen. Diese werden unreif gepflückt, noch ehe sich die Stärkekörner gebildet haben, geschält, gedämpft und zu Brei gequetscht, von dem ganz ungeheure Mengen gegessen werden müssen, um dem Körper die nötigen Nährstoffe zuzuführen. Außerdem werden noch einige andere Früchte gebaut, darunter Süßkartoffeln und etwas Mais. Die meisten dieser Früchte sind nicht haltbar, die Banane liefert aber das ganze Jahr hindurch Früchte, so daß es keiner Vorratskammern bedarf. Der Ertrag der Bananen ist auch von Klimaschwankungen unabhängig, weshalb nie Nahrungsmangel eintritt.

Fleisch wird fast gar nicht gegessen. Nur ganz kleine Fische werden an der Luft getrocknet und als Beikost zu dem Bananenbrei verspeist. Auch einige tierische Delikatessen sind zu erwähnen: geröstete Heuschrecken und geflügelte Termiten, sowie Eintagsfliegen, aus denen eine Art von Brot gebacken wird.

Die Beschäftigungsarten der Männer und Frauen sind streng voneinander geschieden, nach ganz bestimmten Grundsätzen. Der Mann besorgt die schweren Arbeiten, wie Fällen der Bäume, Rodung des Urwaldes. Aus den Bananen, die hier von ungewöhnlicher Größe sind, wird auch „Pombe" bereitet, das afrikanische Bier.

Wild ist auf den Inseln Sesse nur sehr spärlich vorhanden, überwiegend ist eine hirschgroße Antilope, der Wasserbock, die stets in der Nähe von Gewässern lebt, mit ungewöhnlich langen Hufen, welche das Überschreiten der Sumpfflächen ermöglichen. Das Tier taucht und schwimmt vorzüglich. Wenn der Leitbock Ge-

fahr wittert, besonders von dem Löwen, dann jagt er in sausendem Galopp dahin und das ganze Rudel hinter ihm drein, und die Tiere stürzen sich ins Wasser, gleichviel, ob dieses ein ruhig stehender See oder ein rasch dahinfließender, tiefer Strom ist. Zur Jagd der Wasserböcke benutzen die Wasesse eine große Zahl kleiner Hunde, denen, weil sie nicht bellen, um den hinteren Teil des Bauches eine kleine Glocke gebunden wird.

Die Sesseleute sind vom Hals bis zu den Füßen bekleidet, soweit die Bananenkultur reicht. Sowie man über diese hinauskommt, hört auch die Bekleidung auf, und man sieht die Leute völlig nackt umherlaufen. Gegen die häufigen Regen schützen sie sich auf den Märschen durch eine regenschirmartige Kopfbedeckung aus einem Geflecht von irgend einem Pflanzenbast, die als Schirm dient. —

Die Wanjoro.

Das Land Ungoro, nordwestlich von Uganda gelegen, hat mit diesem schon früher in tributpflichtigem Verhältnis gestanden. Es wurde dann von den Engländern 1895 besetzt und mit dem Uganda-Protektorat vereinigt. Seine Bewohner, die Wanjoro, bilden mit den Waganda eine Rasse, obgleich sie nicht so wohlgebildet sind wie diese. Sie erreichen nur Mittelgröße, bleiben auch wohl noch darunter und besitzen eine dunkel-rötlichbraune Hautfarbe. Ihre Hütten sind in halbkugeliger Form gebaut; die meisten sind zweikammerig und haben hohe Türen mit überdecktem Eingang. Man kleidet sich allgemein in Häute und Rindenstoffe, welch letztere von verschiedenen Feigenarten stammen und durch Klopfen hergestellt werden. Die Wanjoro bewaffnen sich auch ähnlich wie die Waganda, betreiben Ackerbau und Viehzucht und sind auch als sehr geschickte Schmiede bestens bekannt. —



Edler Wanjoro.

Nach Emin Pascha ist das Reich, welches etwa 80 000 qkm umfaßt, in mehrere große Distrikte geteilt, denen ein durch den Kabrega, den Kaiser, auf bestimmte Zeit ernannter Makongo vorsteht, der die Steuern eintreibt und auch die Rechtsverwaltung leitet. Todesurteile zu fällen ist ihm nicht gestattet, das ist des Kaisers ausschließliches Recht. Berufungen vom Makongo an den Kaiser kommen häufig vor. Jeder Distrikt ist wieder in Bezirke geteilt, welche von Vorstehern verwaltet werden, die der Makongo einsetzt. In Unjoro herrscht übrigens die Sitte, daß der Kaiser, sobald er schwer erkrankt oder in hohem Alter anfängt zu kränkeln, von seinen Frauen getötet wird, denn einer alten Sage zufolge würde die Dynastie der Wawitu des Thrones verlustig gehen, sobald ein Kabrega eines natürlichen Todes stürbe.

Wie in Uganda kochen auch hier die Frauen. Die Häuptlinge aber haben Köche und abgesonderte Küche für Männer und Frauen. Die großen Häupt-

linge speisen immer allein, und niemand darf die für sie bereiteten Speisen berühren oder sehen. Kleinere Häuptlinge pflegen Günstlinge zur Tafel zu rufen. Die Frauen essen abgesondert, aber immer nach den Männern; und es ist immer eine sehr große Auszeichnung für die Frau, wenn sie durch ihren Mann zum Speisen eingeladen wird. Nur die aus der herrschenden Familie herstammenden Wawitufrauen speisen immer mit ihren Männern. Das Fleisch wird gewöhnlich mit unreifen Bananen gekocht; die fertige Speise wird in schiffähnlichen Schüsseln angerichtet, und man ißt mit den Händen, trotzdem, daß auch aus Kürbisschalen geschnitzte Löffel vorhanden sind. Nach Tisch pflegen alle die Hände zu waschen.

Die Völker des östlichen Zentralafrika.

Völker in Deutsch-Ostafrika.

Wenn wir uns von der Westküste des Viktoria-Njansa nach Süden wenden und den Kagera oder Alexandra-Nil überschreiten, so befinden wir uns in dem deutschen Schutzgebiete von Ostafrika und betreten die Landschaft Unjamwesi, welche sich zwischen dem Viktoria- und Tanganjikasee ausdehnt. Von ihren Bewohnern nennen wir

Die Wanjamwesi.

Nach Philipp Broyon besteht diese Völkerschaft aus sechs Stämmen, die sich zwar in ihrem Äußeren sehr voneinander unterscheiden, in Sprache und Gewohnheiten aber vielfach übereinstimmen. Die sechs Stämme sind die Wagaraganſa, die Wassumbua, die Watkama, die Wakononga, die Wasindscha und die Wasekumu. Unter ihnen zerstreut wohnt noch ein fremder Volksstamm, die Watussi, die von Norden her eingebrochen sind und eine Zeitlang die Wanjamwesistämme völlig unterjocht hatten, jetzt aber wieder zu deren Dienern herabgesunken sind und ihre Hütten nicht einmal innerhalb der Wälle der Dörfer errichten dürfen.

Die Wanjamwesi sind kräftige und stämmige Menschen, mit aufgeworfenen Lippen und wolligem, gekräuseltem Haar. Die Männer sowohl wie die Frauen bekleiden sich mit baumwollenen Stoffen, die von der Küste zu ihnen kommen. Die alte Tracht bestand bei den Männern in zwei herabhängenden Lappen von Ziegenfell, bei den Weibern in einem ganzen Rindsfell, das braun oder schwarz gefärbt, mit Perlen besetzt und durch Gerbung so weich gemacht war, daß es einem Tuch gleich schien. Das Haar tragen die Männer in Zöpfen, die Frauen halten dasselbe mittels hübsch geschnitzter Kämme in Ordnung. Die Weiber tragen an jedem Bein eine Unzahl von spiralförmigen Kupferfäden, so daß sie wie in ungeheuren Kupferstiefeln einhergehen.

Die Dörfer dieses Volkes sind nach Speke in verhältnismäßig luxuriösem Stil gebaut. Sie bilden ein großes Viereck, dessen Seiten aus den Hütten be-

stehen. Das platte Dach dient zur Vorratskammer, um Brennholz aufzunehmen und Getreide, Kürbisse, Schwämme oder sonstige Vegetabilien zu trocknen. Die meisten Hütten enthalten die Familien der Dorfbewohner zugleich mit ihrem Geflügel, Braugerät, Kochapparaten und Getreidevorräten; die übrigen dienen als Ställe für Haustiere, namentlich Ziegen und Kühe. Vor fast jedem Hause sieht man große Granitplatten zum Zerreiben des Getreides.

Die Wanjamwesi bauen Sorghum, Mais, Reis, Maniok, Bananen, Kürbisse, Zuckerrohr, Bohnen und Tabak. Sie leben hauptsächlich von Getreide und Pflanzennahrung und essen selten Fleisch, obgleich sie Vieh züchten. Aus Korn wird das Pombe, ein Bier, bereitet. Als Waffen gebrauchen sie Speere, Bogen, Pfeile, Keulen, Streitäxte und Schilde. Sie sind Liebhaber von Tanz und Gesang. Wie überall herrscht auch hier Vielweiberei. Wenn ein Jüngling ein paar eiserne Hacken, einige Perlen oder Stücke Baumwollenstoff besitzt, so kann er heiraten. Die Braut bereitet dem Bräutigam ein Hirsebier; der Vater der Braut spendet einen Ochsen, ein Schaf oder einiges Geflügel, wozu das ganze Dorf eingeladen wird, und damit ist die Angelegenheit in Ordnung.

In allen Distrikten von Unjamwesi ist die Regierung erblich. Der König wird Muami, d. i. Majestät, genannt und wird mit gebeugtem Knie und dreimaligem Händeklatschen begrüßt. Jeder Häuptling unterhält eine Abteilung bewaffneter Sklaven als Leibwache; aus ihnen werden die Statthalter entfernter Ortschaften gewählt, die berechtigt sind, die Kivuenga zu tragen, nämlich eine Muschel von der Küste, die an einem Streifen Löwenhaut um den Hals gehängt wird. —

Die Wadjidji.

Am östlichen Ufer des Tanganjika liegt der in den Reiseberichten viel genannte Ort Udjidji (Udschidschi), nach welchem auch die ganze Landschaft den Namen erhalten hat. Ihre Bewohner, die Wadjidji, werden schon von Speke und Grant, den Entdeckern des Sees, ein starker und schwerer Menschenschlag von unverschämtem, trotzigem Gebahren genannt. Als echte Strandbewohner sind sie sehr geschickte Kahnfahrer, Schwimmer und Taucher. Sie angeln mit groben Haken und fangen die Fische mit selbstgefertigten Netzen.

Ihre Waffen bestehen aus kleinen Streitäxten und Dolchen, Speeren und großen Bogen mit ungewöhnlich schweren Pfeilen. Ihre Kleidung ist je nach dem Stande des einzelnen verschieden. Die Häuptlinge behängen sich mit vielen Gewändern, die ärmere Klasse begnügt sich mit Tierfellen und Rindenzeug. Das Haar tragen sie kurzgeschoren und in merkwürdigen Figuren, in Spiralen, Zickzacklinien und Büscheln ausrasiert; auch pflegen sie zuweilen runde Stellen mitten auf dem Kopfe auszuschneiden.

Udjidji steht unter einem Mtemi oder König, der im Innern des Landes in einem eingeschlossenen Bergtal wohnt, infolge des Aberglaubens, daß er beim Anblick des Sees sterben müsse. Die Stadt Udjidji besteht aus den von arabischen Händlern bewohnten viereckigen Hütten und aus den Kegelhütten der Eingeborenen und Sklaven. Ihre Wichtigkeit gründet sich auf den Markt, wo Vertreter aller um den See wohnenden Stämme zusammenströmen. Der Marktplatz

liegt in dem Arbeiterviertel; auf demselben findet sich eine reiche Auswahl von Waren. Da sind Ackerbauer und Hirten aus dem Hinterlande mit Getreide und ihren Herden; Fischer und Kanoebaumeister aus dem nördlich gelegenen Urundi; Salzhändler aus den Salzsteppen Uvinsas und Uhhas; Elfenbeinhändler aus Uguha von der westlichen Küste des Sees usw. Frauen aus Kawele und den umliegenden Dörfern bringen Most, süße Kartoffeln, Yamswurzeln, Früchte der Ölpalme, Bananen, Tabak, Gurken, außerdem Topfgeschirr und in großen Kürbisflaschen Pombe (Bier) und Palmwein. —

Um die Nordspitze des Njassasees herum wohnen

Die Wakonde.

Ihre Wohnsitze ziehen sich am Westufer des Sees über den Songwe hinweg bis in das portugiesische Gebiet hinein. Der Reisende Viktor Giraud nennt sie das glücklichste Völkchen, das man sich denken kann. Und sie fühlen sich auch so, denn im allgemeinen betrachtet man in Konde den Weißen für einen Dummkopf, daß er seine Zeit damit verliert, Elefanten und Büffel zu jagen, wahrscheinlich, weil er zu Hause Hungers sterben muß und nun nach ihrem Lande kommt, um hier so häufig totgeschlagen zu werden.

Giraud traf in dem Häuptling Muakepesi einen jungen, stattlichen Mann mit langer und gerader Nase, kleinem, wohlgeformtem Munde mit dünnen Lippen, aber, infolge des Hanfgenusses, mattem Auge. Seine Haut war rot und die Locke auf seinem Haupte erinnerte an die Indianer Nordamerikas. Das weibliche Geschlecht kann bis zum dreizehnten oder vierzehnten Jahre hübsch genannt werden; später aber werden die Frauen grundhäßlich. Die Bekleidung ist höchst einfach. Ein kleines Geflecht von Kupferdraht umgibt die Hüften, daran ist ein Zeugstreifen befestigt; der ganze Körper und die hervorspringenden Teile des Gesichtes sind mit roter Farbe bemalt, Knöchel und Handgelenke umgeben Ringe von Kupferdraht. Der Kopfputz spottet wegen seiner Verschiedenheit jeder Beschreibung. Der eine hat nur ein kleines Büschel Haare auf dem Scheitel stehen lassen, der andere drei regelmäßig verteilte Locken; der eine rasiert den halben Kopf, der andere zwei Drittel desselben.

Die Dörfer der Wakonde liegen auf den Abhängen der Berge, von Bananengruppen beschattet. Die Hütten stehen in Gruppen, sind klein, etwa 3 m hoch und 2 m im Durchmesser; die Wand, in Form eines umgedrehten, abgestumpften Kegels, ist aus zwei Reihen Bambus gemacht, deren Zwischenräume mit Stücken von gebranntem Ton ausgefüllt sind. Die Hütte trägt ein konisches Dach. Das ganze Gebäude steht auf einer Erhöhung von harter Erde, etwa 20 cm über dem Boden, um gegen Überschwemmungen geschützt zu sein. Die Hütten zeigen eine untadelhafte Sauberkeit; um dieselben herum wachsen Feigen, deren Bast den Stoff für die Zeuge der Eingeborenen liefert. Die Dörfer sind von dichten Bananenpflanzungen umgeben. Das wenig zahlreiche Vieh, namentlich Büffel, wird in besonderen, ziemlich niedrigen Schuppen untergebracht.

Das Los der Frauen ist bei den Wakonde ein ziemlich schweres. Sie müssen, so weit es nötig ist, den Acker bestellen, Zeug weben und die Töpferarbeit verrichten. Die Sorge für das Vieh liegt den Kindern ob. Die Männer begnügen

sich damit, vor den Hütten sitzend die Schäfte ihrer kleinen Lanzen zu polieren und ihre Pfeife zu rauchen.

Die Njassavölker.

Im allgemeinen ist die Bevölkerung am Njassasee sehr dicht. Im südlichen Teile gibt es eine fast ununterbrochene Kette von Dörfern. Als Livingstone



Ein Dorf in Konde.

hier reiste, starrten ihm und seinem Gefolge überall schwarze Volkshaufen nach, Männer, Weiber und Kinder, die herbeieilten, um diese „Chirombo", d. i. wilde Tiere, anzustieren.

Die Bevölkerung bestellt den Boden in ziemlich ausgedehnter Weise und betreibt fleißig auch den Fischfang. Für letzteren Zweck bauen sie Wehre, voller kleiner Schleusen, in welche Korbfallen gestellt werden, aus denen der hinein-

geratene Fisch nicht leicht wieder entkommen kann. In den südlichen Dörfern wird auch Baumwolle gepflanzt, und die Bewohner wissen aus dieser, sowie aus der Rinde mancher Bäume, Zeugstoffe herzustellen. —

Die Wahehe

sind ein Hirtenvolk, welches das im Nordosten vom Njassa liegende Land Uhehé bewohnt. Sie sind schöne, gut gebaute Leute von ungezwungenem, hochmütigem Benehmen, auf deren großen und kräftigen Gestalten nach den Schilderungen Viktor Girauds das Auge mit Vergnügen weilt. Ihre Hautfarbe ist nicht sehr dunkel, der Kopf regelmäßig, das Gesicht viereckig, die Nase gerade, die Lippen keineswegs dick aufgeworfen, sondern gut geformt. Die krausen Haare werden in verschiedenen Formen zugestutzt, aber nur wenig oder gar nicht geschoren.

Minder schön sind die Frauen. Bis in das fünfzehnte Jahr besitzt das Mädchen allerdings etwas Anziehendes, und ihr spöttisches, schamhaftes Lächeln ist wahrhaft graziös; aber mit dem zwanzigsten Lebensjahre ist alles verschwunden.

Die Männer kleiden sich in ein weißes oder blaues baumwollenes Gewand, haben auch wohl noch eine geringe Lendenschürze; die Weiber tragen ein um den Leib gebundenes Tierfell. Männer und Frauen putzen sich gern mit blauen Perlen. Überall ist in Uhehe Vielweiberei zu Hause, und oft genug wird die Herrschaft in einem Dorfe sogar demjenigen übertragen, der die meisten Weiber hat, denn er gilt als der reichste und ist darum der angesehenste Bewohner.

In der Umgebung ihrer Hütten gehen die Wahehe gewöhnlich ohne Waffen. Da sie nämlich sehr streitlustig sind, haben sie es für klug gehalten, für gewöhnlich keine Waffen zu tragen; sobald aber das Kriegsgeschrei ertönt, steht bald jedermann in voller Bewaffnung da. Sie führen kleine, mit Widerhaken versehene Wurfspieße und elliptische, aus Ochsen-, Büffel- oder Zebrahaut gemachte Schilde.

Sie sind ein Hirtenvolk und hängen als solches in Bezug auf ihre Nahrung lediglich von ihrem Vieh ab, mit dem sie die Weideplätze auch häufig wechseln. Infolgedessen wird Ackerbau auch nur soweit betrieben, als der Bedarf erfordert. Die Männer kümmern sich darum auch nicht, das ist Sache der Weiber. Als ein Wahehe nach der liebsten Beschäftigung des Volkes gefragt wurde, gab er die charakteristische Antwort: Unser Geschäft ist der Krieg; jedes Jahr, wenn die Ernte kommt, ziehen wir nach Urori, Usango oder Usagara, um Frauen und Kinder zu holen. —

Nordwestlich von Uhehe liegt das flache Tafelland Ugogo, dessen Bewohner sind

Die Wagogo.

Sie sind kein häßlicher Menschenschlag, doch ist der Gesichtsausdruck bei allen wild, und die Augen sind meist von Trunksucht gerötet. Die Hautfarbe ändert von braungelb bis schwarz. Das Haar wird entweder kurz geschoren oder in zahlreiche Zöpfe geflochten. Beide Geschlechter bedecken sich mit baumwollenen, gelb gefärbten Schürzen; die Ohrläppchen werden durchbohrt. Die Frauen täto-



Wahehe, Bewohner von Uhehe.

wieren sich und putzen sich mit Armbändern aus Eisen, Messingdraht, mit kupfernen Ketten und elfenbeinernen Scheiben.

Die viereckigen Hütten haben ein zivilisiertes Aussehen und sind wohnlicher als bei irgend einem andern Stamm des Innern, doch starren sie sämtlich von Unsauberkeit. Die Wagogo zeichnen sich durch Gastfreundschaft aus, obwohl sie nicht geneigt sind, Schafe, Ziegen oder Kühe zu verkaufen. Die Männer verbringen ihre Zeit mit Faulenzen, Rauchen und Biertrinken, während die ganze Haus- und Feldarbeit den Frauen obliegt. In den Kriegen mit ihrem Nachbarvolke, den Wanjamwesi, sind die Wagogo stets Sieger geblieben, und nur mit Furcht betreten die Karawanen das Gebiet von Ugogo.

Der Häuptling oder Mtemi übt große Macht aus. Er ist von einer Art Ministerium und einem Rat der Ältesten umgeben. Er erhebt Durchgangszölle von den Karawanen. Zauberei wird allgemein gefürchtet. —

Östlich von Ugogo erhebt sich das flache Tafelland allmählich zum Randgebirge, welches dann wieder nach Osten in Terrassen zum Indischen Ozean abfällt. Dieses Gebirgsland ist das Land U s a g a r a, aus welchem der Mukondogwa alle Gewässer sammelt und gerade der Insel Sansibar gegenüber ins Meer führt. Die Bewohner dieser Landschaft sind

Die Wasagara.

Sie bilden nach Burton einen schönen und kräftigen Menschenschlag, besonders in den höheren Regionen, in den Niederungen erscheinen sie bei weitem weniger kräftig. Ihre Hautfarbe wechselt von schokoladenbraun bis tiefschwarz. Sie kleiden sich in Baumwollenzeug oder auch in weiches Leder, und selbst die Kinder werden mit Schürzen versehen.

Die Wasagara wohnen in leicht gebauten, kegelförmigen Hütten aus Gras und Flechtwerk, treiben Viehzucht und ausgedehnten Ackerbau, wenn sie nicht von den Sklavenjägern gestört werden, die näher an der Küste wohnen und trotz aller Verbote häufige Ausflüge gerade hierher unternehmen, um unter diesem kräftigen Volke Sklaven zu erbeuten, die in den türkischen Ländern gut bezahlt werden. Die Waffen des Volkes bestehen aus Bogen und Pfeilen; die letzteren haben sehr lange Spitzen, werden jedoch nicht vergiftet.

Die Dörfer der Wasagara sind mit Palisaden umgeben. Jedes Dorf hat seinen Häuptling, dem ein Rat der Ältesten zur Seite steht. Mehrere Häuptlinge sind wieder einem Mutua, einem Oberhäuptling, untergeben, der hier nach der Sitte der Araber, die ja die Hauptbevölkerung der benachbarten Meeresküste bilden, nicht König, sondern Sultan heißt. Als äußeres Zeichen tragen die Beamten in Usagara als Kopfbedeckung auch den türkischen Fez. —

Nordöstlich von Usagara, den Strand des Indischen Ozeans berührend, erhebt sich das Bergland U s a m b a r a; dessen Bewohner sind

Die Wasambara.

Burton sagt, daß das Land einem Wald von Bergen gleiche, die sich auf der einen Seite steil erheben, auf der andern schroff niederstürzen und bald breitere,

bald schmalere Täler einschließen, die meist von hervorragender Fruchtbarkeit sind. Das Land ist ein fast ganz für sich abgeschlossenes Gebirgsmassiv, das sich namentlich im Norden schroff in die Ebene hinabsenkt, die es von dem Massiv des Kilimandscharo trennt. Im Schegescherai erhebt es sich bis zu 1800, im Magamba bis zu 2000 m.

Die Höhen sind bis zum Gipfel dicht bewaldet. Teak- und Wollbäume, Kopal, Palmen aller Art bilden fast undurchdringlichen, von Lianen dicht verschlungenen Urwald. Zum Anbau ist namentlich die östliche Hälfte des Landes vorzüglich geeignet; hier gedeihen Mango- und Melonenbäume, Kaffee, Bananen, Tabak, Reis und Zuckerrohr im Überfluß. Die westliche Hälfte ist vornehmlich Weideland, und die Plantagenunternehmungen erfreuen sich in diesem Teile des deutschen Schutzgebietes auch schon großartiger Rinderherden. Die Hochtäler in Derema, Ngua, Nguelo, Lunguza u. a., die sämtlich ein gesundes Klima haben, sind zumeist schon von Deutschen besetzt.

Für die Verbindung mit dem Welthandel ist auch bereits durch die Usambara-Eisenbahn gesorgt, welche vom Hafen von Tanga ihren Ausgang nimmt und ins Hochland bereits bis Mombo hinaufführt. Den Bau begann eine Gesellschaft schon im Jahre 1893, von der 1899 das Deutsche Reich die bis dahin fertig gestellten Arbeiten übernahm und den Bau weiterführte. Ob die Bahn, parallel mit der englischen Grenze und mit der jenseits laufenden englischen Ugandabahn, bis zum Viktoria-Njansa fortgeführt werden wird, das ist vorläufig noch der Zukunft vorbehalten. Zu bedauern ist ja die Langsamkeit des Baues, denn die englische Konkurrenzbahn, welche vom Hafen Mombas nach dem Viktoria-Njansa führt, wurde erst 1896 begonnen und erreichte den See schon 1901.

Die einheimischen Bewohner, die Wasambara, sind hellfarbige, kräftige Leute und ausdauernde Bergsteiger, die sich nur dürftig kleiden. Die Häuptlinge, welche arabischer Abkunft sind und in Wuga, später in Masinde ihren Sitz hatten, waren stets deutschfeindlich gesinnt. Der letzte, Sembodja mit Namen, hatte sich zum Schutz gegen die fremden Eindringlinge mit einer Leibgarde von vierhundert Mann umgeben, die mit alten Musketen bewaffnet waren. Man achtete seiner weiter nicht, denn der Mann war ja unschädlich. Als er aber 1895 starb, ist der liederlichen arabischen Wirtschaft ein Ende gemacht worden; hatte doch dieser Häuptling oder Sultan nicht weniger als dreihundert Weiber unterhalten und besetzte alle Ämter unter den Wasambara mit seinen Kindern. Da die Eingeborenen aber einen eigenen Häuptling haben müssen, so ist ein anders gesinnter Nachfolger als ihr Oberhaupt eingesetzt worden.

Usambara sowohl wie das zuvor genannte Usagara versprechen für Deutsch-Ostafrika eine gewinnreiche Zukunft, das kann schon jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen. Als das ehemals so gerühmte Eldorado für leidenschaftliche Jagdliebhaber kann jedoch nur noch Usagara gelten, denn in Usambara sind die jagdbaren Tiere teils ausgerottet, teils durch die Rinderpest vernichtet. Die Ebenen von Usagara dagegen sind noch belebt von Herden von Antilopen, Zebras, Giraffen und Büffel; auch Löwen und Leoparden sind noch nicht so gar selten; Nashörner dagegen haben schon merklich abgenommen und Elefanten gehören so-



Araber aus Sansibar.

gar schon zu den seltenen Erscheinungen, infolgedessen ist auch der Ertrag dieser Landstriche an Elfenbein nicht mehr nennenswert. Überhaupt ist der ehemalige Wildreichtum des Kilimandscharogebietes dahin.

Völker der Suaheliküste und Sansibar.

Die Araber.

Die Verbindungen der Araber mit den östlichen Gestaden Afrikas haben schon zu einer Zeit bestanden, wo noch über diesem Weltteil sehr abenteuerliche Vorstellungen herrschten. Schon im 10. Jahrhundert hatten die Araber in Sansibar und auf der Suaheliküste Niederlassungen gegründet, die sich rasch zu blühenden Gemeinwesen entwickelten. Als Vasco da Gama 1498 in diesen Gebieten erschien, fand er daselbst gut gebaute Städte, die lebhaften Handel mit Indien trieben. Schon im Jahre 1503 erkannte Sansibar die portugiesische Oberherrschaft an, während die Handelsstädte an der Suaheliküste nichts davon wissen wollten. Bald wurden jedoch auch diese erobert, und damit war ihr bisheriger Handel vernichtet.

Wie dann zu Ende des 17. Jahrhunderts die Portugiesen durch den Imam von Maskat in Oman (in Ostarabien) vertrieben wurden und Sansibar und die Suaheliküste lange Zeit einen Teil des Sultanats Oman bildete; wie dann um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Sohn des damaligen Imam sich in Sansibar selbständig machte und endlich durch die Aufhebung des Sklavenhandels dessen Verhältnisse gänzlich umgestaltet wurden, das ist bereits erzählt worden. —

Unter der sehr gemischten Bevölkerung der Suaheliküste und Sansibars bilden die Araber die herrschende Nation. Neben ihnen erscheinen die Suaheli oder Wangwana, ferner die Banyanen, nämlich indische Krämer, ferner Perser, Beludschen, Madagassen und Wasungu, d. h. Europäer.

Die Araber stammen entweder aus Maskat und sind eingewandert, um hier ihr Glück zu versuchen, oder sie sind Abkömmlinge derer, welche einst die Portugiesen besiegt haben. Da unter ihnen die Sitte der Vielweiberei besteht, so lassen die meisten die Mischung mit afrikanischem Blute erkennen; auch ist ihre Hautfarbe dunkler als die der echten Araber. Während viele von den Abkömmlingen der alten Ansiedler noch immer an ihren alten Häusern, Meiereien und Pflanzungen festhalten und durch den Anbau von Gewürznelken, Zimt, Orangen, Kokospalmen, Zuckerrohr und andern Produkten ihr hinlängliches Auskommen haben, ist eine große Anzahl in das Innere des Kontinentes gewandert, um dort neue Kolonien zu gründen. Arabische Niederlassungen reichen nicht nur bis Udjidji am Tanganjikasee, sondern selbst bis Njangwe am oberen Kongo.

Die Araber von Sansibar sind, wie Stanley versichert, die besten ihrer Rasse. Vernünftigen Vorstellungen williger Gehör gebend, als die ägyptischen oder gar die bigotten Fanatiker Arabiens, veranlassen sie dem europäischen Reisenden keine Schwierigkeiten, sondern sind gesellig, offenherzig und gastfrei. In ihren Geschäften sind sie schlaue, auf einen Profit erpichte Kaufleute. Sie sind zuverlässige Freunde, aber auch glühend in ihrem Hasse. Blut wird selten anders als

Fruchtmarkt in Sansibar.

mit Blut gesühnt. Das Benehmen eines gebildeten arabischen Herrn ist tadellos. Ungeschliffenes und ungezogenes Benehmen wird von den älteren Personen sofort in die gehörigen Schranken zurückgewiesen und Roheiten sind niemals erlaubt.

Besonders spenden alle Reisenden dem verstorbenen Sultan Said Bargasch alles Lob. Die Hauptstadt Sansibar verdankt ihr rasches Emporblühen der Intelligenz dieses Herrschers.

Sansibar ist kein halbwilder Ort mit einer Negerbevölkerung in Strohhütten, sondern eine große, halb europäische, halb arabische Stadt, überragt von einem hohen Turme mit Uhr und elektrischem Licht, mit der übrigen Welt durch Kabel verbunden, mit Konsulaten aller Nationen, großen Kaufmannshäusern usw. Sansibar besitzt sogar eine ziemlich gut organisierte Armee und eine Flottille schöner Dampfer, welche besonders mit Indien regelmäßige Verbindung unterhalten. Prächtige Kunststraßen durchschneiden die Insel und führen zu den herrlichen Landhäusern des Sultans.

Einer der interessantesten Punkte der Stadt ist der große Fruchtmarkt, welcher die Bezeichnung Sansibars als einer Musterkarte aller Nationen der Erde fast buchstäblich zur Wahrheit macht. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß ein großer Teil dieser Völkermusterkarte auf eine schwankende, nur vorübergehende Bevölkerung entfällt, wie es die Natur eines solchen Welthandels mit sich bringt. Die eigentliche ständige Einwohnerzahl wird zwar auch sehr verschieden angegeben, dürfte sich jedoch immerhin um 50 000 bewegen und ist an sich auch schon bunt genug aus Europäern verschiedener Nationen, Indern und Arabern verschiedener Stämme, sowie Negern aller Klassen gemischt.

Der freien Bevölkerung steht hier eine bei weitem größere Zahl von Sklaven gegenüber, die teils von Händlern nach der Insel gebracht, teils in Sansibar selbst geboren wurden. Sansibar kann sich nämlich des traurigen Ruhmes erfreuen, daß es bis zum Jahre 1873 als einer der größten und ausgedehntesten Sklavenmärkte gegolten hat. Es ist Tatsache, daß alljährlich mindestens zwölftausend Sklaven von hier nach Arabien, Persien, Madagaskar verkauft wurden, welche samt und sonders aus dem Innern Zentralafrikas geholt wurden. Wenn man nun bedenkt, wie wenige von all den im Innern geraubten oder erhandelten Schwarzen die Küste erreichten, wie viele dagegen bei den Raubzügen und schließlich auch noch auf dem Transportwege umkamen, so kann man sich ungefähr ein Bild machen, wie furchtbar diese Menschenjagden unter den Einwohnern des Binnenlandes aufgeräumt haben müssen. Den Sultan von Sansibar mußten allerdings erst die Kanonen der Engländer zwingen, den scheußlichen Menschenmarkt aufzuheben, denn er bezog von jedem eingeführten und verkauften Sklaven eine nicht unerhebliche Steuer, und er verlor damit den größten Teil seiner Einnahmen.

„Die Sklaven werden,“ sagt Paul Heichen, „hauptsächlich in den Plantagen beschäftigt, welche die Araber auf der Insel und an der gegenüberliegenden Küste besitzen. Wer viele Sklaven sein nennt, der macht vortreffliche Geschäfte durch das Vermieten derselben. Da ein solcher Tagelöhner seinem Herrn täglich nach unserem Gelde 35 Pfennige abliefern muß, so gewinnt der letztere durch ihn jähr-

lich mindestens 100 Mark, während der Kaufpreis des Sklaven nur 100 bis 120 Mark betrug. Schlimm ist die Lage der Sklaven besonders dann, wenn ihr Herr selbst Not leidet und sich gezwungen sieht, ihre Arbeitskräfte rücksichtslos auszunutzen. Die Zahl der beim Landbau beschäftigten Sklaven hat sich nun vermindert, aber die zu verrichtende Arbeit ist dieselbe geblieben oder hat sich noch vermehrt. Die natürliche Folge davon ist, daß die Sklaven jetzt mehr arbeiten müssen. Auf den Plantagen des Sultans waren 1870 noch 50 000 Sklaven beschäftigt, jetzt aber ist die Zahl derselben auf 10 000 gesunken, und diese müssen



Suahelifrauen.

dieselbe Arbeit leisten, welche früher von der fünffachen Sklavenzahl verrichtet wurde." In Bezug auf Arbeitsleistung ist also ein Rückschritt festzustellen.

Die eingeborene Bevölkerung der Insel Sansibar und der gegenüberliegenden Küste des Festlandes, die ja von ihnen auch den Namen erhalten hat, sind

Die Suaheli oder Wangwana.

Sie sind durch die Expeditionen in das Innere des Erdteils, welche früher ja fast ausschließlich von Sansibar und der Suahelikūste ihren Ausgang nahmen, als ein im großen und ganzen arbeitsamer und zuverlässiger Menschenschlag bekannt geworden, bilden überhaupt durchweg die Arbeiterklasse des Gebietes.

In dem Charakter der Suaheli vereinigen sich die merkwürdigsten Gegensätze der guten und tadelnswerten Eigenschaften der Negerrasse, doch sind die ersteren überwiegend, und es bedarf nur richtiger Leitung. Lärm und Streit hört unter dem Völkchen zwar nie auf, aber er ist durchweg friedlicher Natur, und

selten kommt es zu Gewalttätigkeiten, die bei stets wacher Aufsicht leicht vermieden werden können. Die ihnen nachgesagte Unmäßigkeit, wenn sie aus dem Vollen schöpfen können, wird wettgemacht durch die Ausdauer, mit der sie in Fällen der Not auch die größten Entbehrungen ertragen, und mehr als ein Reisender weiß von den erstaunlichsten Leistungen der Suaheli zu berichten. Stanley entwirft von ihnen ein lebensvolles Bild.

Als die Araber die Küsten Ostafrikas zu überschwemmen begannen und von der Suahelikuste auch die Portugiesen vertrieben, fanden sie unter den eingeborenen Schwarzen zwei Klassen von Menschen vor, die Watuma, eine dienende Klasse, und die Wangwana, was so viel bedeutet wie freie Männer. Die letzteren waren höchst wahrscheinlich aus den ersteren hervorgegangen, indem sie sich ihre Freiheit mit den Ersparnissen ihres Fleißes erkauft hatten oder bei dem Tode ihrer Herren frei geworden waren.

Die arabischen Eroberer machten nun freilich bei der Klassifizierung dieser ihrer neuen Untertanen keinen Unterschied zwischen denen, welche frei waren, und denen, die noch zu jenen in einem dienenden Verhältnis standen. Die Araber waren die Herren und die Schwarzen ein summarisch unterworfenes Volk, und so schwand die unterscheidende Bezeichnung als Watuma und Wangwana nach und nach von selbst. Der letztere Name wurde endlich gebräuchlich für sämtliche farbigen Eingeborenen Sansibars und der Suahelikuste und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Der Mgwana, wie in der Suahelisprache die einzelne Person bezeichnet wird, während Wangwana die Mehrheit, das Volk im ganzen bedeutet, ist ein glücklicher, stets heiter gelaunter Mensch. Er liebt die Geselligkeit und ist deshalb umgänglich. Seine Eitelkeit, eine Eigenschaft, die er mit allen Volksstämmen der Negerrasse teilt, läßt ihn nach dem Besitz einiger langer, bis auf die Zehenspitzen reichender weißer Hemden und leuchtend roter Mützen trachten, und wenn er nach dem Beispiel der Reichen noch in den Besitz eines Spazierstocks gelangen kann, dann hat sein Glücksgefühl den Gipfelpunkt erreicht, und er sieht mit komischer Verachtung auf seine armen Stammesbrüder herab, die sich mit schweren Arbeiten, mit dem Tragen von Ballen, Kisten und Waren aller Art beschäftigen müssen. Er selber zieht nur noch leichte Arbeit vor und findet, da er meist eben von gutem, friedlichem Charakter ist, auch unschwer Stellung als Türhüter, Hausdiener u. dergl. oder wird mit dem Waschen des Kopals oder dem Trocknen der Felle von den europäischen Kaufleuten beschäftigt.

Andere verdienen sich als Handwerker ihr Brot mit dem Reparieren von Flinten, mit der Verfertigung von Messern, Gürteln und allerhand Zieraten oder mit Zimmermanns- und Schiffbauerarbeiten. Eine gewisse Klasse der Wangwana tritt in den Dienst von wissenschaftlichen Expeditionen, und es sind diese schwarzen Eingeborenen, denen Livingstone, Burton, Speke, Stanley u. v. a. zum großen Teil die Ausführung ihrer Pläne zu verdanken haben.

Stanley schreibt: „Wonach aber ein ehrgeiziger Mgwana vor allem strebt, das ist der Besitz eines Hauses und einer Schamba, d. i. ein Garten oder eine kleine Farm. Die Schamba braucht nur groß genug zu sein, um ein Dutzend Kokospalmen, ein Dutzend Reihen Maniokstauden von höchstens 30 m Länge, ein



Suaheli.

halbes Dutzend Bananenpflanzen, ein halbes Dutzend mit süßen Kartoffeln besetzter Beete und zwei oder drei Reihen Erdnußbäume zu fassen; dann hat er sein höchstes Lebensglück erreicht."

Die Gesichtsfarbe dieser Eingeborenen wechselt von olivenfarben bis schwarz. Spuren arabischer Mischung sind häufig zu erkennen. Ihre Gestalt ist ziemlich hoch, selten unter Mittelgröße und verrät eine ansehnliche Muskelkraft. Sie haben die Religion ihrer Herren angenommen, doch tritt bei ihnen der Islam nicht in der fanatischen Gestalt auf, wie in Arabien, Persien und andern mohammedanischen Ländern.

Die Bantuvölker des Ostflügels.

Das britische Ostafrika beherbergt noch eine ganze Reihe eingeborener Volksstämme, die den Bantuvölkern angehören, die äußersten Posten derselben nach Nordosten. Sie haben ihre Sitze nördlich bis zum Kenia, östlich bis zu dem Tanaflusse.

Längs der Meeresküste zwischen den Wasambara in Deutsch-Ostafrika und den jenseits des Tanaflusses auftretenden Gallavölkern wohnen

Die Wanika.

Dieser Volksstamm zeigt schon eine starke Mischung mit semitischen und hamitischen Völkern. Die Farbe der Wanika ist schokoladenbraun, selten schwarz, die Haut weich, mit negerartiger Ausdünstung. Nase, Lippen und Kinn sind negerartig; das Auge ist wild, der Blick stierend. Das Haar wächst lang und straff und hängt, über der Stirn von Ohr zu Ohr wegrasiert, in sehr dünnen Strähnen herab. Männer und Frauen tragen ein Stück Baumwollenzeug oder ein Fell um die Lenden, die Frauen verhüllen auch den Oberkörper, pflegen sich auch zu tätowieren. Beide Geschlechter schmücken sich gern mit Ohr-, Arm- und Beinringen, Halsketten und dergleichen.

Die Hütten haben eine zylindrische Form mit abgestumpften Dächern. Die Dörfer werden von mehreren hohen, dichten Umzäunungen eingeschlossen. Die Bewohner sind fleißige Ackerbauer und bestellen ihre Sorghumfelder mit großer Umsicht. Aus Sorghum wird ein Bier, aus Kokosnußmilch ein Palmwein bereitet.

Der gesellschaftliche Zustand der Wanika ist eine rohe, unbotmäßige Gleichheit aller; keiner befiehlt, wo niemand gehorcht. Eine gute Eigenschaft ist die große Liebe zu ihrer Familie, trotzdem werden schwächliche Mitglieder getötet. Ein Mann kann so viele Weiber nehmen, wie er zu ernähren vermag. Hochzeit sowohl wie Leichenbegängnisse sind immer mit großen Festlichkeiten verbunden. Ebenso die Aufnahme in die verschiedenen Altersklassen, eine Eigentümlichkeit, die man sonst nirgends findet: Nyere heißen die Jungen, Khambi die im mittleren Alter stehenden Personen, Mfaya die Alten; der Übertritt aus einer Altersklasse in die andere geschieht unter mancherlei geheimnisvollen Zeremonien. —

Zwischen dem Sabaki- und Tanafluß haben ihre Sitze

Die Wakamba.

Es sind schöne und kräftige Gestalten, mit schwärzlicher Haut, etwas dicken Lippen und schwachem Bartwuchs. Das Haar wird rasiert oder drahtartig in Locken frisiert, der Körper mit Fett und Rötel eingerieben. Die einzige Bekleidung besteht in einem Fell um die Lenden; am Nacken, an den Lenden und an den Fußknöcheln tragen sie kupferne Ketten oder Schnüre von verschiedenfarbigen Glasperlen.

Die Wakamba leben in Polygamie. Der Bräutigam muß den Eltern der Braut eine Anzahl von Kühen geben und dann auch erst noch die Auserkorene mit List oder Gewalt rauben. Die Frauen besorgen die Hausarbeit und den Feldbau.

Das Volk steht unter Familien- oder Dorfoberhäuptern, die in Verbindung mit den Ältesten ihre Untertanen nach den alten Sitten und Gebräuchen regieren. Zauberei aller Art, Regenmacherei, Vogelschau haben allgemeine Geltung. Unter dem Namen Mulunga haben sie eine dumpfe Ahnung von einem höchsten Wesen; gefürchtet werden aber nur böse Geister, denen man häufig Opfer bringt. —

Längs des Tana finden wir

Die Wapokoma.

Ihre Sagen weisen auf eine große Völkerbewegung hin, durch die sie gezwungen wurden, ihre alten Wohnsitze aufzugeben, welche an einem hohen Schneeberge lagen, der viele Ströme entsandte. Es wird darunter wohl zweifellos der Kilimandscharo zu verstehen sein. Sie sind kräftige, schön gewachsene, große Menschen, viele Männer sowohl wie Frauen messen an 2 m in der Höhe. Ihre Haut ist schokoladenbraun mit einem Stich ins Kupferfarbene. Beide Geschlechter schlagen ein rohes Baumwollengewebe um die Hüften, das bis zu den Knieen reicht. Wohlhabendere bedecken auch den Oberkörper. Als Schmuck dienen Eisenketten, Messingketten und Glasperlen; die Frauen prunken oft mit schweren Halsreifen von Messingdraht. Beide Geschlechter tätowieren sich.

Neben Arbeitsamkeit und Friedensliebe ist Geselligkeit ein eigentümlicher Zug dieses Volkes. Ihre bienenkorbförmigen Hütten bilden stets Ortschaften, welche ausnahmslos in den Uferwaldungen, nahe dem Tanaflusse angelegt sind. Ihre Felder erstrecken sich seitlich vom Tana nur einige hundert Meter, darüber hinaus dehnen sich ihre Niederlassungen niemals aus.

Die Wapokomo sind sehr sittsam. Verstöße gegen gute Sitten dem weiblichen Geschlecht gegenüber, und sollten sie auch nur in scherzenden Reden bestehen, werden von den Ältesten durch Forderung von den Gütern des Übeltäters, meistens bestehend in Baumwollengewebe, hart geahndet. Vielweiberei besteht nur in beschränktem Maße. Heiraten stellen sich als Käufe dar. Die Frau nimmt aber trotzdem keine sklavische Stellung ein; sie arbeitet mit dem Manne und teilt seine Freuden und Leiden. Jede Frau bewohnt mit ihren Kindern eine eigene Hütte.

Bei Hochzeiten, Namengebung der Kinder und Todesfällen werden Gelage abgehalten, die in vielem Essen, Trinken und Tanzen bestehen. Von einem höheren unsichtbaren Wesen sollen sie nur unklare Vorstellungen haben. —

Die Wateita

bewohnen die zwischen den Sitzen der Wanika und dem Kilimandscharo gelegenen gebirgigen Hochländer. Thomson beschreibt die Männer von geringerer Durchschnittsgröße, mager und unansehnlich; die Weiber dagegen nennt er muskulös, „ihr Gliederbau ist ins Große entwickelt, und sie sind so flink und weich wie eine Schlange. Der Gesichtsausdruck ist angenehm und der Blick ihrer glänzenden Augen und das Lächeln ihrer Lippen lieblich und kokett."

Die Männer tragen ein dürftiges Tuch um die Hüften oder um die Schultern geschlagen. Die Frauen haben nur eine Lendenschürze, welche mit Perlen buchstäblich bedeckt ist. Der ganze Körper wird mit Öl und Ruß eingerieben. Das Kopfhaar wird ringsum von den Schläfen wegrasiert, bis nur ein kreisrunder Fleck auf dem Kopfe stehen geblieben ist. Kopf, Hals und Arme werden insbesondere bei den Frauen von einer Unmasse von Perlensträngen bedeckt, so daß manche zehn bis zwanzig Pfund Gewicht an ihrem Körper zu tragen haben. Auch werden die Augenwimpern sorgfältig entfernt und die Zähne spitz gefeilt.

Die Hütten der Wateita haben die Form von Bienenkörben, in welchen als einzige Lichtquelle ein Tag und Nacht unterhaltenes Feuer dient. Ziegen, Schafe und Hühner wohnen hier mit ihren Herren zusammen. Die Wateita sind sehr sorgfältige Ackerbauer. Jeder zugängliche Fleck der zerrissenen Berglehnen ist mit Bananen und Zuckerrohr bepflanzt. Überall sieht man das Wasser vermittelst künstlicher Kanäle nach den weniger begünstigten Stellen fließen oder in dünnen Wasserleitungen von Bananenstämmen längs der Felsen und andern Stellen laufen. Die Bestellung der Felder ist Arbeit der Weiber. —

In den Vorbergen des Kilimandscharo, da wo die Abfälle dieses gewaltigen Schneemassivs südlich und östlich in hügeliges Land auslaufen, breitet sich die Landschaft Dschagga aus. Sie liegt zum größten Teil noch innerhalb des deutschen Schutzgebietes, erstreckt sich aber auch über die Grenze ins englische hinein. Die Bewohner sind

Die Dschagga.

Infolge ihrer Wohnsitze im Hügellande nennen sie sich selbst Wakirima, d. h. Hügelbewohner. Sie sind ein gesunder und kräftiger Volksstamm von tiefbrauner Hautfarbe und unterscheiden sich in allem übrigen nur wenig von den Nachbarvölkern.

Das Volk der Dschagga umfaßt eine große Anzahl kleiner Stämme, wie die Matschari, Kiboso, Naruma, Moschi, Urua, Kirua, Rombo u. a., die sämtlich voneinander unabhängig waren und sich erst nach mancherlei heftigen Kämpfen, welche vornehmlich 1893 und 1894 stattfanden, der deutschen Herrschaft unterwarfen. Das Land ist von üppiger Fruchtbarkeit, Yams, Bataten, Hirse, Mais, Bohnen werden von den Eingeborenen gebaut, und auf den saftigen Wiesenflächen finden Rinder, Schafe und Ziegen die fetteste Weide. Beides aber,

Ackerbau und Viehzucht, wird den Weibern überlassen, die Männer werden von Jugend auf zu Kriegern erzogen, Jagd und Raub ist ihre einzige Beschäftigung.

Die Häuptlinge der Dschaggastämme erfreuen sich einer absoluten Autorität, ihnen gegenüber sind alle andern Wadschagga nichts weiter als ihre Sklaven. Ein solcher Häuptling heißt Mangi. Jeder Mangi hat zwar nur ein kleines Gebiet, aber er ist darin unumschränkter Herr. Alle männlichen Kinder werden, sobald sie die Pflege der Mutter entbehren können, genötigt, beisammen zu wohnen, um für den Dienst des Mangi und des Landes erzogen zu werden. Auch über das weibliche Geschlecht hat der Mangi eine unbeschränkte Gewalt, so daß keine Hochzeit ohne seine Einwilligung stattfinden kann.



Dschaggamädchen.

Wie schon gesagt, sind Ackerbau und Viehzucht, sowie auch die häuslichen Arbeiten den Weibern überlassen. Die Männer arbeiten nur wenig, ihr Geschäft ist, den Mangi und das Land zu bewachen, weshalb sie auch beständig Spieß und Schild, dieser aus Elefanten- und Büffelleder schön gearbeitet, mit sich tragen. Die Wadschagga teilen zwar ihre Wohnungen auch mit dem Vieh, doch darf man daraus nicht auf Unreinlichkeit schließen, denn sie waschen und baden sich sehr fleißig. Einen gewissen Gewerbsinn beweisen sie in der Verfertigung ihrer Geräte und Waffen. Die Weiber wissen sogar etwas von der Stickerei, indem sie ihre ledernen Gewänder niedlich mit Glasperlen besetzen und so leidlich bekleidet sind.

Die hamitischen Völker des Ostflügels.

Zwischen dem Kilimandscharo und dem Kenia auf englischem Gebiete einerseits und dem Viktoria-Njansa auf deutschem Gebiete anderseits wohnen

Die Massai.

Die Grenzen des von ihnen eingenommenen Gebietes sind nicht zu bestimmen, denn sie sind ein nomadisches Hirten- und Kriegervolk, das nach den Bedürfnissen für seine Herden unstät umherzieht und oft auch schon in südlicheren Distrikten Deutsch-Ostafrikas angetroffen worden ist. Man hat die Massai früher für einen Zweig der Somali oder Galla gehalten, der großen hamitischen Bevölkerung des äußersten Ostens von Zentralafrika. Neuere Forschungen

haben indessen festgestellt, daß sie zweifellos aus den Gebieten des oberen Nil gekommen sind, also einen niloto-hamitischen Völkerstamm darstellen.

Ausführlichere Nachrichten über die Massai haben wir in neuerer Zeit von dem Engländer Joseph Thomson und dem Deutschen Karl Peters erhalten, die beide durch das Gebiet dieses gefürchtetsten aller ostafrikanischen Stämme gezogen sind. Raubsucht und Blutgier sind bei den Massai in seltener Weise und bis aufs äußerste entwickelt. Der Massai ist ein Schrecken für ganz Ostafrika geworden; schonungslos mordet er nicht bloß die wehrhaften Männer, sondern das Kind an der Mutterbrust, Mädchen und Greisinnen. Sklaven verschmäht er.



Massaifrau.

Die Massai sind große, magere, aber äußerst sehnige und muskulöse Gestalten. Der Kopf ist wohlgebildet, die Nase erscheint weniger platt, die Lippen sind dünn, nicht wulstig aufgeworfen. Die Haut ist dunkelschokoladenfarbig, hellere Schattierungen kommen selten vor. Das Haar ist gekräuselt. Das wild blickende Auge steht ein wenig mongolisch schief.

Der Körper wird bei den Massai nicht tätowiert, wohl aber lieben es die Männer, Wundnarben aufweisen zu können, die für sie einen besonderen Schmuck darstellen, weil sie Zeugen der kriegerischen Tapferkeit sind. Ein anderer Schmuck ist auch die Ausdehnung der Ohrläppchen, die bisweilen beinahe die Schulter erreichen. Das Haar wird bei den Frauen wegrasiert, die Männer aber flechten falsche Zöpfe von Bast ein und tränken dieselben mit einer Mischung von Fett und Ton.

Die Tracht der Männer ist ein viereckiges großes Fell einer Ziege oder eines jungen Bullen, das über Kopf und Schultern geworfen die eine Seite bis zur Hälfte des Körpers bedeckt. Außerdem tragen sie ein herzförmiges Leder, welches um die Lenden gebunden wird und von hinten herabfällt. Im Kriege aber wallt

ein 2 m langes Stück Tuch mit Streifen von bunter Farbe vom Halse abwärts, um den Hals sitzt ein ungeheurer Kragen von Habichtsfedern; ein Mantel von Ziegenfell ist um die Taille gerollt, den Kopf bedeckt eine Kappe von wallenden Straußenfedern, und um die Beine hängen Affenfelle; Speer, Schild, Schwert und Keule vervollständigen die Kriegsausrüstung. — Nach Peters dagegen geht der Massai vollständig nackt in den Kampf, die Straußfederkappe bildet dann seinen einzigen Anzug.

Die Kleidung der Weiber besteht aus zwei Fellen; eins derselben reicht von der Brust, das andere von den Schultern bis zu den Füßen, und beide werden um die Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten. Schmucksachen werden in Menge getragen. Sie umwickeln ihre Arme und Beine mit Eisendraht; um den Hals liegt ein dicker Ring von starkem Metalldraht, sowie ein Halbmond von Draht oder Eisen, an welchem eiserne Ketten und Perlen hängen und die Brust bedecken; auch in jedem Ohr hängen Ringe und andere Verzierungen.

Die Hütten der Massai sind etwa 1 m hoch, etwas breiter und 3 m lang und werden aus Zweigen gebaut, welche mit einer Mischung von Kuhdünger und Lehm und in der Regenzeit noch mit Häuten bedeckt werden. Die Hütten liegen im Kreise um eine große Fläche, auf welche abends das Vieh getrieben wird. Dieser Kraal ist von einem starken Verhau aus Dorngestrüpp umgeben. Als Haustiere werden Massen von Rindern, Schafen und Ziegen gehalten. Der ganze Kraal steht unter den Befehlen eines erwählten Häuptlings, dem unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod gegeben ist.

Der Massai nimmt so viele Frauen, wie er will, die Heirat ist ganz einfach ein Kaufgeschäft. —

Den Massai stammverwandt sind

Die Wakuafi.

Furchtbare Fehden wüteten zwischen beiden Völkerschaften, wodurch die Wakuafi an den Rand des Unterganges gebracht worden sind.

Im ganzen sind sie den Massai ähnlich, zeigen aber eine stärkere körperliche Entwicklung und scheinen eine Beimischung von Negerblut zu haben. Auch in ihrer Lebensweise gleichen sie den Massai. Ihre Häuser haben die Form von Heuschobern. Ihre Äcker bestehen aus fruchtbarem Boden, und um der Trockenheit der Luft abzuhelfen, haben sie ein ganz ausgezeichnetes Bewässerungssystem eingeführt, wodurch ihnen die Möglichkeit geboten ist, Hirse und Melonen zu pflanzen.

Alles in allem genommen, sind die Wakuafi nicht als eine besondere Völkerschaft, sondern trotz der herrschenden Todfeindschaft nur als ein Stamm der Massai aufzufassen. Ebenso

Die Wandorobo

in der Landschaft Murdoi am Tana, wo dieser Strom sich über ein wüstes Geröll stürzt und sich geradezu in eine Reihe wütender Wildbäche auflöst, um dann weiterhin wieder fahrbar zu werden, eine Landschaft, von der Peters sagt, daß sie an die Partien im Harz unter dem Brocken erinnere. Alles verliert sich in

einem grauen Gischt, von einem eigentlichen Strom ist überhaupt nicht mehr die Rede. Sowie man aber die Terrasse erstiegen hat, hat man plötzlich wieder den im Schatten der Waldbäume sich dunkel abhebenden ruhigen Tanastrom vor sich. Hier schweift der Massaistamm der Wandorobbo mit seinen Herden durch die Steppe und erfreut sich auch nur hier einer Unabhängigkeit von den eigentlichen Massai. Zwischen Wakamba und Galla durchstreifen sie mit ihren großen Herden von Rindern, Schafen, Ziegen und Eseln das Land, einen Weideplatz nach dem andern erschöpfend. In Zeiten der Dürre des Hinterlandes sind sie freilich gezwungen, sich mit ihren Herden in den fruchtbarsten Gegenden, die nahe dem Tanafluß liegen, zu halten.

Die Somali oder Somal.

Das große Osthorn Zentralafrikas, fast von der Straße Bab el Mandeb bis weit über den Juba, am Indischen Ozean, bewohnen die Somali. Ja, es kann seit etwa 1874 sogar der Tana als ihre Südgrenze betrachtet werden, da sie ihre Todfeinde, die Galla, gegen Westen und Süden weit zurückdrängten.



Somal.

Die Somali teilen sich in drei voneinander unabhängige Stämme: die Adschi im Norden, die Hawijah im Osten, die Rahanwin, welche den Süden des Landes einnehmen. Nach Hartmann sind die Somali mit den Abessiniern und Galla unzweifelhaft verwandt, tragen aber in ihren Adern reichlich arabisches Blut, wie sie sich auch gern ihrer Herkunft aus Arabien rühmen. Daß auch Negerelemente zu dieser Völkermischung beigetragen haben, geht aus der großen Verschiedenheit des Somalitypus hervor. Nach Haggenmacher trifft man sogar in derselben Familie Männer von verschiedener Gesichtsbildung, die einen mit dünnen, zusammengepreßten Lippen und Adlernase, andere mit aufgeworfenen Lippen und dicken Nasen.

Der Somali ist von hohem, schlankem Wuchse, die Hautfarbe ist tiefdunkel, auch wohl tiefschwarz, mitunter ins Rötlichbraune spielend. Er hat zierliche Gliedmaßen, langes, aber vernachlässigtes Haar, das reichlich mit Fett getränkt

wird. Der Bartwuchs ist schwach. Zur Zierde des Körpers werden Narben in die Haut geschnitten. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich ganz allgemein durch schöne, zierliche Formen, kleine Hände und Füße und lebhaftes, gelenkiges Wesen aus.

Die Somali kleiden sich in einen breiten und langen Baumwollenstoff, den sie verschiedenartig umhüllen. Die Frauen tragen denselben als einen reichfaltigen Unterrock, die Brust deckt ein über die linke Achsel gebundenes Tuch. Die Männer haben keine Kopfbedeckung, die Frauen dagegen zum Unterschiede von den Mädchen einen blauen Turban. Sandalen trägt jedermann. Bei den Frauen sind die Finger, Handgelenke, Oberarm und Hals mit silbernen Ringen, Spangen und Glasperlenschnüren geschmückt.

Die Behausung der Somali besteht in scheunenartigen Hochbauten oder in bienenkorbähnlichen Hütten, die mit Matten, Lederhäuten u. a. bedeckt sind. Im Innern befindet sich außer einer, einen halben Meter über dem Erdboden aus Holzgeflecht errichteten Lagerstätte keinerlei Einrichtung. Den Fußboden bedecken Holzschüsseln, tönerne Wasserkufen, Körbe, Flaschen, Geflechte; an den Wänden hängen mit Kaurimuscheln schön verzierte Taschen zur Aufnahme weiblicher Gerätschaften.

Sobald der Somali seine Hütte verläßt, trägt er seine Waffen; zur Rechten ein großes Dolchmesser, zwei Lanzen auf der linken Schulter, den Schild am Arme. Die Hauptnahrung besteht aus Fleisch von Schafen, Ziegen, Kühen und Kamelen; Fische sind ein Lieblingsgericht. Die vegetabilische Nahrung sind Datteln, Reis und Mehl. Dagegen gelten alle Vögel und fast alles Wild für unrein. Berauschende Getränke sind ebenso verhaßt wie Schweinefleisch, selbst Kaffee wird nicht genossen. Auch wird der Genuß des Tabaks nicht gern gesehen, und wahrhafte Bekenner des Islam enthalten sich des Rauchens.

Der Somali heiratet so viele Frauen, wie er ernähren kann. Meist sind es die Mädchen, die sich den Bräutigam wählen, indem sie demselben durch Vermittlerinnen oder durch Zeichen ihre Zuneigung zu erkennen geben. Der Bräutigam hat dem Vater der Braut eine Hochzeitsgabe zu machen. Diese ist nicht bestimmt; ein armer Mann gibt zehn bis zwanzig Ziegen, während Reiche wohl Kamele, Pferde und bis dreihundert Schafe opfern. Hochzeiten und Geburten sind immer mit Festlichkeiten und Tanz verbunden.

Die Frau ist mehr Sklavin als Frau, außer ihrem Heiratsgut hat sie keinen Besitz. Sie hat nicht das Recht, eine Trennung der Ehe zu verlangen. Stirbt der Mann, so kann sie sich nur mit einem der nächsten Verwandten des Verstorbenen wieder verheiraten. Die Erziehung der Kinder ist natürlich sehr roh. Der Vater kümmert sich nicht um die Töchter, während er die Söhne lehrt, Lanzen zu werfen und mit dem Schilde zu parieren. Die Mädchen müssen mit ihren Müttern die häuslichen schweren Arbeiten verrichten; sie lernen Stroh flechten, Wasser- und Milchschläuche nähen, kochen, Hütten bauen usw. Nur die männlichen Nachkommen erben, die Mädchen haben keinen Anspruch auf irgend welches Erbteil; der Sohn ist jedoch gehalten, nach dem Tode des Vaters seine nächsten weiblichen Verwandten zu ernähren.

Ackerbau ist bei den Somali eine nur untergeordnete Beschäftigung. Da-

gegen wird die Viehzucht sehr schwunghaft betrieben. In dieser Beziehung ist das Kamel das wichtigste Haustier. Gleichbedeutend ist die Schaf- und Ziegenzucht; auch auf die Pferdezucht wird bedeutende Sorgfalt verwendet, aber die Anzahl der Rinder ist verhältnismäßig gering. Die Industrie ist sehr unbedeutend. Schmiede und Sattler sind die einzigen Handwerker. Diese sind zwar verachtet, verfertigen aber gute Waren; namentlich sind alle von den Somalschmieden gelieferten Waffen ausgezeichnet gearbeitet. Im inneren Lande herrscht nur Tauschhandel, an den Küsten sind die Mariatheresiataler das laufende Geld.

Jeder Stamm hat seinen Vorgesetzten, der jedoch keine Herrscherrechte genießt. Er nimmt nur die Ansichten der Stammesversammlung entgegen. Diese hat das Recht über Leben und Tod der Stammesgenossen. Die Strafen bestehen meist in Geldstrafen. Gestohlenes Gut muß zurückgegeben oder an Wert zehnfach ersetzt werden. Die Blutschuld beträgt für einen Mann oder Knaben hundert Kamele und vierzig Mariatheresiataler.

Die Gefühle und Gedanken der Somali sind roh und sinnlich. Die Stämme leben in beständiger Feindschaft. Der Somali raubt und mordet, wo es ihm möglich ist; Mord und Raub sind nach seiner Ansicht keine Sünde, die den Weg zum Paradiese des Mohammedaners verwehren, in das ja auch nur die Männer, nicht aber die Weiber kommen können. Die Somali bekennen sich zum Islam, aber Moscheen gibt es im ganzen Lande nicht. Die Knaben lernen die notwendigsten Gebete und Sprüche des Koran auswendig, damit ist dem religiösen Bedürfnis genügt. —

Die Galla.

Durch die Somali von den Küsten des Indischen Ozeans zurückgedrängt, nehmen die Galla sehr weite Gebiete im Innern des nordöstlichsten Zentralafrika ein. Sie reichen im Norden bis nach Abessinien hinein, im Süden bis zu den großen Seen, im Westen bis zum oberen Nil. Sie sind körperlich wohlgebildet und auch geistig gut veranlagt.

Die Männer sind mittleren Wuchses, haben breite Schultern und kräftige Gliedmaßen; die Frauen sind meist üppige Gestalten. Die Hautfarbe ist dunkelkaffeebraun; Gesicht, Brust, Leib und Arme werden tätowiert. Das Haar läßt man zumeist zu einer helmartigen Kappe wachsen, es ist oft phantastisch frisiert und reichlich eingefettet. Die Männer sind nur mit einem Baumwollhemde, die Frauen mit einem langgeschlitzten Lederrock bekleidet. Die Frauen tragen Metall- und Perlenschmuck an Hals und Ohren; die Männer statten sich mit einem Säbel, der an der linken Schulter getragen wird, einem Messer, sowie mit Lanzen und Schilden aus, sobald sie öffentlich erscheinen.

Die Wohnung des Galla besteht aus einer niedrigen, runden, aus Durrastroh und Holzpfosten erbauten Hütte, deren Inneres in zwei Räume geschieden ist. Der erste an der Tür dient als Küche und Vorzimmer, der hintere als Schlafzimmer. Die Hütten stehen gruppenweise beisammen und lassen einer Entwicklung von Gassen und oft nicht ungeräumigen Plätzen Raum; die letzteren sind gewöhnlich mit schattigen Bäumen bepflanzt.

Ein Gallahauswesen besteht stets aus einer oder zwei Hütten für die Fa-

milie und gewöhnlich aus zwei hochwandigen, aber von keinem Dache bedeckten Einzäunungen für das Vieh. Der Hausrat setzt sich zusammen aus einer Durrastampfe, aus großen tönernen Platten, die zum Backen der Durrafladen dienen, aus Holz geschnitzten Schüsseln, großen tönernen Krügen, aus Bast und Grashalmen geflochtenen Milchgefäßen, irdenen Lampen und kleineren Tongefäßen zur Aufnahme von Wohlgerüchen, die in der Küche verbrannt werden. Zur Lagerstätte dienen Ochsenfelle.



Ein Gallaknabe.

Die Frau wird käuflich erworben. Der Kaufpreis beträgt bei Wohlhabenden vierzig, bei Ärmeren sechs bis acht Kühe. Festschmäuse und Tänze sind immer damit verbunden. Dem Manne steht die Bestellung des Feldes, den erwachsenen Kindern das Weiden des Viehes zu. Die Frau hat außer den Hausgeschäften für Durra, Futter, Wasser und Holz zu sorgen. Gastfreundlichkeit wird allgemein geübt, und es gilt als eine besondere Bevorzugung, wenn der Hausherr dem Gastfreunde wohlgefettete Brotstücke eigenhändig in den Mund stopft. Wir finden also hier bereits Anklänge an die Sitten der Gastbewirtung bei den Arabern.

Jeder Gallastamm hat seinen eigenen Häuptling, dem ein Unterhäuptling und ein Rat von Ältesten zur Seite stehen. Eigentliche Gesetze gibt es nicht, nur gewisse Formen des Gewohnheitsrechtes. Schwere Verbrechen, wie Mord, werden durch Zahlung in Geld oder Rindern, fünfzig bis sechzig für einen Mann, zehn

bis zwanzig für eine Frau, gesühnt. Nicht selten wird der Mörder der Familie des Ermordeten ausgeliefert, welche ihn tötet; auch wurde früher Verbannung über den Verbrecher verhängt. Im übrigen hat der Vater eine absolute Gewalt über die Frauen und Kinder. Tötet ein Galla seine Frau, so kümmert das niemand.

Die nördlichen Galla betreiben Ackerbau und Viehzucht, dagegen sind die südlichen Stämme ausschließlich Viehzüchter und verschmähen den Landbau als eine für freie Männer unwürdige Beschäftigung. Unter ihren industriellen Leistungen steht die Baumwollenweberei voran; sie liefern auch ihren Todfeinden, den Somali, die nötigen Baumwollenzeuge.

Dem Charakter nach ist der Galla ein offener, energischer Geselle, eher wohlwollend als hinterlistig, dabei treu, mutig, ausdauernd und fleißig. Das gegebene Wort ist ihm heilig. Allgemein rühmt man die Anhänglichkeit an die Stammesgenossen und Freunde. Im Kriege aber sind sie höchst grausam; sie hassen und verfolgen ihre Feinde mit wilder Energie.


Ein Gallamädchen.

Großenteils bekennen sich die Galla zum Islam, der langsam stetige Fortschritte macht. Die Masse des Volkes gehört aber noch dem Heidentum an, und daher rührt auch die Todfeindschaft mit den Somali. „Ein Somali und ein Galla," sagt Peters, „wo immer sie auch aufeinander treffen mögen, stehen ohne weiteres im Kriegszustande. Die Somali sagen selbst, daß sie früher ein Volk gewesen seien, sich aber getrennt hätten, weil die Galla dem alten Volksglauben treu blieben, während die Somali die Lehre Mohammeds annahmen."

Peters traf auf die Galla bei seiner Reise am Tana aufwärts, wo ein Teil vom Stamm der Borani sich auf der Tanainsel Odaboruruwa niedergelassen hatte und von hier aus die Wapokoma unter ihrer Herrschaft hielt, die am Tana entlang ihre Sitze haben. „Diese Wapokoma haben zwar noch ihren eigenen Sultan, welcher zu den Beratungen der Galla hinzugezogen wird, haben aber für die herrschende Gallaklasse Frondienste zu leisten, welche insbesondere in Bootsfahrten bestehen. Daneben halten sich die Galla Sklaven, durch welche sie ihren Ackerbau und ähnliche Arbeiten besorgen lassen. Diese Sklaven sind in eigenen Dörfern angesiedelt und haben auch selbst einiges Ackerland für sich und ihre Familien in Besitz, aber sie sind niemals in der Lage, sich Eigentum anzu-

sammeln, weil ihnen solches regelmäßig von ihren Herren, den Galla, abgenommen wird.

„Äußerlich leben die beiden Rassen in gutem Verhältnis, aber unter der Decke hat sich ein erbitterter Haß zwischen Herren und Beherrschten herausgebildet. Alles in allem befinden sich die Galla von Odaboruruwa in einer sehr eingekeilten und von allen Seiten bedrängten Lage. Im Norden haben sie sich gegen die Somali zu verteidigen, im Westen kämpfen sie gegen die Wandorobo, und von Südwesten aus machen die Wakamba Beutezüge gegen ihre Herden."

Als Peters 1889 bei ihnen war, schätzte er ihre Zahl noch auf etwa 1200 Köpfe. Er machte es dem Sultan zum Vorwurf, daß er sich auf diese Tanainsel zurückgezogen habe, doch der Gallaherrscher sagte sehr treffend: „Blicke auf meine Leute, siehe doch meine Krieger! Einst zählten sie nach vielen Tausenden, jetzt sind sie zu Hunderten zusammengeschmolzen. Nach allen Richtungen hin haben wir zu kämpfen, und ich sehe den Tag voraus, wo kein Gallafuß mehr die Steppen am Tana durcheilen wird."

So gleichen diese Galla von Odaboruruwa, fügt Peters hinzu, den trotzigen, aber zum Untergange bestimmten Indianern Nordamerikas, und es liegt ein Hauch von Wehmut über ihrem Geschick. Dies traurige Geschick hat indes schon manchen andern Eingeborenenstamm ereilt, und diese Galla werden nicht der letzte Stamm sein, der vor der Zivilisation aus Afrika verschwindet.

Die Zwergvölker in Zentralafrika.

Hier sind nun schließlich noch Völkerschaften anzureihen, die schon seit dem Altertum ein Rätsel gewesen sind, und deren Stellung unter den Völkern heute noch nicht mit Sicherheit anzugeben ist: die durch ganz Zentralafrika verbreiteten Zwergvölker.

Schon Vater Homer, der Sänger der Ilias und Odyssee, weiß von einem Volke der „Pygmäen", das am fernen Okeanos wohne und von den Kranichen bekriegt werde. Das griechische Wort Pygmäe bedeutet so viel wie Fäustling und bezeichnet also ungefähr dasselbe, was das deutsche Märchen mit Däumling ausdrückt, einen winzig kleinen Menschen. Der älteste griechische Geschichtsschreiber Herodot, welcher um 500 vor Chr. Geb. lebte, versetzte die Pygmäen nach Afrika, und Aristoteles, der Lehrer Alexanders des Großen, weist ihnen ihre Wohnsitze schon genauer bei den Quellen des Nilstromes an. Die spätere Zeit verwies diese Nachrichten von einem Zwergvolk allerdings in das Reich der Fabel, ebenso die Gerüchte über kleine Menschenvölker, welche die Portugiesen von ihren Entdeckungsreisen mit nach Europa brachten, und die der Welt völlig unglaublich schienen. Es ging den Pygmäen also wie so vielem andern, was aus Afrika berichtet wurde und was sich schließlich dennoch als durchaus wahr und richtig herausstellte.

Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, auch über die fabelhaften Pygmäen der alten Griechen Licht zu verbreiten.

Der französische Afrikareisende Du Chaillu war der erste, welcher 1867 am

Gabun mit einem dieser kleinen Völker zusammentraf, und auch ihm glaubte man zunächst noch nicht, da die phantastische Art seiner Darstellung viele Zweifel erweckte. Da nun aber seit jener Zeit eine Forschungsreise auf die andere folgte, so währte es nicht lange, und es traf bald dieser, bald jener Reisende auch in andern Teilen des äquatorialen Afrika auf ein Zwergvolk, und so war man endlich gezwungen, die Pygmäen der alten griechischen Schriftsteller aus dem Reich der Fabel wieder in das Reich der Tatsachen zurück zu versetzen: die Pygmäen existieren wirklich und sogar in Menge.

Jetzt weiß man, daß sich durch ganz Zentralafrika von der Küste des Atlantischen bis zu den Gestaden des Indischen Ozeans ein ganzer Gürtel von zahlreichen Zwergvölkern hindurchzieht, die in keinem sichtbaren Zusammenhange leben, und deren Wohnsitze zumeist durch Eingeborenenstämme normaler Größe voneinander getrennt sind. Über ihre Herkunft weiß man nichts sicheres, am wahrscheinlichsten dürfte die Ansicht sein, daß sie die Reste einer Urbevölkerung Afrikas sind, die von den eingewanderten Bantuvölkern in die dichten Urwälder zurückgedrängt wurden.

Alle Reisenden stimmen darin überein, daß diese zwerghaften Gestalten zwar kleine, aber durchaus wohlproportionierte Menschen sind. Ihre Hautfarbe ist schokoladenbraun, auch wohl schmutziggelb. Durch die nicht wulstigen, roten Lippen und durch einen weichen Flaum, der ihren ganzen Körper bedeckt, sind sie charakteristisch sowohl von den Negern wie von den Bantu verschieden, können mit denen also in keinerlei Abstammungsverhältnis gebracht werden.

Sie leben im dichten Walde, treiben weder Ackerbau, noch Viehzucht, sondern sind ausschließlich Jäger, die von ihren kleinen Bogen vergiftete Pfeile mit hölzerner Spitze schießen und in 1 m oder wenig darüber hohen Laubhütten von backofenförmiger Gestalt wohnen. Daß sie nur entartete Kümmerformen sein sollen, wie manche Gelehrten angenommen haben, erscheint bei ihrer durchaus regelmäßigen Körperbildung ausgeschlossen. Größer ist die Wahrscheinlichkeit, die sie mit den Buschmännern in Südafrika in Verbindung bringt und die schon oben angedeutete Ansicht nicht so ganz unhaltbar erscheinen läßt, daß man es in den Buschmännern und Zwergvölkern mit den Resten einer ältesten Urbevölkerung Afrikas zu tun haben möchte.

Das Zwergvolk, auf welches zuerst Du Chaillu stieß, waren die Abongo oder Obongo an der Loangoküste; gleichfalls unweit der Küste lernte Serpa Pinto die Mucassequere kennen; nördlich am Ogowe fand Crampel die Bayogo, am Stanley-Pool traf Mense auf die Bakoa, und im großen Kongowalde wurden von Graf Götzen die Watembo und von François die Bapoto aufgefunden, im südlichen Kongobecken die Batua oder Watwa. Weiter östlich am Aruwimi beobachtete Stanley die Wambutti, und im Lande der Njam-Njam und Monbuttu sahen und studierten Schweinfurth und Stuhlmann das Zwergvolk der Akka.

Alle die genannten Zwergvolksstämme sind zerstreute, räumlich oft weit voneinander getrennte Gruppen. Dichter treten sie in der Seeregion auf, namentlich westlich von dem Albert- und Albert Edward-Njansa scheint ein förmliches Zentrum von zwergigen Menschen zu sein, denn hier kennt man die Wambutti, Watwa, Efe, Ape, Babassi, Baisswa, Wanssua, Bakke-Bakke und andere Pyg-

mäen. Ebenso bilden sie wieder am Tanganjika, nördlich vom Kiwusee und südöstlich in den dichten Steppengebüschen vom Viktoria-Njansa dichtere Massen; und gehen wir ganz nach Osten, so treffen wir am Stefaniesee auf die von Donaldson-Smith aufgefundenen Dume und in dem Somalilande auf die Achdam in mehreren Stämmen, welche von Paulitschke ebenfalls mit den Zwergvölkern in Verbindung gebracht werden.

Aus dieser großen Zahl von Zwergvölkern, die vielfach auch nur im allgemeinen Watwa genannt werden, wollen wir hier nur einige herausgreifen, deren angeführte Eigenschaften mehr oder weniger auf alle passen.

Die Abongo.

Dies Zwergvolk, auch Obongo genannt, wohnt am unteren Ogowe in kleinen, rundgebauten Hütten. Diese sind nicht viel über 1 m hoch, bestehen aus einer Anzahl dünner, quer übereinander gebogener Stangen und sind in geschickter Weise mit Baumblättern überdeckt. Eine kleine Öffnung, so niedrig, daß man sich auf die Erde legen muß, um hinein zu kommen, dient als Eingang. Im Innern ist außer dem Feuerherd fast nichts zu finden, höchstens eine Art Schlafstelle von Blättern.

Die Hütten liegen gewöhnlich an einem Flußufer völlig versteckt, so daß man nirgends die Spur eines dahin führenden Pfades zu entdecken vermag. Ein Abongohäuptling, den Oskar Lenz eingefangen hatte, maß nur 130 cm. Dabei war er aber durchaus nicht abnorm gebaut, sondern Kopf und Glieder standen in ziemlich gutem Verhältnis, Füße und Hände waren auffallend klein und zierlich.

Die Kleidung der Abongo ist ungemein einfach. Sie tragen ein kleines Stück Mattenzeug oder nur einen aus breitgeschlagener Baumrinde verfertigten Schurz. Gegen Schmucksachen sind sie ziemlich gleichgültig. An Hausgeräten haben sie nur roh gearbeitete Kochtöpfe, die sie nicht einmal selbst verfertigen, sondern die aus Okande stammen. Als Waffen bedienen sie sich der Speere, Bogen und vergifteten Pfeile; außerdem verstehen sie weitmaschige Fischnetze zu stricken.

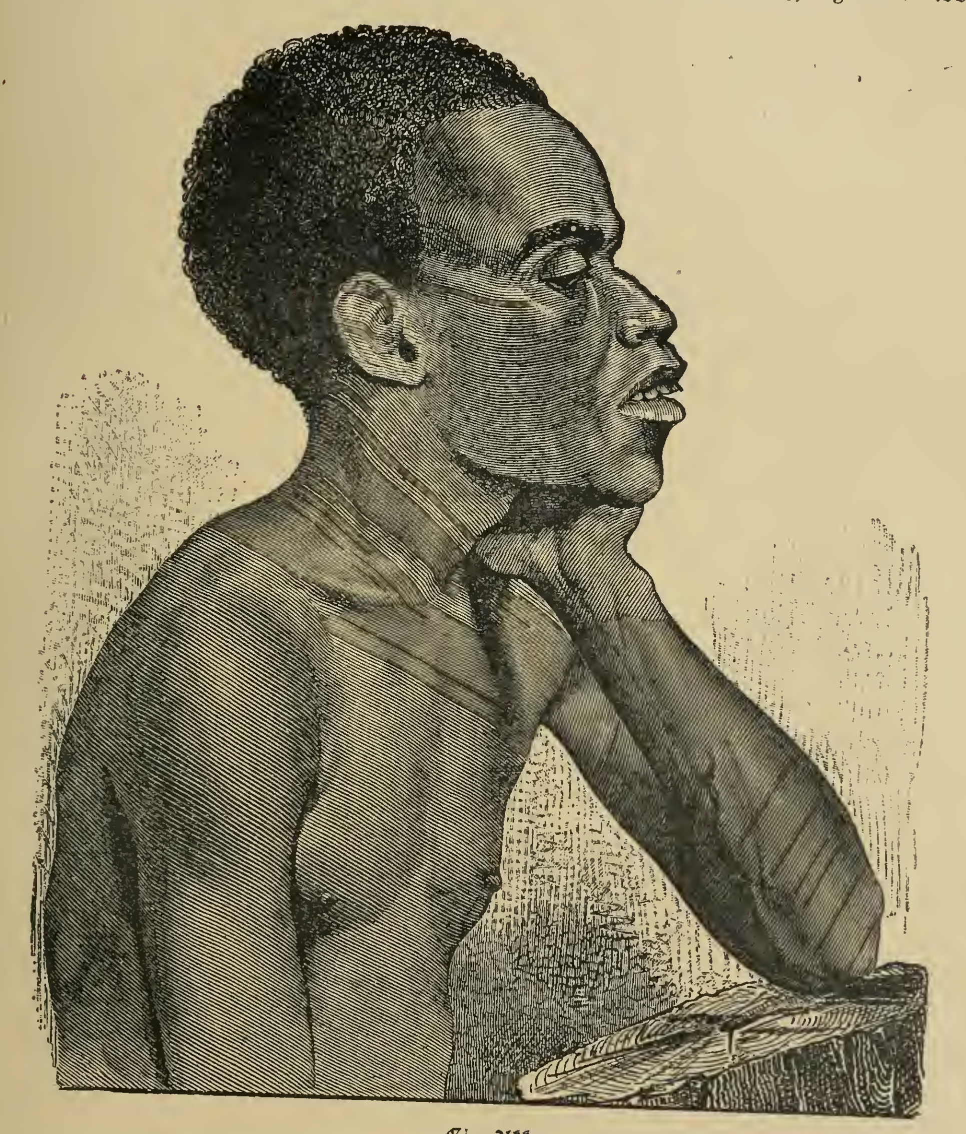
Unter allen Ogowebewohnern sind die Abongo die gewandtesten Jäger, und als echtes Jägervolk verachten sie den Ackerbau und die Viehzucht. Sie lieben die Vielweiberei. Von ihren religiösen Anschauungen konnte Lenz nichts wahrnehmen; wohl aber fand er bei ihnen den Gebrauch der Amulette, durch welche sie sich gegen die Einflüsse der bösen Geister zu schützen suchen. —

Im südlichen Kongobecken, nordwestlich von den Uregga, wohnen

Die Batua oder Watwa.

Ein kleines Männchen, welches Stanley in die Hände geriet, maß nur 138 cm. Sein Kopf war groß, sein Gesicht unten mit einem dünnen, zotteligen Backenbart umgeben und seine Haut hellschokoladenfarben. Seine Waffen bestanden aus einem kurzen Bogen und winzig kleinen, kaum fußlangen Rohrpfeilen mit scharfer Spitze, welche vergiftet war.

Daß diese Watwa eine Ahnung von einer Gottheit haben, geht aus folgendem hervor. Der kleine Mann erzählte Stanley, daß die Bewohner einer im Kongo liegenden Insel von dem Kirembo-rembo (dem Blitz) getötet worden



Ein Akka.

seien. Und als dann Stanley fragte, wer den Kirembo-rembo gesandt hatte, antwortete der Kleine: „Ach, wer weiß das? vielleicht Firi Niambi", womit er offenbar ein höheres Wesen bezeichnen wollte. —

Nach den Ansichten des bekannten Forschers Paulitschke sollen auch

Die Achdam

im Somalilande zu den Zwergvölkern gerechnet werden müssen. Sie werden von den Somali natürlich als eine verachtete Menschenklasse betrachtet. Man unterscheidet sie in drei Stämme: Tumalod oder Tomal, Rami und Jebir, welch letztere auch Yiber genannt werden. Die T u m a l o d sind kein reiner Stamm, sondern stellen eine vielfach mit Somalisklaven zusammengesetzte Mischung dar. Sie gelten den stolzen Somali darum erst recht für verächtlich, obwohl sie sich ihnen äußerst nützlich erweisen. Wohl infolge der angegebenen Vermischung haben nämlich die Tumalod das unstete Jägerleben aufgegeben und sich zu sehr geschickten Schmieden ausgebildet, denen die Somali Waffen, Geräte und Schmucksachen mannigfacher Art verdanken. Die Abstammung des zweiten Stammes, der R a m i , ist noch gänzlich unbekannt, und der dritte, die J e b i r , sind noch immer ausschließlich ein Jägervolk. Sie sollen aus Arabien eingewandert sein. —

Durch Georg Schweinfurth, unter den Afrikareisenden einer der hervorragendsten, dessen umsichtige, bis ins kleinste hinein genaue Forschungen seinerzeit Epoche gemacht haben, sind wir unter allen Zwergvölkern am besten unterrichtet über

Die Akka.

In das Land, welches dieses Zwergvolk bewohnt, ist er zwar nicht gekommen, aber er hatte Gelegenheit, eine ganze Anzahl dieser Zwerge bei dem Monbuttukönig Munsa kennen zu lernen, bei dem er sich einen ganzen Monat aufhielt und bei dem die Akka teils als Jäger, teils als Spaßmacher im Dienst standen.

Das Durchschnittsmaß der Menschengröße beträgt 175 cm. Einige Völkerschaften, wie die Patagonier, Kaffern, Samoaner, gehen darüber hinaus, andere bleiben dahinter zurück; die Eskimo z. B. erreichen nur durchschnittlich 167, die Lappen gar nur 150 cm. Ein Akka von 150 cm wäre aber schon als ein Riese unter den Seinen erschienen; Schweinfurth maß Individuen von nur 134 cm. Er beschreibt das Völkchen, dessen Wohnsitze am Uelle sind, als eine äußerst lebhafte Rasse mit großem Kopf auf schmalem Halse. Auffällig überwiegend ist die Länge des Oberkörpers in Verbindung mit langen Armen, ein oberwärts flach verengerter, nach unten sich übermäßig erweiternder Brustkorb, der einem aufgetriebenen Hängebauch als Stütze dient, so daß selbst bejahrte Individuen das Aussehen arabischer oder ägyptischer Kinder erhielten. An den Gliedmaßen fielen ihm die eckig hervorragenden Gelenke auf, die plumpen, großscheibigen Knien, sowie die einwärts gerichteten Füße, die bei andern afrikanischen Völkern vorwärts gerichtet sind. Am auffälligsten war der watschelnde Gang, jeder Schritt von einem Wackeln sämtlicher Glieder begleitet; sowie das unaufhörlich wechselnde Mienenspiel, verbunden mit einem beständigen Wackeln des Kopfes und Gestikulieren mit Händen und Füßen.

Die Hauptbeschäftigung der Akka war die Ausübung der Jagd mit Bogen und Pfeilen. Daß als ausschließliche Jäger ihre Sinne von Jugend auf außerordentlich geschärft sind, ist selbstverständlich, aber die an ihnen von nachfolgenden

Reisenden, wie Emin Pascha, Gessi, Junker u. a. gerühmte Schlauheit erschien Schweinfurth nur als ein Naturtrieb, ihrer Bosheit und Rachsucht, sogar Grausamkeit die Zügel schießen zu lassen.

Schweinfurths Beobachtungen sind von nachfolgenden Reisenden durchweg bestätigt worden. Sie haben erkundet, daß diese Zwerge ein ausgedehntes Gebiet, etwa zwischen dem 1. und 2. Grade nördl. Br. im Süden der Monbuttu bewohnen und daß sie sich, wie andere afrikanische Völker, in mehrere Stämme teilen, von denen einige dem Monbuttukönige unterworfen sind. Nur Emin Pascha gibt an, daß es ein eigentliches Akkaland überhaupt nicht gibt, sondern die Akka sind „wie ein Flug der Vögel" überall, und man findet sie besonders da, wo es gut zu essen gibt.

Über das geistige Leben der Akka in ihrer Heimat ist zwar nichts Näheres bekannt, sie haben aber schon den Beweis geliefert, daß bei ihnen von einer entarteten, zurückgekommenen Rasse, von einer Kümmerform, tatsächlich nicht die Rede sein kann. Der italienische Reisende Matteucci nennt die Akka von lebhaftem Charakter, trotziger Kleinheit, kriegerisch und sehr intelligent. Auch Stanley berichtet in seinem letzten Reisewerke von einem nur 121 cm hohen Zwergmännchen, daß es rasch begriff und mit seinen Zeichen und Gesten so beredt sprach, „daß ihn selbst der Dümmste von uns verstand".

Völlig ausschlaggebend aber ist eine Beobachtung, die man an einem Sohne dieses Zwergvolkes in Europa gemacht hat. Im Jahre 1874 kamen nämlich aus dem Nachlaß des italienischen Reisenden Miani zwei Akkaknaben nach Italien. Sie wurden in Verona bei der Familie Miniscalchi untergebracht und dort erzogen. Sie haben die Volksschule durchgemacht und sich da keineswegs unbegabt oder gar schwachsinnig gezeigt, daß man die Hoffnung hätte aufgeben müssen, aus ihnen Menschen zu machen; sie haben im Gegenteil, obwohl ihnen die Sprache oft genug hinderlich war, recht gut gelernt, konnten fertig lesen, schreiben und rechnen. Der eine dieser Knaben zeigte eine ganz besondere Veranlagung für die Musik; er konnte sehr rasch eine Melodie auffassen und nachsingen und vermochte sie auch mit einem Finger auf den Tasten eines Klaviers herauszufinden und wiederzugeben. Man ließ ihn infolgedessen in der Musik besonders unterrichten, und er wurde in wenigen Jahren ein ebenso fertiger wie gefühlvoller Klavierspieler. —

Selbst in ihrer Heimat sind die Zwergvölker nicht durchweg auf der niedrigen Stufe der Jägervölker stehen geblieben. Den Beweis dafür liefern:

Die Dume.

Dieselben wurden von dem englischen Reisenden Donaldson Smith in der Nähe des Stefaniesee vorgefunden. Die Dume sind zwar auch Jäger und führen als solche ebenfalls den kleinen Bogen und Pfeile mit vergifteten Spitzen, aber sie treiben auch etwas Ackerbau und Viehzucht, sind also von dem unstet umherschweifenden Jägerleben schon zur Stufe der Seßhaftigkeit vorgeschritten. Sie wohnen in kleinen Dörfern im Berglande und gehen fast ganz ohne Bekleidung. Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel. Smith nennt sie wohlproportioniert,

durchaus nicht verkümmert. Sie bestätigen also ebenfalls, daß wir in den Zwergvölkern eine wirkliche Rasse, nicht eine Kümmerform zu sehen haben.

Trotz der großen Zahl von Zwergvölkern, deren wirkliche Existenz man gegenwärtig weiß, ist man doch über das Leben und Wesen dieser merkwürdigen Erscheinung unter den afrikanischen Völkern noch höchst ungenügend unterrichtet. Selbst die Akka kennt man durch Schweinfurth gewissermaßen persönlich sehr gut, wie es aber in ihren Dörfern aussieht, wenn solche überhaupt vorhanden sind, was ja Emin Pascha verneint, wie sie da leben, was sie treiben, wie es um ihre Wohnungen, ihr Hauswesen, ihr Familienleben, ihre Stammverhältnisse usw. bestellt ist, davon weiß man nichts.

Ein abschließendes endgültiges Urteil über die Zwergvölker ist zur Zeit noch unmöglich. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie verschieden noch die Ansichten über die Herkunft und Verwandtschaft dieser rätselhaften Wesen mit den übrigen Völkern Afrikas, sowie über ihre Stellung unter den Völkergruppen der Erde derzeit noch sind. Ja, man weiß nicht einmal etwas Genaueres über die Verwandtschaft der Zwergvölker unter sich, da man von vielen kaum mehr als den Namen kennt. So muß also das letzte Wort über dieselben noch der Zukunft vorbehalten bleiben. Wenn es aber einmal dahin gekommen sein wird, dann wird sicherlich auch so manches Glied dieser ebenso rätselhaften wie interessanten Erscheinung vom Boden Afrikas verschwunden sein, und der Name wird in der Liste der Völker der Erde gestrichen werden müssen.





VIII. Der Sudan.

Allgemeines.

Im Laufe der Betrachtungen über die Länder und Völker Süd- und Zentralafrikas ist schon mehrmals darauf hingewiesen worden, daß das größte Hindernis nicht nur für die Ausbreitung des Christentums, sondern auch für die zivilisatorischen Bestrebungen der Europäer in Afrika der Islam ist, jene von dem Araber Mohammed im 7. Jahrhundert gestiftete Religion der nach ihm benannten Mohammedaner.

Das Wort „Islam" bedeutet Ergebung oder Hingebung, nämlich in den Willen Gottes, und die Bezeichnung seiner Anhänger als „Moslemin" bedeutet dem Araber also Gottergebene. Diese Hingebung ist die vornehmste sittliche Pflicht der Bekenner des Islam, der Kampf für Ausbreitung ihres Glaubens mit Feuer und Schwert die zweite.

Diese zweite Pflicht war es, welche die Araber auch nach Afrika führte. Nachdem sie unter den ersten Nachfolgern Mohammeds, den Kalifen, in Asien dem persischen Reiche ein Ende gemacht, Syrien, Phönizien, Palästina erobert hatten, wendeten sie sich nach Ägypten. Auch dieses Reich wurde unterworfen. Das geschah um 640. Und weiter nach Westen trugen sie ihre Waffen zur Verbreitung ihres Glaubens, und siebzig Jahre später war die ganze Nordküste Afrikas in ihren Händen bis an den Atlantischen Ozean, allerdings erst nach schweren Kämpfen mit dem Volke der Mauri, denn als Mauritania waren diese Länder ja schon römische Provinz gewesen. Die spätere Herrschaft der Vandalen und Byzantiner hatte an dem Wesen der Mauri nichts ändern können, desto mehr geschah es nun durch die Araber; denn die maurischen Stämme nahmen fast alle den Islam an und verschmolzen größtenteils bald mit den Arabern zu einer Nation.

So ist ganz Nordafrika schon seit dem 8. Jahrhundert mohammedanisch. Aber nicht nur Nordafrika, sondern auch die größte Mehrzahl der Völker des Sudan bekennt sich zum Islam. Es ist zweifelhaft, ob dieses fanatische Religionsbekenntnis von Norden her durch die Wüste in den Sudan eingedrungen ist. Es kann sehr wohl auch aus Osten gekommen sein, denn auch an der Ost-

küste Afrikas fanden die Portugiesen, als die ersten Europäer, welche dorthin gelangten, überall die Araber vor, welche den lebhaftesten Handel sowohl mit Ostindien wie mit den afrikanischen Binnenländern trieben. Überall, wohin die arabischen Händler kamen, gründeten sie an den Verkehrslinien feste Handelsniederlassungen, hauptsächlich für den Elfenbein- und Sklavenhandel.

Daß auf diesen Handelswegen von Osten her mit den Händlern auch der Islam in das innere Afrika eingedrungen ist, möchte wohl kaum bezweifelt werden können, wenigstens ist dies für den östlichen und mittleren Sudan anzunehmen. Für den Westsudan aber ist der Nordweg der wahrscheinlichere. Die Hauptträger des Islam im westlichen Sudan sind nämlich nicht die Araber, sondern die Fulla, Fulbe oder Fellata gewesen und sind es wohl heute noch; ein weniger dunkelfarbiges Volk, das von den Negern sowohl wie von den Arabern wesentlich verschieden ist und sich durch hervorragende Intelligenz und strengste Religiosität auszeichnet.



Fellatagruppe.

Eingewandert sind sie jedenfalls, aber woher sie gekommen und wann das geschehen, ist unbekannt. Heinrich Barth nimmt an, daß sie aus Fessan gekommen und ein ehemaliger Hirtenstamm in den Tuareglämdern gewesen seien. Andere lassen sie ganz aus dem Osten herstammen. Beide Annahmen wollen sich nicht recht mit der Tatsache vereinigen lassen, daß sie zuerst am unteren Senegal aufgetaucht sind und erst seit dem 16. Jahrhundert von dort sich über den Niger hinaus als Eroberer verbreitet haben. Ihre hervorragende Kultur, ihre Industrie, ihr Handel, das alles hat auch eine unverkennbare stark maurische Färbung, wie auch ihre Sprache nicht geringe Anklänge an die der Berber hat. Ihre mohammedanischen Priester, in der Hauptsache Schriftgelehrte, Koranausleger, Schulmeister, verbreiten heute noch sowohl die arabische Sprache wie den Islam fortwährend auch in die Negerländer.

Nehmen wir also an, daß der Islam sowohl von Osten wie von Norden eingedrungen ist, so wird es erklärlich, daß er sich im Laufe von nur vier Jahrhunderten durch den ganzen Sudan verbreitet hat. Und der Islam ist das Haupthindernis, das sich der Ausbreitung des Christentums sowohl wie der europäischen Zivilisation entgegenstellt. Und Duldsamkeit kennt der Islam nicht.

Der Sudan, das ist „Land der Schwarzen", heißt im allgemeinen derjenige Teil des großen nordafrikanischen Vierecks, welcher sich, im weiteren Sinne genommen, von Süd nach Nord etwa vom 5. Grade nördl. Br. bis zur Wüste Sahara, von West nach Ost vom Atlantischen Ozean bis zum Roten Meer erstreckt und so ein ungeheuer großes Gebiet umfaßt.

Im engeren Sinne gedacht ist der Sudan nur der innere Teil dieser quer über die ganze Breite des Erdteils ausgedehnten Landmasse, denn sowohl vom Atlantischen Ozean wie vom Roten Meer ist dieses innere Gebiet durch Gebirge geschieden, im Westen und Süden durch die Bergländer von Senegambien und Oberguinea, im Osten durch das abessinische Alpenland.

Diese Grenzländer können daher nicht mehr zum eigentlichen Sudan gerechnet werden. Dennoch aber sind im Westen die Küsten, also Senegambien und Oberguinea, durch das Eingreifen der europäischen Mächte gegenwärtig mit dem Sudan völlig verschmolzen, während Abessinien, durch den Nil und das breite Niltal vom Sudan gänzlich abgetrennt, ein besonderes Land für sich bildet und im folgenden auch besonders betrachtet werden muß.

Die Gelehrten teilen den Sudan neuerdings in einen Hochsudan und Flachsudan. Indessen ist der letztere keineswegs eine Tiefebene, sondern mannigfach von Hügeln und Bergketten durchzogen, daher ist es für unseren Zweck besser, wenn wir die alte geographische Scheidung beibehalten und ihn in einen westlichen, mittleren und östlichen Sudan trennen. Diese Trennung ergibt sich auch naturgemäß aus den Wassersystemen des Landes, denn der Westsudan ist das Gebiet des Niger, der Ostsudan das des Nil, und zwischen beiden liegt die tiefe Senke des Tschadsee als das Gebiet des mittleren Sudan. Eine feste Abgrenzung dieser drei Abteilungen gegeneinander ist nicht vorhanden. Ebenso hat das Gebiet gegen Norden keine bestimmten Grenzen, denn es läuft in die Wüstenregion der Sahara über, wie auch der mittlere und östliche Sudan nach Süden unbestimmt in das zentrale Afrika übergehen. So kann man also beim Ostsudan nur von einer Ostgrenze, die eben der Nil bildet, beim mittleren Sudan aber überhaupt nicht von einer ausgesprochenen Grenze sprechen.

An den Westsudan schließen sich, wie oben schon erwähnt, die an den Atlantischen Ozean stoßenden Küstenländer von Senegambien an, sowie die südlichen Küstenländer von Oberguinea. Beide Grenzländer haben ihre besonderen Wassersysteme, die nicht dem Niger tributpflichtig sind, denn die Gewässer von Senegambien fließen von Ost nach West in den Atlantischen Ozean, die von Guinea im wesentlichen von Nord nach Süd in den Meerbusen von Guinea. Man würde also die Wasserscheide zwischen dem Niger und dem Atlantischen Ozean einerseits, sowie die zwischen dem Niger und dem Meerbusen von Guinea anderseits als die Grenzen des Westsudan anzunehmen gezwungen sein. Nun hat aber die Aufteilung des ganzen Landes zwischen den europäischen Mächten diese Grenzen völlig verwischt. Von Westen her dehnt sich die französische Machtsphäre von Senegambien aus auch noch weit in den Westsudan hinein, und von Guinea ziehen sich die Besitzungen der Engländer, Franzosen und Deutschen ebenfalls noch bis über das Herz des Westsudan hinweg, so daß auch der alte geographische Begriff von Oberguinea nicht mehr stichhaltig ist.

Da wir unsere Reise durch den Sudan von Westen nach Osten zu machen beabsichtigen, so werden wir zunächst mit diesen Grenzländern, also mit Senegambien und Oberguinea beginnen und dann durch den westlichen, mittleren und östlichen Sudan zu den Nilländern gelangen.

Senegambien.

Senegambien, das seinen Namen von den beiden Hauptflüssen Senegal und Gambia erhalten hat, erstreckt sich am Atlantischen Ozean vom Kap Blanco in ziemlich genau nordsüdlich verlaufendem Küstensaum bis zum Kap Roxo. Hier wird die Küste portugiesisch, da hier bei der Aufteilung der Landgebiete eine Fläche von 33 900 qkm aus dem sonst ganz und gar französischen Westafrika herausgeschnitten und Portugal überwiesen worden ist, als portugiesischer Anteil an Guinea. Nach Verlauf von etwa 230 km setzt sich die Küste dann wieder als Französisch-Guinea fort.

Der ganze nördliche Teil der Küste von Senegambien ist flach, sandig, dürr, vielfach sogar ganz ohne alle Vegetation; die das ganze Hinterland füllende Wüste macht sich bemerkbar. Auch Küstenflüsse sind auf der ganzen Strecke vom Kap Blanco bis zum Senegal nicht vorhanden, nur Flußrinnen, die zur Regenzeit Wasser ins Meer führen. Unter diesem Einfluß der Wüste hat selbst der Senegal noch zu leiden, denn auch seine oberen Zuflüsse sind in der Trockenzeit nichts weiter als eine Reihe von Tümpeln. Wenn der Strom das Gebirgsland verlassen hat, tritt er in weit ausgedehnte Sumpfgebiete, beginnt schon etwa 300 km vor seiner Mündung sich in Arme zu teilen und endet mit einem riesigen Delta. Vor seinem Ausgang ins Meer liegt eine Sandbarre, deren Sandmassen in unaufhörlicher Bewegung sind und vereint mit einer ungeheuren Brandung oft viele, viele Wochen lang den Schiffen das Einlaufen in den Strom unmöglich machen. Erst wenn dieser günstige Zeitpunkt gekommen ist, vermögen Dampfer allerdings weit stromaufwärts zu gelangen, aber auch nur während der Regenzeit, die hier vom Juni bis zum November herrscht; nach dieser Zeit ist der Senegal nicht mehr bis zur Hälfte der Entfernung, nur etwa 400 km weit, fahrbar.

Unendlich viel günstiger liegt das Verhältnis am Gambia. Dessen Barre befindet sich 20 km weit draußen in See und läßt selbst zur Ebbezeit noch einen Tiefgang von 9 m zu. Schiffe, deren Tiefgang nicht größer ist, finden also immer Zugang. Das haben denn auch die Engländer sehr wohl berechnet, denn als sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, namentlich in den Wirren der französischen Revolution, auch dieses französische Gebiet sich einfach angeeignet hatten, es aber nach dem Sturze Napoleons wieder herausgeben mußten, behielten sie einen 20 km breiten und 350 km langen Streifen von der Mündung des Gambia zu beiden Seiten des Flusses zurück, das heißt dessen ganzen Unterlauf, auf welchem die größten Seeschiffe ungehindert 280 km weit bis zum Fort George hinauffahren und kleinere Dampfer von hier noch bis zum Ende des englischen Besitztums gelangen können.

Mit dem Gambia hört die wüstenartige Öde der Küste auf. Vor ihm und nach ihm weiter südlich münden viele kleine und größere Küstenflüsse ins Meer, unter denen der Casamanza oder Casamang der bedeutendste ist, der sogar noch eine ganze Zahl von Zuflüssen aufnimmt. Alle diese Gewässer führen, wie natürlich auch erst recht der Gambia und Senegal, große Massen von Schlamm mit sich, die sie in häufigen Überschwemmungen ablagern, wodurch der meist mit üppigster Waldvegetation bedeckte Boden zwar außerordentlich fruchtbar, aber auch im höchsten Grade ungesund wird.

Im Gegensatz zu diesem üppig bewachsenen Küstensaum ist die weitere Küstenzone ein trockenes Flachland, darüber hinaus steigt dann das Bergland in die Höhe, welches nach Osten zur Niederung des Niger ziemlich schroff abfällt und



Ufer des Senegal.

südlich mit den Bergketten Guineas, dem Quellgebiet des Senegal, Gambia, Niger und vieler Küstenflüsse, wo man früher ein riesiges Konggebirge annahm, in Verbindung steht. Dieses Konggebirge existiert in Wirklichkeit nicht, immerhin aber erhebt sich das Bergland im Daroberge bis zu 1340 m Höhe.

Senegambien ist eins der heißesten und ungesundesten Länder der Erde, Europäer pflegen dort nicht lange auszudauern. Dreißig Grad R. im Schatten und fünfzig und mehr Grad in der Sonne gelten als gewöhnliche Temperaturen. Die Regenzeit namentlich, vom Juni bis November, ist berüchtigt wegen der dann wütenden Sumpffieber, denen sogar Eingeborene nicht immer widerstehen, Weiße aber nur zu häufig unterliegen.

Unter solchen Verhältnissen zeigt sich jedoch die Pflanzenwelt in einer Üppigkeit entwickelt, wie an nicht vielen Punkten der Erde. Daß an den Flußläufen mit ihren schlammigen Sumpfufern die fieberatmenden Mangrovegebüsche weit ins Land hinein gehen, da das Salzwasser zur Flutzeit weit flußaufwärts steigt,

und undurchdringliche Dickichte bilden, ist selbstverständlich. Im höheren Lande sind die ungeheuren Wälder erfüllt von riesigen Affenbrotbäumen, Mahagoni- und Ebenholzbäumen, Delep- und Ölpalmen, Tamarinden, Wollbäumen, Akazien und Gummibäumen und vielen, vielen andern tropischen Holzarten. In der Küstenzone gedeihen Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, Pistazien, Maniok, Erdnüsse, Yams, Tabak von vorzüglicher Güte, für die Zukunft jedenfalls einer der vornehmsten Handelsartikel; der Kaffeebaum steigt bis ganz in die Nähe der Küste herab. Orangen, Zitronen und alle Arten von Südfrüchten gibt es besonders im nördlichen Senegambien in üppigster Fülle, und diesen gesellen sich dann natürlich auch noch die tropischen Fruchtarten hinzu. Der Bodenbau erstreckt sich vornehmlich auf Hirse, Reis, Mais, Erdnüsse, Tabak und Baumwolle; Hirse ist das allgemeine Hauptnahrungsmittel.



St. Louis in Senegambien.

Auch die Tierwelt ist durch die bekannten tropischen Gestalten vertreten, durch Löwen und Panther, Affen und Elefanten; die Gewässer beherbergen noch Flußpferde und Krokodile in Menge. Und wenn die Küstenzone mit dem Eintritt der nassen Jahreszeit sich in üppige Savannen verwandelt, dann schwärmen auch Scharen von Antilopen darauf umher. Eine Abnahme gegen früher, besonders an Elefanten und Straußen, ist indessen auch hier schon bemerkbar. Von Haustieren werden besonders Rinder und Schafe gehalten. —

Der Senegal wurde 1447 von dem Portugiesen Lancerota entdeckt, einem der vielen Seefahrer, die Prinz Heinrich von Portugal aussandte, um einen Seeweg nach Indien aufzufinden. 1626 erschienen hier die Franzosen, gründeten in der Folge an der Mündung des Stromes auf einer 2 km langen Insel die Stadt Saint Louis und weiter im Süden am Grünen Vorgebirge, ebenfalls auf der hart am Strande liegenden Insel Goree die gleichnamige Stadt, die sie ziemlich stark befestigten.

Es bildete sich nun in Frankreich eine ganze Zahl von Handelskompanien, um das viel versprechende Land auszubeuten, und es entstanden im Lauf eines Jahrhunderts viele Faktoreien, die aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an die Engländer verloren gingen, die sich weiter südlich am Gambia festgesetzt hatten und die günstige Gelegenheit benutzten, wo Frankreich seine Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu konzentrieren hatte, ihr Landgebiet auf Kosten

einer andern europäischen Nation zu vergrößern. Es ist oben schon erzählt worden, wie sie es wieder herausgeben mußten, den für den Handel günstigsten unteren Gambia jedoch für sich behielten, den sie auch bis heute festgehalten haben.

Das nun wieder französisch gewordene Senegambien ist dann der Ausgangspunkt der ungeheuren Machtsphäre der Franzosen geworden, die sich über den größten Teil des Sudan erstreckt.

Lange Zeit hindurch geschah wenig mehr für die französische Kolonie am Senegal, als früher geschehen war. Wirklich und nachhaltig organisiert wurde sie erst durch den General Faidherbe, welcher von 1852—61 und dann wieder von 1863—65 als Gouverneur an ihre Spitze gestellt wurde. In jüngster Zeit aber haben die Franzosen ihre ganze Kraft darauf verwendet, ihre Territorialmacht zu vergrößern. Das ist ihnen auch so trefflich gelungen, daß von Senegambien aus der ganze innere Westsudan mit mehreren südlichen Vorstößen gegen den Meerbusen von Guinea, dann östlich das Gebiet bis zum Tschadsee und darüber hinaus bis Darfur in ihre Machtsphäre fällt, und von hier durch einen mächtigen Bogen nach Süden und Südwesten die Verbindung mit dem französischen Kongogebiet ununterbrochen hergestellt ist.

Wenn man nun bedenkt, daß dieses ungeheure Gebiet auch durch die Wüste Sahara mit den französischen Besitzungen am Mittelmeer, mit Algier und Tunis, in Verbindung steht, so haben die Franzosen in Afrika ein Landgebiet erworben, welches vom Mittelmeer ohne Unterbrechung bis an den Tschadsee, westlich bis an den Atlantischen Ozean, östlich bis Dafur und südlich bis an den Kongo reicht. Die Völker in der Wüste sind ja freilich bis jetzt noch so gut wie ganz unabhängig und durchschwärmen einen Flächenraum von 5 037 400 qkm; außer diesem aber umfaßt das ganze Gebiet der französischen Machtsphäre noch 4 577 800 qkm, in Summa also 9 615 200 qkm, was den britischen Heißhunger an Landerwerb in Afrika fast noch übertrifft.

Guinea.

Unter dem Namen Guinea verstanden die Portugiesen die ganze Westküste Afrikas, soweit sie die schwarze Menschenrasse als Bewohner fanden, vom Senegal südlich hinunter bis zum Oranjefluß, weshalb denn auch die mächtige, diese gesamte Küste Afrikas bespülende Einbuchtung des Atlantischen Ozeans in den Erdteil der Meerbusen von Guinea genannt wurde.

Später unterschied man dieses im weitesten Sinne als Guinea bezeichnete Gebiet in Oberguinea vom Senegal bis zum Gabun, und Niederguinea vom Gabun bis zum Kunene, bis zu welchem die Portugiesen das Land als ihr Eigentum betrachteten. Die Küste von Oberguinea wurde streckenweise verschieden bezeichnet, als Kerryküste, Sierra-Leoneküste, und weiter je nach den Produkten, die man vorzugsweise von daher holte, als Pfeffer- oder Körnerküste, Elfenbeinküste, Goldküste, Sklavenküste unterschieden.

In neuerer Zeit ist auch der Begriff von Oberguinea noch wieder genauer gefaßt worden. Die fast streng nordsüdlich laufende Küste vom Senegal über den Gambia hinweg bis zum Kap Roxo ist als Senegambien ganz ausgeschieden. Hinter dem Kap Roxo schlägt die Küste eine südöstliche Richtung ein bis zum Kap Palmas, eine Strecke von rund 1400 km. Diese Strecke nennt man im allgemeinen schlichtweg nur Guinea. Hinter Kap Palmas wendet sich die Küste nach Osten und hier heißt sie nun bis zum Gabun, von wo sie wiederum nach Süden zum Kap der Guten Hoffnung hinunterläuft: Oberguinea. Der Name Niederguinea für den ferneren Teil der südafrikanischen Küste ist nur noch Sprachgebrauch.

Wir beginnen nun mit dem Teil von Guinea, welcher südlich von Senegambien in südöstlicher Richtung von Kap Roxo bis Kap Palmas verläuft. An diesem Teil sind beteiligt Portugal mit 240, Frankreich mit 300, England mit 340 und die freie Negerrepublik Liberia mit 520 km Küstenstrecke.

Portugiesisch-Guinea.

Der portugiesische Anteil an Guinea ist vollständig von dem französischen Gebiet umschlossen. Die Nordgrenze läuft parallel mit dem einige Kilometer nördlich davon fließenden Casamanza, etwa 350 km weit ins Land hinein, das von der Küste her allmählich in die Gebirgslandschaft hinansteigt; die Südgrenze bildet die Wasserscheide zwischen dem portugiesischen Flusse Cassini und dem französischen Compony. Die ganze Kolonie, eigentlich nur Schutzgebiet, da Portugal eine engere Beziehung dazu nicht ausübt, umfaßt nur einen Flächenraum von 37 000 qkm.

Die Küste zeigt zahlreiche tiefe Meereseinschnitte, die zugleich meist Flußmündungen sind, ist stark zerklüftet, und es lagern viele kleinere und größere Inseln davor, unter denen die aus einigen dreißig Eilanden bestehende Bissagosgruppe die bedeutendsten sind. Die Inseln wechseln mit gefährlichen Barren, zwischen denen unaufhörlich gewaltige Brandung tobt, so daß der Schiffahrt hier große Schwierigkeiten bereitet werden. Die auf den reich bewaldeten Inseln wohnenden Neger haben auch den Ruf als Schiffer von seltener Kühnheit.

Das befestigte Bulama auf einer dieser Inseln schützt den tiefen Meereseinschnitt, welcher zugleich die Mündung des Rio Geba darstellt, von der Südseite, das gleichfalls befestigte Bissao von der Nordseite.

Der Geba, ein Fluß von 100 km Länge, durch seine Vereinigung mit dem noch weit längeren Rio Grande der bedeutendste Strom des Gebietes, kommt von den Gebirgen herab, auf deren Höhe auch die Grenze des Landes liegt, und die als Wasserscheide die zur Küste strömenden Gewässer von den Zuflüssen des oberen Gambia trennen. Außer dem Geba, an dessen beginnendem Unterlauf die befestigte gleichnamige Stadt liegt, sind an Flüssen noch zu nennen im Süden der Cassini und im Norden der Cacheo.

Die Pflanzenwelt ist natürlich tropisch üppig. In den Wäldern, belebt von zahlreichen Affengeschlechtern, darunter auch der menschenähnliche Schimpanse,

sind Palmen, Akazien, Affenbrotbäume vorherrschend; unterbrochen werden sie von Savannen, auf denen sich Büffel und Wildschweine tummeln, in deren Gefolge selbstredend dann auch die größeren Raubtiere nicht fehlen; besonders häufig sollen die Leoparden sein.

Zu Ausgang des 18. Jahrhunderts machten die Engländer Versuche, auch dieses Gebiet der Küste ohne weiteres zu kolonisieren. Dies gelang ihnen nun zwar nicht, aber das Gebiet blieb jahrzehntelang ein Streitobjekt zwischen England und Portugal, bis endlich Amerika als Schiedsrichter aufgerufen wurde und den Streit zugunsten Portugals entschied.



Auf dem Rio Grande.

Trotzdem scheinen die Portugiesen nicht gerade besonders großen Wert auf dies kleine Schutzgebiet zu legen, denn der ganze Handel von Portugiesisch-Guinea liegt ausschließlich in den Händen französischer Kaufleute und erstreckt sich vornehmlich auf Elfenbein, Kautschuk, Wachs, Erdnüsse und Fette.

Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus eingeborenen Volksstämmen, unter denen die Papel die bedeutendsten sind, die wir später noch näher kennen lernen werden. Die Schätzung ihrer Zahl schwankt bis zu 800 000 Köpfen, welche Zahl jedoch augenscheinlich viel zu hoch gegriffen ist. Europäer soll man nur ungefähr ein halbes Hundert zählen.

Französisch-Guinea.

Frankreich hat, wie schon mehrfach bemerkt, sowohl von Algier im Norden wie von Senegambien im Westen aus nicht nur den größten Teil der Wüste Sahara, sondern auch den ganzen westlichen und mittleren Sudan, soweit dieser nicht von Süden her von andern Mächten in Beschlag genommen worden ist, in sein Schutzgebiet einzubeziehen verstanden. Vom Westsudan aus aber hat es drei mächtige Vorstöße nach dem Atlantischen Ozean und dem Meerbusen von Guinea ausgeführt.

Der erste dieser Vorstöße geht in südwestlicher Richtung südlich von Senegambien und dem portugiesischen Guinea nach dem offenen Atlantischen Ozean hinaus und heißt offiziell gegenwärtig Französisch-Guinea (Guinée française). Die beiden andern richten sich nach Süden zum Meerbusen von Guinea und zwar die Kolonie Elfenbeinküste (Côte d'ivoire) zwischen der Negerrepublik Liberia und der englischen Goldküste, und der 1892 von den Franzosen unterworfene ehemalige Negerstaat Dahomey (Dahomé) zwischen dem schmalen deutschen Togoland und dem weit ausgedehnten, tief in den Sudan eingreifenden englischen Nigeria.

Die Kolonie Guinea.

Die Kolonie Französisch-Guinea war früher mit Senegambien vereinigt, ist aber seit 1893 unter eigene Verwaltung gestellt und durch ein vom inneren Sudan abgetrenntes Gebiet bedeutend vergrößert worden, so daß sie jetzt insgesamt einen Flächenraum von 224 000 qkm umfaßt.

Auch dieses französische Gebiet fällt in die Zone der heißesten Länder der Erde, ist aber nicht nur an der Küste, sondern auch noch weiter im Innern für Europäer höchst ungesund. Dies erhöht sich sogar noch, wenn der Harmattan weht, ein Nordostwind, welcher drei- oder viermal im Jahre eintritt. Nach neueren Untersuchungen ist er nur eine Folgeerscheinung einer in Steppengegenden außergewöhnlichen Trockenheit. Dann werden, wie Schänker schildert, die Blätter an den Bäumen gelb und fallen ab, das Gras verdorrt, das Holzwerk an Fenstern und Türen erhält Risse, alles Schuhwerk verliert den sonst so lästigen Schimmel, Bücherdeckel krümmen sich, und jeder Gegenstand wird mit einer dicken Staubdecke überzogen. Oft geht der Harmattan mit einem Tage vorüber, bisweilen hält er aber auch bis vierzehn Tage an.

Das Land steigt von dem schmalen Küstensaum rasch zu dem Gebirgslande von Futa Djallon empor, von dem eine große Zahl von Küstenflüssen herabkommt, unter denen der Compony, der Kakundi, der Pungo oder Fatalla, der Nunez mit dem Cogon, der Mellacore die bedeutendsten sind.

Auch dieser französische Teil von Guinea ist dicht bewaldet und außerordentlich fruchtbar. Der tropische Wald ist von zahllosen Kautschuklianen durchschlungen, und es können reiche Ernten von Palmkernen, Gummi, Kolanüssen, Erdnüssen ausgeführt werden. Auch der Kaffee gedeiht vorzüglich. Aber nicht nur die Pflanzenwelt, sondern auch die Tierwelt steuert mannigfach zur Aus-

fuhr bei; Rinder, Kälber und rohe Häute kommen aus Französisch-Guinea in Menge auf den Markt.

Das befestigte Konakry auf einer Insel am Strande, von dem eine Eisenbahn in das Innere des Landes im Bau begriffen und bis tief in den Sudan hinein projektiert ist, gilt als die Hauptstadt, ist auch der Sitz des Gouverneurs. Außerdem sind noch Koba, Boffa und Boka als hervorragende Orte zu nennen.

Die Kolonie Elfenbeinküste.

Der alte geographische Begriff der Zahn- oder Elfenbeinküste umfaßte außer dem heutigen französischen Côte d'ivoire auch noch westlich einen Teil der Negerrepublik Liberia und östlich einen Teil der englischen Kolonie Goldküste.

Die französische Kolonie ist zwar nur eine südliche Verlängerung der französischen Machtsphäre vom Sudan her, aber die eigentliche Herrschaft der Franzosen hat sich noch nicht weit über den flachen, höchstens 50 km breiten Küstensaum erstreckt, der sich bald ziemlich schroff zu einem Plateau erhebt, dem die keilförmig zwischen dem Bandama und seinem Nebenflusse Sini sich nach Süden vorschiebende Savannenlandschaft Baule vorgelagert ist. Der genannte Bandama ist ein bedeutendes Gewässer, welches von der Wasserscheide gegen den Niger herabkommt, ebenso wie der westlich davon gelegene Sassandra und der östliche Komoe. Nur der letztgenannte gestattet an seiner Mündung den Seeschiffen einen bequemen Zugang, sonst ist die Küste von heftigen Brandungen des Meeres umtobt.

Außer den genannten drei großen Strömen ist noch eine große Zahl von kleineren Küstenflüssen vorhanden, welche teils in den Ozean münden, teils aber auch in weit ausgedehnten Lagunen ihr Ende erreichen, die sich am Strande über 300 km weit hin erstrecken. An der Lagune Ebrie, dem größten dieser Wasserbecken, ist neuerdings die Stadt Bingerville erbaut und zum Sitz des Gouverneurs erhoben worden. Von hier ist auch eine Eisenbahn in das Innere des Landes in Vorbereitung.

Hauptstadt war bisher Assini, zwischen einer östlich davon befindlichen Lagune, die noch bis ins englische Gebiet hinüberreicht, und dem Strande gelegen. In diese Ehy- oder Tando-Lagune strömt von Norden her der Bia, der sie aber wieder verläßt und in den Ozean geht, hier unter dem Namen Assini, von dem auch die Stadt ihren Namen erhalten hat. Die Barre dieses Flusses gilt als die gefährlichste der ganzen Küste.

Auch die übrigen Orte von Bedeutung, wie Bassam, Dabu, Jackville, Groß Lahu, Sassandra an der Mündung des gleichnamigen Stromes, Victory, Blieron an der Mündung des Grenzflusses Cavally gegen Liberia, liegen sämtlich an der Küste, die überdies mit einer großen Zahl von Faktoreien besetzt ist. Diese entwickeln eine rege Tätigkeit, denn außer Palmöl, Palmkernen, Gummi, Erdnüssen und andern tropischen Erzeugnissen, werden von hier viele Farbhölzer und Mahagoniholz versandt. In neuerer Zeit hat auch der Kaffeebau einen lebhaften Aufschwung genommen. Es hat darauf auch ohne Zweifel einen nicht unwesentlichen Einfluß, daß das Klima in dieser Kolonie, welche 323 000 qkm umfaßt, für Europäer günstiger ist, als an vielen andern Punkten Guineas.

Die Kolonie Dahome.

Der dritte Vorstoß der Franzosen vom Sudan zum Atlantischen Ozean berührt diesen an der Sklavenküste im Golf von Benin und zwar in nur ungefähr 100 km Breite. Von hier läuft das Land als ein durchschnittlich nicht breiterer Streifen, westlich vom deutschen Togoland, östlich vom englischen Nigeria begrenzt, nach Norden, erweitert sich etwa unter dem 10. Grade d. Br. und geht nun in den Sudan über. Was von dem Lande zur eigentlichen Kolonie Dahome gehört, wird mit 152 000 qkm angegeben.

Die Küste ist ein sandiges Schwemmland, das vielfach von Lagunen durchsetzt ist, von denen manche eine ansehnliche Breite haben und ziemlich tief ins innere Land hineinragen, so daß sie zur Regenzeit wie weite Seen erscheinen, danach aber wieder zu Tümpeln und Sümpfen zusammenschrumpfen. Riffe und Brandungen machen den Zugang zur Küste schwierig, von den Dampfern werden nur Groß Popo, Weida (Whydah) und Kotonu angelaufen, da auch die Einfahrten der Flüsse durch Barren meist versperrt sind. Nichtsdestoweniger und trotz der hier so gefährlichen Fieber, von denen häufig selbst die Eingeborenen ergriffen werden, ist sie doch mit Dörfern und größeren Ortschaften dicht besetzt, und es befinden sich daselbst auch viele europäische Faktoreien.

Langsam steigt das Land bergan und beginnt sich dann mit üppiger Vegetation zu bekleiden. Es ist teilweise von ausgedehnten Savannen, teilweise von ungeheuren Wäldern bedeckt, in denen Wollbäume, Drachenbäume und andere typisch tropische Baumriesen vorherrschen. Dies höhere Land hat auch ein gesundes Klima, infolgedessen auch eine dichte Bevölkerung.

Die Eingeborenen sind berühmt oder berüchtigt geworden durch die ebenso tapfere wie grausame Amazonengarde, eine streng militärisch geschulte, weibliche Leibgarde des Königs; mehr aber noch durch die furchtbaren Menschenopfer. Sie gehören dem großen Stamm der Ewe (Evhe) an, werden nach ihrer besonderen Sprache, dem Foin, aber auch Foinneger genannt. Sie sind sehr intelligent und bestellen ihre Äcker mit großer Sorgfalt. Gebaut werden zumeist Hirse, Mais, Maniok, Bataten, Erdnüsse, Bohnen und alle Arten von Gemüse, in deren Pflege sich die Bewohner als geschickte Gärtner erweisen. Unter den tropischen Produkten, welche zur Ausfuhr gelangen, nimmt das Palmöl weitaus die erste Stufe ein. Der Handel mit diesem Öl ist ganz an die Stelle des ehemals blühenden Sklavenhandels getreten. Zahllose junge Ölpalmen sind rings um alle Dörfer gepflanzt, und zur Zeit der Ernte bieten die Märkte in den großen Dörfern Weida, Alada, Toffo u. a. ein äußerst belebtes Bild. Auf alle Pflanzungen, die sich weit ausbreiten, werfen Palmenreihen oder zu förmlichen Bäumen emporgewachsene Bohnensträucher ihren schützenden Schatten und halten von den Feldern zugleich die schädlichen Wirkungen des Windes ab.

Gegen diesen wohlgepflegten Garten- und Ackerbau steht die Viehzucht erheblich zurück, doch werden Schafe, Ziegen, Schweine und fast alle unsere Arten von Hausgeflügel gezogen. Wir werden das Volk von Dahome in dem folgenden Abschnitt, welcher den Völkern des Sudan insbesondere gewidmet ist, noch besser kennen lernen und auf ihre Eigenheiten näher eingehen.



Kämpfende Amazonen in Dahome.

Die Hauptstadt ist Porto Novo, die aber nicht an der Küste, sondern einige Kilometer landeinwärts an der Denhamlagune und an der Mündung des Weme, des größten Flusses der Kolonie, liegt, der nicht in den Ozean geht, sondern in der Lagune sein Ende findet. Trotzdem ist Porto Novo ein bedeutender Handelsplatz, steht auch über die Lagune hinweg in steter Verbindung mit dem Hafen von Kotonu. Die frühere Hauptstadt ist Abome, ein von tiefen Gräben, mit stacheligen Bäumen umwallter und mit gemauerten Toren versehener Ort tiefer im Lande, der durch Telegraph mit der Küste, dem Niger und mit Senegambien, mit dem Hafen Kotonu auch durch eine Eisenbahn in Verbindung steht, die bis zum Niger fortgeführt werden soll. Die übrigen, sämtlich an der Küste gelegenen Orte von einiger Bedeutung sind oben schon genannt worden.

Das alte Negerreich Dahomey wurde erst zu Ausgang des 18. Jahrhunderts bekannt, obwohl die Portugiesen schon im 15. Jahrhundert und nach ihnen auch viele andere europäische Schiffe an der Küste hinfuhren. Der Grund lag darin, daß die Dahome ein tief im Innern des Landes wohnender, unbekannter Volksstamm waren, die erst im Laufe des 17. Jahrhunderts aus ihrer Verborgenheit hervortraten, sich als ein überaus tapferes Volk erwiesen und einen der vielen kleinen Stämme nach dem andern unterwarfen, bis sie sich auch Abomes bemächtigten und nun ein eigenes Reich Dahomey gegründet wurde.

Erst 1772 drangen sie bis an die Küste vor und traten nun auch zum erstenmal mit Europäern in Berührung, mit denen sie Verträge zur Lieferung von Sklaven abschlossen. Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts hatten sie die ganze Küste unterworfen, und nun lernten die Europäer das Volk der Dahome näher kennen.

Man war erstaunt über die ausgezeichnete militärische Organisation des Reiches, das aus vielen kleinen Königreichen zusammengesetzt war, die dem Oberhaupte in Abome unbedingt gehorchten und ihm ihre Truppen zur Verfügung stellten. Noch mehr erstaunt war man über die tapfere Amazonengarde, mit der sich der Despot von Abome umgeben hatte; ebenso empört aber auch über den unter einem solchen Volke herrschenden gräulichen Fetischismus, dem zahllose Menschenleben zum Opfer fielen und dem trotz aller Bemühungen der europäischen Mächte nicht Einhalt getan werden konnte.

Vergeblich versuchten die Portugiesen als die ersten Entdecker wiederholt, einen Einfluß zu gewinnen. Den Franzosen aber gelang es, festen Fuß zu fassen. Sie übernahmen 1778 zunächst die Herrschaft über Kotonu, schlossen Verträge auch mit dem Häuptling von Porto Novo, besetzten 1885 Groß Popo, und als sich das Oberhaupt des Reiches, König Behanzin, dagegen energisch auflehnte und den Franzosen sogar den Krieg erklärte, wurde er 1892 in zahlreichen Gefechten besiegt, nach der Einnahme von Abome abgesetzt und nach der Insel Martinique in Westindien abgeführt. Es währte nicht lange, so war auch das ganze Hinterland unterworfen und Dahome eine französische Kolonie, die dann mit dem inzwischen angetretenen sudanesischen Protektorat in Verbindung gesetzt wurde.

Britisch-Guinea.

Der englische Anteil an den Küstenländern besteht ebenfalls, wie der französische, aus drei Landflächen: aus der Kolonie Sierra Leone an der seit Jahrhunderten so benannten Küste, zwischen Französisch-Guinea und der Negerrepublik Liberia; der Kolonie Goldküste oder Aschanti zwischen Liberia und dem deutschen Togogebiet; und endlich aus dem riesigen Gebiet Nigeria zwischen dem französischen Dahome und dem deutschen Kamerun, ein Gebiet, welches den ganzen Niger mit seinen Zuflüssen und nordwärts die Reiche bis zur Wüste Sahara und dem Tschadsee umfaßt.

Sierra Leone.

Dieser englische Anteil an Guinea hat seinen Namen von der Halbinsel Sierra (spr. Serra) Leone, auf welcher die Hauptstadt Freetown erbaut worden ist. Er besteht aus der eigentlichen Kolonie an der Küste, etwa 10 000 qkm groß und einem 1896 als Protektorat dazu erworbenen Hinterland, welches über 77 000 qkm Flächenraum umfaßt. Die Küste reicht von der Mündung des Scarcies als Grenzfluß gegen Französisch-Guinea bis zum Mannah oder Mano, der den Grenzfluß gegen Liberia hin bildet, und hat im ganzen eine Ausdehnung von 340 km.



Sierra Leone.

Das Gebiet ist entstanden aus einigen Quadratmeilen Landes, welche hier die englische Regierung kaufte, um durch Aufhebung der Sklaverei frei gewordene Neger anzusiedeln, vornehmlich auf Anregung des damaligen Lordoberrichters Sharp, welcher das bedenklich gewachsene Negerproletariat aus London entfernen wollte. 1787 wurde Freetown gegründet, da aber die Afrikanische Gesellschaft die Kolonie nicht behaupten konnte, so wurde sie 1808 von der Regierung übernommen.

Sierra Leone ist ein Eldorado für die Schwarzen geworden, denn sie sind hier den Europäern gesetzlich vollkommen gleichgestellt. Sie haben die Polizei wie auch die Geschworenengerichte in Händen, und man kann sich eine Vorstellung davon machen, welche Stellung die Europäer in Sierra Leone einnehmen, denn man zählte in der Kolonie allein im Jahre 1901 nicht weniger als 76 600 Einwohner, darunter nur 493 Weiße. Mehr als anderthalbhundert Stämmen gehört die farbige Bevölkerung an, und es werden mehr als hundert verschiedene Sprachen und Dialekte gesprochen.

Nach dem englischen Gesetz muß zwar jeder Staatsangehörige von seinesgleichen gerichtet werden, in Sierra Leone jedoch hat selbst der geborene Engländer sich „vor einer Jury zu verantworten, welche ausschließlich aus rohen Schwarzen besteht, halbnackten, mit Palmöl eingeriebenen Burschen, die noch nicht einmal dem heidnischen Fetischwesen völlig entsagt haben."

Von dem höchst ungesunden, schmalen Küstensaum steigt die Kolonie zum Berglande von Futa Djallon empor, von dem der Scaries, der Rokelle, der Bampanna, der Sulina als die bedeutendsten Flüsse von Sierra Leone herabkommen. Die Vegetation ist von tropischer Üppigkeit. Zur Ausfuhr gelangen Hölzer, Sesam, Ingwer, Gold, Erdnüsse, Häute, Elfenbein, Palmöl. Außer der Hauptstadt Freetown auf der Halbinsel Sierra Leone, welche der ganzen Küste den Namen gegeben hat, in welcher Stadt unter 34 500 Einwohnern nur 200 Weiße leben, ist noch im Innern Port Loko als wichtige Handelsstadt zu nennen.

Die der Küste nahe liegenden, höchst fruchtbaren Banana-Inseln, wie auch die große, über 4000 Einwohner zählende Insel Scherboro mit der Stadt Victoria werden von den auf der Küste angesiedelten Weißen infolge ihres besseren Klimas gewissermaßen als Kurorte aufgesucht. —

Wichtiger für die Weißen, da sie hier nicht förmlich unter der Botmäßigkeit der Schwarzen stehen, sind Kolonie und Hinterland

Goldküste.

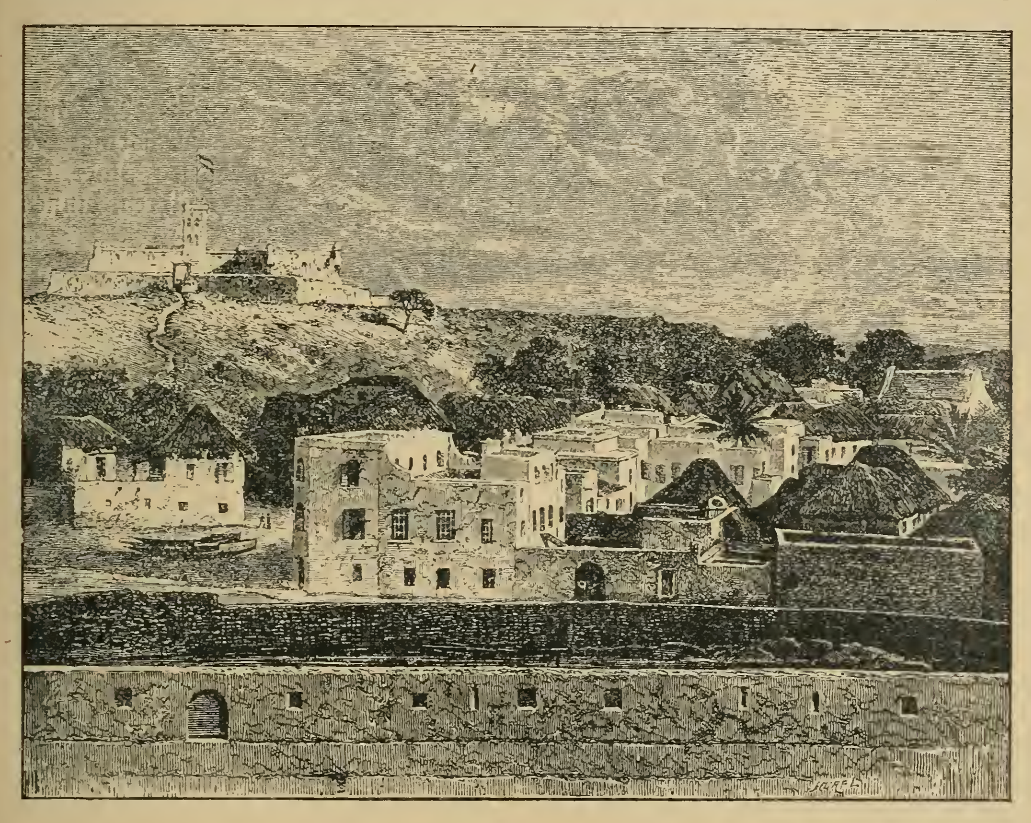
Dieselbe erstreckt sich von dem Assini, dem westlichen Grenzfluß gegen die französische Eisenbeinküste, bis östlich zum Volta, der die Grenze gegen das deutsche Togoland bildet. Sie besteht gleichfalls aus einer breiteren, eigentlichen Kolonie von 100 000 qkm Flächenraum, und dem schmaleren Hinterlande, das sich etwa bis zum 11. Grade d. Br. in das Innere ausdehnt und sich über eine Landfläche von 87 000 qkm erstreckt.

Der Ruf des Hauptproduktes der Goldküste, welches ihr ja den Namen gegegeben hat, gehört allerdings schon der Vergangenheit an, denn die Ausbeutung des Goldes ist verhältnismäßig nicht mehr bedeutend. Es wurde und wird nur in Form von Goldstaub gewonnen und erweist sich in der Tat als das reinste und wertvollste Gold der ganzen Westküste von Afrika. Es war früher sehr gesucht und stand hoch im Preise.

Der frühere Tauschhandel an der Goldküste drehte sich in der Hauptsache nur um dieses kostbare Metall. Wer die ersten Europäer gewesen sind, die hierher kamen, wird verschieden angegeben. Von einer Seite wird behauptet, daß die Franzosen schon im 14. Jahrhundert an dieser Küste gewesen sein sollen. Das ist jedoch nicht glaubhaft, denn es ist wohl bekannt und auch beglaubigt, daß spanische Seefahrer schon 1344 an der Westküste Afrikas hinabfuhren und z. B. die Kanarischen Inseln in Besitz nahmen, aber so tief an der Küste von Guinea ist wohl sicher niemand vor den Seefahrern erschienen, die Prinz Heinrich von Portugal im 15. Jahrhundert aussandte, um einen Seeweg nach Indien zu finden.

Nach einigen Gewährsleuten soll der erste dieser wagemutigen Leute, der 1456 bis hierher gelangte, der Venezianer Aloys da Cadamosto gewesen sein, der

in Prinz Heinrichs Diensten stand. Nach andern soll dieser Seefahrer nicht bis hierher gekommen sein, sondern erst 1470, also zehn Jahre nach des Prinzen Tode, der Portugiese Santarem. Festgesetzt haben sich die Portugiesen an der Goldküste erst 1482, nachdem auch holländische Schiffe bis an diese Küsten vorgedrungen, sogar auch englische Abenteurer schon erschienen waren. Da beeilten sich denn die Portugiesen, ihre Entdeckungen selbst auszunutzen, und 1482 landete Diego d'Acambuja mit siebenhundert Mann und gründete auf der höchsten Erhebung



Elmina an der Goldküste.

des Küstensaumes das Fort Sao Jorge del Mina, aus welchem Namen später Elmina geworden ist, für die Engländer jetzt eine nicht unwichtige Eingangspforte zu der schwer zugänglichen Küste des Landes.

Das Land erhebt sich aus einem Küstenstreifen, der von hier bis östlich zu den Nigermündungen sich gleich bleibt. Dieses Küstenland, welches sich also auch im deutschen Togo, sowie in dem wieder englischen Lagos und Nigeria wiederholt, schildert Kapitän Aube etwa folgendermaßen: Zuerst wehrt eine unüberschreitbare Linie von brandenden Wogen jedem europäischen Fahrzeug die Annäherung an das Ufer und gestattet den Verkehr mit dem Festlande nur an einigen, auf große Entfernungen verteilten Punkten, an denen der Verkehr aber

auch noch immer höchst gefahrvoll bleibt. Die Barren Bassam, Akra, Weida, besonders die von Lagos waren nur allzu oft der Schauplatz unheimlicher Dramen. Hinter dem sandigen, glühende Hitze atmenden Gestade, das fast überall von einem Gürtel aus niederem Strauchwerk und Mangroven umsäumt ist, erstreckt sich die Ebene, flach, einförmig, aber in allen Richtungen von einem unentwirrbaren Netz von Kanälen durchzogen, deren sumpfiges, stagnierendes Wasser nicht selten zu Lagunen sich ausbreitet und einen beständigen Herd für Fieberausdünstungen darstellt. Vom Volta bis zu den ersten Armen des Nigerdeltas laufen diese Kanäle parallel mit der Küste, entsenden jedoch stellenweise mehr oder weniger ausgedehnte Seitenarme nach dem Innern. Nur für die Pirogen der Eingeborenen schiffbar, bieten sie eine Art natürlicher Verbindung mit den Landbereichen der Küste; überall sonst bedecken Dschungeln und undurchdringlicher Wald den Boden, und in der Regenzeit werden die mühsam geebneten Pfade, die von den Küsten nach den Dorfschaften im höher gelegenen Lande führen, binnen wenigen Tagen weggeschwemmt.

Unglücklicherweise hilft kein einziger Fluß der Unzulänglichkeit dieser Wasserpfade ab; sogar der Volta, der berufen erscheint, die große Handelsader dieser Gegenden zu sein, wird an seiner Mündung durch Sandbänke gesperrt, die sich unaufhörlich verschieben, die man mithin vor jedem Versuch einer Einfahrt erst auskundschaften muß und die nur Schiffen von geringerem als zehn Fuß Tiefgang den Zugang gestatten.

Der Osten der englischen Goldküste, offiziell Gold Coast, erhebt sich zu dem Gebirgslande Akuapem, das sich auch nach Togo fortsetzt; im Westen stellt es sich mehr als welliges Hügelland dar. Von Flüssen sind außer dem Assini der Tanu, Ankobra, Prah, vor allen Dingen der Volta zu nennen. Letzterer kommt in zwei Armen, dem Schwarzen und Weißen Volta, aus dem tiefsten Sudan, die beide parallel von Norden nach Süden fließen. Zwischen beiden und dem Daka, einem Nebenfluß des Weißen Volta, liegt der größte Teil des englischen Hinterlandes, so daß der Schwarze Volta einen Teil der westlichen Grenze gegen die französische Elfenbeinküste bildet, der Weiße Volta und der Daka östlich das deutsche Togoland abgrenzen. In der Mitte zwischen dem 9. und 8. Grade biegt der Schwarze Volta plötzlich nach Osten um, durchquert das ganze Land, vereinigt sich an der Togogrenze mit dem Weißen Volta, und beide bilden nun in ihrer Vereinigung die weitere Grenze gegen Togo bis zum Ozean, doch so, daß England das ganze Mündungsland des Stromes für sich allein in Anspruch genommen hat und unter Umständen den Zugang verschließen kann.

Die Pflanzenwelt tritt in voller tropischer Massenhaftigkeit und in dem mannigfachsten Formenreichtum auf. So weit das Salzwasser in die Flußläufe eindringt, werden die Ufer von Mangrovebüschen gesäumt. Im höheren Lande sind die Wälder gebildet von Palmen jeglicher Art, Affenbrot- und Wollbäumen, Mahagoni und Ebenholz, Akazien, Tamarinden, Gummibäumen; auch Nutz- und Farbehölzer sind in Menge vorhanden. An Obstsorten aller Art, selbst Pflaumen und Birnen, an Orangen und Zitronen herrscht Überfluß; daneben an Bananen, Ananas, Wassermelonen, Kokos- und Kolanüssen. Die Erdnuß unter-

hält als Ölpflanze fast den ganzen Handel des Landes. Der Bodenbau liefert Maniok, Yams, Kaffee, Kakao, Tabak, Baumwolle in reichster Fülle.

Reich wie die Pflanzenwelt ist auch die Tierwelt in allen tropischen Formen vertreten. Elefanten, Löwen, Leoparden, Schakale u. a. sind häufig, besonders Affen in größter Artenzahl, darunter auch der Chimpanse; die Savannen sind von Herden von Antilopen belebt.

Um ein solches Land, das sogar als Goldquelle eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, war natürlich der Mitbewerb groß. Außer den Portugiesen fanden sich die Holländer, die Engländer, die Dänen, die Schweden, ja sogar — die Kurmark Brandenburg ein. Es war Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, welcher den Lieblingsgedanken zur Ausführung zu bringen suchte, für sein Brandenburg auch eine Kriegsflotte zu schaffen, die sich denn auch gleich in ihren ersten Anfängen aus Anlaß des schwedischen Krieges so trefflich bewährte, daß es bald eine stehende brandenburgische Flotte gab, allerdings unter holländischen Befehlshabern und bemannt mit holländischen Matrosen.



Ruinen von Groß-Friedrichsburg.

Hand in Hand damit ging der Gedanke überseeischer Kolonisation, und 1681 schloß der Kapitän Bloek an der Goldküste, in der Nähe des Kap der drei Spitzen, mit einigen Negerfürsten einen Schutzvertrag ab. Nun sandte der Kurfürst den Major Otto Friedrich von der Gröben, einen weltkundigen Mann, mit zwei Kriegsschiffen aus, und dieser hißte am 1. Januar 1683 dort die Brandenburgische Flagge und erbaute das Fort Groß-Friedrichsburg. Die daraufhin gegründete Afrikanische Handelsgesellschaft erwarb dazu noch weiteren Besitz, und die Kolonie hätte sich wohl günstig entwickeln können, wenn in dem kleinen Brandenburg die dazu nötigen Geldmittel vorhanden gewesen wären; trotzdem schloß die Gesellschaft, als sie sich 1687 auflöste, mit einem Überschuß von 57 000 Talern ab. Aber der Kurfürst starb darüber hin, sein Nachfolger Friedrich, der erste König von Preußen, kümmerte sich nicht weiter darum, und dessen Sohn Friedrich Wilhelm I. verkaufte dann das ganze Besitztum 1717 für sechstausend Dukaten an die Holländisch-Ostindische Kompanie in Amsterdam.

Die Holländer wandelten den Namen des Forts in Hollandia um, aber zur Blüte haben sie diese ihre Niederlassungen auf der Goldküste auch nie bringen können. Sie taten jedenfalls auch sehr klug daran, die den Engländern nachgeahmte Landerwerbungspolitik fallen zu lassen und ihre ganze Kraft auf Erhaltung der ostasiatischen Inseln, auf die Sundainseln und Molukken, zu konzentrieren, auf diese eigentliche Heimat der Gewürze, welche ja seit dem Altertum das bewegende Prinzip alles Handels und auch die Ursache aller Entdeckungs-

fahrten seit Prinz Heinrich dem Seefahrer gewesen waren. Sie waren eben nur Kaufleute und suchten ihren Ruhm nicht darin, eine länderbesitzende Großmacht zu sein.

Allerdings konnten sie es nicht hindern, daß die Engländer jede Gelegenheit benutzten, ihrem Kolonialbesitz Abbruch zu tun; aber in Ostasien gelang es diesem größeren Rivalen doch nur, einzelne wichtige Punkte in seine Hände zu bringen, in der Hauptsache ist die ostasiatische Inselwelt heute noch Besitz der Niederländer. Um sich darin erhalten zu können, gaben sie manches sogar freiwillig auf, so auch die Goldküste in Oberguinea.

Die Tätigkeit der Engländer an der Goldküste lag in den Händen einer Englisch-Afrikanischen Gesellschaft. Deren Erwerbungen gingen jedoch 1821 an die englische Regierung über, und diese kaufte, um hier völlig freie Hand zu bekommen, nach und nach alles andere auf, so 1850 die dänischen und 1872 auch die niederländischen Besitzungen. So wurden die Engländer an der Goldküste die Alleinherren und fanden bald Gelegenheit, sich in die Verhältnisse der Eingeborenen einzumischen.

Die beiden Hauptstämme der Eingeborenen waren die Aschanti und die Fanti, die trotz ihrer nahen Verwandtschaft doch in unauslöschlicher Feindschaft lebten. Die Fanti hatten in der Not früher schon die Engländer zu Hilfe gerufen, und die Aschanti waren so nachdrücklich gezüchtigt worden, daß sie darin willigen mußten, das Land bis zum Südufer des Prah unter englischen Schutz zu stellen. Dänen und Holländer hatten an die Aschanti einen Grundzins gezahlt; diesen verweigerten nun die Engländer, und die Aschanti überschritten infolgedessen 1873 den Prah und überfielen die Fanti. Der Generalgouverneur Wolseley aber schlug sie in mehreren heftigen Gefechten, nahm 1874 Kumassi, die Hauptstadt der Aschanti und brannte die Stadt nieder. Der König mußte sich verflichten, 50 000 Unzen Gold zu zahlen, die auch hier wie in Dahome herrschenden gräulichen Menschenopfer abzuschaffen, den Handel zu schützen und die mit den Engländern verbündeten Stämme aus ihrer Lehnspflicht zu entlassen. Den König von Aschanti beließ man einstweilen in Amt und Würden.

Das Verhältnis blieb dann so zwanzig Jahre hindurch. Als aber ein Nachfolger jener schwarzen Majestät sich mächtig zu fühlen begann und es sich einfallen ließ, feindlich gegen die Engländer aufzutreten, wurde auch hier kurzer Prozeß gemacht: eine neue Expedition wurde ausgesandt, nahm Kumassi ohne Kampf ein, und der renitente König wanderte in die Verbannung.

So ist auch das ganze Reich Aschanti englisches Protektorat geworden, von den Engländern aber auch noch nördlich bis an die oben angegebenen Grenzen ausgedehnt worden. Von den vielen Orten am Strande, die außer der alten Hauptstadt Kumassi von Wichtigkeit sind, nennen wir Akkra, Cape Coast Castle, Elmina, Sekundi, dessen Hafen mit Kumassi im Innern durch eine Eisenbahn verbunden ist, Dixcove und Princes an dem Kap der drei Spitzen, in dessen Nähe die Reste des alten brandenburgischen Friedrichsburg noch zu sehen sind.

Lagos und Nigeria.

Die Kolonie Lagos wird durch das deutsche Togoland von der Kolonie Goldküste getrennt, mit der sie früher unter einer Verwaltung verbunden war. Sie ist aber seit 1884 selbständige Kronkolonie.

Lagos bildet eigentlich nur die südwestlichste Ecke von Nigeria, ohne feste Grenzen, so daß seine Größe wie seine Einwohnerzahl sehr verschieden angegeben



Kumassi, die Hauptstadt von Aschanti.

werden. Die Größe schwankt zwischen 57 000 und 69 000 qkm, die Zahl der Bewohner sogar zwischen 1 und 3 Millionen, unter denen aber nur etwa 300 Europäer zu rechnen sind.

Die Natur des Landes, wie auch seine Pflanzen- und Tierwelt stimmen mit der Goldküste überein und bedürfen hier keiner weiteren Betrachtung. Die Ausfuhr erstreckt sich vornehmlich auf Palmöl, Palmkerne und Gummi, hatte aber im Jahre 1901 den Wert von über 18 Millionen Mark. Eine Eisenbahn verbindet Lagos an der Küste mit Abeokuta und darüber hinaus im Innern mit Ibadan.

Die Erwerbung der Kolonie und des weiteren Protektorates Nigeria

ist im wesentlichen angebahnt worden von der 1879 gegründeten Nigerkompanie, welcher 1886 außer der Ausübung des Handels am Niger und Benue die Ermächtigung erteilt wurde, auch Zölle zu erheben und Hoheitsrechte im Benuegebiet zu erwerben. Sie schloß infolgedessen Verträge mit den gesamten Negerstaaten im Westen des Tschadsee ab, so daß Nigeria in seinem Gesamtumfange, nachdem die Grenzstreitigkeiten mit Frankreich geregelt sind, nicht nur die von einer andern Gesellschaft erworbenen Küstenländer bis zu der Meereseinbuchtung Alt-Calabar östlich vom Nigerdelta, sondern im Innern auch die westlichen Teile von Borgu und Gando, den ganzen großen Haussastaat Sokoto, den größten Teil von Bornu und die nordwestliche Hälfte von Adamaua in sich schließt.

Anders ausgedrückt umfaßt das Protektorat das gesamte Stromgebiet des unteren Niger und des Benue, seines größten Nebenflusses, sowie in dem System des Komadugu auch das westliche Stromgebiet des Tschadsee.

Die Grenze verläuft westlich im wesentlichen am Flusse Okpara aufwärts, dann weiter nördlich zum Niger, von hier nordöstlich weiter und mit einem großen Bogen bis etwa zum 14. Grade ö. Br. und nun in gerader Linie auf diesem 14. Grade östlich zum Tschadsee. Von dessen Südende geht sie dann, grenzend mit dem deutschen Kamerun südwestlich wieder zum Meere hinab und endet in der Mündung des Alt-Calabar. In diesem ungeheuren Umfange wird der Flächenraum auf 944 700 qkm geschätzt, und die Einwohnerzahl, zumeist Fellata- oder Fulbestämme und Haussa, auf 12 200 000 Köpfe; von andern wird die letztere Zahl sogar verdoppelt angegeben.

Während die erwähnte Nigerkompanie ihr Augenmerk ausschließlich auf das Binnenland gerichtet hielt, wurden einer andern, der Nigerküstengesellschaft, für das Küstengebiet gleiche Befugnisse erteilt. Hier, im sogenannten Ölflußgebiet, entwickelten sich die Verhältnisse sehr günstig, namentlich nachdem 1893 das ganze Gebiet zur Kronkolonie erklärt worden war.

Nicht so gute Erfahrungen machte die englische Regierung mit der erstgenannten Nigerkompanie, denn diese hatte nicht nur den Handel fast gänzlich monopolisiert, sondern bereitete auch der Regierung in Bezug auf die Verwaltung vielerlei ernste Schwierigkeiten, so daß diese sich gezwungen sah, der Kompanie 1899 das ihr erteilte Privilegium zu entziehen. Nun wurde der Handel für alle Nationen frei gegeben und der Landerwerb der Gesellschaft als Nord-Nigeria mit dem der Küstengesellschaft als Süd-Nigeria unter einer Verwaltung vereinigt.

Die Bedeutung dieses jüngsten englischen Protektorates in Guinea ist zur Zeit noch der Zukunft vorbehalten, denn von den inneren Negerreichen sind so manche noch gar nicht wirklich unterworfen; sie gehören zur englischen Interessensphäre, ohne es vielleicht selbst mal zu wissen. Auch über die Orte, welche demnächst einmal die Hauptstädte von Süd- und Nord-Nigeria werden sollen, scheinen die Engländer selbst noch nicht einig zu sein. Alle diese Dinge werden aber wohl nicht lange auf sich warten lassen.

Monrovia, die Hauptstadt von Liberia.

Die Negerrepublik Liberia.

Vom Mano oder Mannah, dem Grenzfluß gegen das englische Sierra Leone, erstreckt sich 600 km weit bis zum Cavally, welcher die Grenze gegen die französische Elfenbeinküste bildet, ein Stück von Guinea, welches keiner europäischen Macht gehört, sondern von freien Negern bewohnt wird, die sich selbst regieren und zwar ganz nach dem Muster der Vereinigten Staaten von Nordamerika, von denen dieser freie Negerstaat seinen Ausgang genommen hat.

Im Jahre 1816 nämlich bildete sich in Washington eine amerikanische Kolonisationsgesellschaft für freie Neger, welche 1819 vom Kongreß das Recht erlangte, für die aus der Sklaverei befreiten Neger ein Asyl aufzusuchen. Ein solches wurde nach mehreren mißlungenen Versuchen in der ursprünglichen Heimat der Neger, in Guinea gefunden. 1822 wurde am Kap Mesurado die amerikanische Flagge gehißt, wo von den Häuptlingen eine Strecke Land gewonnen worden war und wohin nun eine Anzahl Familien befreiter Negersklaven übersiedelt wurden.

Anfänglich hatte die Kolonie den umwohnenden Negerstämmen gegenüber einen schweren Stand, das besserte sich, da sie kräftige Unterstützung fand, und zwanzig Jahre später war sie soweit gediehen, daß die amerikanische Kolonisationsgesellschaft ihre Ansprüche daran aufgab und die Neger sich zu einem eigenen Freistaat erklären konnten, dessen Selbständigkeit 1849 auch von England, Frankreich und Amerika anerkannt wurde.

Bei der Aufteilung Afrikas schloß die Republik 1892 mit Frankreich einen Vertrag, nach welchem sie das schon in Besitz genommene Hinterland an dasselbe abtrat, so daß sie gegenwärtig nur die Küstentäler mit dem gesunden Gebirgsland bis zum Abschluß des inneren Plateaus umfaßt, einen Flächenraum von 85 350 qkm.

Das Land ist äußerst fruchtbar, es gedeiht alles, was das furchtbar heiße, den Negern jedoch keineswegs unbequeme Klima hervorbringt; der Kaffeebaum erreicht hier sogar eine Höhe von 12 m. Vorzüglich gedeihen Reis, Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr, Indigo, Ananas, Erdnuß, die hier ein ganz besonders vortreffliches Öl liefert. Auch Palmöl und Palmkerne kommen viel zur Versendung, Farbehölzer aller Art, Gummi, Elfenbein, Mahagoni- und Teakholz, auch Kupfer und Goldstaub. Merkwürdigerweise wird der Tabak aber nicht gebaut, sondern aus Amerika eingeführt.

Auch das Tierreich trägt zur Ausfuhr wesentlich bei, denn das Gebirgsland wird von Elefanten, Büffeln und Antilopen durchstreift, und so kommen Tierhäute und Hörner reichlich zur Versendung; die geringe Viehzucht liefert dazu auch noch Ziegenhäute.

Die Republik Liberia ist ganz nach dem Muster der nordamerikanischen eingerichtet. Sie ist in Grafschaften eingeteilt, und ein Präsident steht an der Spitze, dem ein Repräsentantenhaus und acht Senatoren an die Seite gestellt sind. Ein großer Teil der leidlich zivilisierten Negerbevölkerung sind Christen, doch hängt die Mehrzahl der natürlich sehr verschiedenen Stämmen angehörenden Neger dem Mohammedanismus an. Eine Staatsreligion gibt es nicht, doch

ist es erklärlich, daß die amerikanische Episkopalkirche die Herrschaft führt; schon 1850 gab es in der Grafschaft Monrovia zweiundzwanzig Kirchen und achtzehn Schulen; es existiert sogar ein Schullehrerseminar.

Offizielle Sprache, vielfach auch Umgangssprache, ist die englische. Das umlaufende Geld ist ebenfalls das englische, daneben aber auch der amerikanische Dollar, doch ist auch Papiergeld keineswegs unbekannt. Alle „Bürger" der Republik, zu denen Weiße nicht zählen, die nur mit besonderer Erlaubnis der Regierung Grundeigentum erwerben können und zu keinem Amt gewählt werden dürfen, sind vom 16. bis zum 50. Lebensjahre militärpflichtig; in Friedenszeiten stehen bis 1500 Mann stets im Dienst; ausgenommen vom Militärdienst sind nur die Geistlichen und Zivilbeamten. Sklaverei ist selbstverständlich ausgeschlossen.

Trotz alledem und trotz zweier Zeitungen, die in der Hauptstadt Monrovia unter völliger Preßfreiheit erscheinen und fortgesetzt Bildung verbreiten sollen, ist es mit der Zivilisation jedoch eine oft recht zweifelhafte Sache. Fleißige Ackerbauer sind die Bewohner, es sind sogar eigens Beamte angestellt, welche die einheimischen Neger in der Landwirtschaft unterrichten, aber die Betriebsamkeit geht doch nur so weit, wie es der eigene Vorteil erheischt. Das zeigt auch die lebhafte Küstenschiffahrt, die an dem sehr einförmigen Strande unterhalten wird, denn der gesamte Handel in den wenigen Hafenorten liegt ausschließlich in den Händen der Weißen.

Für das Wohl des Staates hat der Neger kein Verständnis, und so erklärt es sich, wenn man hört, daß die Verhältnisse in Liberia in neuerer Zeit stetig im Rückgange begriffen sind; schon seit mehr denn dreißig Jahren sollen die Zinsen einer 1871 aufgenommenen Staatsschuld von 100 000 Pfd. Sterl. nicht mehr bezahlt worden sein. So ist es denn wohl nur eine Frage der Zeit, daß die freie Negerrepublik Liberia, dieses Stückchen eigenes Staatswesen, zu existieren aufhören wird. Wem es dann zur Beute fallen wird, ob den Engländern oder den Franzosen, die als die nächsten Nachbarn ja auch am ehesten in Betracht kommen, das wird die Zukunft lehren.

Deutsch-Guinea.

Togo.

Togo ist die zweitälteste der deutschen Kolonien in Afrika. Südwestafrika ging ihr um ein Jahr voran, denn hier wurde die Erklärung des Reichsschutzes am 1. Mai 1883 ausgesprochen, in Togo erst am 2. Juli 1884, dem dann wenige Tage später, am 14. Juli 1884, Kamerun folgte.

Bremer und Hamburger Handelshäuser gründeten an der Küste von Togo 1880 die ersten Faktoreien, erweckten damit aber sofort die Ränke der englischen Kaufleute auf der benachbarten Goldküste, und die wurden bald so arg, daß die Deutschen den Schutz ihrer Regierung anrufen mußten. Dieser wurde ohne

weiteres gewährt, und es erschien 1884 der berühmte Afrikareisende Gustav Nachtigal im Auftrage des Deutschen Kaisers als Reichskommissar, hißte am 2. Juli die deutsche Flagge und schloß Verträge mit den einheimischen Häuptlingen ab.

So wurde die Küste zwischen den Mündungen des Volta im Westen und des Mono im Osten zum Teil deutsches Schutzgebiet. Zum Teil nur, denn bei der Aufteilung der Landgebiete verstanden es die Engländer, das ganze Mündungsgebiet des Volta und noch den Bereich der großen Quitta-Lagune östlich davon



Erste deutsche Faktorei in Togo.

für sich einzuheimsen, und die Franzosen in Dahome behielten die Mündung des Mono. Mehr noch: die westliche Grenze gegen die englische Goldküste bildet nicht der Talweg des Volta, sondern das deutsche Gebiet grenzt nur bis an das linke Ufer desselben, so daß das ganze Wasser des Stromes sich im Besitz der Engländer befindet, während die östliche Grenze gegen das französische Dahome der Talweg des Mono bildet, dessen Wasser also nur zur Hälfte französisches, zur andern Hälfte deutsches Besitztum ist.

Die ganze Strecke zwischen der Mündung des Volta und der des Mono mag etwa 140 km betragen, davon ist auf die Küste des deutschen Gebietes nicht einmal die Hälfte gekommen, denn das deutsche Togoland hat nur eine Küstenlänge von etwa 50 km zugeteilt erhalten und — keinen einzigen Hafen.

Von hier erstreckt sich das Schutzgebiet nach Norden in einer durchschnittlichen Breite von etwa 150 km bis zum 11. Grade d. Br. Nur ganz im Norden dehnt sich das Hinterland mehr aus. Infolge der kühnen Hinterlandsexpedition des Dr. Gruner, der sogar bis zum Niger vordrang und mit dem mächtigen Sultan von Gando einen Schutzvertrag abschloß, wurden dem feindseligen Verhalten der Engländer und Franzosen gegenüber wenigstens unsere Ansprüche Sansane-Mangu durchgesetzt; andere Gebiete mußten wir den Franzosen überlassen. In der nun durch Verträge mit beiden Nationen festgesetzten Umgrenzung umfaßt das Gebiet von Togo 87 200 qkm.

Ständig wird die Küste von einer furchtbaren Brandung umtobt. Keiner der Flüsse Togos, die allenfalls eine ruhigere An- und Einfahrt bieten könnten, geht ins Meer, außer dem Silo, der aber nur einen Teil des Jahres Wasser führt, dann zu einzelnen Tümpeln zusammenschrumpft. Der größere Haho hat zwar stets Wasser, aber er mündet in die Lagune, ein Brackwasser, das am Strande sich hinbreitet und wie ein dreieckiger See noch eine tüchtige Strecke in das Land hineinragt. Der größte Fluß der Kolonie, der Oti, welcher mit Ausschluß seines Quellgebietes ganz dem deutschen Gebiete angehört, ist nur ein Nebenfluß des Volta. Da blieb den Schiffen also nichts übrig, als draußen liegen zu bleiben und die Verbindung mit dem Lande durch Boote zu bewerkstelligen, die eigens für diesen Zweck gebaut sind und von erfahrenen Eingeborenen geführt werden müssen, um die furchtbare Brandung zu überwinden.

Ein Augenzeuge schildert diese gefährliche Brandung folgendermaßen: „Hier ging ein deutscher Beamter an Land, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, die vielgenannte „Kalema", wie hier die fürchterliche Brandung heißt, nicht bloß vom sicheren Bord aus, sondern in unmittelbarer Nähe, sie durchfahrend, kennen zu lernen. Unser Boot, mit dreizehn Togoleuten bemannt, die lautlos ihre Paddeln handhaben, gleitet rasch dem Brandungsgürtel näher; nun hat der erste Wogengang das Fahrzeug auf seinen Rücken genommen, die Leute halten mit Rudern ein. Das schwere Boot wird gefaßt und auf den Kamm der Dünung gehoben, als ob es eine Feder wäre.

Im nächsten Augenblick gleitet es so jäh ins Wellental hinab, daß man meint, es müsse sich mit seinem Steven in den Grund einbohren. Und nun ein ohrengellendes Geschrei aus allen dreizehn Kehlen: der gewaltige Ruck wird benutzt, um aus der tiefen Wasserfurche wieder nach oben auf den Rücken des nächsten anrauschenden Rollers zu gelangen. Die Paddeln fliegen nur so, ein scharfes Zischen kommt aus den Kehlen der Bootsleute, schon fühlt man den Kiel des Fahrzeuges wieder gehoben und aufs neue tanzt oben das Boot.

So geht's acht- bis zehnmal nacheinander, hinauf auf den Wellenberg, hinunter ins Wellental; die letzten Male immer höher hinauf, immer steiler hinunter, — stets sitzt alles klar zum Sprung — mit einemmal befindet sich das Fahrzeug in einem vollkommen geschlossenen Tunnel, dessen Boden und Seiten gebogene, grüne Wasserwände, dessen Dach weißer Gischt ist: man glaubt nicht anders, als das Boot sei bereits in die Tiefe gegangen. Und dieser blitzschnell durch den Kopf schießende Gedanke wird bestätigt durch das plötzliche Geschrei

und Gebrüll der Leute, die mit einemmal die Paddeln in die Höhe werfen und sich rechts und links aus dem Boote hinausfallen lassen.

Aber schon — das alles geht und folgt unendlich rascher aufeinander, als es sich beschreiben läßt — erhält man einen gewaltigen Ruck; schon knirscht hoch auf der Sand an dem Bug des Fahrzeuges, schon wird man von sechs, acht Händen gepackt, aus dem Boot herausgerissen, geschleift, getragen, und vollkommen starr vor dieser sich überstürzenden Reihenfolge von Geschehnissen steht man auf dem Sand des Gestades und ist auf diese Weise gelandet.



Häuptlingsfamilie in Togo

Nun erst denkt man über das Vorgefallene nach. Der Brecher, der einen Moment ein vollständiges Wellenhaus um das Fahrzeug baut, ist bereits ganz nahe dem Ufer und wirft das Boot im nächsten Augenblick auf den Strand: das wissen die Leute. Nun heißt es möglichst rasch heraus und ins Trockene gelangen, einmal, um nicht unter das möglicherweise umkippende Boot zu geraten, anderseits, um nicht von der gleich darauf zurückflutenden Woge wieder mit ins offene Wasser zurückgerissen zu werden."

Diesem höchst gefährlichen Übelstande bei dem Verkehr durch die Brandung, bei dem auch durchschnittlich 5 Prozent der Waren verloren gehen und ein sehr großer Prozentsatz durch Seewasser beschädigt wird, ist nunmehr durch eine feste,

weit über den Brandungsgürtel hinausreichende Landungsbrücke bei dem Hauptort Lome abgeholfen, an welcher die Schiffe anlegen und die Ladungsarbeiten ohne jede Gefahr vorgenommen werden können. —

In einer Entfernung von 120—300 km von der Küste steigt die Küstenebene zum Berglande und endlich zu einem Gebirgslande empor, das eine Durchschnittshöhe von 600 m, in einzelnen Gipfeln bis 900 m erreicht. Das Klima ist natürlich tropisch. An der Küste werden zwei scharf getrennte Regenzeiten unterschieden, vom April bis Juli, und vom September bis Ende November, von denen die letztere bisweilen sehr schwach ist oder auch ganz ausbleibt; das ergibt dann ein sogenanntes Dürrjahr, in welchem der Ertrag der Kulturen selbstverständlich zurückbleibt.

Tropisch ist auch die Vegetation. Die Kokospalmen gedeihen vorzugsweise in der sandigen Küstenzone; die europäische Pflanzung Kpeme hat ihre Zahl schon weit über 100 000 Stämme gebracht, von denen im letzten Berichtsjahre 12 000, noch dazu nach einem Dürrjahre, 45 000 Nüsse geliefert haben. Über allen Palmenarten steht jedoch auch hier die Ölpalme, die in Togo fast überall gedeiht. Im südlichen Gebiet hat sie sich augenscheinlich ohne Hilfe des Menschen auf natürlichem Wege verbreitet, doch wird sie selbstverständlich auch vielfach kultiviert. Für das nördliche Togo kommt sie betreffs des Handels bis jetzt noch nicht in Betracht, weil die Leute mit einer Traglast von Früchten vier bis fünf Tage bis nach der Küste unterwegs sein müßten; da werden die Kerne weggeworfen und das Öl im Binnenlande als Brenn- und Speiseöl verwandt. Für viele Distrikte hat nun die am 27. Januar 1907 eröffnete Inlandbahn von Lome nach Palime schon Wandel geschaffen, und die mit diesem Ereignis in Verbindung stehende landwirtschaftliche Ausstellung in Palime hat nur zu deutlich bewiesen, wie notwendig die Erschließung des Innern durch Eisenbahnen ist.

Höchst wichtig ist die Kultur der Baumwolle, die man in großem Umfange bei den Eingeborenen zu veranlassen sucht. Man hofft, dadurch sich allmählich von den Preistreibereien der amerikanischen Baumwollspekulanten unabhängig zu machen, die z. B. binnen drei Monaten im Jahre 1903 den Preis um sechzig Millionen Mark erhöhten, so daß die heimische Textilindustrie sich zu einer Einschränkung der Arbeit veranlaßt sah. Da Baumwolle, die wir jährlich für 300 Millionen Mark aus Amerika einführen, nicht nur in Togo, sondern auch in Kamerun, Südwest- und Ostafrika und auch in Neuguinea gebaut werden kann, so ist es sehr wohl möglich, bei einer Ausdehnung dieser Kulturen unsern ganzen Bedarf an Baumwolle in unseren eigenen Schutzgebieten decken und den amerikanischen Markt völlig ausschalten zu können.

Das kann in Togo am ehesten gelingen, denn von allen deutschen Schutzgebieten hat sich das verhältnismäßig kleine Togo am raschesten soweit entwickelt, daß es keines Reichszuschusses mehr bedarf, sondern sich selbst erhält. Es liegt das zum großen Teil an dem Hauptstamm der Eingeborenen, den Ewe, die ein durchaus friedfertiges, fleißiges Volk sind und sich lebhaft an der Kulturarbeit beteiligen.

In anderer Weise recht bedeutsam kann auch gerade in Togo der Anbau des für Westafrika so äußerst wichtigen Kolanußbaumes werden. Er trägt nämlich

als Frucht eine Kapsel mit fünf violetten Samen von der Größe einer Kastanie, und diese Nüsse sind für alle Negerstämme in Westafrika, wie der Betelpfeffer in Asien, ein leidenschaftlich gebrauchtes Kaumittel, welches die schädlichen Einflüsse des Klimas leichter ertragen läßt, den Appetit erhöht und den Schlaf verscheucht, so daß die Eingeborenen ihren ebenso häufigen wie leidenschaftlich beliebten Gelagen mit um so größerer Ausdauer frönen können.

Nun wird die Kola bisher in Togo nur erst an wenigen Punkten angebaut und der nicht geringe Bedarf der ganzen Bevölkerung, sowie auch das Salz, aus dem englischen Goldküstengebiet bezogen und zwar über den Volta bei Kete-Kratschi, bis wohin der Strom schiffbar ist. Da nun die deutsche Grenze, wie oben erwähnt, nur bis an das linke Ufer reicht, so haben es die Engländer vollständig in der Hand, den Verkehr auf dem Voltafluß nach Belieben zu beherrschen. Diesem Zweck dient ihre Zollstation gegenüber von Kratschi, und Dir. F. Hupfeld machte schon vor mehreren Jahren darauf aufmerksam:

„Mit Hilfe ihrer chikanösen Fährmaßregeln sind sie imstande, genau zu regulieren, wie viel Verkehr sie nach dem deutschen Gebiet hinüberlassen wollen. Und da der Handel von Kete fast völlig von Waren aus dem englischen Gebiet abhängt, insbesondere von Kola, so sind wir tatsächlich nahezu machtlos. Aber doch nicht ganz. Wir haben ein Mittel, der englischen Willkür die Spitze zu bieten, zwar nicht sofort, aber später und dann sicher: und das ist die Anpflanzung des wichtigsten Artikels für das weitere Hinterland, der Kolanuß. Einzelne Bäume in Boëm beweisen, daß die Kola hier gedeiht und durchaus konkurrenzfähige Ware liefert. Derjenige also, der zuerst im deutschen Gebiet in großem Maßstabe Kola anpflanzt, wird sich nicht nur das Verdienst erwerben, unser weiteres Hinterland von der Abhängigkeit von der englischen Goldküste befreit und damit für uns ungleich wertvoller gemacht zu haben, sondern er wird auch aller Voraussicht nach sich selbst eine führende Stellung in dem Handel des Hinterlandes schaffen und damit selbst ein gutes Geschäft machen.“ —

Jagdbare Tiere finden sich in Togo nur im Gebirgslande, wo an Antilopen, Büffeln, Leoparden usw. kein Mangel ist. Von Haustieren werden Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner gehalten; die Rinderherden haben indes von der Tsetsefliege schwer zu leiden.

Endlich muß auch noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch die Mineralschätze des Bodens mancherlei Erfolg für die Zukunft in Aussicht stellen. Der Bezirksgeologe hat auf seinen Forschungsreisen durch das Gebiet das Vorhandensein großer Eisenerzlager festgestellt, ferner titanhaltigen Magneteisenstein, Graphit-Einlagerungen und andere, die mit verhältnismäßig geringen Betriebskosten nutzbar zu machen wären. Die entdeckten Spuren des Vorkommens von Gold sind zu minimal, als daß sich eine Ausbeute lohnen würde. —

Das so viel versprechende Gebiet ist im August 1905 auch von einer Gesellschaft deutscher Reichstagsabgeordneter besucht worden, die sich von dem Stande der kolonialen Verhältnisse in Afrika durch eigenen Augenschein überzeugen wollten. Dieselben nahmen auch an der Einweihung der ersten Teilstrecke der Inlandbahn teil, besuchten dann vermittelst der Küstenbahn, welche Lome mit Bagida, Porto Seguro, Klein-Popo oder Anecho, wie es jetzt heißt, bis Sebe ver-

bindet, auch die Plantage Kpeme und sahen sich auch sehr eingehend in Lome, dem Sitz des Gouverneurs, um.

Hervorragende Orte im Binnenlande sind außer diesen Küstenplätzen noch Togo an der Lagune, Atakpame, Bismarckburg, Sokode, Basari, Jendi, Sansane-Mangu.

Kamerun.

Das Kamerungebiet, in welchem Gust. Nachtigal im Auftrage des Deutschen Kaisers am 14. Juli 1884 die deutsche Flagge hißte und damit dasselbe unter den Schutz des Deutschen Reiches stellte, füllt den innersten Teil der Bucht von Biafra aus.

Von der Mündung des Rio del Rey läuft die Grenze in gerader Linie, einen kleinen Bogen nach innen vor dem 10. Grad d. Br. abgerechnet, nordwestlich an dem englischen Nigeria hin bis tief in den mittleren Sudan hinein zum Tschadsee, den sie an seinem Südende trifft. Hier verfolgt sie in derselben Richtung noch dessen Ostufer bis zur Mündung des Schari, dessen ganzes Delta einschließend, und geht nun an diesem Strome aufwärts in südöstlicher Richtung, bis sie etwas vor dem 17. Längengrade den 10. Grad d. Br. trifft, wendet sich auf diesem schnurgerade nach Westen bis zum 14. Längengrade, dann wieder nach Südosten bis zum 15. Längengrade und nun auf diesem südwärts bis zum 4. Breitengrade. Wenn sie diesen erreicht hat, streicht sie wieder südöstlich, bis sie etwa 20 km vor dem 2. Breitengrade den zum Stromsystem des Kongo gehörenden Sangafluß trifft, dem sie nur die kurze Strecke bis zum 2. Grade folgt, und wendet sich nun mit diesem in schnurgerader Linie zum Meerbusen von Biafra, den sie an der Mündung des Campo erreicht. Von hier bildet dann der Meerbusen bis zurück zum Rio del Rey, eine Strecke von 320 km, die Westgrenze.

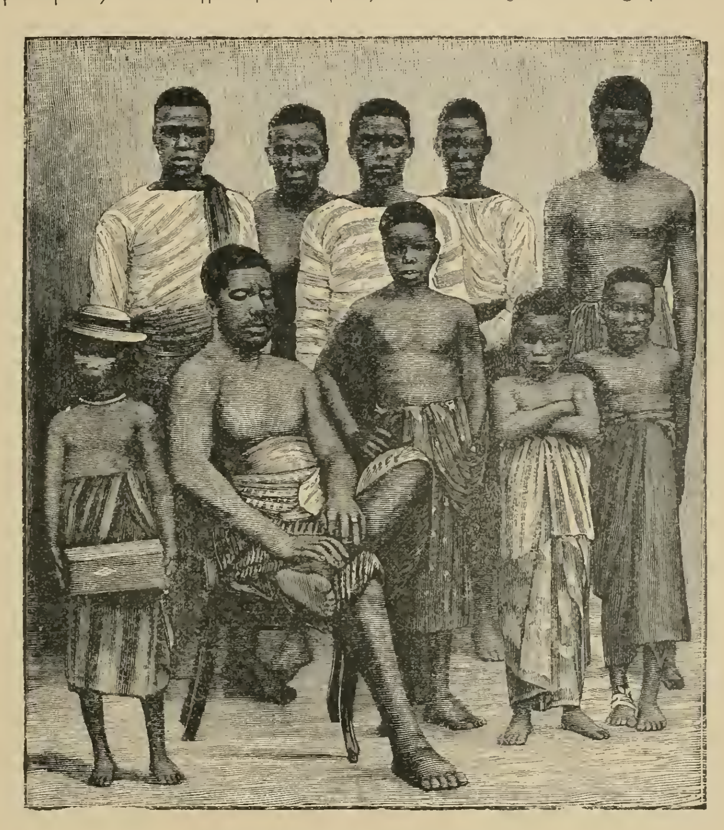
In diesem Umfange, der im Innern den größten Teil des alten Sudanreiches Adamaua und am Tschad noch ein großes Stück von Bornu in sich schließt, zählt das Gebiet von Kamerun 495 000 qkm Flächeninhalt.

Zwischen dem Rio del Rey und der verzweigten Meereseinbuchtung, die den Namen Kamerunfluß führt, erhebt sich fast aus dem Meere das mächtige vulkanische Massiv des Kamerungebirges, die höchste Erhebung in ganz Westafrika, bis 4075 m. Weiter im Süden ist die Küste natürlich breiter und der schwarze vulkanische Boden durch einen, im tropischen Afrika weit verbreiteten roten, eisenschüssigen Lehmsand vertreten, den man Laterit nennt.

Auf die Küstenzone folgt ein breiter Urwaldgürtel, der jene von dem Graslande und der Hochfläche des Innern trennt. Weiter im Norden, in Adamaua und Bornu, steigt die letztere in den Gobi- und Gondobergen noch einmal bis über 2000 m an und verläuft dann ganz im Norden in die Senkung des Tschadgebietes.

Kameruns größter Fluß ist der Sangana, der samt seinem sehr weit ausgedehnten, aber noch wenig erforschten Quellgebiet ganz der Kolonie angehört. Der viel genannte Kamerunfluß ist, wie schon erwähnt, kein Fluß, sondern nur eine sehr verzweigte Meereseinbuchtung, ein sogenanntes Ästuarium, in welches

viele kleine Flüsse ihr Wasser ergießen, unter denen der Mungo und der Wuri die bedeutendsten sind. Es gehören der Kolonie ferner an das Quellgebiet des englischen Croßflusses, sowie der Benue, der mächtigste Nebenfluß des Niger, mit seinem Quellgebiet und obersten Lauf. Den Sanga mit dem Ngoko haben wir als Grenzflüsse schon genannt; beide haben ihren Ursprung im Kamerungebiete, dessen gesamte südöstliche Gewässer sie aufnehmen und zum Kongostrom führen. Im Norden ist der große Schari als Grenzfluß ebenfalls schon erwähnt, dessen weit ausgedehntes Delta in das deutsche Gebiet fällt.



Leute aus dem Kamerungebiet.

Kamerun hat natürlich ein tropisches, in der Küstenregion sehr ungesundes Klima, doch ist seitens der Verwaltung schon viel geschehen, um den gefährlichen Einflüssen desselben nach Kräften zu begegnen. Im Gebirge und auf der Hochfläche des Innern sind die Temperaturverhältnisse für Europäer zuträglicher. Zu bemerken ist noch, daß man in Kamerun eine ausgeprägte und andauernde Trockenzeit zum Vorteil des Landes nicht kennt; die Kolonie gehört zu den regen- und gewitterreichsten Ländern der Erde.

Die Pflanzenwelt ist von außerordentlicher Üppigkeit. Hinter dem dichten Mangrovewald der Küste beginnt eine reiche Vegetation von Wein- und Ölpalmen, schilfblätterigen Pandanusbäumen, Woll- und Brotfruchtbäumen, Mangos u. v. a., die sich bald zum dichten, von einem fast undurchdringlichen Lianengeflecht durchschlungenen Urwald zusammenschließt. Dahinter folgt das Savannenland der Hochfläche, bisweilen unterbrochen von der Form des Buschwaldes, an dessen Stelle auch nicht selten ausgedehnte Haine der Raphia, Weinpalme, treten, die dem Bewohner des Graslandes von derselben Wichtigkeit ist, wie die Ölpalme dem Waldbewohner, denn sie liefert ihm nahezu alles, was er zum Leben braucht. Dies bleibt der Grundzug der Vegetation weit, weit land-

einwärts, bis sie endlich in die Sumpflandschaften der stehenden und fließenden Gewässer des Tschadseebeckens übergeht.

In der Ausnutzung der Pflanzenwelt stehen Kokospalmen, Ölpalmen, Weinpalmen und Kautschuklianen mit ihren Erträgnissen obenan; ihnen folgen je nach der Art des Bodens Bananen, Erdnüsse, Bataten, Maniok, Yams, Mais oder auch Zuckerrohr, Tabak, Kolokasien oder Kalo, in den Plantagen auch Reis, Tabak, Kakao und Kaffee. Zur Ausfuhr gelangen vornehmlich Kautschuk, im letzten Berichtsjahre im Werte von 4 677 000 Mk., Palmkerne 2 031 000 Mk., Palmöl, Erd- und Kolanüsse, Kaffee, Kakao 1 168 000 Mk., Baumwolle, Tabak, Gewürze, Kopra, Bau- und Nutzhölzer, Rinden und Farbhölzer; Baumwolle ist bis jetzt noch von geringerer Bedeutung.

Die Eingeborenen, sonst nur Fischer- und Jägervölker, für die Bodenkultur zu gewinnen, beginnt erst in jüngster Zeit sich in den ersten Anfängen mehr bemerkbar zu machen. Der große Gebrauch an Trägern und die gewinnbringende und leichte Arbeit des Gummischneidens und Gummihandels entziehen dem Farmbau noch viele Kräfte. Eine gründliche Besserung ist auch hier erst von dem Fortschreiten des Eisenbahnbaus zu erwarten, denn bis jetzt ist derselbe nur erst von dem Hauptort Duala bis zu den Manengubabergen, eine Strecke von 160 km, vorgerückt.

Es kommt die eigenartige Natur des Negers mit dazu. Graf Bernsdorff charakterisiert diese in der Hauptsache folgendermaßen sehr treffend: „Die gänzliche Begriffslosigkeit von dem Wert der Zeit ist ein hervorstechender Zug im Wesen des Negers, mit dem stark gerechnet werden muß. Ob ein Handelsgeschäft heute, morgen oder in acht Tagen zustande kommt, ist ihm gänzlich einerlei, wenn er nur überhaupt seinen Profit dabei machen kann. Es wird auch noch Jahrzehnte bedürfen, bis dem Schwarzen nur einigermaßen das Verständnis aufgeht für das Wort „Zeit ist Geld“, da er noch nicht gelernt hat, über heute, weitestens morgen hinaus zu denken. Man darf sich deshalb auch im Handel mit Negern nicht auf diesen Standpunkt stellen und ihnen zeigen, daß eine Beschleunigung des Handelsabschlusses erwünscht ist, sondern muß das Wort ummodeln in den Satz „Geduld ist Erfolg“. Dasselbe findet auch eine Nutzanwendung auf die kolonialen Bestrebungen, insonderheit beim Plantagenbau, bei welchem noch die angeborene Unlust des Negers zu jeder geregelten körperlichen Tätigkeit zu überwinden ist, was nur durch langsames Gewöhnen geschehen kann. Ein Ratschlag also für alle diejenigen, welche sich in unseren Kolonien oder mit ihnen beschäftigen: „Geduld ist Erfolg!“ —

Dem Reichtum der Pflanzenwelt entspricht die Mannigfaltigkeit der Tierwelt. Antilopen der verschiedensten Art beleben das Grasland, Büffel, Flußpferde, Elefanten sind noch nicht selten, letztere freilich schon nicht mehr in Herden wie früher, dank den Raubjagden der Elfenbeinjäger. Affen finden sich in zahlloser Menge, darunter auch der Chimpanse und Gorilla. Von Baum zu Baum schwirren zierliche Kolibri und Honigvögel, klettern groteske Papageien, sausen schweren Flügelschlags die ungefügen Nashornvögel. Die Flüsse, besonders der Sanaga, wimmeln von Krokodilen. Bunte Eidechsen, metallschillernde Käfer von den sonderbarsten Formen, farbenprächtige Schmetterlinge erfreuen das Auge,

aber auch die ungemein lästigen Moskitos und die alles zerstörenden Termiten fehlen nicht.

Die Beteiligung des Tierreiches an der Ausfuhr ist nicht bedeutend. Es sind lebendes Wild, Hörner, Häute, Felle und Wolle exportiert worden; Elfenbein, trotz des vorhandenen Rückganges der Elefanten, im letzten Berichtsjahre doch immer noch für über 900 000 Mk. an Wert. Der Gesamthandel ergab im Jahre 1906 insgesamt 23 250 000 Mk.

Hauptort der Kolonie ist Duala am Kamerunfluß, der Sitz des Gouverneurs aber Buea im benachbarten Kamerungebirge in 950 m Höhe. Das Land ist in



Missionare in Afrika.

vier Bezirksämter geteilt, daneben bestehen fünfzehn andere Verwaltungsbezirke und im Norden die Residentur Garua mit sechs Posten.

Über die Gesamtbevölkerung von Kamerun sind bestimmte Zahlenangaben nicht zu machen. Zählungen der einheimischen Bevölkerung sind bei der Ausdehnung der einzelnen Bezirke und mit Rücksicht darauf, daß die meisten Eingeborenen im Urwalde verstreut wohnen und sich nur selten und ungern zu größeren Ortschaften zusammentun, sehr schwierig, wenn nicht unmöglich. Sie haben nur in einigen wenigen Bezirken in der Nähe der Küstr vorgenommen werden können. Die ungefähre Schätzung auf insgesamt 3 500 000 würde daher immer noch mit einem Fragezeichen versehen werden müssen. Bestimmt ist nur die Zahl

der ansässigen Weißen; sie belief sich am 1. Januar 1907 auf 1010 Seelen, darunter befanden sich 860 deutsche Reichsangehörige. —

Die Ausdehnung der deutschen Herrschaft in das Innere hat freilich langwierige Kämpfe gekostet, denn man hatte es mit kraftvoll organisierten mohammedanischen Staaten zu tun. Dennoch wurden sie in kühnen Vorstößen von wenigen deutschen Kompanien überrannt, zahlreich bevölkerte Städte, wie z. B. Ngaumdere mit 30 000 Einwohnern, wurden mit stürmender Hand genommen. Bei Marrua erfocht noch im Jahre 1902 Oberleutnant Dominik mit wenigen Europäern, einem Maschinengewehr und achtzig Soldaten einen glänzenden Sieg über fünftausend Marruaner, die mit Todesverachtung unter Führung des vor den Engländern geflüchteten Emirs Siberu von Jola herangestürmt waren.

Hand in Hand mit der kriegerischen Eroberung ging die wissenschaftliche Erforschung und Anbahnung der wirtschaftlichen Erschließung des Landes; trotzdem ist nicht zu leugnen, daß die völlige Unterwerfung noch keineswegs vollendet ist, ja daß es noch nicht wenige Landschaften und Gegenden gibt, die noch keines Weißen Fuß betreten hat.

Worin liegt nun der Wert unserer Kolonien? Daß sie imstande sind, uns vom Auslande hinsichtlich des Bezuges kolonialer Rohprodukte unabhängig zu machen. Sie dahin zu bringen, ist das Ziel unserer Kolonialpolitik. Daß sie mit der Zeit alle diese Hoffnungen erfüllen werden, kann nicht bezweifelt werden, aber „Geduld ist Erfolg!" Nicht darin beruht der Vorteil auch unserer afrikanischen Schutzgebiete, daß sie uns jährlich aus den etwaigen Überschüssen Millionen für die Staatskasse einbringen, sondern darin, daß die Bürger des Reiches in den Schutzgebieten ein neues, gewaltiges Arbeitsfeld vorfinden, daß der Bürger durch seine Arbeit dort reich wird und die Erzeugnisse des Landes und der Arbeitskraft der Eingeborenen sich zunutze macht. Dadurch wird der Wohlstand des deutschen Volkes vermehrt und der einzelne in den Stand gesetzt, mehr zu verdienen und mehr auszugeben, kurz, dem einzelnen wird eine höhere Lebenshaltung ermöglicht.

Kurz nur konnte unsere Schilderung der deutschen Kolonien und Schutzgebiete in Afrika sein; dennoch aber möchte auch daraus wohl hervorgehen, daß wir Deutschen bei der Verteilung der Welt nicht zu kurz gekommen sind. Es bedarf allerdings unausgesetzter Arbeit, um unsere Kolonien zu entwickeln, aber der Segen dieser Arbeit wird sicherlich nicht ausbleiben.

Der Sudan.

In der Einleitung zu diesem Abschnitt ist der Sudan schon dahin charakterisiert worden, daß man, wenn der Begriff im weitesten Sinne genommen wird, die ganze Ausdehnung des Landgebietes südlich der Wüste Sahara vom Atlantischen Ozean bis zum abessinischen Alpenland darunter versteht. Im engeren Sinne aber betrachtet man als den Sudan nur das innere Land und hält die Küstenländer als Grenzländer davon getrennt.

Infolge der Besitzergreifung des ganzen ungeheuren Landgebietes durch die europäischen Mächte sind aber die ehemals angenommenen Grenzen völlig verwischt worden. Es gehen sowohl Senegambien wie Guinea in den inneren Sudan so tief über, daß eine solche Scheidung nicht mehr möglich ist. Nur Abessinien muß davon getrennt gehalten werden, denn es wird nicht nur durch das Niltal ganz vom Sudan geschieden, sondern seine gesamten Flüsse stürzen auch zum Nil hinab, so daß Abessinien naturgemäßer und richtiger den Nilländern zugezählt werden muß.

Da wir nun in den vorstehenden Kapiteln Senegambien und Oberguinea schon besonders behandelt haben, so bleibt für den Sudan hier nur das innere Land übrig, soweit die genannten Grenzländer nicht mehr in denselben hinein gelangen. Wir haben hier also nur die zum großen Teil noch vorhandenen Negerreiche kurz zu betrachten.

Auch über die Einteilung des Sudan in einen westlichen, mittleren und östlichen oder ägyptischen Sudan sind wir an jener Stelle unseres Buches schon klar geworden, die hier nun näher besprochen werden sollen.

Der Westsudan.

Der westliche Teil des Sudan umfaßt das Gebiet des Niger, über das wir schon in einem früheren Abschnitt ausführliche Mitteilungen gemacht haben. Seine Grenze zum mittleren Sudan ist der Fuß des Hochlandes, welches sich nach Gerhard Rohlfs im Osten des Niger, namentlich in dem großen Reich Sokoto ausdehnt und nach allen Weltgegenden hin abdacht, so daß seine Gewässer sowohl zum Niger nach Westen, wie zum Tschadsee nach Osten und zum Benue nach Süden abfließen. Die Grenze im übrigen näher zu bestimmen ist natürlich nicht möglich.

Im westlichen Sudan gab es und gibt es auch noch eine nicht kleine Anzahl von Negerreichen, welche sich heute noch, und nicht mit Unrecht, als fast oder ganz unabhängig betrachten, da es noch langer Zeit bedürfen wird, ehe sie die Macht ihrer neuen Herren fühlen lernen, die ja immer nur da einschreiten können, wo es sich gerade als notwendig erweist. Zunächst muß den Europäern ja noch der Gedanke genügen: Diese ungeheuren Länderstrecken sind uns von den ausschlaggebenden Mächten als unser Eigentum zugesprochen und garantiert worden. Daß sie auch im wahren Sinne des Wortes wirklich Eigentum werden, das ist vorläufig noch der Zukunft, vielleicht sogar noch einer sehr fernen Zukunft vorbehalten. Und so werden auch diese Negerreiche, sofern sie nur die Ordnung nicht stören, sich zweifellos noch recht lange eines Daseins erfreuen können, das sie den Wechsel der Verhältnisse gar nicht empfinden läßt.

Im nachfolgenden können natürlich nur die namhaftesten dieser Reiche kurz berührt werden. Wir haben dabei zwei verschiedene Gruppen von Staaten zu unterscheiden, solche, die von den Völkern der Mandingo gegründet und besetzt worden sind, und solche, die von den später eingewanderten und zur Herrschaft gelangten Fulbe (Fulah) oder Fellata herrühren. Die ersteren finden wir nur

in dem obersten Gebiet des Niger, anschließend an die Mandingostaaten in Senegambien, die wohl als die Ursitze dieser Negervölker zu betrachten sind oder doch viel früher vorhanden waren, als die Fulbe einzogen und sich als Eroberer über den ganzen West- und Mittelsudan ausbreiteten. Diese Fulbestaaten finden sich am oberen und mittleren Niger und auf der rechten Seite des Stromes, da dieser mit seinem großen Bogen am Rande der Wüste hinfließt, die ihm zur linken Seite bleibt, wo also kein Land zur Staatenbildung vorhanden ist. Am unteren Laufe aber finden wir sie zu beiden Seiten. Sie gruppieren sich dann als rechtsseitige und linksseitige Fulbestaaten.

Mandingostaaten.

Kong. Da, wo Mungo Park 1795 im äußersten Südwesten ein mächtiges Konggebirge als Wasserscheide zwischen dem Niger und Guinea annahm, ist festgestellt worden, daß ein solches Gebirge hier gar nicht existiert. Mungo Park hatte seine Kenntnis desselben nur aus Nachrichten von den Eingeborenen geschöpft, da er ja weit ab davon die senegambischen Randgebirge überstiegen hatte. 1888 aber stellte der französische Kapitän L. G. Binger an Ort und Stelle fest, daß die erwähnte Wasserscheide nicht einmal ein Gebirge, sondern nur eine im Grunde unerhebliche Bodenanschwellung sei.

Statt des Konggebirges aber fand er hier ein Reich und eine sehr ansehnliche Stadt Kong mit mohammedanischen Einwohnern, die lebhaft Industrie und Handel trieben. Es ist als höchst wahrscheinlich anzunehmen, daß dies Reich schon zu Mungo Parks Zeit existiert und der Reisende den von den Eingeborenen gehörten Namen irrtümlich auf ein Gebirge gedeutet hat. Kapitän Binger schloß mit vielen der hier sitzenden kleinen Negerfürsten Verträge ab und stellte sie unter französischen Schutz. Gegenwärtig sind sie nun ein wesentlicher Teil der französischen Kolonie Elfenbeinküste. —

Westlich von dem Reiche Kong bestand zwischen den Quellflüssen des Niger nur für kurze Zeit

Samorys Reich. Samory war ein intelligenter, tatendurstiger Mandingoneger, der sich 1870 zum Herrscher von Bissandugu aufgeworfen und ein neues Reich gegründet hatte. Er war ein so grausamer Tyrann, wie sie selbst unter den barbarischen Völkern Afrikas zu den Seltenheiten gehören. Die Gefangenen wurden einfach niedergemetzelt, und alle umwohnenden Negervölker zitterten vor ihm. Nach und nach begann er sogar verheerende und blutige Einfälle in Senegambien zu machen, und es kostete selbst den Franzosen äußerste Mühe, sich seiner zu erwehren. 1887 erklärte zwar auch er sich bereit, den französischen Schutz anzunehmen, aber das bessere Einvernehmen dauerte nur wenige Jahre, dann begannen seine Raubzüge von neuem, die sich nun aber auf das Gebiet von Kong und auf das Hinterland der englischen Kolonie Sierra Leone warfen. Erst 1898 gelang es, ihn in dem Waldgebiet der Negerrepublik Liberia derart zu stellen, daß er nicht nur eine fürchterliche Niederlage erlitt, sondern sich auch mit dem ganzen Troß von Sklaven, Weibern und Kindern, den er mit sich führte, gefangen geben mußte. Er wurde dann für immer festgehalten und ist auch in der Gefangenschaft gestorben. Er hat in der kurzen Zeit seiner ab-

scheulichen Herrschaft den Franzosen große Opfer an Geld und Menschenleben gekostet.

Tiebas Reich weiter nigerabwärts, an dem Nebenflusse Bagoe, soll zu Anfang des 19. Jahrhunderts von einigen Familien aus Kong gegründet worden sein, die dahin ausgewandert waren und sich nun zu einem eigenen Reiche auswuchsen. Sie waren bekannt als ein ruhiges, friedfertiges Völkchen, das fleißig Ackerbau und Handel trieb.



Krieger des Samory.

Da, wo der nun schon bedeutende Niger in die Ebene eintritt, besteht zu beiden Seiten das Reich

Bambara mit der Hauptstadt Segu = Sikoro, deren Gebiet zu Zeiten auch als selbständiges Reich Segu genannt wird. Die Bambara haben sich in der Entdeckungsgeschichte Afrikas einen guten Namen gemacht, denn sie allein waren es, welche es Mungo Park möglich machten, die ihm erteilte Aufgabe, das Geheimnis des Niger zu entschleiern, auszuführen. Die Gutherzigkeit, mit der sie sich seiner annahmen und ihm dann in jeder Weise behülflich waren, nachdem er von den grausamen und habsüchtigen Mauren vollständig ausgeplündert worden, so daß ihm nichts geblieben war, sichert ihnen in der Entdeckungsgeschichte Afrikas ein bleibendes und überaus ehrendes Denkmal.

Rechtsseitige Fulbestaaten.

Da, wo der Niger seinen zuerst nordöstlichen Lauf mit einem großen Bogen nach Osten umwendet, streift er, wie schon erwähnt, fast die Wüste, so daß dort auf seiner linken Seite von Staatenbildungen keine Rede sein kann. Desto zahlreicher waren und sind sie auf der rechten Seite, denn diese umschreibt nahezu die ganze westsudanische Tiefebene.

Innerhalb des großen Nigerbogens wurde eine ziemlich lange Zeit hindurch

das auf den Trümmern älterer Negerreiche gegründete **Massina** mächtig, das sich aber vergebens bemühte, den Arabern und Tuaregs in der altberühmten wichtigen Handelsstadt Timbuktu seine Herrschaft aufzudrängen. Über all den stetigen Unruhen und Kämpfen ist es dann selbst mehr und mehr in Verfall geraten.

Südlich davon liegt das noch völlig heidnische **Mossi**, gegenwärtig in viele kleine, fast ganz unabhängige Teile zerspalten, denn die Häuptlinge zahlen dem sogenannten König von Mossi nur ein geringes Lehnsgeld und haben sonst weiter keine Gemeinschaft mit ihm. Dem sonst im Sudan mit Eifer verbreiteten Islam haben die Bewohner hartnäckig widerstanden. Das mag vielleicht auch der Grund sein, weshalb die Portugiesen im 15. Jahrhundert hierher sogar das Reich des fabelhaften Erzpriesters Johannes verlegten, an dessen Existenz man im ganzen Mittelalter glaubte, der ein so unversöhnlicher Feind des Mohammedanismus sein sollte. Jedenfalls waren die Bewohner von Mossi äußerst betriebsame Handelsleute. Von der Hauptstadt Wagadugu, die einen reich besetzten Markt hat, gingen Karawanen nach allen Richtungen des Landes.



Ein alter Bambara.

Ebenso sind die Bewohner des östlich an Mossi grenzenden Reiches **Gurma** heute noch Heiden. Wie ihre Nachbarn sind sie gleichfalls ein betriebsames Handelsvolk und der große Markt in Sudomelle ist für das Land wichtiger als die Hauptstadt Nungu. Die Herrschaft der Fulbe ist hier, wie auch in dem weiter östlich und jenseits des Niger gelegenen Nachbarreiche Gandu, erheblich zurückgegangen, und die ursprünglichen Mandingoneger haben dadurch an Bedeutung gewonnen. Dieser Rückgang der Fulbeherrschaft ist insofern erklärlich, als die Fulbe nirgends eine geschlossene Volksmasse bilden, sondern sich über das Land in ein=

zelnen Gruppen verteilen. Sie begnügen sich eben einzig und allein mit der Herrschaft und überlassen alles andere den unterjochten Völkern. —

Während die vorgenannten Reiche ganz von der französischen Interessensphäre umschlossen sind, liegt das südlich von Gurma sich ausdehnende Reich Borgu mit seinem östlichen Teil schon innerhalb der englischen Schutzherrschaft Nigeria. Das Reich ist aus vier Teilen zusammengesetzt und hat heute keine weitere Bedeutung mehr.

Wichtiger sind die noch südlicher gelegenen, gegenwärtig ganz den Engländern angehörenden ehemaligen Reiche Ilorin und Joruba mit den großen, reich bevölkerten Städten Ilorin, Ibadan und Abeokuta. Besonders letzteres ist ein wichtiger Markt, der sogar von Kaufleuten aus Timbuktu besucht wird. Die Engländer wissen diese Bedeutung zu schätzen und haben von dem Hafen Lagos hierher eine Eisenbahn in Angriff genommen, die bis zum Niger durchgeführt werden soll, und deren Fertigstellung hier natürlich alles ändern wird.

Endlich folgt auf dieser Seite des Niger noch das Küstenland Benin, nach welchem die vor dem Nigerdelta vertiefte Einbuchtung des Meerbusens von Guinea den Namen der Bai von Benin erhalten hat. Die Bewohner dieses Küstenreiches waren verrufen wegen ihrer blutigen Grausamkeit, der erst durch eine sehr energische Strafexpedition der Engländer Einhalt getan werden konnte. Die Küste von Benin, welche sich bis an den westlichsten Arm des Nigerdeltas, den Formosa- oder Beninfluß, erstreckt, wurde schon im 16. Jahrhundert von den Portugiesen fleißig besucht; sie war einer der bedeutendsten Sklavenmärkte. In neuerer Zeit wird hier viel Palmöl verfrachtet. —

Linksseitige Fulbestaaten.

Es kommen hier nur zwei Reiche in Betracht, die über beide Seiten des Niger hinübergreifen, zum größten Teile aber auf der linken Seite liegen. Gandu, ein schmales, sich aber weit an dem Strome hin erstreckendes Reich, ist von seiner ehemaligen Bedeutung weit zurückgekommen, ebenso wie das südlich davon zu beiden Seiten des Niger sich ausbreitende Nupe oder Nuffie (Nyfe). Da aber beide für den uralten Handelsweg von Kano, der Hauptstadt von Sokoto, nach dem Meerbusen von Guinea in Frage kommen, den weder die Engländer noch die Franzosen aus den Augen lassen werden, so ist zu erwarten, daß sie mit dem Ausbau der europäischen Kolonien ihre alte Bedeutung nicht nur wiedergewinnen, sondern jedenfalls noch überflügeln werden. Die Richtung dieses Handelsweges haben ja auch die geplanten Eisenbahnen eingeschlagen: die französische, vom Hafen Kotonu in Dahome ausgehend, bis Abome fertig, soll nördlich weitergeführt werden und den Niger bei Madecali oder Ilo treffen; die englische, vom Hafen Lagos ausgehend und bis Abeokuta und Ibadan fertig, würde über Ilorin und Saraki am Niger bei Rabba auslaufen, das ja schon auf dem alten Handelswege ein bedeutender Stapelplatz geworden war. Diese Bedeutung Rabbas war zwar in neuerer Zeit schon auf das südlicher gelegene Bida übergegangen, das sich zu einer bedeutenden Stadt entwickelt hat, doch spricht man jetzt davon, daß Lokodscha am Einfluß des Benue in den Niger der Hauptort werden soll,

von wo dann allerdings der Wasserweg auf dem Benue sowohl wie auf dem Niger nach dem Meerbusen von Guinea der bequemste sein, dann jedenfalls auch noch durch eine Eisenbahn gestützt werden würde.

Der Mittelsudan.

Den mittleren Sudan nimmt der Tschadsee mit den umliegenden Landschaften ein.

Der Tschad, ein 244 m hoch gelegener Süßwassersee, füllt nach Gustav Nachtigal eine flache Mulde aus, die man zu Pferde stundenweit durchwaten kann. Die Ufer sind versumpft, von Papyrusgebüsch bedeckt, während das Wasser des Sees selbst weithin mit einem dichten Pflanzengewirr überzogen ist, besonders auffallend zur trockenen Jahreszeit, denn in und nach der Regenzeit schwillt der Tschad mächtig an, so daß die Angaben der Reisenden, die ihn besuchten, seine Größe sehr verschieden angegeben haben, schwankend von 15 000 bis 50 000 qkm.

Der Tschad nimmt von Westen den Komadugu auf, welcher in dem Wai, Schaschun und andern Nebenflüssen ihm die Gewässer der nördlichen Sokoto-Hochebene zuführt. Von Süden her ergießen mehrere kleine Flüsse ihr Wasser in den See, und von Südosten her kommt der mächtige Schari, der fern im Osten im Lande der Njam-Njam aus den Quellflüssen Wulu und Mimi zum Gribingi zusammenfließt und, nachdem dieser sich mit dem Bamingi vereinigt hat, den Namen Schari annimmt, dann auf der rechten Seite den Bangoran, Aukadebbe und Batschikam, auf der linken Seite den Ba Sara und Ba Bai aufnimmt und in einem Delta von 50 qkm sich in die Südostecke des Tschad ergießt.

Das im Westen, Südwesten und Süden vom Tschad sich erhebende Hochland begreift die sogenannten „Haussastaaten" in sich, benannt nach dem Volke der Haussa, welches zwar heute noch darin wohnt, aber in den Kämpfen mit den eingedrungenen Fulbe unterlegen ist und diese, wenigstens großenteils, als Herren hat anerkennen müssen.

Wir werden später sehen, daß die Fulbe sich überall, wohin sie als Eroberer kamen, damit begnügten, nur die Herren zu sein, und die Unterjochten ruhig in ihrem Besitz ließen und sie auch in ihren Beschäftigungen nicht weiter störten. So kam es, daß sie arm blieben wie zuvor, die Haussa aber, ein unternehmendes Handelsvolk, ihnen an Intelligenz und verhältnismäßiger Bildung weit überlegen, blieben, was sie gewesen waren, und die Fulbe gewissermaßen nur als ihre Titularherren zu respektieren brauchten. Vor allen Dingen blieben sie in ihren weit verzweigten Handelsgeschäften ungestört, und so sind, wie wir noch näher kennen lernen werden, die Haussa heute noch das bekannteste und betriebsamste Handelsvolk in ganz Westafrika. —

Der wichtigste der Haussastaaten ist

Sokoto.

Die Bedeutung dieses Reiches liegt einzig im Handel, der hier für ganz Westafrika einen Mittelpunkt findet. Nicht in der gleichnamigen Hauptstadt Sokoto,

die anscheinend nur aus religiösen Gründen als Haupt- und Residenzstadt festgehalten worden ist, sondern in Kano, westlich vom Tschadsee. Hierher kommen nicht nur afrikanische Erzeugnisse und Produkte, sondern auch die Waren aus dem fernen Arabien und aus Europa. Hier werden feilgehalten arabische Kleidungsstücke aller Art, die ebenso aus Kairo wie aus Tunis kommen, Weihrauch, Gewürze, Rosenöl, weiße und bedruckte Kattune aus Manchester, französische Seidenzeuge, rote Leinwand aus Sachsen, ungeheure Quantitäten ordinärer



Kano

Seide und die bekannten roten Kopfbedeckungen (Fez) aus Livorno, Glasperlen aus Venedig, ordinäres Papier, Spiegel, Nadeln und Kurzwaren aus Nürnberg, Dolchklingen aus Solingen, Rasiermesser aus Steiermark usw. Als Hauptprodukt darf aber auch das im Sudan fehlende Salz nicht vergessen werden, welches aus der Oase Aïr in der Sahara bezogen wird.

Das ganze Reich Sokoto bildet jetzt einen Teil des englischen Schutzgebietes Nigeria.

Katsina kann nicht mehr als Haussastaat aufgeführt werden, denn es ist lange schon zu einer bloßen Provinz von Sokoto herabgesunken. Nach den Berichten der alten arabischen Geographen ist es aber einmal der blühendste aller Haussastaaten gewesen. In einer mittleren Höhe von 300 bis 500 m gelegen,

hügelig, hier und da auch gebirgig und reich bewässert, gehört Katsina nicht nur zu den gesundesten Gegenden der heißen Zone, sondern ist auch der weitaus blühendste Fleck im ganzen Sudan. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar; alles, was die Natur unter gleichem Breitengrade nur irgend hervorbringt, das gedeiht hier in üppigster Fülle.

Bornu.

Östlich an Sokota grenzt das Reich Bornu, das größte der ehemaligen Negerreiche um den Tschadsee, gegenwärtig im Norden zur französischen, im Hauptteil zur englischen und im östlichen zur deutschen Machtsphäre von Kamerun gehörend. Hier sind alle Versuche der Fulbe, ebenfalls die Herrschaft zu gewinnen, gescheitert. Die herrschende Klasse in Bornu sind vielmehr die Kanuri, neben denen viele Angehörige der Wüstenvölker vorhanden sind; natürlich fehlen auch die reinen Neger nicht, so wenig wie die Fulbe. Die Hauptstadt ist Kuka, einst eine bedeutende Stadt; aber das Reich Bornu war schon stark im Niedergange, als die Europäer Besitz davon ergriffen, und Kuka liegt gegenwärtig fast ganz in Ruinen. Nachtigal sowohl wie sein Vorgänger Rohlfs schätzten die Zahl der ständigen Bewohner der damals noch blühenden Stadt auf 60 000, und auf eine mindestens ebenso große Zahl die außerhalb der Mauern wohnenden Menschen.

Bornu dürfte übrigens eines der ältesten Reiche auf afrikanischem Boden sein, denn schon Leo Afrikanus, der berühmte arabische Schriftsteller in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, weiß von den Königen von Bornu zu erzählen, daß sie aus dem Stamme der Berdoa hervorgegangen seien. Andere arabische Nachrichten lassen keinen Zweifel, daß dieser Stamm in dem heutigen Borku nordöstlich vom Tschadsee gesessen und den Tibbuvölkern angehört hat. Von hier aus haben sie dann nicht nur eine große Zahl der Völker, welche die Wüstenoasen bewohnen, unterworfen, sondern ihre Herrschaft auch ausgedehnt über das zwischen Borku und dem Tschad gelegene Reich

Kanem.

Hier setzten sie sich fest, gingen aber sehr bald auch über dessen Grenzen hinaus und gelangten um den Tschadsee herum nach Bornu, das sie sich in kurzer Zeit unterwarfen.

So wuchs ihre Macht stetig bis zum 13. Jahrhundert, wo ihr Reich sogar bis über den Niger hinaus gereicht haben soll. Mit dem Aussterben der tatkräftigen Herrscher, welche die Kanembu, die Kanemleute, so von Sieg zu Sieg geführt hatten, brach aber auch das gewaltige Reich wieder zusammen. Unter den Stämmen entstanden Streitigkeiten, es löste sich in einzelne Teile auf, und so mögen die jetzt bekannten Haussastaaten entstanden sein, in denen im Laufe der Jahrhunderte die Fulbe allmählich die Herren wurden.

Der Hauptstamm der Kanembu, welcher Name zweifellos gleichbedeutend mit dem heute gebräuchlichen Kanuri ist, saß fortan aber nicht mehr in Kanem, sondern blieb in Bornu, das unter seiner Herrschaft wieder zu hoher Blüte gelangte, soweit es die rohe sudanesische Zivilisation möglich erscheinen ließ. Ein

großer Teil dieser Blüte mag allerdings in den Kämpfen mit den zu Anfang des 19. Jahrhunderts von Westen her eindringenden Fulbe verloren gegangen sein, und wenn sich die Kanembu dieses Feindes auch kräftig erwehrten, so war die große Bedeutung Bornus doch dahin.

Adamaua.

In dem südlich von Bornu bis zum Schari hin sich ausbreitenden Adamaua aber waren die Fulbe zur Herrschaft gelangt, waren jedoch, wie überall in diesen Negerstaaten, eben nur die Herren, die besitzende Klasse waren Haussa und Araber. In dem Hauptort Yola (Jola), wo auch der Sultan seinen Sitz hatte, nahmen die Araber unter einem eigenen Häuptling ein besonders abgetrenntes Quartier ein.

Bagirmi.

In dem jenseits des Schari etwa bis zum 8. Grade d. Br. aufwärts des Schari sich ausdehnenden Bagirmi waren den Fulbe die Versuche zur Unterwerfung so wenig gelungen wie in Bornu. Dies Land ist, namentlich je weiter nach Osten, stärker mit arabischen Elementen durchsetzt als irgend eins der Länder des mittleren Sudan. Es war eine Hauptquelle für den Bezug der schwarzen Menschenware gewesen; seit der Sklavenhandel aber lahm gelegt worden ist, haben sich die Bewohner fleißiger dem Ackerbau zugewendet.

Alle drei Reiche aber fielen einem sudanesischen Abenteurer, namens Rabah, zum Opfer, der um 1880 im ägyptischen Sudan emporgekommen war, großen Anhang gewann und mit diesem nach Westen zog. Hier unterwarf er sich im Zeitraum von zehn Jahren Bagirmi, Adamaua und auch Bornu, wo er von Kuka aus ein straffes Regiment aufrichtete. Er wurde den Franzosen, die mehrere Expeditionen aussandten, um die in den englisch-französisch-deutschen Verträgen ihnen zugesprochenen Länder am Tschadsee in Besitz zu nehmen, ein gefährlicher Gegner; und erst als er in diesen langwierigen Kämpfen 1899 den Tod gefunden hatte, war den europäischen Mächten die Besitznahme ihrer Schutzgebiete wesentlich erleichtert.

Den Engländern war der größte Teil von Bornu zugefallen, dessen östliche Distrikte dem deutschen Kamerun, während der Hauptbestandteil von Adamaua dem deutschen Schutzgebiete einverleibt ist, der westliche Teil aber zum englischen Nigeria gehört, leider auch mit der Hauptstadt Yola, um die herum die deutsche, sonst ganz geradlinige Grenze einen großen Bogen beschreibt. Den Franzosen sind die nördlichen Teile von Bornu, nebst Bagirmi und dem nordöstlichen Kanem zugefallen, wie auch noch das östlich davon gelegene Reich Wadai.

Kanem ist von seiner ehemaligen Bedeutung nichts geblieben, es ist nur noch ein Weideland für die Nachbarn. Mao, ein Dorf von etwa 4000 Einwohnern, gilt als der jetzige Hauptort. Vollständig erforscht ist Kanem bis heute noch nicht, wir besitzen nur einzelne Tourenberichte von Reisenden, die es durchzogen haben. Die ganze Osthälfte des Landes ist schon vor der Erwerbung durch die Franzosen an Wadai verloren gegangen.

Wadai.

Das Reich Wadai, östlich von Kanem und Bagirmi, soll schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts gegründet worden sein. Es erfreute sich in Europa des schlechtesten Rufes, da seine Sultane keinem Europäer den Durchgang durch das Land gestatteten. Erst noch 1856 kehrte Eduard Vogel aus Wadai nicht zurück, und 1863 wurde Moritz von Beurmann, der dessen Schicksal aufklären wollte, schon auf der Grenze ermordet. Anders fand 1873 Gustav Nachtigal die Verhältnisse. In dem Sultan Ali, der das halbe Kanem unterworfen hatte, stand zwar ein mit eiserner Strenge regierender Fürst an der Spitze, aber er war den Europäern nicht feindlich gesinnt, und so verdanken wir Nachtigal, der das Land durchzog und glücklich nach Darfur kam, im wesentlichen das, was wir von Wadai wissen.

Wadai wird häufig zum östlichen Sudan gerechnet. Es ist vorwiegend Steppenland, dessen Flußbetten sich zur Regenzeit mit Wasser füllen, welches dann insgesamt nicht zum Nil, sondern teils zur Fitrilagune, teils zu den Zuflüssen des Schari, also von Osten nach Westen strömt. Außerdem ist das südlichste Vasallenland Dar (Land) Runga das Quellgebiet des Aukadebbe, hier Awauk genannt, des größten rechten Nebenflusses des Schari, also gehört auch Wadai zum Stromgebiet des Tschad und wird besser zum mittleren Sudan gezählt.

Unter den Negerstämmen des Landes sind die Maba der herrschende, die auch den Mohammedanismus eingeführt haben; außerdem wohnen viele Araber im Lande. Viehzucht ist die hervorragende Beschäftigung des Volkes, gerühmt werden besonders die hier gezogenen Kamele und Pferde. Sonst kommen für den Handel nur noch Straußenfedern und Elfenbein in Betracht. Wichtiger aber wird Wadai als Durchgangsstraße der Karawanen, die von Bengasi am Mittelländischen Meer und der Oase Audschila an der Nordgrenze der Sahara nach dem Süden kommen.

An die Stelle der alten Hauptstadt Wara ist seit Sultan Ali die Stadt Abeschr getreten, welche 10 000 Einwohner haben soll.

Der Ostsudan.

Der östliche Sudan umfaßt, von Westen nach Osten gezählt, von der Grenze Wadais ab gerechnet, die Länder Darfur (richtiger Dar For geschrieben, d. h. „das Land der Fori"), Kordofan, Sennar und dann das südlich von diesem gelegene ungeheure Stromgebiet des oberen Nil, gewöhnlich als ägyptische Äquatorialprovinz bezeichnet. Darfur reicht ohne bestimmte Abgrenzung von Wadai bis etwa zum 27. Grad d. L., Kordofan von hier bis zu dem abessinischen Alpenlande; die Äquatorialprovinz dehnt sich nach Süden etwa vom 10. bis zum 2. Grade d. Br. aus.

Darfur.

Das Land zeigt durchaus Steppencharakter. Es wird von Norden nach Süden von dem Marragebirge durchzogen, als dessen höchste Spitzen zu nennen sind: im Norden der Tura 1440 und Nartafal 1056 m, im Westen der Kebe 1152 und Mune 1275 m, im Südosten der Lassera 1066 m, im Osten der Turuna 1006 m. Die Flüsse, meist aber nur zur Regenzeit Wasser führend, strömen dann in südöstlicher Richtung zum Bahr el Arab; im übrigen wechseln im Lande einzelne wüste Strecken und weite Grassteppen mit Urwald ab. Der Boden ist zwar fruchtbar, aber Regenmangel ruft häufig Dürre und Not hervor. Alle von hier nach Osten abfließenden Gewässer, wie der Anka, Serriat, Melk u. a., sind nur zu Zeiten vorhanden, denn sie versanden in der Wüste, welche das Land im Norden und Nordosten umgibt. Gewässer aber, welche nach Südosten abfließen, wie der Koh, Gendy, Ibra, sind dem Bahr el Arab zinspflichtig, welcher alle diese Wasser, sowie die von dem aus Südosten ins Innere hineinstreichenden Berglande nach Norden abströmenden Flüsse sammelt und nach Osten zum Gazellenfluß und Nil abführt.



Sklavenhändler aus Darfur.

Der größte Teil des Landes ist aber bezüglich des Wassers auf die Regenzeit und danach auf Sammelbecken und Brunnen angewiesen, die jedoch immerhin so reichlich Wasser spenden, daß Darfur als einer der wichtigsten Sammelpunkte

für mehrere Karawanenstraßen angesehen wird, als die größte Zwischenstation von Zentralafrika nach Ägypten, ein Weg, auf dem die Händler oft ein halbes Jahr auf der Reise sind. Auf diesem Wege gehen vornehmlich Elfenbein, Hörner, Straußenfedern und Sklaven. Als die Hauptstadt des Landes gilt seit der türkischen Invasion 1874 El Fascher; vordem, als die Oberhäupter von Darfur noch so mächtig waren, daß sie eine Zeitlang auch Kordofan unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten, war die Bergstadt Soba der Mittelpunkt des Landes, und in Toran befanden sich die Gräber der alten Darfurkönige. Der Sammelpunkt der ägyptischen Karawanen, oft zu Tausenden von Kamelen, ist Sueineh.

Kordofan.

Wie Darfur, so ist auch Kordofan ein alter Negerstaat. Es stellt gleichfalls einen Wechsel von Steppe und Waldland dar. Die größten Erhebungen finden sich im Norden und Süden des Landes. Viele Regenstrombetten durchfurchen das Land; im Süden hält sich das Regenwasser längere Zeit in Teichen, um welche sich die Pflanzenwelt dann üppig entwickelt. Das nötige Wasser muß auch hier aus künstlichen Sammelbecken und aus Brunnen bezogen werden, die bisweilen erst in 50 m Tiefe Wasser geben. Trotzdem ist der Boden sehr fruchtbar, streckenweise gut bebaut, und manche Reisende sind voll des Lobes.

So schreibt Oberst Colston: „Das von dem brennenden Sande ermüdete Auge ruht mit Wonne auf dem Smaragdgrün des einer großen, sich schlangenartig entlang windenden Prärie gleichenden Landes. Vier Monate lang ist diese Prärie ein See; den übrigen Teil des Jahres hindurch findet man das Wasser dicht an der Oberfläche des Erdbodens und schöpft es aus vielen, vielen Löchern, welche am Saum des mit Gras bedeckten Bodens gegraben sind. Tagtäglich sieht man Tausende von Kamelen aus den umliegenden Steppen zur Tränke heranziehen. Sobald ein paar hundert dieser Tiere abziehen, kommen sofort neue an ihre Stelle. Große Rinder-, Ziegen- und Hammelherden ziehen ebenfalls zur Tränke heran. Am Saum dieser Grasoasen steht ein Dutzend Dattel- und Dumpalmen, sowie Feigenbäume. Hier bauen die Bewohner sogar Baumwolle."

Andere Beobachter sind freilich weniger entzückt und berichten, daß die bebauten Strecken sehr gering sind und vielfach nur durch mühsame Schöpfvorrichtungen unterhalten werden können. Rhinozerosse, Löwen, Giraffen, auch Strauße sind noch immer in Menge vorhanden, der Elefant ist dank dem eifrigen Elfenbeinhandel schon gänzlich verschwunden; dagegen werden die Sklavenjagden in die südlicheren Negerländer hinein noch immer lebhaft betrieben, trotz aller Verbote, und das benachbarte Darfur bietet mit seinen stets belebten Karawanenstraßen für die schwarze Menschenware einen stets bereiten Absatz.

Die Hauptstadt des Landes, El Obeid, deren Einwohnerzahl Oberst Colston auf mehr als 20 000 schätzte, präsentiert sich mit ihren aus Lehm- und Luftziegeln erbauten und mit einem hohen zylindrischen Strohdach versehenen Hütten als eine echte Negerstadt. —

Sennar.

Dar (d. h. Land) Sennar dehnt sich an beiden Ufern des Blauen Nil, Bahr el Asrak, aus und füllt mit seinem Hauptbestandteil den ganzen riesigen Winkel

aus, den der Blaue und der Weiße Nil, Bahr el Abiad, bei ihrer allmählichen Annäherung bis zu ihrem endlichen Zusammenfluß bei Chartum bilden.

Mit Ausnahme des Weißen Nil, welcher eine fest bestimmte Grenze zwischen Sennar und Kordofan bildet, ist sonst von fester Abgrenzung des Gebietes keine Rede. Diese Unbestimmtheit des Umfanges finden wir auch bei vielen andern Ländern des Sudan wieder, sie ist teils in der Natur der Länder, teils in den Völkerverhältnissen begründet und auch vielfach die Ursache der fortwährenden Streitigkeiten und Kriege, welche die afrikanischen Völker untereinander haben.



Nilbarken im Papyrusdickicht.

Sennar ist ein teils bewaldetes, teils steppenreiches Land, zumeist Ebene, im Südosten aber mit der Landschaft Fasogl bis in die abessinischen Alpen hineinreichend, fast durchweg aber als sehr ungesund bekannt und verrufen.

Im Jahre 1820 war es, wo Mehemed Ali, der Vizekönig von Ägypten, den Plan faßte, sein Reich nach Süden hin weiter auszudehnen. Sein Sohn Ismail überflutete mit einem Heere Nubien und Sennar, und die unmenschliche Grausamkeit dieses Wüterichs ließ den Plan so gut gelingen, daß er beide Landschaften in verhältnismäßig kurzer Zeit zwar gewann, sie aber Ägypten als verödete und entvölkerte Provinzen zuführte; er ließ eben alles schonungslos niedermetzeln, was ihm vor die Klinge kam. Noch schlimmer verfuhr der Schwiegersohn des

Vizekönigs, der mit einem zweiten Heere über Kordofan hergefallen war. Nubien, Sennar und Kordofan waren ägyptische Provinzen geworden; und als später der Sultan von Darfur sich einfallen ließ, einen Einfall in Kordofan zu machen, ereilte ihn dasselbe Schicksal, und somit war der ganze damals bekannte Ostsudan ägyptisch geworden, und mit Recht bezeichnete man diesen ganzen Osten auch als den „ägyptischen Sudan".

An dem Zusammenfluß des Weißen und Blauen Nil hatte Mehemed Ali die Stadt Chartum gegründet, die von nun an ein Ausgangspunkt aller Unternehmungen in den südlicher gelegenen Ländern am oberen Nil wurde. Missionare waren alsbald nach Süden vorgedrungen, eine Entdeckungsexpedition folgte der andern, und Mehemed Ali kam bald zu der Überzeugung, daß dort tief im Süden sich ein neues Feld für seine Eroberungspläne eröffnet hatte, in das der Nil als bequeme Wasserstraße hineinführte. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß die Elfenbeinhändler von Chartum den Missionaren alsbald gefolgt waren und dort im Innern des afrikanischen Südens in großen Gebieten gewissermaßen unumschränkte Herren waren, in Gebieten, die sie unter Umständen mit dem Schwert in der Hand erobert hatten und unter Entwicklung einer oft gar nicht unbedeutenden Macht festzuhalten wußten.

Den Plan, diese viel verheißenden Landschaften ebenfalls noch für Ägypten zu gewinnen, konnte er selbst zwar nicht mehr ausführen, auch unter seinen beiden ersten Nachfolgern, die nur wenige Jahre regierten, geschah noch nichts, aber der dritte Khedive nach ihm, Ismail Pascha (1863—1879), nahm den Plan dann energisch in Angriff, da sich dort unten mehr und mehr eine ganz neue Welt zu erschließen begonnen hatte, und er gewann

Die ägyptische Äquatorialprovinz.

Nicht ohne Schwierigkeiten war die Nilfahrt stromauf zu bewerkstelligen. Unabsehbare Sumpfmarschen umgeben seine Ufer. Bambusähnliche Schilfwaldungen, Dickichte von Papyrus und tausend andern Sumpfgewächsen füllen diese endlosen Flächen, und in den Gewässern selbst ballen sich schwimmende, abgestorbene Gewächse zu so ungeheuren Massen zusammen, daß sie oft meilenweit das Fahrwasser vollständig sperren und dem Nilfahrer jedes weitere Vordringen unmöglich machen. Schweinfurth vergleicht diese Krautmassen mit einem Pflanzenteppich, der „wie ein Gewebe von zähem, unzerreißbarem Filz das Wasser bedeckte. Hin und wieder brach dieses sich in engen Rissen gewaltsam Bahn und bildete kleine Kanäle, die nur selten für Barken passierbar waren. Es vergingen Tage mit mühseligem und gewaltsamem Durchzwängen der kleinen Schiffe durch diese schmalen Kanäle. Oft wußten die Schiffsführer nicht, welcher Straße man folgen solle, und es mußten erst Kähne ausgeschickt werden, um die richtigen Wasserstraßen aufzufinden; dann hatten ein paar hundert Menschen viele Stunden lang im Wasser an Seilen zu ziehen, um eine Barke nach der andern durchzubringen."

Von der Mündung des Sobat, der von Südosten her in den Nil fließt, macht dieser plötzlich eine scharfe Wendung: er kommt nicht mehr aus Süden, sondern aus Westen. Ihn verfolgend gelangten die Entdecker an einen riesigen Sumpfsee, den sie No nannten und der jetzt Mokren el Bohur heißt. Der Nil fließt je-

doch nicht aus diesem See heraus, sondern er geht an ihm vorüber und kommt nun wieder aus Süden, eine Richtung, die er, wie sich später herausstellte, von seinem Ursprung an unabänderlich beibehalten hat.

Der Sumpfsee aber erwies sich als die träge Mündung eines Nebenstromes, der als Bahr el Ghasal, Gazellenfluß, nicht sowohl ein Nebenfluß des Nil, als vielmehr ein Strom ist, der in einem großartigen Stromsystem die gesamten Gewässer der Länder der Dinka, Bongo, Mittu und anderer Negerstämme dem Nil zuführt. Einzelne Forscher gingen noch über dieses Stromgebiet hinaus und gelangten in die Länder der Njam und Monbuttu, die schon zum Stromgebiet des Kongo gehören.

Lange schon hatten sich die Engländer in die gänzlich zerrütteten Verhältnisse Ägyptens eingemischt, und Engländer waren es auch, welche der Khedive Ismail an die Spitze seiner Unternehmungen am oberen Nil stellte. Zuerst erhielt Samuel White Baker 1869 vom Vizekönig den Auftrag, an der Spitze einer großen militärischen Expedition die Länder am Weißen Nil zu erobern und dem Handel zu erschließen. Die Eroberung gelang zwar, aber das ihr auf dem Fuße folgende türkische Aussaugungssystem machte jede Hoffnung auf materiellen Gewinn für die ägyptische Regierung zu schanden. Als Baker 1874 zurücktrat, übernahm Major Charles George Gordon als Pascha und Gouverneur der neuen Provinz die Fortsetzung des so kraftvoll begonnenen Werkes. Er organisierte die Provinz musterhaft, vermochte sie aber nicht aus dem immer stärker anwachsenden Defizit herauszubringen.

Dies gelang erst Emin Pascha, welcher nach Gordons Rücktritt 1878 als Gouverneur die Verwaltung übernahm. Nach fünf Jahren schon war das ungeheure Defizit geschwunden und sogar ein Überschuß zu verzeichnen, als der schon 1881 ausgebrochene furchtbare Aufstand des „Mahdi“ alles wieder vernichtete.

Der Aufstand des Mahdi.

Mohammed Achmed, ein junger Schiffszimmermann in Chartum, hatte schreiben und lesen gelernt, um sich zum Priester und Koranausleger auszubilden. Nachdem er alle dazu nötigen Fertigkeiten erlangt hatte, zog er sich auf eine Insel im Nil zurück und lebte da als frommer Eremit. Er wußte durch den Schein der Gottgefälligkeit, den er um sich zu verbreiten verstand, bald großen Einfluß zu gewinnen und trat, getreu dem Plane, den er sich mit raffinierter Schlauheit vorgezeichnet hatte, im Juli 1881 an die Öffentlichkeit.

Die Mohammedaner erwarten nämlich den „Mahdi“, einen gottgesandten Propheten, und eine in der ganzen mohammedanischen Welt verbreitete Prophezeiung verhieß denselben mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts der mohammedanischen Zeitrechnung, das ist der 1. Moharrem 1300 nach der Hedschra, oder nach Christi Geburt der 12. November 1882. Mit dem Erscheinen dieses Mahdi soll dem Islam eine neue Blütezeit und Weltherrschaft erstehen.

Dieser Mahdi zu sein, gab der gottergebene Eremit vor, und von Stund an begann eine seltsame Bewegung. Scharenweise sammelten sich die gläubigen Mohammedaner um ihn und priesen ihn als den von Gott gesandten Propheten. Als die Kunde davon durchs Land flog und überall begeisterten Widerhall fand,

schickte die Regierung einen Beamten, um ihn nach der Hauptstadt zu bringen; der mußte aber unverrichteter Sache zurückkehren. Eine darauf zu demselben Zweck entsandte Truppe von zweihundert Mann wurde von bewaffneten Anhängern des Propheten vernichtet. Das gleiche Schicksal hatte der Muschir von Faschoda, der mit fünfhundert Mann ausgesandt worden war, um den beginnenden Aufstand zu unterdrücken. Wie eine Lawine schwoll die Bewegung an, Tausende strömten dem Mahdi zu, so daß er bald über ein großes Heer gebot und schon im Juni 1882 das ägyptische Hauptheer unter Jussuf Pascha bei Gabel Geon eine vernichtende Niederlage erlitt. Anfang des Jahres 1883 fiel El Obeid, die Hauptstadt Kordofans, in des Mahdi Hände, und er war unbestrittener Herr von der Ostgrenze Darfurs bis zum Weißen Nil.



Der Mahdi.

Überallhin trugen die von dem Propheten entsandten Derwische die Flammen des Aufstandes, selbst im Osten Ägyptens bis zum Roten Meer erhoben sich die Stämme der Bischarin- und Hadendoa-Beduinen, und ihr Führer, der Sklavenhändler Osman Digma, wurde einer der gefürchtetsten Parteigänger des Mahdi, dem sich selbst die Engländer in Suakin nur mit der allergrößten Mühe zu erwehren verstanden.

Eine gegen den Mahdi gesandte ägyptische Armee unter Hicks Pascha wurde bei Kaschgil südlich von El Obeid in mehrtägigem Kampfe nahezu aufgerieben; gleichzeitig vernichtete auch Osman Digma mehrere kleine ägyptische Truppenkörper, die gegen ihn nach dem Roten Meere geschickt wurden. Damit war die Macht Ägyptens im Ostsudan vollständig gebrochen. Daß dies in solcher Schnelligkeit hatte geschehen können, war sehr wohl erklärlich, denn nicht nur die Verfolgung der Sklavenhändler, sondern mehr noch das fürchterliche Aussaugungssystem der ägyptischen Verwaltung hatte eine so tiefe Erbitterung erregt, daß der Zunder überall bereit lag, der nur dieses Funkens bedurfte, um ihn in helle Flammen ausbrechen zu lassen.

Die Vernichtung der ägyptischen Armee erregte nun aber auch in England

die größte Besorgnis, daß durch den Mahdiaufstand der schon so bedeutende englische Einfluß in Ägypten ins Wanken geraten könnte. Gordon Pascha wurde 1884 in Eile entsandt, um die bis jetzt noch von den Mahdisten wenig beachtete Äquatorialprovinz mit den dort befindlichen Truppen zu halten, da Emin Pascha ja nicht Militär war. Glücklich gelangte Gordon nach Chartum, aber es währte nicht lange, so sah er sich hier von jeder Verbindung mit Ägypten abgeschnitten.

Emin Pascha hatte schon eine Station nach der andern aufgegeben, hatte sich in den Süden zurückgezogen und sein Hauptquartier nach Wadelai unfern des Albertsees verlegt; Gordon blieb mit einem kleinen Truppenkorps aber in Chartum, das er möglichst in Verteidigungszustand setzte, und als sich die Mahdisten nun mit Macht gegen Chartum wendeten, sah er sich daselbst bald völlig eingeschlossen. England sandte nun zwar ein größeres Heer unter Lord Wolseley, um ihn zu entsetzen, aber die Hilfe kam zu spät. Noch ehe die von Wolseley entsendete Kolonne Chartum erreichte, war dies von den Mahdisten erstürmt und dabei auch Gordon Pascha erschlagen worden. Wolseley selbst mußte sich zurückziehen. Eine zweite englische Anstrengung von Suakin aus gegen Osman Digma hatte ebenso wenig Erfolg, und so stellte England den Krieg einstweilen ein.

Im Juni desselben Jahres 1885 starb der Mahdi plötzlich im Lager von Omderman. Damit war die Bewegung aber keineswegs zu Ende, denn ein dunkelfarbiger Araber, namens Abdallah, trat an die Spitze des Aufstandes, der das begonnene Werk mit Energie fortführte, sogar noch in Abessinien einbrach und auch hier, nachdem der Negus oder Kaiser von Abessinien, Johannes, in der Schlacht bei Metammeh unterlegen und im Kampfe gefallen war, Sieger blieb. Abdallah, der sich natürlich nicht Mahdi, sondern nur „Kalif des Mahdi" nannte, gebot nun in Wahrheit über ein Reich, welches von den Grenzen Wadais über Darfur, Kordofan, Sennar und Abessinien bis an das Rote Meer sich ausdehnte, im Süden bis an die Länder der Njam-Njam reichte.

Selbst im äußersten Süden hatten sich die Verhältnisse zugunsten des Mahdismus geändert. Emin Pascha hatte sich, wie erwähnt, ganz in die Umgegend des Albert-Njansa zurückgezogen und blieb dort einstweilen zwar unbehelligt, konnte aber nicht daran denken, etwas zu unternehmen, um das Verlorene zurück zu gewinnen. Nach dem Fall Gordons erschien es nur als eine Frage der Zeit, daß auch er dem Aufstande zum Opfer fallen würde. Da wurde Henry Stanley abgesandt, ihn zu retten. Dieser gelangte vom Kongo her glücklich zu ihm nach Wadelai und führte ihn trotz seines Sträubens mit dem Rest seiner noch treu gebliebenen Truppe hinweg nach Deutsch-Ostafrika.

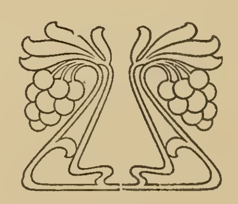
Abdallah (eigentlich Abdullahi) hatte erreicht, was der Mahdi erstrebt hatte, und bei seiner Energie und dem unleugbaren Talent als Führer der fanatischen Massen hätte sich wohl erwarten lassen, daß das von dem Mahdi und ihm begründete Reich auch Bestand haben könnte. Dazu fehlte ihm aber eine und zwar sehr wichtige Eigenschaft, nämlich der fromme Sinn des Mahdi, dem es wirklicher Ernst mit einer Regeneration des Islam war, und der die Rolle des „Mahdi", d. h. des von Gott gesandten Propheten, nur angenommen hatte als Grundlage seiner religiösen Reformzwecke. Abdallah vertrat nun zwar auch die Lehren des Mahdi, aber er entpuppte sich bald als ein überaus grausamer Tyrann, der, an-

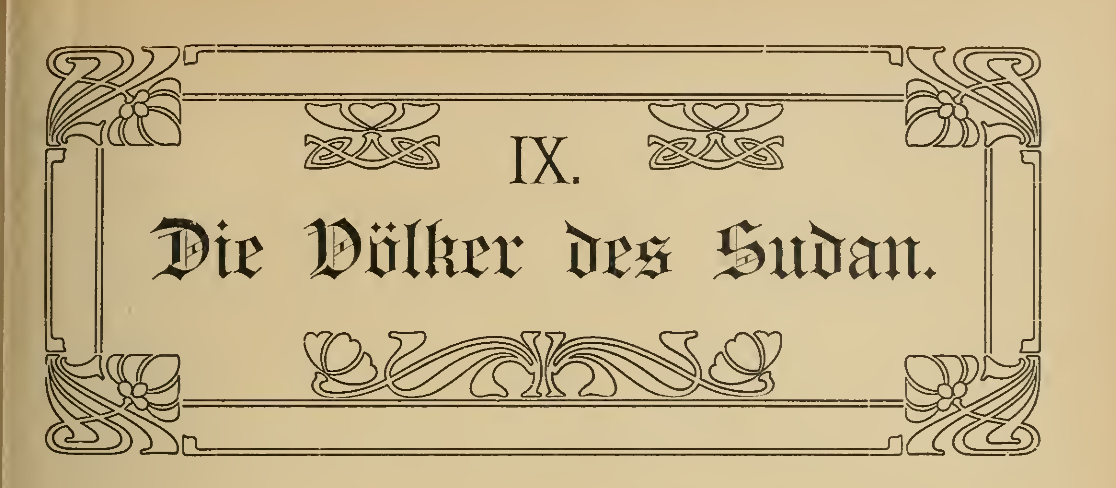
statt alle rechtgläubigen Mohammedaner für die Mahdilehre zu gewinnen, selbst die Anhänger des Mahdi zurückschreckte, so daß ihrer viele die Reihen der Kämpfer verließen.

Es war daher kein Wunder, daß sich mit Ablauf des Jahres 1889 das Blatt wendete. Die Engländer nahmen den Kriegszug gegen die Mahdisten wieder auf, und bei Toski am Nil erlitt der Kalif seine erste Niederlage, auch ein ziemlich bedeutender Heerhaufen des Parteigängers Osman wurde von Suakin aus durch die Engländer gesprengt. Auch ein Vorstoß, den der Kalif noch gegen die Italiener am Roten Meer unternahm, mißglückte vollständig, und so war 1893 seine Verbindung mit dem Roten Meer abgeschnitten. Die ehemalige Begeisterung für den Mahdi war eben mehr und mehr geschwunden, und so wagte Abdallah nicht mehr angriffsweise vorzugehen.

An die Spitze der englisch-ägyptischen Armee war an Stelle des Lord Wolseley der General Kitchener getreten, der nun mit aller Energie gegen die Mahdisten vorging. Binnen Jahresfrist war der größte Teil Nubiens zurückerobert, überall waren die Aufständischen geschlagen worden, und selten nur errangen sie noch einen kleinen Erfolg. Endlich wurden sie 1898 in der Schlacht bei Omderman so entscheidend geschlagen, daß der Kalif und der Rest seiner Anhänger ihr Heil nur noch in schleunigster Flucht nach dem Süden suchen mußten. Hier wurden sie ereilt, und in dem letzten Verzweiflungskampf fiel der Kalif samt seinen Emiren.

Damit war die merkwürdige Bewegung und große Gefahr des Mahdismus endgültig beseitigt, denn auch Osman Digma war in die Gefangenschaft der Engländer geraten. Diese hatten nun in Ägypten das Übergewicht erreicht, und der ganze Ostsudan wurde unter englisch-ägyptische oder richtiger unter englische Verwaltung gestellt. Ägypten ist nichts weiter mehr als ein türkischer Vasallenstaat unter englischem Einfluß, in welchem der Khedive im Grunde genommen wenig mehr zu sagen hat.





Völker von Senegambien.

Der Sudan, schon von den Geographen des Altertums das „Land der Schwarzen“ genannt, bildet die eigentliche Heimat der echten afrikanischen Negerrasse. Von den Küsten des Atlantischen Ozeans bis zu den Abhängen des abessinischen Alpenlandes im Niltal breitet sich der schwarze Völkerstrom aus, wenn auch mit einigen Unterbrechungen und durchsetzt von Völkerstämmen, welche der Negerrasse nicht angehören. Den Kern bildet das zwischen dem Niger und dem Nil liegende weite Gebiet. Einige Vorstöße, welche die echten Negerstämme nach Süden in das Gebiet der Bantuvölker machen, haben wir bereits kennen gelernt.

Ganz im Westen hat sich ein fremder, aus Nordwesten hergekommener Stamm, die Fulbe, auch Fulah oder Fellata genannt, in die Negerrasse hineingedrängt und inmitten der okkupierten Gebiete eine ganze Reihe von Staaten gegründet. Das geschah schon vor langer Zeit. Aber auch in den echten Negergebieten gibt es gar manche fremde Elemente, so in Kanem, Bagirmi, Wadai, in den Nilprovinzen des Ostsudan, wo ausgedehnte Landgebiete von arabischen Stämmen eingenommen werden.

In der nachfolgenden Betrachtung der Sudanvölker sollen die hervorragenden in derselben Reihenfolge vorgeführt werden, wie in dem vorhergehenden Abschnitt die Länder, also von Westen nach Osten fortschreitend.

— — — — —

Die Völker von Senegambien waren die ersten echten Neger, welche die Portugiesen auf ihren Entdeckungsfahrten zur Aufsuchung eines Seeweges nach Ostindien zu Gesicht bekamen und mit denen sie einen nicht wenig einträglichen Tauschhandel eröffnen konnten. Dies wird, da weder sie afrikanisch, noch die Schwarzen portugiesisch reden konnten, wohl in derselben Weise geschehen sein, wie es schon im Altertum der karthagische Feldherr Hanno nicht anders hatte bewerkstelligen können. Jedenfalls waren sie über diese Menschen nicht minder erstaunt wie über die Tatsache, hier jenseits der bisher gesehenen wüsten Küsten eine wunderbar üppige Natur zu finden, während man doch nach der Lehre

des alten Aristoteles gemeint hatte, daß in den heißen Ländern unter der sengenden Sonne die ganze Natur verbrannt und tot sein müßte.

Heute noch sitzen dieselben Völkerschaften an der Küste sowohl wie tief in das Binnenland hinein, und wenn sich im Laufe der Zeit auch mancherlei Verschiebungen zugetragen haben, wenn manche ganz verschwunden sind, manche auch inzwischen andere Wohnsitze eingenommen haben, so sind die Hauptvölker selbst unter dem bisherigen Einfluß der Europäer doch nur unwesentlichen Veränderungen unterworfen gewesen und haben an ihren alten Sitten und Gebräuchen mehr oder weniger festgehalten.

Küstenvölker.

Unter den Völkern, welche ihre Sitze vornehmlich an der Küste des Atlantischen Ozeans haben, kommen eigentlich nur die Djoloffen in Betracht; aber auch das Hauptvolk Senegambiens, die Mandingo, welche den größten Teil dieses Gebietes inne haben, ziehen sich bis an die Küste heran. Jene finden wir südlich vom Senegal, diese südlich vom Gambia.

Die Djoloffen.

Die sandigen Ebenen zwischen dem Senegal und Gambia bewohnen die Djoloffen, auch Dscholoffen, Joloffen und Woloffen genannt. Sie sind ein intelligenter, schöner Menschenschlag. Ihre Gestalt ist hoch, symmetrisch, ihr Benehmen würdevoll und gesetzt, die Hände und Füße sind auffallend klein. Die Gesichter der Männer sind so vollkommen frei von den charakteristischen Zügen der Neger, daß sie, obwohl pechschwarz, als Muster männlicher Schönheit gelten könnten. Ihre Bekleidung ist der der Araber ähnlich und verrät viel Geschmack und Kunstfleiß. Zum größten Teil Mohammedaner, leben sie in Vielweiberei, doch darf der Mann nur vier Frauen haben. Jede Frau bewohnt eine eigene Hütte, die zum Unterschiede von der viereckigen Hütte des Mannes rund ist.

Die Djoloffen führen ein seßhaftes Leben, wohnen in festen Städten, treiben Ackerbau und Viehzucht und unterhalten einen wohlgeordneten Handel. Karawanenzüge gehen von ihrem Lande nach allen vier Weltgegenden. Ihre Städte und Dörfer sind mit einer dreifachen Reihe hoher Palisaden umgeben; im Innern haben dieselben nur sehr enge Straßen.

Ihr Land war früher in mehrere unabhängige Königreiche geteilt, die häufig miteinander Krieg führten. Die Königswürde war zwar nicht erblich, aber doch auf die Angehörigen einer Familie beschränkt. Nach dem Ableben des Herrschers versammelten sich die vier vornehmsten Häuptlinge, denen die Wahl des Nachfolgers oblag, und diese bezeichneten aus der Zahl der Thronbewerber den nach ihrer Meinung würdigsten. Bevor aber dem Erkorenen das Zeichen seiner Würde, ein roter Turban, aufs Haupt gesetzt wurde, mußte er den Wahlherren ein reiches Geschenk machen.

Unter den Djoloffen besteht eine gewisse Kasteneinteilung. Ackerbauer, Fischer und Zimmerleute stehen im höchsten Ansehen; den zweiten Rang bilden



Djoloff-Krieger am linken Ufer des Senegal.

gewisse Gewerbetreibende und Handwerker, wie Schmiede, Töpfer, Gold- und Lederarbeiter; die dritte Klasse gilt nur für Landstreicher und umfaßt die Weber, Musikanten und Tänzer. Die Djoloffen sind ein gutmütiges, gastfreies Volk, sollen aber dem Trunk ergeben sein. Viele haben unter der Herrschaft der Franzosen zwar die christliche Religion angenommen, in der Mehrzahl aber sind sie strenge Mohammedaner, die sogar früher gegen andere heidnische Negerstämme der Bekehrung zum Islam wegen häufig Kriegszüge unternommen haben.



Eingeborene am Senegal.

Die Mandingo

waren vor dem erobernden Einbruch der Fulbe das mächtigste Volk Westafrikas. Ein ehemaliges großes Reich Mali war ihre Schöpfung; es unterlag jedoch den Fulbe, von denen sie auch den Islam angenommen haben. Noch heute haben sie eine sehr weite Ausdehnung, reichen von der Küste bis tief hinein in das Innere Senegambiens und füllen auch noch das weite Hinterland von Oberguinea. Ein staatliches Gemeinwesen aber bilden sie nicht mehr, es ist bei ihnen vollständige Zersplitterung eingetreten. Fast jedes Dorf steht unter eigenen Häuptlingen, und zwar unter einem geistlichen und einem weltlichen, die häufig genug feindselig einander gegenüberstehen.

Die Mandingo sind echte Neger von hoher Statur und schlankem Wuchse. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, das Haar wollig, der Bartwuchs gering. Einen widerlichen Anblick gewährt ihr breiter Mund mit den spitzgefeilten Zähnen. Sie

wohnen in befestigten Dörfern; ja selbst innerhalb derselben sind häufig die gruppenweise stehenden Hütten von Palisaden eingefaßt. Die Dörfer sind von großen Baumwollenplantagen, mit Erdnüssen gut bebauten Feldern und Ölbaumgruppen umgeben.

Das Volk ist in hohem Grade intelligent und tätig. Aus Baumwolle verfertigen sie Gewebe, deren bunte Muster mit Indigo und Krapp hergestellt werden. Aus Stroh wissen sie allerlei Geflechte anzufertigen, sogar so dichte Körbe, daß sie zur Aufbewahrung der Milch verwendet werden. Die Griffe ihrer Säbel und Dolche sind kunstvoll gearbeitet und mit Gravierungen versehen. Aus Kupfer, Blei, Messing, Eisen, Gold und Silber verfertigen sie Ringe, Arm- und Halsbänder u. dgl. Ihre Lederarbeiten, Säbelscheiden, Sättel, Sandalen, sind weithin verbreitet.

Außerordentlich tätig sind sie als Handelsleute; noch heute sind sie im Besitz des Großhandels im westlichen Sudan. Als Mohammedaner sind sie eifrige Verbreiter des Islam. Ihre Marabuts wissen mit großer Schlauheit unter heidnischen Stämmen Propaganda zu machen, und es währt nie lange, dann haben sie um sich eine kleine Gemeinde versammelt, die dann zum Zentrum eines weiten Ausbreitungsgebietes wird.

Binnenlandvölker.

Die Toucouleur

sind eine aus Djoloffen und Fulbe hervorgegangene Mischrasse, die auch Elemente von Mandingo, Soninke und Bambara erkennen läßt. Sie haben im 18. Jahrhundert den Islam angenommen und als Vorkämpfer desselben sogar Eroberungszüge gemacht und Reiche gegründet, unter denen Kaarta am oberen Senegal das bedeutendste ist. Als fanatische Mohammedaner sind sie im höchsten Grade unduldsam sowohl gegen Heiden wie gegen Christen. Die Marabuts besitzen den größten Einfluß; hat ja einer die weite Pilgerfahrt nach Mekka gemacht, so steht sein Ansehen als „Hadschi" unerschütterlich. Noch 1855 hatte der Hadschi Omar den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen gepredigt.

Die Toucouleur sind ein stolzes, trotziges Volk. Obwohl sie in den französischen Kolonien mit den Europäern in stete Berührung kommen und als Soldaten, Diener, Kaufleute Beschäftigung finden, sind sie gegen jene stets mißtrauisch; Treue und Dankbarkeit sind ihnen unbekannt. Sie haben zwar ein auf gewisse Zeit gewähltes Oberhaupt, aber in Wahrheit ist jeder Dorfhäuptling unabhängiger Gebieter in seinem Bezirk.

Die Soninke

leben über den ganzen westlichen Sudan zerstreut. Sie werden auch „Sarrakolet" genannt, was so viel wie weiße Menschen bedeutet, und einzelne Stämme sollen sich in der Tat durch hellere Hautfarbe von den umwohnenden Völkern unterscheiden. In größerer Dichtigkeit wohnen sie am rechten Ufer des mittleren Senegal beisammen, wo sie einst den Grundstock des ehemaligen Reiches Gana bil-

deten, das von den Berbern vernichtet wurde. Von den letzteren haben sie auch den Islam angenommen.

Die Soninke sind ein begabtes Volk, das sich durch Arbeitssinn, Sparsamkeit und Handelsgeist auszeichnet. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau. Ihre runden Strohhütten errichten sie immer an Flußufern oder in der Nähe von



Kriegstanz der Bambara.

Teichen, um in der trockenen Jahreszeit für ihre Pflanzungen Wasser zu finden. In jedem Dorfe befindet sich auf einer Erhöhung unter einem schattigen Baum der Gerichtsplatz, wo die Dorfbewohner die Tagesereignisse besprechen oder Streitigkeiten schlichten.

Die Soninkefrauen bilden mit der Tätigkeit ihrer Männer einen schroffen Gegensatz. Sie sind träge und unreinlich, ihr Sinn ist nur auf den Putz gerichtet. Fingernägel und Hände pflegen sie rot zu färben; Nasenflügel, Ohrläppchen, Arme und Beine schmücken sie mit metallenen Ringen; häufig ist auch

echter Goldschmuck zu sehen. Das Volk ist sehr gastfrei, Tanz und Gesang sind ungemein beliebt.

Die Bambara.

Verwandt mit den Mandingo sind die Bambara, die gleichfalls eine große Ausdehnung haben. Im Norden reichen sie bis in die Sahara, im Süden bis nach Futa Djallon hinein. Sie haben eine berühmte Vergangenheit, die sich durch kriegerische Großtaten auszeichnet; die ehemaligen Reiche Dschenne und Segu waren ihr Werk.

Im Äußern gleichen sie den Mandingo, sind jedoch weniger schlank, aber robuster gebaut. Von den benachbarten Völkern unterscheiden sie sich durch tiefe Einschnitte, welche von den Schläfen bis zu den Lippen reichen. Sie sind zwar weniger begabt als die Mandingo, aber fleißige Ackerbauer, treiben ausgedehnten Handel, verfertigen schöne Gewebe, die wegen ihrer indigoblauen Farbe und Dauerhaftigkeit sehr geschätzt sind. In sehr hohem Ansehen stehen die Schmiede, die im Dorfrat einen ehrenvollen Platz einnehmen und in manchen Fällen auch das Priesteramt versehen.

Die Bambara sind gleichfalls Mohammedaner. Obwohl sie als solche in Vielweiberei leben, erlangen aber doch häufig die Frauen großen Einfluß, dürfen sogar in Kriegsangelegenheiten mitreden, und ihre Meinung wird nicht selten befolgt. Kriegsgefangene werden geschont, und aus den schon als Kinder Gefangenen wird die auserlesene Leibgarde des Herrschers erzogen, welche bei Stürmen auf feste Plätze den Ehrenplatz erhält. Der Adel, die Kubari, hat noch eine höhere aristokratische Abteilung, die Masasi, aus denen allein die Würde des in der Bruderlinie erblichen Königtums hervorgeht.

Zu den beliebten Unterhaltungen gehören Musik und Tanz, namentlich der Kriegstanz. Dieser wird, wie der Reisende Gallieni berichtet, nur von den edelsten und tapfersten Kriegern aufgeführt.

Völker in Oberguinea.

Wir lassen eine Anzahl der hervorragendsten Negervölker hier nach der Gruppierung der gegenwärtig maßgebenden europäischen Machtkreise folgen, lassen aber allen zunächst vorangehen:

Die freien Neger in Liberia.

Im vorstehenden Abschnitt über das Landgebiet des Sudan wurde schon mitgeteilt, daß die Bevölkerung der freien Negerrepublik Liberia aus allen denkbaren Stämmen der ehemaligen Sklavenwelt gemischt ist, keiner sich zu maßgebender Bedeutung erhoben hat. Neben diesen Freigelassenen, die namentlich von Amerika hierher übergesiedelt worden sind, gibt es aber auch noch eine Anzahl von Stämmen, die in diesem Gebiet einheimisch waren und ein loses An-

hängsel zu der Republik bilden, sich auch wohl gar nicht darum kümmern, sondern ganz unabhängig für sich leben. So die östlich von der Landschaft Maryland wohnenden Quaqua, die Ndiu, die weiter im Innern hausenden Burburi, denen man nachsagt, daß heute noch Menschenfleisch für sie ein Leckerbissen ist.

Wichtiger sind **Die Kruneger.**

Was nämlich für Ostasien und Amerika die Kuli, das sind für die ganze afrikanische Westküste die Kruneger. Sie sind brauchbare Arbeiter und als Küstenbewohner besonders tüchtig als Matrosen. Was in den Faktoreien an schwerer Arbeit zu verrichten ist, wird fast ausschließlich von Krunegern besorgt, deren herkulischer Körperbau auch den schwersten Anforderungen gewachsen ist.

Die Kruneger haben hier ihre ursprüngliche Heimat und zwar südlich von der Hauptstadt Monrovia bis zum Kap Palmas, wo sie in zahlreichen Dörfern leben, und von wo aus sie früher ihre Raubzüge in das Innere machten, um Sklaven zu fangen. Ihre Hautfarbe ist schokoladenbraun in verschiedenen Nüancen. Die Kleidung ist sehr einfach, ein baumwollener Lendenschurz und ein von Europäern abgelegter Hut genügt; dazu am Hals und an den Armen Schnüre von Glasperlen, um Hand- und Fußgelenke dicke Elfenbein- und Messingringe. Gesicht und Arme sind gewöhnlich bemalt und tätowiert; charakteristisch ist ein dicker schwarzer Strich von der Stirn bis zur Nasenspitze. Das wollige Haar ist an einigen Stellen des Kopfes weggeschoren, auch sind die Vorderzähne häufig spitzgefeilt.

Ein Grundzug im Charakter des Krunegers ist seine außerordentliche Liebe zur Heimat und Freiheit. Das hat sie mehr oder weniger auch vor der Sklaverei geschützt, denn die Sklavenhändler sollen nie Kruneger ausgeführt haben, weil dieselben regelmäßig auf dem Transport am Heimweh starben. Wenn der Kruneger zu einem gewissen Vermögen kommt, was bei der gut bezahlten schweren Arbeit in den Faktoreien der Europäer gar nicht zu den Seltenheiten gehört, dann gibt er die Arbeit auf, kehrt in seine Heimat zurück, kauft sich einige Weiber und eine kleine Besitzung, die er von den Weibern bearbeiten läßt, und genießt den Rest seiner Tage als behäbiger Privatmann. Es mag noch erwähnt sein, daß die Kruneger eingefleischte Fetischdiener sind, unter denen die anglikanischen Missionare bisher nur wenig Proselyten haben gewinnen können.

In Portugiesisch-Guinea.

Am Rio Grande und auf den Bissagosinseln wohnt ein kleines Völkchen, das seine Unabhängigkeit wenigstens auf dem Kontinent gegen die Portugiesen bis auf den heutigen Tag zu bewahren vermocht hat. Es sind:

Die Papel.

Sie sind echte Neger von tiefschwarzer Farbe, mit vorstehenden Backenknochen, wulstigen Lippen, wolligem Haar und gedrungener Gestalt. Die Kleidung be-

steht in Fellen und Schürzen, der Schmuck in messingenen, auch goldenen Ringen. Einfache Lehmhütten dienen zur Wohnung, in welcher ein Schemel, bei Wohlhabenderen einige Bastmatten und einige roh verzierte Kürbisschalen die ganze Einrichtung ausmachen. Auch die Waffen sind großenteils noch die althergebrachten Bogen und Pfeile, sowie Wurfspeere; die neuere Zeit hat ihnen natürlich auch schon Feuergewehre gebracht, es müssen aber alte Steinschloßflinten sein, sonst sieht der Papel sie nicht für echt an.

Das Volk lebt unter einem König, dem ein Rat der Ältesten zur Seite steht, an dessen Zustimmung er in allen wichtigen Angelegenheiten gebunden ist; eine Kriegserklärung kann sogar nur mit der Zustimmung sämtlicher Krieger erfolgen, und an Kriegen unter sich haben sie die Portugiesen auch noch immer nicht zu hindern vermocht.

Die Papel leben in sehr lockerer Vielweiberei. Der Mann kauft eine Frau, und ist er ihrer überdrüssig geworden, so verkauft er sie ganz einfach weiter oder sendet sie, falls sich kein Käufer findet, an ihre Eltern zurück. Ackerbau und Viehzucht, letztere überwiegend, bilden ihre Hauptbeschäftigung; die Industrie beschränkt sich auf Töpferei, aus welcher allerhand Geschirre mit rohen Verzierungen hervorgehen.

Die in den Kolonien der Portugiesen ansässigen Papel sind Christen, wenigstens dem Namen nach, die unabhängigen sind Heiden, glauben an höhere Wesen und an eine Unsterblichkeit der Seele.

Im französischen Machtgebiet.

Von der großen Zahl der eingeborenen Völkerschaften, welche in dem ungeheuren, unter französischem Schutze stehenden Gebiet leben, das mit drei Vorstößen bis an die Küste des Meerbusens von Guinea heranreicht, im Innern aber nahezu über den ganzen westlichen Sudan sich erstreckt, sollen hier nur einige näher angeführt werden, die in der Geschichte des Westsudans sich besonders hervorgetan haben und viel von sich reden gemacht haben.

In der Kolonie Französisch-Guinea sind es

Die Baga.

Diese wohnen am Rio Nunez. Sie sind ein friedliches, ackerbauendes Volk mit sehr intelligenten, nicht häßlichen Gesichtern; die Farbe ist ein gelbliches Braun. Sehr charakteristisch ist, daß ihr Hinterkopf in der direkten Verlängerung des Halses liegt, was sehr deutlich zu sehen ist, da sie ihren Schädel rasieren. Die Männer tragen Bubus, eine Art Umhang, bedecken auch das Haupt mit einer Kappe, während die Weiber als Kleidung einzig nur eine Schnur um die Hüften geschlungen haben. In der Nase tragen sie meist einen kleinen Ring; den Rücken pflegen sie blau zu tätowieren und die Zähne spitz zu feilen.

Die Häuser, etwa 20 m lang und 10 m breit, sind aus Lehm gebaut und stehen, wohl zum Schutz gegen Überschwemmungen zur Regenzeit, jedes auf einer



Assinier.

kleinen Erhöhung. Betritt man den Innenraum, so erstaunt man über die dort befindlichen riesigen Tonkrüge von mehr als 3 m Höhe, welche zur Aufbewahrung des Reises dienen; trotzdem sie nicht auf der Drehbank gefertigt, sondern nur mit der Hand geformt und an der Sonne getrocknet wurden, sind sie von großer Regelmäßigkeit. In der Vorhalle wird gewöhnlich eine Hängematte aufgehängt, an der Tür ein Grisgris, Amulett, angebracht, das meist in einer Flasche besteht, die ein mit arabischer Schrift beschriebenes Papier enthält. In eine der Ecken wird als Hausgott ein kleiner hölzerner Fetisch gestellt. Im übrigen bekennt sich das Volk zum Islam und steht unter einem eigenen König.

Hier am Rio Nunez besteht ein weit verbreiteter religiöser Geheimbund der Simons, welcher, wie der Bund der Duck-Duck in Neuguinea, den Augen der Forscher sich zu entziehen weiß. Die Kandidaten dieser Sekte leben in kleinen Gruppen unter der Obhut von älteren Lehrmeistern im Walde und dürfen nur des Nachts in die Dörfer kommen. Nach einer gewissen Lehrzeit werden jene unter die Zahl der Erwachsenen aufgenommen und nur ein bestimmter Teil von ihnen wird in die Mysterien der Simons eingeweiht. Über ihre Gebräuche und selbst über die Namen ihrer Mitglieder bewahren sie das tiefste Geheimnis. Auf keine Weise kann man sich Zutritt zu ihren Versammlungen verschaffen, wenn man nicht Simon ist. Ihr Oberhaupt ist allmächtig; niemals unternimmt ein Häuptling irgend etwas Wichtiges, ohne ihn zu Rate zu ziehen. —

Den östlichen Teil der französischen Zahn- oder Elfenbeinküste bewohnen

Die Assinier.

Von allen Stämmen der Westküste hält Rogozinski den assinischen für den schönsten. Sie sind fast alle schöne Gestalten, deren Haltung und Reinlichkeit einen angenehmen Eindruck machen. Die Hautfarbe ist schokoladenbraun, das Gesicht oval, die Nase weniger platt, die Lippen und Backenknochen mäßiger hervorspringend. Betreffs ihrer Kleidung fallen die Assinier geradezu als Stutzer in die Augen. Die großen Tücher, die sie togenartig über den Köpfen und Schultern tragen, bestehen oft aus teuren Stoffen; Ringe und Armbänder aus reinem Gold ziehen ebenfalls die Aufmerksamkeit auf sich.

Die Hauptstadt Krinjabo macht gleichfalls einen einnehmenden Eindruck. Die Straßen waren bei Rogozinskis Anwesenheit sauber gehalten, die Häuser gereinigt, und die zwei- bis dritthalbtausend Bewohner in festlichem Schmuck. Von einem großen, weiten Platz, auf welchem ein mächtiger Kautschukbaum, dem Königspalast gegenüber, einen Fetischtempel beschattet, laufen in fünf bis sechs Richtungen die langen Straßen und Häuserreihen aus. Diese Straßen führen zu den Bambustoren, durch welche die verschiedenen Karawanen von Aschanti, Assini, vom Westen und aus dem geheimnisvollen Norden ihre Waren herbeibringen. Der Königspalast ist, wie die übrigen Häuser, aus Holz und Lehm gebaut, besitzt eine weite Ausdehnung, viele innere Höfe, welche die sechzig Frauen des Königs und seine Söhne beherbergen.

Der Assinier kauft seine Frau um eine gewisse Summe. Wird die Frau nachher untreu oder will sie ihn verlassen, so muß ihr Vater dem Mann die Kauf-

summe zurückerstatten; ist der Vater dies nicht imstande, so muß er die Summe abarbeiten. Beim Tode des Königs werden seine Frauen getötet.

Das Volk huldigt noch dem rohesten Fetischdienst, früher wurden sogar Menschenopfer gebracht, jetzt schlachtet man nur noch Ziegen, Lämmer und Hühner. Höchst sonderbar sind die Totengebräuche. Die Bestattung besorgen nämlich nur die Fetischpriester und zwar des Nachts insgeheim, so daß niemand weiß, wo eine bestimmte Person begraben ist. Dafür jedoch befindet sich auf einer Lichtung im Walde, auf einem kleinen Hügel der Kirchhof der Totenstatuen. Nach dem Begräbnis wird nämlich eine Figur aus Ton oder Holz von verschiedener Größe angefertigt und auf dem Hügel aufgestellt. — — —

Ein Beispiel von dem Urbild eines mit äußerster Despotie beherrschten Reiches geben

Die Dahome.

Sie bewohnen die französische Kolonie, welche nach dem Hauptstamm ihrer Bewohner auch Dahomé genannt worden ist. Nach ihrer Sprache, dem Foin, werden sie auch noch Foin- oder Fonneger genannt, ein Name, der an die Fan in Niederguinea erinnert.

In der Tat hat Dahome das Äußerste einer despotischen Monarchie geboten. Die ganze Bevölkerung, die höchsten Würdenträger nicht ausgenommen, waren nur Sklaven des Königs. Dieser regierte sein Reich mit Hilfe einer Art von Ministerium. Einer stand an der Spitze des Handelswesens und zugleich auch der Armee; ein zweiter war mit der Polizei und der Rechtsverwaltung betraut; ein dritter stand als absoluter Chef dem königlichen Hause vor und führte zugleich auch die Aufsicht über die Frauen des Königs.

Der ganze Staat war militärisch organisiert. Als die Europäer das Volk kennen lernten, erregte namentlich die Amazonengarde, ein Korps von fünftausend weiblichen Soldaten, die eigentliche Leibgarde des Herrschers, ebenso großes Erstaunen wie Verwunderung, denn nach Hugo Zöller übertrafen diese Amazonen an Mut, Kriegszucht und Ergebenheit für den König bei weitem die männlichen Soldaten. Allgemeinen Abscheu aber erregten auch die fürchterlichen Menschenopfer, die namentlich bei dem Tode eines Königs geradezu Massenschlächtereien genannt werden mußten. Wie lange Zeit sich die europäischen Mächte vergeblich bemühten, diesem blutigen Unwesen Einhalt zu tun, bis es endlich den Franzosen gelang, festen Fuß zu fassen, und wie diese dann energisch damit aufräumten, das ist in vorstehendem Abschnitt bei Betrachtung des Landgebietes schon erzählt worden.

Die eingeborene Bevölkerung zeigt keine großen, aber kräftig gebauten Gestalten. Der Mann kauft so viele Weiber, wie er ernähren kann; der Hausvater übt eine absolute Gewalt über seine Familie aus und kann nach Belieben jedes Mitglied derselben in die Sklaverei verkaufen. Die Männer verbringen ihre Zeit mit Rauchen, Trinken und Schlafen, die ganze Arbeit liegt auf den Schultern der Weiber. Die Wohnstätten sind aus gestampftem gelben Ton aufgeführt. Gewöhnlich ist eine Anzahl von Häusern mit einer Ringmauer umschlossen.

Außer dem Fetischismus ist in Dahome der Schlangenkultus noch immer heimisch, und Schlangen wurden von besonderen Priestern in eigens dazu be-

stimmten Häusern zu Hunderten gefüttert. Die kleinen runden oder viereckigen Fetischhäuser waren stets mit allerhand Opfergaben gefüllt. Auch den bösen Geistern waren besondere Häuser gewidmet, die bei Todesstrafe niemand betreten durfte.

Nun, der König von Dahome hat aufgehört zu existieren, seine Hauptstadt Abome, der Schauplatz der greulichen Menschenschlächtereien, ist heute Eisenbahnstation, und so dürfte mit all dem Unwesen des ehemaligen Reiches Dahome nun wohl ziemlich gründlich aufgeräumt sein.

Ebenso wird es durch die fortschreitende Kultur gelingen,

Die Ogbono

allmählich zu Menschen zu machen. Sie bildeten ein eigenes Reich an der Küste, wo das gegenwärtig von den Franzosen zur Hauptstadt gewählte Porto Novo am Einfluß des Weme in die Denhamlagune sich erhebt.



Junger Bewohner von Dahome.

Trotz der Nähe der europäischen Ansiedlungen sind die Spuren der ursprünglichen Barbarei noch keineswegs erloschen. Der König war, wie in den meisten Staaten der Guineaküste, Despot und sein Wille das einzige Gesetz im Lande. Menschenopfer gehörten zu den alltäglichen Vorkommnissen. Sie trafen unter Umständen sogar den König selbst. Hatte er z. B. einen Kriegszug unternommen, der unglücklich auslief, so konnte es vorkommen, daß er selbst nebst einer Anzahl seiner Frauen und Sklaven geopfert wurde. Fetische, plumpe Nachahmungen von Tiergestalten, auch wohl ein paar auffallend gestaltete Tonscherben, waren überall außerhalb der Häuser, auf Marktplätzen, an Straßen und Wegen, aufgestellt.

Berichtet wird noch von einer äußerst merkwürdigen Sitte. Herrschend im Lande ist nämlich die Pogosprache, die aber weder von dem Könige, noch von

den Häuptlingen gesprochen werden durfte. Dieser seltsamen Etikette zufolge mußten sie sich der im Innern des Landes herrschenden Jorubasprache und beständig eines Dolmetschers bedienen.

Im englischen Machtgebiet.

Hier kommen die beiden Kolonien Goldküste und Nigeria in Betracht. In der ersteren wohnen

Die Aschanti.

Ein merkwürdiges Seitenstück zu den Greueln von Dahome, ein Musterstaat afrikanischer Despotie. Es bildete einen Komplex von mehr oder weniger selbstständigen Landschaften, die zu dem Oberhaupt nur in einem Lehnsverhältnis standen, nur zu Tribut und Heeresfolge verpflichtet waren. Dennoch hatte der König die Macht, einem gefährlichen Großen den Befehl zuzuschicken, sich das Leben zu nehmen, und das Vermögen derer, die seines Bedünkens zu reich geworden, durch Steuern nach Belieben zu verringern.

Der Herrscher von Aschanti war von einer Art Reichsversammlung umgeben, ohne deren Rat in Krieg und Frieden keine wichtige Entscheidung erfolgte. Er war der gesetzliche Erbe aller seiner Untertanen, doch erbte er nur den Besitz an Gold, während die Sklaven, das Vieh und die Ländereien der Familie verblieben. Dem verstorbenen König folgte nicht sein Sohn, sondern der Sohn seines ältesten Bruders oder einer älteren Schwester.

Die Aschanti sind meist kräftige, hochgewachsene Leute, mit regelmäßigen, an die griechische Form mahnenden Gesichtszügen, und namentlich zeichnen sich unter den Frauen viele durch wahre Schönheit aus. Sie pflegen, je nach ihrer Wohlhabenheit, Kleider aus Baumwolle oder Seide zu tragen, die Frauen einen langen, um die Hüften befestigten Schurz, die Männer eine Art kurzer Badehose und über dieser ein langes, ärmelloses Obergewand. Der gemeine Mann wohnt in bienenkorbähnlichen Hütten aus Lehm oder Stein, die Vornehmen besitzen geräumige, aus Ziegeln erbaute Häuser mit weiß getünchten Mauern. In der Hauptstadt Kumassi und in andern größeren Städten trifft man breite, saubere Straßen. —

Ein zweites Volk der Goldküste, das zwischen dem Küstenlande, welches die Engländer schon 1872 in Besitz genommen hatten, und dem Aschantireiche wohnt, sind

Die Fanti.

Zugleich mit der Besetzung der Küste dehnten die Engländer ihre Schutzherrschaft auch über dieses Volk aus. Die Fanti sind echte Neger und Fetischanbeter. Die Männer befassen sich mit Fischfang und Ackerbau, gewinnen auch Salz aus Meerwasser, während das Goldwaschen den Weibern überlassen wird. Das einzige Gewerbe, welches bei den Fanti zu einiger Vollkommenheit gediehen, ist die Böttcherei, welche dem ausgedehnten Ölhandel ihre Entstehung verdankt. —

In der Kolonie und dem Schutzgebiete von Nigeria sind nur einige Küstenvölker zu erwähnen, denn die im Innern wohnhaften gehören der großen Völkerfamilie der Fulbe an und werden nachfolgend vorgeführt werden.

Was wir von dem sich dem Küstenlande von Lagos anschließenden Jorubareich wissen, beschränkt sich auf sehr spärliche Nachrichten.

Die Joruba

sind von den Missionaren Chausse und Holley besucht worden. Nach ihren Berichten wurde der Häuptling von Ojo als König angesehen. Er galt als unverletzlich, und neben ihm hatte auch der älteste seiner Söhne großen Einfluß.

Im übrigen sind die Nachrichten sehr mangelhaft, doch mag noch eines sonderbaren Festes gedacht werden. Da hier zu Lande Brände sehr häufig sind, so hat der König seinen Untertanen einen jährlichen Tribut an sauber zugerichtetem Stroh auferlegt, damit er das nötige Material zum eventuellen Neubau seines Palastes beisammen habe. Die Ablieferung des Strohes ist immer mit großen Festlichkeiten, Musik und Tanz verbunden. Den Schluß bildet ein großes Mahl, bei welchem der König unter den Anwesenden Hirsebier, Fleisch, Mais- und Yamsbrei verteilen läßt.

Die Lagosleute.

Die Bewohner der Kolonie Lagos werden den Stämmen der großen Jorubafamilie beigezählt. Man findet unter ihnen einzelne schön und kräftig gebaute Gestalten, doch bleibt der Durchschnitt der Bevölkerung in seiner körperlichen Entwicklung hinter den Bewohnern des Innern zurück. Sie werden als die freundlichsten und gutmütigsten aller Neger geschildert.

Die Männer tragen kurze, bis zum Knie reichende Beinkleider; die Weiber hüllen den Körper in zwei, drei Stücke Zeug und wickeln ein langes Tuch turbanartig um den Kopf. Ihre Augenbrauen färben sie blau, die Füße rot. Die gewöhnlichen Wohnungen bestehen aus Erdhütten. Vielweiberei ist allgemein gebräuchlich.

Das Ansehen eines Häuptlings richtet sich nach der Zahl seiner Weiber. Dabei ist die Stellung der Frau sehr untergeordnet. Niemals darf sie mit dem Mann speisen; im Gegenteil trägt sie das bereitete Essen in einem verdeckten Gefäß herbei, öffnet knieend den Deckel und kostet zuerst von jedem Gericht, um dem Verdacht einer Vergiftung vorzubeugen.

Die Lagosleute zeigen Verständnis und Neigung zum Handel. Auch gibt es unter ihnen Zimmerleute, Schmiede, Tischler, Ziegelstreicher und Maurer. Ihre Religion ist noch immer der Fetischdienst, in früheren Zeiten waren auch hier Menschenopfer nicht ungewöhnlich; namentlich wurden solche dem Olokun, dem Gott des Meeres dargebracht. Die Fetischpriester üben über das Volk eine unbegrenzte Macht und wissen dasselbe durch Besprechungen und angebliche Verzauberungen aller Art in der Unterwürfigkeit zu erhalten.

Die Jomänner,

wie die Bewohner des Nigerdeltas genannt werden, bilden keinen einheitlichen Stamm, sondern sind Bruchstücke zahlreicher kleiner Völkerschaften. Fast jeder Ort hat einen besonderen Häuptling. Sie sind ein wildes, rohes Volk, das sich durch Einschnitte in Gesicht, Brust und Arme verunstaltet. Ihre Hütten bestehen aus vier Lehmmauern mit einem Strohdach und liegen gewöhnlich in Gruppen beisammen.

In der Umgebung der Ortschaften sieht man mit Mais, Yams und Baumwolle bestellte Felder. Die Baumwolle wissen die Eingeborenen gut zu verarbeiten und tragen gewöhnlich Kleider aus selbstgewobenen Stoffen.

Neben dem Fetischdienst herrscht im ganzen Deltagebiete die grauenhafteste Barbarei. Menschenschlächtereien waren hier ganz gewöhnlich. In Braß und Bonny verzehrte man alle Kriegsgefangenen. Am Großriver wurden vom Bulastamm förmliche Menschenjagden unternommen, weil das Menschenfleisch für besonders wohlschmeckend galt. Da diesen Menschen in den Sümpfen des Deltas schwer beizukommen ist, so dürfte diesem entsetzlichem Barbarismus wohl heute noch nicht gänzlich gesteuert sein.

In den deutschen Schutzgebieten.

Die deutschen Schutzgebiete beschränken sich auf das Togoland zwischen der englischen Kolonie Goldküste und dem französischen Dahome, und Kamerun an der innersten Bucht des Meerbusens von Guinea.

Die Eingeborenenstämme im Schutzgebiet Togo sind sehr zahlreich. Die Mehrzahl hat ihre Sitze in der Nähe der Küste, wie z. B. die Togo, die Agotime, die Mina u. a., die aber alle eine und dieselbe Sprache reden, nämlich das Ewe, weshalb sie auch gewöhnlich die Eweneger oder kurz als

Die Ewe oder Evhe

bezeichnet werden. In der weiter im inneren Gebiet liegenden Gebirgslandschaft Boëm, die ein Zufluchtsort von Splittern und Ästen verschiedener Stämme gewesen zu sein scheint, herrscht dagegen ein buntes Sprachengemisch; es gibt benachbarte Dörfer, in denen ganz verschiedene Sprachen gehört werden.

Insgesamt sind die Ewe, deren Sprache auch noch weit über die Grenzen Togos hinaus gesprochen wird, eine ebenso friedfertige wie intelligente Menschenrasse, die nicht nur fleißige Ackerbauer sind, sondern den Grund und Boden auch sehr verständig auszunützen und sich außerdem in die neuen Verhältnisse zu schicken verstanden und einsehen gelernt haben, wie ihr Zusammengehen mit den weißen Machthabern ihnen nur zum Vorteil gereicht. Sie haben von den Weißen schon viel gelernt und sind zum Teil schon recht tüchtige Farmer geworden.

Die Ewe leben, namentlich etwas entfernter von der Küste, vielfach noch in ihren alten Verhältnissen. Sie sind von mittelhoher Gestalt; die Männer tragen um die Lenden einen Gurt, dann ein großes Stück Zeug, das ähnlich einer Toga

in schönen Falten bis zu den Füßen hinabwallt. Das Haupt ist mit einem Hut bedeckt, an den Füßen tragen sie Sandalen. Ähnlich ist die Kleidung der Frauen.

Im großen und ganzen sind unsere Togoneger ein gesundes und kräftiges Naturvolk, dessen Geschmack durch verfeinerte Lebensgenüsse noch nicht verdorben ist. Das Klima, unter dem der Europäer so viel zu leiden hat, verträgt der Eingeborene vorzüglich. Abgesehen von der Küste, wo Lagune und Meer ausgiebigen Fischfang ermöglichen, leben die Eingeborenen vorwiegend von Pflanzenkost. Yams, aus dem ein Brei, der sogenannte Fufu, bereitet wird, die dazu gehörige Palmölsuppe mit Fetri, einer Art Gemüse, ferner Mais, Bananen und Erdnüsse bilden die hauptsächlichsten Nahrungsmittel. Der gewöhnliche Mann kann sich nur selten ein Stückchen Fleisch leisten. Viel Wild gibt es nicht, die Jägerei ist sogar eine mißachtete Beschäftigung. Geflügel und Schafe werden an die Europäer, bei besonderen Festlichkeiten auch an Eingeborene verkauft. Was dem Essen an Qualität fehlt, wird durch Quantität ersetzt. Die Neger können ungeheure Mengen vertragen, halten dann aber auch lange bei der Arbeit aus, wie sie auch stundenlang mit nüchternem Magen arbeiten können.

Große Städte baut der Neger in diesen Gebieten nicht, doch kommen Dörfer vor bis zu mehr als zweihundert Hütten. Diese Hütten sind nach älterer Bauart rund, nach jüngerem Gebrauch viereckig und mitunter in zwei oder mehrere Räume abgeteilt. Die Wände bestehen aus einem Holzgerüst, welches mit Lehm ausgefüllt wird, darüber ein aus trockenem Grase hergestelltes Giebeldach. In der erwähnten Landschaft Boem findet sich die Bauart mit festen Lehmwänden, nach vier Seiten abfallenden Pyramidendächern, hohen Türen und sogar Fenstern.

Die Ewe sind Fetischdiener. Sie haben aber die Vorstellung eines höchsten Gottes, Mawu, der auch die niedrigen Götter geschaffen hat, denen die Leitung des menschlichen Schicksals obliegt. Eine wunderhübsche Legende knüpft sich an diesen Mawu, bezüglich der schwarzen und weißen Menschenrasse. In der Urheimat des Volkes, der Stadt Nodsie, von wo sie ausgegangen sind, schuf Mawu die ersten Menschen, ein weißes und ein schwarzes Paar. Er ließ vom Himmel zwei Körbe herunter und forderte sie auf, friedlich beisammen zu leben. Das schwarze Paar bemächtigte sich des größeren Korbes und fand darin eine Hacke zum Feldbau, Baumwolle zu Fischernetzen, Goldstaub zum Handel. Die Weißen fanden in dem kleinen Korb nur ein Buch, daher sind sie viel klüger als die Schwarzen geworden. Die Schwarzen sahen voll Neid auf den wachsenden Reichtum der Weißen und begannen ihnen nachzustellen. Aber Mawu erbarmte sich ihrer, ließ ein Seil vom Himmel herab und leitete sie über das große Wasser.

Vielweiberei ist gebräuchlich. Die Frauen werden aber nicht gekauft, es steht dem Mädchen sogar frei, den werbenden Mann zurückzuweisen. Häufig werden sogar schon Kinder miteinander versprochen. Die Frau hat immer einen besonderen Raum, bei Reichen sogar ein besonderes Haus für sich. Die Hochzeit wird mehrere Tage hindurch gefeiert; Tanz und Zechgelage, in welch letzteren die Neger insgesamt eine unermüdliche Ausdauer entwickeln, sind dabei die Hauptsache, und möglichster Lärm verleiht dem Ganzen erst die rechte Würze. Ähnliche große und lärmende Feste begleiten auch die Totenfeier.

Weiter nordwestlich von Boem erstreckt sich die weite Voltaebene, und hier

tritt uns in der Handelsstadt Krete Kratschi am Voltafluß mitten unter den Fetischdörfern zuerst der strengste Islam entgegen, denn hier sitzen zahlreiche Haussa, ein Volk, dem wir weiterhin noch begegnen werden, dessen Handelsgeist und Handelsverbindungen auch für unser Togoland von der größten Bedeutung sind. — — —

Während die Schiffe an der Togoküste anfänglich auf offener Reede bleiben mußten, konnten sie im Schutzgebiet Kamerun vor den meisten Plätzen im stillen Wasser, natürlichen Häfen oder innerhalb der weitausgedehnten Flußmündungen ankern. Dies trifft auch bei dem Hauptort oder, wenn man will, bei der „Hauptstadt“ Duala am Kamerunfluß zu.

Hier unmittelbar an der Küste hatten

Die Duala

ihre Sitze. Joßdorf, Belldorf, Akwadorf, John-Akwadorf und Deidodorf, wie sie die Deutschen nannten, bilden heute den Begriff des Hauptortes Duala, sämtlich auf dem linken, südlichen Ufer des breiten Kamerunflusses liegend, der bei Suelaba sein schmutzig-graues Wasser in den Golf von Biafra ergießt. Hier liegen die Schiffe dicht unter Land, jetzt an fester eiserner Brücke, vor der Dünung der See durch die Landzunge Suelaba, vor schweren Landwinden durch das hohe Ufer der Joßplatte geschützt, die im Jahre 1884 von unserer Marine gestürmt werden mußte. Gerade hier stehen gegenwärtig die zweckmäßig ausgeführten Regierungsgebäude und Beamtenwohnungen; hier breitet sich der gut angelegte Park aus und von hier aus verbinden breite, gute Wege die genannten Ortschaften untereinander.

Hier ist der Stammsitz der Dualaneger, die wegen ihres ausgeprägten Handelsgeistes schon seit den Zeiten des ersten Erscheinens der Weißen bekannt sind und zur Zeit der Besitzergreifung ihres Landes durch die Deutschen ein tatsächliches Handelsmonopol für ihr Hinterland besaßen. Sie waren die Zwischenhändler, denn sie ließen keinen der weiter einwärts wohnenden Stämme zum unmittelbaren Handel mit den Weißen an die Küste. Vielmehr mußte jeder seine Waren an sie ablassen, die sie dann mit möglichst hohem Vorteil an die Weißen verkauften.

Die Regierungsstation ist der Ort Duala nicht mehr, man hat dafür das etwa 1000 m höher im Gebirge liegende Buëa gewählt, das viel gesunder ist und ein Klima wie Madeira hat. Palmen, Ananas, Mango u. a. gedeihen hier oben nicht mehr, dafür aber kommen hier alle Arten von Gemüse fort und selbst Spargel und Kartoffeln sind vorzüglich, letztere geben sogar eine zweimalige Ernte im Jahr. Die Karawanen, welche über Buëa herunterkommen und hauptsächlich Gummi und selbstgefertigte Sachen bringen, liefern den Beweis, daß die Weißen mit dem Aufhören des Zwischenhandels der Duala nicht viel gewonnen haben. Die Karawanenhändler sind nämlich äußerst habgierig und unverschämt, dazu im höchsten Grade unsauber, im Gegensatz zu den Duala, die beständig im Wasser liegen. —

Die südlichen Abhänge des umfangreichen Kamerungebirges bewohnen

Die Bakwiri.

Es sind kräftige, schlanke Gestalten mit glänzender, schokoladenbrauner Haut. Sie sind leidenschaftliche Jäger und gebrauchen ihre Steinschloßflinten mit vielem Geschick, treiben auch Viehzucht, obgleich sich die Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine und Hühner nur geringer Pflege zu erfreuen haben. Ihre sonstige Beschäftigung besteht in Essen, Trinken, Schlafen und Nichtstun; die Arbeit besorgen die Weiber. Infolgedessen beziehen sie auch ihre Bedürfnisse an Steinschloßflinten, Pulver, Messer, Lendentücher, Salz und andern Dingen lediglich im Tausch gegen Palmöl, Palmkerne, Kautschuk, Rotholz, Ebenholz, Vieh und Früchte, also gegen Artikel, die ihnen Mutter Natur in Hülle und Fülle liefert.

Nördlich vom Kamerungebirge wollen wir hier nur noch das Fischervolk der Barombi am Elefantensee, ferner die Bafo, Kumba, Bayang, Bali, Bangra, Bakosi als die hervorragendsten nennen.



Dualatypen in Kamerun.

Die Hinterlandstämme

unterscheiden sich von den Küstenstämmen in wohltuender Weise vor allem durch größeren Fleiß und Arbeitsamkeit, durch Ordnung in Stadt und Haus und weniger anspruchsvolles Wesen. Je weiter man ins Innere kommt, desto größer und bevölkerter werden auch die Dörfer. Und während die Küstenvölker ihre Ortschaften in zerstreuter Ausdehnung oder gar versteckte Einzelhütten im Busch anlegen, betritt man im Hinterlande beim Passieren der Palisadeneingänge eine breit

angelegte, lange Straße, welche von den dicht aneinander gebauten Häusern eingefaßt wird, und von der bisweilen sogar noch Seitengassen auslaufen.

Wo Lücken vorhanden sind, da stehen Pisang und Bananen, oder man sieht hübsche Kürbisanlagen, deren riesige, flaschenartige Früchte auf vorsorglich eingerichteten Stangengerüsten der Reife entgegenharrend ruhen, um später zu Öl- und Wassergefäßen verwendet zu werden.

Die täglichen Arbeiten sind hier gleichmäßiger auf Mann und Frau verteilt, als dies unter den Küstenstämmen geschieht, wo der Mann sich jeder Feldarbeit schämen würde. Die Hinterlandmänner arbeiten täglich einen halben Tag im Felde, dann liegen sie dem Fischfang oder der Jagd ob, denn Ziegen, Schafe und Ochsen werden nur bei festlichen Gelegenheiten geschlachtet, und Hühnerfleisch zu essen ist sogar durch die Fetischpriester verboten und nur diesen und dem Häuptling als Oberpriester erlaubt. Überhaupt haben die Fetischpriester im Hinterlande noch eine unglaubliche Macht, sie bilden sogar eine Art von Geheimbund, dessen Verfügungen sich niemand entziehen kann.

Zahlreich sind auch die Stämme, welche den großen Flügel des Schutzgebietes und das östlich und südöstlich vom Kamerungebirge liegende Hinterland ausfüllen. Wir nennen die Bakoko oder Mwele, Jaunde, Bapea und die bis an die südlichste Grenze reichenden Bule. Es scheinen zum Teil noch recht wilde Völkerschaften zu sein, deren offenbar stark entwickelte Habgier nicht dazu beitragen dürfte, milderen Sitten in kürzester Frist Eingang zu verschaffen.

Diese Stämme sind auch bei weitem kriegerischer veranlagt. So finden z. B. erbitterte Kämpfe zwischen den Bakoko und den Jaunde statt. Die letzteren dehnen ihre Raubzüge bis in die Landschaft der Bakoko aus, während diese an andern Stellen wieder die Grenzen der Jaunde überschreiten und nach dem Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn! die Dörfer ihrer Feinde niederbrennen und die Anpflanzungen verwüsten. Der Grund zu diesen Feindseligkeiten ist das Bestreben der Jaunde, sich auszudehnen und neue Wohnsitze zu erwerben, und ihrer Einwanderung widersetzen sich die Bakoko.

Derartige Vorgänge dürfen als ein Beweis von dem langsamen, aber stetigen Nachdrängen der inneren afrikanischen Negerstämme zur Küste angesehen werden. Langsam, aber sicher rücken die zentralafrikanischen Neger vor und nicht lange wird es mehr dauern, und wir haben in den Küstendistrikten von Kamerun ernstlich mit den mohammedanischen Negern zu rechnen. Haben doch im englischen Nigeria, in der Kolonie Lagos, die mohammedanischen Haussastämme bereits das Meer erreicht, und in unserem Kamerun, wo der ganze Nordbezirk, das ehemalige Adamaua, von Haussa und Fulbe bewohnt wird, sind die ersteren ebenfalls schon bis in die südlichen Distrikte vorgedrungen. Das geschieht unmerklich langsam, aber sicher.

Fulbe- und Haussavölker.

Die von Senegambien ausgegangenen und fast über den ganzen West- und Mittelsudan verbreiteten Fulbe werden auch Fellata und Fulah, in

Senegambien Peul genannt. Wir haben bisher den ersteren Namen angewendet und werden ihn auch nachfolgend beibehalten.

Es ist nicht entschieden, woher die Fulbe stammen, es steht nur fest, daß sie erst später in die Negerländer eingedrungen sind. Die einen sagen, daß es von Westen her, die andern, daß es von Osten her geschehen sei. Nach ihrer Sprache, welche nicht geringe berberische Elemente hat, scheinen die Fulbe allerdings mit den Barabra, den Bedja, vielleicht auch mit den Monbuttu am mittleren und oberen Nil zu einer größeren Familie, nach Hartmann zur nubisch-berberischen zu gehören. Danach müßten sie also von Osten her eingewandert sein, welcher Ansicht auch Heinrich Barth beigetreten ist. Das müßte schon in einer sehr frühen Zeit geschehen sein; denn seitdem die Fulbe auf der Bühne der Geschichte erschienen sind, haben sie ihre Wohnsitze immer in den westlichen Gebieten des Sudan, in Senegambien gehabt. Von hier sind sie im 16. Jahrhundert in Futa Djalon eingedrungen, haben den Mandingostamm der Djalonke unterworfen und ihre Eroberungszüge dann immer weiter nach Osten ausgedehnt, bis sie zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts den ganzen Westsudan überschwemmt hatten und nun auch noch nach dem Mittelsudan weiterrückten. Jenseits des Schari hörten ihre Eroberungen auf, doch sitzen sie auch da noch, bis in Darfur hinein, in großer Zahl, wenn sie auch hier nicht als die herrschende Klasse vertreten sind.



Junges Fellatamädchen.

Es ist selbstverständlich, daß ein Volk wie die Fulbe, welches erobernd zwischen Negervölkern eingedrungen ist und seit Jahrhunderten unter ihnen gelebt hat, verschiedene Elemente in sich vereinigt hat, so daß der reine Charakter vielfach verwischt ist.

Wo die Fulbe sich rein erhalten haben, da wechselt ihre Hautfarbe zwischen Bronze und Kupferrötlich, ja bei einzelnen kommt sogar ein Weiß vor, das an die Farbe der Europäer erinnert. Die schwarzen Haare sind weniger kraus und ähneln mehr den Haaren der Europäer, die Nase ist wohlgestaltet, die Lippen

sind nicht wulstig. Junge Mädchen entfalten häufig eine entzückende Anmut. Besonders angenehm werden die Fulbe dem Europäer durch ihre Reinlichkeitsliebe. Buntes und weißes Baumwollenzeug, stets sauber gehalten, bildet die Kleidung. Die Männer tragen ein Kattunhemd; die Weiber hüllen sich in ein Stück Baumwollenzeug, so daß der Oberkörper nackt bleibt. Bei jungen Leuten ist eine Schürze die einzige Bekleidung. Ihre aus Ton erbauten Hütten mit bienenkorbähnlichem Dach sind nett und durch einen hellen Anstrich ungemein einladend. Die Behausung einer Familie besteht gewöhnlich aus drei bis vier Hütten.

Die Fulbe waren ursprünglich ein Hirtenvolk. Ihre Hauptbeschäftigung ist daher die Viehzucht, und besonders wird das Zebu, das Buckelrind, gepflegt. Daneben sind sie aber auch Ackerbauer und Bienenzüchter, jede andere Beschäftigung wird von ihnen als erniedrigend angesehen. Wenn sich trotzdem manche Gewerbe bei ihnen stark entwickelt haben, so hat dies seinen Grund darin, daß dieselben von den Weibern und Sklaven ausgeübt werden. Die Frauen verstehen Baumwolle zu Stoffen zu verarbeiten; die Sklaven sind gute Töpfer, Lederarbeiter, Schuhmacher, Schmiede; auch gibt es sehr geschickte Goldarbeiter, die aus Gold und Silber Ringe, Arm- und Halsbänder verfertigen, denn die Fellatafrauen lieben den Schmuck. Den Ackerbausklaven ist es gestattet, zwei Tage in der Woche ihre eigenen Felder zu bearbeiten. Häufig werden Sklaven freigesprochen, namentlich am Rhamadanfeste und beim Tode des Herrn.

Dem Charakter nach sind die Fulbe freiheitsliebend, in ihrem Benehmen sanft. Rohlfs rühmt die Sicherheit des Eigentums, die in den Fulbereichen herrscht; gastfreundlich sind sie aber nicht.

Fulbevölker im Westsudan.

Die erste Tat, mit welcher die bis dahin unbekannt in Senegambien gesessenen Fulbe in die Geschichte Afrikas eintraten, war die Besitzergreifung von

Futa Djalon,

dem Gebirgslande des heutigen französischen Guinea, wo der Senegal, der Gambia und der Rio Grande ihre Quellen haben. Das geschah im Laufe des 16. Jahrhunderts, und Futa Djalon (Dschalon) war auch das einzige Reich, in welchem sie nicht nur dem Namen nach, sondern die wirklichen Herren wurden, indem sie die ursprüngliche Bevölkerung, die Djalonke, teils vertrieben, teils zu Sklaven machten.

Die Fulbe machten daraus einen mohammedanischen Priesterstaat, dessen Leitung alljährlich wechselt. Der Almamy, der Priesterkönig, wird von den Marabuts und den höchsten Würdenträgern gewählt, und zwar wechselt die Würde nach altem Gebrauche zwischen den beiden Familien der Sorja und Alfaja, welche ihre Abstammung von dem Gründer des Reiches herleiten. In Fugumba im Tenetal, der heiligen Stadt mit der ältesten Moschee des Landes und einer Hoch-

schule der Korangelehrsamkeit, findet die jedesmalige feierliche Krönung des Almamy statt.

Wie die Leitung des Gesamtreiches, so wechselt auch die Herrschaft in den einzelnen Provinzen, deren es nach Olivier zehn gibt. Die Statthalter derselben, die Alpha, werden alljährlich von dem Almamy ernannt, indem dieser demjenigen, welcher ihm die meisten Geschenke macht, die Ausbeutung der Provinz voll und ganz überläßt.

Den Kern des Reiches bildet die Provinz Timbo mit der gleichnamigen Hauptstadt. Wie einst Timbuktu, so ist auch Timbo ein Sitz der mohammedanischen Gelehrsamkeit. Die Kinder der herrschenden Klasse empfangen Unterricht in der arabischen Sprache, im Lesen und Schreiben derselben. Auch scheint nach Olivier daselbst an arabischen Schriften kein fühlbarer Mangel zu sein.



Frauen aus Futa Djalon.

Reibereien zwischen Futa Djalon und den Franzosen in Senegambien führten 1881 zu einem Friedensvertrage, der dann später in einen Schutzvertrag überging, wodurch das ganze, mit Senegambien einerseits und Französisch-Guinea anderseits zusammenhängende Gebirgsland in das Machtgebiet Frankreichs überging.—

In den vorstehenden Abschnitten, welche die Landgebiete des Sudan vorführten, haben wir schon kennen gelernt, wie die Fulbe später von Futa Djalon aus als Eroberer immer weiter nach Osten vordrangen und ein Negervolk nach dem andern unterwarfen. Sie machten daraus aber nicht weiter eigene Reiche, sondern ließen sie bestehen wie sie waren und begnügten sich damit, nur die Gebieter zu sein. Sie bevölkerten diese Reiche zu beiden Seiten des Niger auch nicht, wie sie in Futa Djalon aufgetreten waren, sondern saßen darin nur in einzelnen Gruppen, soweit es nötig war, um ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten.

So konnte es geschehen, daß sich die Staaten Massina, Mossi, Gurma, Borgu,

Ilorin, Joruba, Benin auf der rechten Seite des Niger und auf der linken Gando und Nupe trotz der Herrschaft der Fulbe erhielten. Dem, was oben bei der Betrachtung dieser Landgebiete gelegentlich auch über die Bewohner mitgeteilt wurde, ist hier nur über zwei noch etwas Näheres hinzuzufügen, nämlich über die Nupe auf der linken Seite des Niger und über die Ilorin auf der rechten.

Außerdem aber ist hier auch noch eines älteren Volkes zu gedenken, welches einstmals einen mächtigen Staat bildete: das sind

Die Sonrhay.

Als die Fulbe den mittleren Niger erreichten, war das Reich Sonrhay als solches, wie es früher gewesen, schon nicht mehr vorhanden. Was sie vorfanden, das war schon ein Gemisch zweier verschiedener Völker. Die Sonrhay, auch Songhay genannt, bildeten nämlich vor Jahrhunderten in dem großen Nigerbogen ein großes, mächtiges Reich mit der Hauptstadt Timbuktu, das, wie Heinrich Barths Untersuchungen ergeben haben, schon frühzeitig mit Ägypten in Verbindung gestanden und von diesem so manche seiner Einrichtungen erhalten haben muß. Der Islam gelangte zu den Sonrhay schon im 11. Jahrhundert, und ihre Hauptstadt Timbuktu wurde bald ein Mittelpunkt aller islamitischen Gelehrsamkeit. Das Reich wurde aber zu Ende des 16. Jahrhunderts von den Marokkanern zerstört und zwar so gründlich, daß sich die Sonrhay nie wieder als besonderes Volk zu einem eigenen Reiche zusammen zu schließen vermochten.

Aber auch den Marokkanern gereichte diese Eroberung nicht zum Segen. Sie blieben zwar als Herren im Lande sitzen, aber sie verschmolzen in gar nicht so langer Zeit derartig mit den unterjochten Sonrhay, daß sie ihre Eigenart ebenso völlig verloren wie diese, und was nun übrig blieb, das war ein Gemisch, welches weder das eine, noch das andere Element deutlich ausprägte.

Die Marokkaner nahmen Sitten und Sprache der Sonrhay an und wurden mit diesen völlig eins. So fanden die Fulbe das alte Reich vor, machten sich in ihrer Weise zu Herren des Landes, und so blieb die Sonrhaysprache auch herrschend in dem Gebiete und wird dort im Handel und Wandel fast ausschließlich gesprochen bis auf den heutigen Tag.

In dieser Weise von den Fulbe, den Herren des Landes, unverändert fand auch Heinrich Barth diesen Überrest eines alten Reiches und Volkes vor. Er nennt die Sonrhay schlanke Gestalten mit schwarzbrauner Hautfarbe. Sie haben edle und feine Züge, ein zwar wolliges Haar, doch wächst dasselbe lang und läßt sich gut flechten. Die Kleidung besteht aus einem Lederschurz; als Waffen dienen Speere, Schilde und eine Art von Panzerhemden, wie sie auch bei den Bewohnern von Bornu und Bagirmi vorkommen. Nach Barth sind sie sehr freiheitsliebend, Gastfreundlichkeit aber ist ihnen fremd. —

Am Zusammenfluß des Niger und Benue, mehr auf der linken, als auf der rechten Seite des Niger, wohnen

Die Nupe

oder Nyfe. Zu Barths Zeiten, 1867, stand Sultan Massaban an deren Spitze, der natürlich auch aus dem Fulbegeblüt stammte, ein Mann von hoher Statur, vollkommen schwarz, aber doch mit den schönen Gesichtszügen seiner Vorfahren.

Die Nupe sind nach ihrer Sprache wohl mit den Jorubavölkern verwandt. Von schwarzer Farbe, haben sie echte Negerphysiognomie, ohne häßliche Gesichtszüge. Sie tätowieren sich stark durch Messerschnitte im Gesicht und auf andern Teilen ihres Körpers. Sie sind nur zum Teil Mohammedaner geworden, zum andern Teil blieben sie Heiden. Sie gehen mehr oder weniger bekleidet, lieben sich mit Korallen, bunten Steinen, Ringen aus edlem und unedlem Metall zu schmücken. Ältere Männer tragen gewöhnlich einen dicken Glasring am Oberarm.

Sklavenfang und Sklavenhandel waren früher die Hauptbeschäftigung dieses Volkes; nachdem aber der Sklavenhandel nach der Küste ins Stocken geriet, fingen sie an, mit Eifer Ackerbau zu treiben, sind auch die ersten gewesen, welche mit der Baumwollenkultur für Europa begonnen haben. —

Die Ilori.

Westlich vom Niger, an den Grenzen von Joruba, liegt das Fulbereich Ilorin. Auch hier ist der Sultan ein echter Fulbe und Mohammedaner, ebenso wie seine Umgebung; das Volk der Ilori aber ist vom Stamm der Joruba, von hellbrauner Hautfarbe und angenehmen Gesichtszügen. Alle kleiden sich gut und reinlich, viele Frauen sogar mit Eleganz. Barth war überrascht, als er Frauen begegnete, die in echten Samt gekleidet waren. Die Männer tragen hier meist Toben, oft sehr kostbare aus Seide und künstlerisch gestickt; auch die Beinkleider aus Kattun sind mit Stickerei verziert.

Die Ilori sind äußerst geschickt in allen Handwerken; in Lederarbeiten und Holzschnitzerei liefern sie ganz erstaunliche Erzeugnisse; die Mattenflechterei hat hier einen Höhepunkt erreicht, wie nirgends sonst in Westafrika. Die Bewohner verstehen sogar, ihre hübschen Töpferwaren zu bronzieren. Die Schuhmacher verfertigen sehr gute, wenn auch geschmacklose Schuhe, deren eine Hälfte rot, die andere gelb ist. Endlich sind die Ilori auch die einzigen Neger, welche Käse zu bereiten verstehen.

Viele haben nach dem Beispiel des Sultans und seines Hofes den Islam angenommen, der Hauptteil des Volkes aber ist bei seinem Heidentum geblieben.

Fulbe und Haussa im Mittelsudan.

Als die Fulbe von Westen her über den Niger gingen, fanden sie hier

Die Haussa.

Nach den alten arabischen Geographen hat hier einmal ein weit ausgedehntes Haussareich bestanden, das vom Tschadsee bis an den Niger und vielleicht noch

über diesen Strom hinübergereicht hat. Sie wissen auch zu erzählen, daß hier schon im 14. Jahrhundert mohammedanische Fulbe als Hirten eingewandert sein sollen, die sich dann, als sie durch weitere Einwanderer ihres Stammes verstärkt genug waren, in blutiger Empörung gegen die Haussa erhoben hätten und so aus den verachteten Hirten die Herren geworden seien.

In Bezug auf die von den arabischen Geographen angegebene Zeitrechnung ist das nun ein offenbarer Irrtum, denn in Bornu sind die Fulbe erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts erschienen und haben sich lange Zeit vergeblich bemüht, auch hier die Herren zu werden; es ist ihnen nie gelungen. Bornu blieb ein Haussastaat, wie er gewesen war.

In Sokoto dagegen und in Adamaua erreichten die Fulbe ihren Zweck, doch ließen sie auch hier die überwundenen Haussa sonst ungestört, und Kano blieb nach wie vor der Mittelpunkt des sudanesischen Handels. Die Haussa führten ihre großartigen Reisen, die sie durch den ganzen Sudan machten, nach wie vor aus, gelangten durch die Wüste sogar bis ans Mittelländische Meer, und ihre Sprache wurde und wird heute noch überall verstanden, wo sudanesische Kaufleute verkehren. —

Wie schon Nupe und Ilorin, so liegen auch die Hauptstaaten der Haussa, Sokoto ganz und Bornu zum größten Teil im englischen Nigeria. Bornu gehört zum Teil und Adamaua fast ganz zum deutschen Kamerun. Über den Schari östlich hinaus sind die Haussastaaten nicht gekommen. Sie beschränken sich auf das Gebiet zwischen dem Niger und Schari.

Leben in Sokoto.

Die Bedeutung des Haussastaates Sokoto haben wir schon kennen gelernt, besonders das Treiben in Kano, der Haupthandelsstadt des ganzen Sudan. Barth nennt Kano das sudanesische London; es ist ein Name, der bei jedem Reisenden in diesen Gegenden, aus welcher Himmelsrichtung er auch kommen mag, Enthusiasmus hervorruft. Überall tritt vor das Auge das menschliche Leben in allen seinen verschiedenen Formen, Freude und Trauer, Gedeihen und Verderben im buntesten Gemisch. Alles geht zum Markt, und das gibt ein Bild, wie man sich in seiner Art nicht leicht ein bewegteres vorstellen kann.

Die Tätigkeit der Einwohner ist groß, so daß es unbeschäftigte Leute kaum gibt. Die Männer sind mit Spinnen, Weben und Färben von Stoffen beschäftigt, oder sie flechten rote, seidene Schnürchen, fädeln Perlen, zählen Kaurimuscheln, die auch hier als Münze dienen. Wie emsig auch der Ackerbau betrieben wird, beweist der Umstand, daß man hier im Gegensatz zu dem übrigen Afrika von einem Getreideschober zum andern gelangt. Pflanzung folgt auf Pflanzung und alle sind von lebendigen Hecken umsäumt. Um die Häuser herum weiden Pferde, Ochsen, Ziegen, und eine Menge von Hühnern gackert eifrig herum. Auf den Wegen ist ein Gehen und Kommen geschäftiger Menschen, die mit ihren zu verkaufenden Sachen auf dem Kopf nach dem Markte eilen. Da und dort sitzen Frauen, die in Körben oder Töpfen Eßwaren und Wasser den Vorübergehenden zum Kauf anbieten.

Die Bautschi

oder mit ihrem vollen Namen Garo-n-Bautschi, sind ein Tributärstaat des Reiches Sokoto, von Jacoba zu Anfang des 19. Jahrhunderts gegründet. Jacoba, aus der fürstlichen Familie der Gereneger entsprossen, begab sich frühzeitig nach Sokoto, bekehrte sich zum Islam, gab sich eifrig dem Studium der arabischen Sprache und der heiligen Bücher hin und kehrte in die Heimat zurück. Hier wußte er sich mit kräftiger Unterstützung von Sokoto der Herrschaft zu bemächtigen, und nun belehnte ihn der Sultan von Sokoto mit dem ganzen Plateau südlich von Kano bis an den Benue, und er richtete den Staat ganz nach dem Muster von Sokoto ein.



Typen der Haussa.

Als abhängiger Staat zahlt Bautschi an Sokoto Abgaben, bestehend besonders in jährlichen Sendungen von Sklaven, Antimon, Salz, Muscheln und in willkürlichen Auflagen seitens des Sultans. Die Bewohner sind fast durchgehends Neger, Fulbe sind nur in verhältnismäßig geringer Zahl vertreten. Die Kleidung ist sehr verschieden. Die Stadtbewohner tragen weite Hosen aus weißem oder blauem Kattun, ein weißes Hemd mit langen Ärmeln und einen langen, weiten Überwurf. Das Haar und den Bart pflegen sie nach mohammedanischer Art zu scheren. Die Landbevölkerung geht bis auf einen Lendenschurz nackt, nur die Reichen legen, sobald sie in die Stadt kommen, ein Hemd an oder winden sich ein weites Tuch um die Hüften. Ihre Waffen sind durchweg Pfeil und Bogen, nur die Reichen haben noch ein gerades Schwert.

An eigenen Erzeugnissen zeichnen sich die Bautschi durch Kattunstoffe und reiche Stickereien aus. Der Markt ist mit Vegetabilien immer reich versehen, Kartoffeln, Yamswurzeln, Getreide aller Art, darunter viel Reis. Kleine Brötchen aus Weizen oder Negerhirse, Butter vom Butterbaum, Milch, Ochsenfleisch, getrocknete Fische vom Niger sind alle Tage zu haben. Es gibt sogar Garküchen, wo Yams, Fleisch, Kartoffeln gekocht und sogleich verspeist werden. Auf dem Viehmarkt findet man minderwertige Pferde, aber gutes Rindvieh, Schafe und Ziegen. In hohem Ansehen steht die Hühnerzucht, denn mit Hühnern bezahlt der Bautschi seine Frau, da er den Eltern der Braut auf dem Lande ein Dutzend,

in der Stadt eine größere Anzahl von Hühnern zum Geschenk machen muß. Eine Trennung der Ehe findet nur bei den mohammedanischen, nicht bei den heidnischen Einwohnern statt.

Kado- und Afoneger.

Südlich von Bautschi, im Goragebirge, wohnen die Kadoneger, nach Barth schwarze, aber nichts weniger als häßliche Leute. Die Männer tragen ein mit Muscheln oder Fransen verziertes Schurzfellchen, die Frauen vorn und hinten einen Blätterschurz. Die jungen Burschen flechten ihr Haar in feine Zöpfchen und verzieren es mit Glasperlen, von denen sie auch Schnüre um den Hals hängen.

Alle Kadoneger sind Heiden. Ihr Betragen gegen Barth war sehr anständig und höflich. Die Hütten sind mehr hausartig eingerichtet, indem zwei durch ein Mittelschiff verbunden und so mehrere Räume gewonnen werden; auch machen sie kleine runde Löcher in die Wände, um Luft und Licht einzulassen.

Die Afoneger wohnen südwestlich von Bautschi, stark vermischt mit Fulbe und Haussa. Sie sind dunkelbraun und nicht häßlich, kleiden sich wie die Kado und scheren das Haar so, daß allerhand Figuren auf dem Kopfe stehen bleiben. Der Fetischdienst ist hier sehr ausgedehnt, selbst die verstorbenen siegreichen Krieger werden als Fetische verehrt. Geben doch die Fetische gute Jahre, lassen es regnen, verleihen Sieg über die Feinde; wenn man sie aber nicht mit größter Achtung behandelt und ihnen nicht opfert, so können sie allerlei Unheil, Krieg und Hungersnot verhängen.

Die Kanuri und Makari.

Daß in Bornu nicht die Fulbe, sondern die Kanuri die herrschende Klasse sind, haben wir schon kennen gelernt, ebenso, daß diese aus Kanem hierher eingewandert sind. Wir haben ferner gesehen, daß die Anstrengungen der Fulbe, auch hier Herren des Landes zu werden, scheiterten.

Dem Sultan von Bornu steht eine Ratsversammlung zur Seite, welche aus den Gliedern seiner Familie, aus den Vertretern der verschiedenen Bevölkerungselemente und aus den Kriegshauptleuten besteht. Außerdem ist er von einer großen Schar Beamter umgeben. Die Hauptstadt Kuka, welche um 50 000 Einwohner zählen mag, erreicht als Handelsstadt nicht die Bedeutung von Kano, ihr Hauptartikel ist aber immer die schwarze Menschenware. Die Zufuhr von Sklaven wird teils durch Razzias in die benachbarten Heidenländer, teils durch professionsmäßige Sklavenhändler aus den Fulbeländern und aus Bagirmi erreicht. Als Münze gilt hier nicht mehr die Kaurimuschel, sondern der österreichische Maria-Theresiataler mit der Prägung von 1780.

Die Kanuri sind stark gebaut, hoch gewachsen, aber von häßlichem Gesicht, grauschwarz oder rötlichschwarz, mit hoch aufsteigender Stirn, breiten Zügen, dicker, flacher Nase und großem Mund. Von Charakter sind sie gutmütig, fast furchtsam, aber außerordentlich rührig und unternehmend. Ihre Wohnungen bestehen entweder aus Strohhütten, die mit Umzäunungen eingehegt sind, oder



Der Sultan von Bornu.

aus viereckigen Erdhäusern. Überall fühlt man das Streben nach Behaglichkeit. Die Höfe gewinnen ein freundliches Ansehen durch Bäume, die von heiterem Vogelleben ertönen.

Die Frauen zeigen sich auf den Straßen und Plätzen in reichlichem Putz. Ihr Oberkörper ist außer einem Schal mit einem kurzen Hemdchen verhüllt, das in den buntesten und gefälligsten Mustern mit Seide gestickt ist. Die Männer kleiden sich nach arabischer Weise in ein weites Beinkleid, scheren den einen Teil des Haupthaares und flechten den andern in viele zierliche Zöpfe; sie tragen Lederschuhe und eine ganze Anzahl von Oberkleidern. Aus Eitelkeit sind sie kriegerischen Aufzügen sehr ergeben, der Sultan voran, der öffentlich stets mit großem Pomp erscheint; in diesen Aufzügen spielen jedoch die schlaffen Kanuri keine Rolle, sondern lediglich die Sklaven, aus denen nahezu die ganze Heeresmacht besteht. Einen sehr eigentümlichen Anblick gewähren dann die Reiter, die ebenso wie die Reitpferde in schützende Wattenpanzer gehüllt sind.

Die Kanuri sind tüchtige Ackerbauer. Sie pflanzen Durra, Baumwolle, Erdnüsse, Negerhirse. Die Männer verfertigen Stricke, Zäume, Packsättel, Ackerbaugeräte, schnitzen Schüsseln, Trinkschalen und formen Tongefäße. Den Frauen liegt ob die Mehlbereitung, das Kochen, das Melken der Kühe, die Butterfabrikation und die Anfertigung der Kleider.

Wohl zu unterscheiden von den Kanuri sind die Makari, die Bewohner der gleichnamigen Provinz von Bornu und des kleinen, im Süden gelegenen Vasallenstaates Logone. Die Makari sind von dunklerer Hautfarbe als die Kanuri und noch kräftiger im Körperbau. Ihre Häuser sind teils Lehmhütten mit kuppelförmigen Dächern, teils große, fortähnliche Bauwerke mit dicken Zinnenmauern, zuweilen auch mit Ecktürmen, sowie mit Türen, die oben viel breiter als unten sind. Vor den Häusern befindet sich gewöhnlich ein sorgfältig geglätteter Platz, welcher zum Beten der mohammedanischen Besitzer, sowie zum Empfang von Besuchern dient.

Die Männer kleiden sich in zusammengenähte indigoblaue Baumwollenstreifen, scheren den Kopf und gehen meistens barhaupt; nur die Gelehrten, Greise und Pilger tragen ein kleines baumwollenes Käppchen. Ihre Waffen sind Wurfspieße, Lanzen, Dolche; zum Schutze werden auch hier Wattenpanzer getragen. Die Tücher, in welche die Frauen sich kleiden, sind von demselben indogoblauen Stoffe. Die Beschäftigung der Makari besteht in Ackerbau, Fischfang und allerlei Gewerben; ihre Hauptindustrie dreht sich um Strohflechtarbeiten, worin sie einen hohen Grad von Vollendung erreicht haben. Auch in Maurerarbeiten sind sie sehr geschickt, wovon die fortähnlichen Bauwerke zeugen.

Obwohl die Makari sehr ernster Natur sind, bemerkte doch Nachtigal, daß abends auf allen Straßen Musik gemacht und getanzt wurde.

Die Völker der französischen Interessensphäre.

Die Fulbe sowohl wie auch vor ihnen die Haussa sind von Westen her nur bis an den Schari vorgedrungen. Jenseits dieses Stromes, der zugleich die Grenze zwischen der östlich davon gelegenen französischen Interessensphäre und

den westlichen deutschen und englischen Schutzgebieten markiert, gibt es keine Fulbestaaten und auch keine Haussastaaten mehr, obwohl in dem französischen Machtgebiet von Kanem, Bagirmi und Wadai noch viele Fulbe wohnen und auch viele Haussa ihrem Handel nachgehen.

Die Kanembu.

Über die Bewohner von Kanem, von deren früherer Bedeutung und Machtentfaltung schon gelegentlich der Betrachtung ihres Landes die Rede war, soll an dieser Stelle nur noch einiges Nähere hinzugefügt werden.

Die Kanembu sind nach Nachtigal hochgewachsen, voll, muskulös, mit vorwiegend ausgebildeten unteren Extremitäten. Sie sind von edlerer Gestaltung und regelmäßiger ausgebildeten Zügen als die Kanuri in Bornu; namentlich sollen die Frauen viel hübscher sein als die Bornufrauen. Die Mädchen rasieren das Haar an den Schläfen und am Hinterkopf, am Scheitel flechten sie es in zierliche Zöpfe. Die Männer tragen gewöhnlich nur ein ledernes Schurzfell. Die Kanembu sind Ackerbauer und Viehzüchter. Obwohl sie von den räuberischen Arabern der Wüste sehr bedrängt werden, findet doch vom Tschadsee her ein allerdings nur bescheidener Handel statt. Es leben aber auch viele Mitglieder der Wüstenstämme, der Tibbu und Tuareg, in Kanem.

Die Bagirmi.

Die ersten historischen Aufzeichnungen über die Bagirmi stammen aus dem 15. Jahrhundert, als von Osten kommende Einwanderer die hier wohnenden Bulala verdrängten, sich des Reiches am Ostufer des Schari bemächtigten und die Hauptstadt Massenja gründeten. Der Islam wurde um 1600 allgemein eingeführt.

Die Lage des Reiches war stets sehr ungünstig. Zwischen zwei mächtigen Reichen, Bornu und Wadai, eingeengt, war es nicht nur durch unaufhörliche Kriege in Anspruch genommen, sondern häufig auch gezwungen, beiden Nachbarn Tribut zu zahlen. Erst noch 1870 wurde es wieder von dem Sultan Ali von Wadai bekriegt, die Hauptstadt Massenja erobert und zerstört, und Tausende von Bagirmileuten wurden von Ali in sein Land abgeführt, in der ausgesprochenen Absicht, sein Volk im Ackerbau, im Bau von Wohnungen, in Handwerken zu fördern. Denn die Bagirmi sind sehr tüchtige Ackerbauer, zeichnen sich auch in Weberei, Töpferei, in Lederarbeiten und in der Färbekunst sehr vorteilhaft aus.

Der Sultan, der den Titel Mbanga führt, schaltet mit absoluter Macht. Er lebt in großer Abgeschlossenheit, wenn er sich aber einmal öffentlich zeigt, so ist er so verhüllt, daß man, wie Nachtigal sagt, kaum die Nasenspitze sieht. Unter den zahlreichen Würdenträgern des Reiches steht die Mutter des Sultans obenan. Das ganze Reich ist mit allen Städten und Dörfern unter die Söhne, Brüder, Verwandten des Sultans und unter die Würdenträger verteilt, welche natürlich die willkürlichsten Erpressungen ausüben.

Die Bevölkerung des Landes setzt sich ziemlich bunt aus Bagirmi, Arabern, Bornuleuten, Bulala und auch Fulbe zusammen. Die Bagirmi, welche etwa drei Viertel des Volkes ausmachen, zeichnen sich im ganzen durch körperliche Vorzüge,

schönen Wuchs und gefällige Züge, besonders die Frauen durch wirkliche Schönheit aus; sie sind infolge der ewigen Kriege roh, rücksichtslos, grausam, dabei leichtsinnig und in hohem Grade sorglos, da sie gegen den häufigen Wechsel größerer Machthaber ziemlich gleichgültig geworden sind. Im Kampfe sind sie tapfer und würden eine größere Bedeutung erlangt haben, wenn die mächtigen Nachbarn nicht eine so große Übermacht ins Feld zu führen vermöchten. Die eigenartigen Wattenpanzer, in die sich Roß und Reiter hüllen, sind auch hier für das Hauptkorps des Heeres gebräuchlich.



Reiter von Bagirmi in Wattenpanzern.

Im Osten und Süden des Landes wohnen eine große Anzahl kleiner

Heidenstämme,

die von Bagirmi abhängig sind und dahin Tribut zu zahlen haben. Wir nennen die Sokoro, Sarua, Busso, Somrai, Ndamm, Njiellem, Sara, Tummok. Die Sokoro liefern an jährlichen Abgaben Pferde und Baumwollenstreifen; Busso und Sarua Sklaven, wozu sich Sara, Ndamm, Njiellem, Tummok nur bereit finden, wenn die Panzerreiter erscheinen. Somrai soll ge-

wohnheitsgemäß, wenn an seine Pflicht erinnert wird, eins seiner Dörfer zur Plünderung überweisen.

Alle diese Stämme sind mittelgroß, kräftig gebaut, von dunkler Hautfarbe. Die mächtigeren Häuptlinge sollen unbeschränkte Macht über Leben und Besitz ihrer Untertanen haben. Vielweiberei ist bei allen diesen Stämmen vorhanden und ist einfach eine Vermögensfrage. Tättowierung, eigentlich nur drei Einschnitte von den Schläfen bis zur Wange, scheint bei allen Regel zu sein.

Alle diese Stämme glauben an ein höchstes Wesen, welches durch den Donner spricht und dessen Sitz sich in den Wolken befindet. Diesem Wesen opfern sie an einem heiligen Pfahl Kriegs- und Jagdbeute, Honigbier, Hühner und Ziegen. Dieser Pfahl steht neben der Wohnung in einer besonderen kleinen Hütte, zu der weder Frauen noch Kinder Zutritt haben. Bedarf man des Beistandes, so schlachtet man Hühner an dem Pfahl, bestreicht diesen mit dem Blut des geschlachteten Tieres und opfert nun Speise und Honigbier, zu welchem Opferfeste Freunde und Nachbarn eingeladen werden. Weise Männer, Priester und Zauberer gibt es in Menge; sie wissen Rat bei Kriegsnot, Krankheit und Regenmangel, können bei Todesfällen vornehmer Leute auch den Schuldigen entdecken, der den Tod verursacht hat.

Dem verstorbenen Häuptling macht man ein sauberes Lager von Matten, breitet über diese seine Toben, die er bei Lebzeiten noch nicht getragen hat und legt zu Häupten und Füßen allerlei Opfer nieder, auch Kaurimuscheln als Zehrpfennig. Bei den Somrai und Njillem herrscht die Sitte, mit dem toten Häuptling einen jungen Sklaven und eine junge Sklavin lebendig zu begraben, damit sie ihrem Herrn die Fliegen scheuchen und ihm Speise und Trank reichen.

Die Maba in Wadai.

Das Sultanat Wadai ist durch seinen islamitischen Fanatismus berüchtigt. Dieser wußte bis in die Neuzeit hinein europäische Forscher von dem Lande fern zu halten, und der erste Europäer, welcher es 1856 betrat, Eduard Vogel, wurde in der Hauptstadt Wara ermordet, ebenso wie sein Nachfolger Moritz von Beurmann 1863 schon auf der Grenze erschlagen wurde.

Als Stifter des Reiches wird der Abbasside Abdul Kerim genannt, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts lebte und zugleich auch den Islam einführte. Dem Sultan steht eine beratende Körperschaft zur Seite, auch wird die Sultansmutter bisweilen um ihre beratende Stimme befragt. Wara, die alte Hauptstadt, war nur eine ungeheure Anhäufung von kegelförmigen Hütten, in regelloser Unordnung und ohne Gassen. Der königliche Hof, eigentlich nur eine Hüttenstadt, nahm die Ostseite ein, war mit Mauern umgeben und hatte nur einen einzigen, mit Toren verschließbaren Eingang, welcher jeden Abend von einer tausend Mann starken Leibwache bewacht wurde.

Die Bevölkerung besteht im Norden im wesentlichen aus dem Wüstenvolk der Tibbu, in der Mitte und im Süden aus Negern, zwischen welche Araber eingedrungen sind. Herren des Landes sind die Maba, welche alle edlen Stämme des Landes umfassen und von deren Frauen allein der Sultan abstammen muß. Steuern und Abgaben sind der Ergiebigkeit der Landschaften und dem Reichtum

der Stämme angemessen. Sie bestehen in Körnerfrüchten und Vieh, namentlich in Kamelen. Die Neger liefern kein Vieh; die Araber aber sind gehalten, alle vier Jahre von jedem vierten Mann eine Kuh zu stellen.

Die Bevölkerung fühlt, nach Barth, nur ein geringes Bedürfnis nach Bekleidung. Ein schwarzes oder blaues Hemd ist ein großer Luxusartikel. Die Industrie ist nur dürftig entwickelt. Die Wohnungen sind sehr schlecht gebaut, und



Nachtigal beim Sultan von Wadai.

die besseren Gewerbe werden von Bagirmi- und Bornuleuten betrieben. Der Handel liegt in den Händen der Dschelloba, Kaufleute von Geburt, welche vor langer Zeit aus dem Nilgebiet eingewandert sind und ihren Handel unter der Aufsicht des Sultans ausüben. Handelsartikel sind: Salz, Kupfer, europäische Waren, wie Tuche, Glasperlen, Papier, Nähnadeln; von einheimischen Waren werden Elfenbein, Vieh, Tabak und Sklaven gehandelt.

Inwieweit die südöstlich gelegenen Landschaften Dar (Land) Runga und Dar Banda von Wadai abhängig sind, ist nicht genau bekannt. Die Be-

wohner von Runga sind große und starke Menschen von dunkler Hautfarbe, kriegerisch, mutige Rhinozeros- und Elefantenjäger. Sie sind Mohammedaner. Die Viehzucht hat wegen der bösartigen Fliegen- und Mückenplage niemals recht zur Blüte kommen können. — Die Bewohner von Dar Banda sind Heiden und sollen noch dem Kanibalismus huldigen. Auch sie sind kräftige, starke Leute, deshalb als Sklaven sehr gesucht, und ihr Land ist häufig das Ziel der Sklavenjäger, die hier ihre begehrteste Ware herholen.

Völker des Ostsudan.

Im ägyptischen Sudan.

Obwohl die ganz im Südosten weit nach dem Gebiet der großen Seen sich hinerstreckende ägyptische Äquatorialprovinz auch noch zum Sudan gerechnet wird, so befolgen wir doch auch hier die schon oben angewendete Einteilung, daß wir zum ägyptischen Sudan nur die Reiche Darfur, Kordofan und Sennar zählen und die Äquatorialprovinz nun auch in Bezug auf ihre Bevölkerung gesondert betrachten. Diese Einteilung ermöglicht außerdem eine größere Übersichtlichkeit der außerordentlich zahlreichen Völkerschaften, die wir in der Äquatorialprovinz antreffen, von denen aber hier nur wieder natürlich die hervorragendsten behandelt werden können.

Es ist schon gelegentlich der Betrachtung des Landgebietes dieser Landschaften ausführlich erzählt worden, wie Sennar 1820, Kordofan 1821 und Darfur 1874 in die Hände der Ägypter fielen, ägyptische Provinzen wurden und das ganze Gebiet mit Recht der ägyptische Sudan genannt werden konnte. In dem gewaltigen Aufstande des Mahdi gingen sie zwar sämtlich wieder verloren, aber nach dem Tode dieses fanatischen Propheten wurden sie zurückerobert, hauptsächlich mit Hilfe der Engländer und stehen nun unter englisch-ägyptischer Herrschaft. — —

Das Reich **Darfur** wurde um das Jahr 1300 gegründet, als den Gründer nennt man Delil oder Dali. Hundert Jahre später drang der Islam ein, und die kräftigen Herrscher dehnten das Reich auch noch über Kordofan aus. Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts ging letzteres aber an Ägypten verloren, und 1874 geriet Darfur selbst in die Hände der Ägypter. Sein letzter selbständiger Herrscher fiel in der Entscheidungsschlacht bei Menawaschi. Das ganze Land wurde annektiert, und der Aufstand des Mahdi, welcher in Darfur natürlich eine sehr wichtige Stütze fand, ist nur als eine Unterbrechung der ägyptischen Herrschaft zu betrachten.

Die Bevölkerung Darfurs besteht aus den eingeborenen Fur oder Fori (daher der Name Darfur, denn Dar bedeutet nur Land), daneben wohnen im Lande viele Fulbe und auch einige hunderttausend Araber, welche sich hier merkwürdigerweise sehr rein erhalten haben. Sie sind Leute von sehr heller Hautfarbe und regelmäßigen Zügen. Sie betreiben Rinder- und Kamelzucht in großartigem Maßstabe; bei den Homr-Arabern schätzte Oberst Mason-Bei die ihm sichtbaren

Tiere auf 30 000 Stück. Auch sind sie sehr große Jagdliebhaber; in kleinen Trupps mit etwa zehn Kamelen ziehen sie nach Norden, um Strauße zu jagen, und bringen dann gewöhnlich fünf bis sechs Tage in der Wüste zu. Die Jäger sitzen zu Pferde und sind mit einer langen Lanze bewaffnet, mit welcher sie Strauße, Gazellen und Antilopen niederstoßen. Sie entwickeln dabei eine außerordentliche Gewandtheit. Daß ihnen auch im allgemeinen ein kriegerischer Charakter nachgesagt wird, ist nach dieser so häufigen Beschäftigung erklärlich. Untereinander sind sie aber auch sehr streitsüchtig, und oft brechen sehr ernste Streitigkeiten zwischen einzelnen Stämmen aus und dauern fast unaufhörlich fort.

Die Eingeborenen sind

Die Fur oder Fori.

Sie werden auch Gondscharen genannt und sind Neger von schwarzbrauner, sehr dunkler Hautfarbe, mit langem, straffem Haar, ovalem Gesicht, dünnen Lippen und intelligentem Gesichtsausdruck. Sie wohnen in den inneren gebirgigen Teilen des Landes, besonders im Marragebirge. Die Männer kleiden sich in einen Mantel von Musselin oder Kaliko und tragen eine rote türkische Mütze; die Weiber schmücken sich mit einem Nasenring, silbernen Ohrgehängen, Arm- und Beinringen. Ihre Behausungen, Tokul, sind konisch geformte Hütten; je fünf bis sechs derselben, in einen Kreis vereinigt, bilden eine Wohnung.



Neger von Darfur.

Die Fur sind sehr reinlich und fleißig. Außer Rinder- und Schafzucht betreiben sie Ackerbau. An allen Abhängen des Gebirges sieht man kleine Terrassen, auf denen Beete angelegt sind. Sie bauen Weizen, Durra, Sesam, Kürbisse und Melonen. Wenn man sich ihren Dörfern nähert, so findet man die Leute versammelt, mit Spinnen oder Weben von Baumwolle oder mit Flechten von Matten beschäftigt.

Die Fur sind sehr fromme, sogar fanatische Mohammedaner. In jedem Dorfe befinden sich mehrere Fakirs, wie die mohammedanischen Bettelmönche oder Derwische genannt werden, welche für die Bevölkerung das Lesen und Schreiben be-

sorgen und den Kindern einen dürftigen Unterricht erteilen. Diejenigen, welche viel auf Reisen sind, haben häufig auf jeder Station eine Frau. Die Hochzeit ist nicht mit großen Zeremonien verbunden; der Bräutigam zahlt nur zwölf Kühe, welche zwischen der Auserkorenen und deren Mutter geteilt werden. — —

Betreten wir **Kordofan**, so begegnen wir einem bunten Völkergemisch von Araber- und Negerstämmen, aus deren Kreuzungen natürlich auch eine nicht geringe Zahl von Mischlingen hervorgegangen ist. Dazu kommt, daß Kordofan stets ein Durchgangsland vieler wandernder Stämme gewesen ist, wodurch die Vermischung noch größer wurde.

Als die Hauptstämme der arabischen Stämme müssen in erster Linie

Die Baggara

betrachtet werden. Sie waren es besonders, die früher viele Razzias zur Erbeutung von schwarzen Sklaven in die Berge der Nuba, in die Gebiete der Schilluk, Dinka, selbst nach Darfur hinein machten. Die alten Leute wurden gewöhnlich umgebracht, die jüngeren auf den Markt getrieben. Die Sklaven wurden mittelst einer Holzgabel um den Hals zusammengekoppelt und über Land getrieben; die vor Müdigkeit oder Hunger nicht mehr weiter zu kommen vermochten, wurden einfach getötet.

Der Sklavenhandel war diesen Araberstämmen förmlich zur zweiten Natur geworden, und der Ostsudan bildete die ergiebigste Quelle für die schwarze Menschenware. Das ist er nun freilich heute nicht mehr, wenigstens nicht in dem Grade wie früher, denn heute beschränkt sich das Absatzgebiet lediglich auf die türkische Wirtschaft im Orient und auf die mohammedanischen Länder in Afrika selbst. Und dahin gibt es gar viele Wege, die sich auch der strengsten Aufsicht entziehen, und es ist sehr die Frage, ob der Sklavenhandel jemals ganz aufhören wird.

Auch die Baggara haben sich daher zum Teil schon andern Handelszweigen zugewandt, denn geborene Handelsleute sind sie meist alle. Viele wohnen schon in dem gebirgigen Teil des Südens, wohin sonst so manche Razzia veranstaltet wurde, denn hier sitzen die im ganzen Ostsudan weit verbreiteten Nuba, eine den Negern nahe stehende Menschenrasse, die in Darfur, Kordofan, Sennar und auch noch im mittleren Niltal gefunden wird und die wir später noch näher kennen lernen werden. Aber auch die hier seßhaft gewordenen Baggara sind selten daheim, auch sie sind den größten Teil des Jahres unterwegs. Was für das Heimwesen gehört, natürlich auch die mühsame Bewässerung des Erdreichs, das haben die Sklaven zu besorgen.

Während der Zeit, welche ihnen der Handel übrig läßt, sind die Baggara äußerst leidenschaftliche Jäger, und selbst die Jagd wird nur unternommen, um dem Handel zu dienen: sie bringt Elfenbein und Straußenfedern. Ersteres im Lande selbst zu erjagen, ist allerdings auch schon nahezu unmöglich geworden, denn der Elefant ist aus Kordofan fast gänzlich verschwunden; die gerade hier einst so übereifrig betriebene Jagd nach dem Elfenbein hat das ehemals häufige Riesenwild nahezu ausgerottet.

Dafür ist nun die Straußenjagd in den Vordergrund getreten. Wie lange

noch? Denn so eifrig sind die Jäger nun auch bei dieser Tätigkeit, daß auf dem Markt die allein aus Kordofan gekommenen Straußenfedern in manchen Jahren schon den Wert von einer Million Mark weit überstiegen haben.

Diese Lebensweise macht es erklärlich, daß die Baggara unter Umständen auch eine kriegerische Tüchtigkeit entfalten. So traten viele als Söldner in den Dienst der ägyptischen Regierung, dienten auch den Karawanen als militärische Eskorte.

Sennar, das Landgebiet, welches sich zu beiden Seiten des Blauen Nil ausdehnt und mit seinem Hauptbestandteil den ganzen riesigen Winkel ausfüllt, den der Blaue und der Weiße Nil bei ihrer allmählichen Annäherung aneinander bilden, bis sie dann endlich bei Chartum zusammenfließen, ostwärts aber noch über den Blauen Nil hinweg bis in das abessinische Alpenland hineinreicht, wird von den Eingeborenen El Dscherifeh genannt, was „die Insel“ bedeutet.



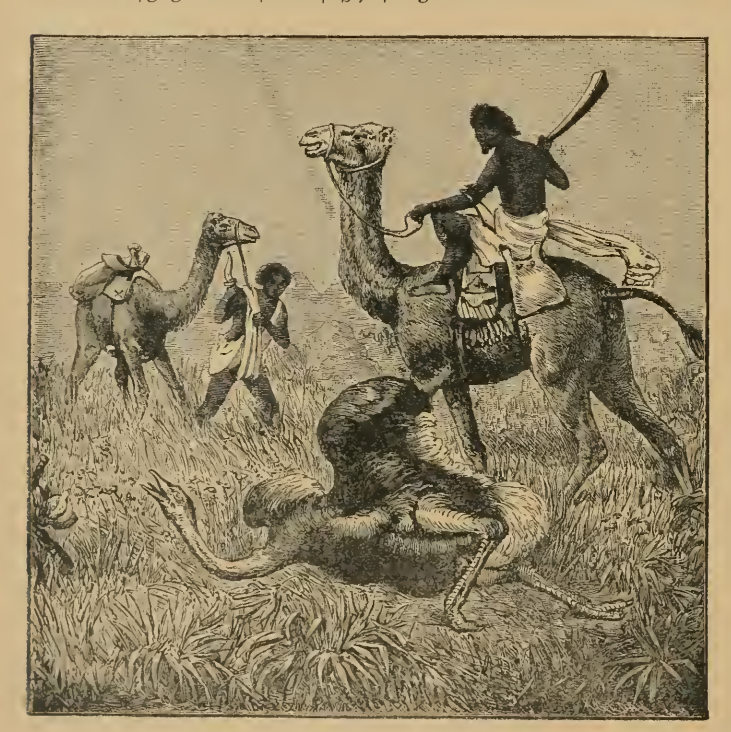
Haus in Sennar.

Als eine Insel wurde nämlich Sennar schon im Altertum angesehen, denn schon die alten Ägypter kannten das Land ganz genau. Ramses II. der Große drang um 1300 vor Chr. Geb. bis zur Mündung des Sobat vor und führte unzählige Sklaven heim, deren Abbildungen an den Gräbern Thebens mit den in Sennar lebenden Negern die größte Ähnlichkeit zeigen. Später gingen den Pharaonen diese Besitzungen wieder verloren, und es gelangte daselbst der heidnische Priesterstaat von Meroe zu ansehnlicher Machtentfaltung. Im 3. Jahrhundert vor Chr. eroberten die Ptolemäer vom Roten Meere aus das Binnenland, und im 9. oder 10. Jahrhundert nach Chr. Geb. wurde ebendaselbst ein jakobitisch-christliches Königreich Aloah gegründet. Dieser Staat scheint dann unter dem Andrängen mohammedanischer Nachbarn untergegangen zu sein.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts drangen aus den Bergen des Südens dunkelfarbige Heiden nach Norden vor, die Fundj (Funsch); sie schlugen die Nachkommen der Aloahner, begannen den Bau der Stadt Sennar und gründeten das

gleichnamige Königreich, das aber später die Oberherrschaft Abessiniens anerkennen mußte. Das Reich Fundj bestand bis zur Zeit, als die Truppen des Vizekönigs Mehemed Ali von Ägypten demselben 1820 ein Ende machten.

Die Bevölkerung des Dar Sennar gehört nach K. Ganzenmüller zwei Haupttypen an: einem dunkelfarbigen und einem hellerfarbenen. Zu dem letzteren zählen die soeben geschilderten Baggara, deren eine nicht geringe Zahl aus Kordofan hierher übergesiedelt ist. Sie haben hier auch das unruhige Handelsleben aufgegeben, sind seßhaft geworden und erwerben ihren Unterhalt durch Ackerbau und Vermietung von Pferden und Lastochsen. Es gehören ferner zu den hellerfarbigen Bewohnern die Bedjavölker, die aus Nubien eingewandert sind, wo wir ihnen später wieder begegnen werden, sowie die im nördlichen Teile wohnenden Barabra, ebenfalls aus Nubien gekommen, welche sich jetzt hier als vermögende Grundbesitzer, als Handelsleute, Schiffer, Handarbeiter und Jäger angesiedelt haben.



Straußenjagd in Sennar.

Alle diese Einwanderer haben das Land Sennar erst betreten, als dasselbe bereits von dem genannten, aus dem Berglande im Süden vorgedrungenen dunkelfarbigen, heidnischen Volksstamm der Fundj eingenommen war, der von dem Lande Besitz ergriffen hatte.

Die Fundj.

Die Mitglieder der Fundj (Funsch) zeigen schönen Körperbau, ins Schwarzbraune oder Schwarze übergehende Hautfarbe und regelmäßige, angenehme Gesichtszüge; die Lippen sind fleischig, aber nicht wulstig, das Haar ist gekräuselt, aber nicht wollig. Als Kleidung dienen Hemd und eine bis zum Knie reichende Hose, das Haupt bleibt unbedeckt. Männer und Frauen benutzen Sandalen, die oft sehr niedlich gestickt sind. Der Schmuck besteht in Amuletten, Glasperlen, goldenen und silbernen Ohr- und Fingerringen. Die Männer gehen stets be-

waffnet mit einem Schwert, Dolch, zackigen Wurfeisen, Keulen, einer Lanze und einem runden oder länglichen Schild.

Die Fundj wohnen in kreisförmigen Hütten, in deren Innern eine schrankartige, aus Stangen und Matten zusammengefügte Vorrichtung zur Aufnahme von Hausgeräten sich befindet. Letztere bestehen aus einigen Tonkrügen, Lederschläuchen, Kürbisschalen, geflochtenen Eßschüsseln, Backpfannen, einer Handmühle und einigen bunt verzierten Matten, sind also wenig umfangreich.



Ein Gehöft der Dinka.

Das Volk wird als großmütig und intelligent, wenn auch als ziemlich wild geschildert; gegen Fremde zeigen sie sich gastfreundlich und zuvorkommend; im Temperament sind sie heiter, singen und tanzen gern. Sie sind in erster Reihe Ackerbauer und Viehzüchter; sie züchten Esel, Kamele, Zebus, Schafe, Ziegen, große Windhunde und Hühner. Sie sind aber auch leidenschaftliche Jäger, die auf Kamelen den Strauß verfolgen und ihn mit der Wurfkeule erlegen. Durch ihre Metallarbeiten haben sie einen großen Ruf erlangt; besonders verfertigen sie reizende Filigranarbeiten aus Gold und Silber, schmieden vortreffliche Waffen, spinnen und weben Baumwolle, gerben und färben Leder. Auf ihren Märkten herrscht Tauschhandel.

Die Fundj sind teils Heiden, teils Mohammedaner, die aber keinen religiösen Fanatismus kennen. Im Lesen und Schreiben erhalten die Kinder der Reichen notdürftigen Unterricht.

Zu den Fundj werden auch gezählt

Die Dinka,

welche auch Denka und Djange genannt werden. Sie wohnen, in viele kleine Stämme zerspalten, teilweise noch in Sennar, ziehen sich dann aber am Weißen Nil hinauf und ostwärts bis über den Sobat hin. Sie sind gut gewachsen, ebenholzschwarz, außerordentlich mager; Schweinfurth nennt sie die höchstgewachsenen Neger. Die Lippen sind fleischig, stark wulstig, der Gesichtsausdruck ist stumpf. Diese echten Nigritier gehen mit Ausnahme der verheirateten Weiber völlig nackt. Ihre Waffen sind lange Lanzen und Holzkeulen; einige Stämme tragen auch schildartige, zum Parieren der Keulenschläge dienende Fausthölzer.

Schmuck ist bei den Dinka außerordentlich beliebt und zwar eiserner Schmuck. Der genannte Reisende sagt: „Sie leben so recht im eisernen Zeitalter, das heißt in einer Zeit, in welcher das Eisen noch einen hohen Wert hat; das Kupfer wird dem entsprechend nicht so hoch geschätzt. Die Frauen der Reichen sind oft in dem Maße mit Eisen beladen, daß ich, ohne zu übertreiben, behaupten kann, deren etliche gesehen zu haben, welche nahezu einen halben Zentner davon an Ringen und Zierrat mit sich herumtrugen. Die schweren Ringe, mit welchen sich die Weiber an Hand- und Fußgelenken übereinander gehäuft belasten, verursachen beim Gehen ein Geräusch, welches beständig an das Klirren von Sklavenketten erinnert." Eine sehr sonderbare Gewohnheit, deren Ursache der Forscher jedoch nicht zu entdecken vermochte, ist bei den Dinka und andern verwandten Negerstämmen das Ausbrechen der unteren Schneidezähne, wodurch das an sich schon häßliche Gesicht noch mehr verunstaltet wird.

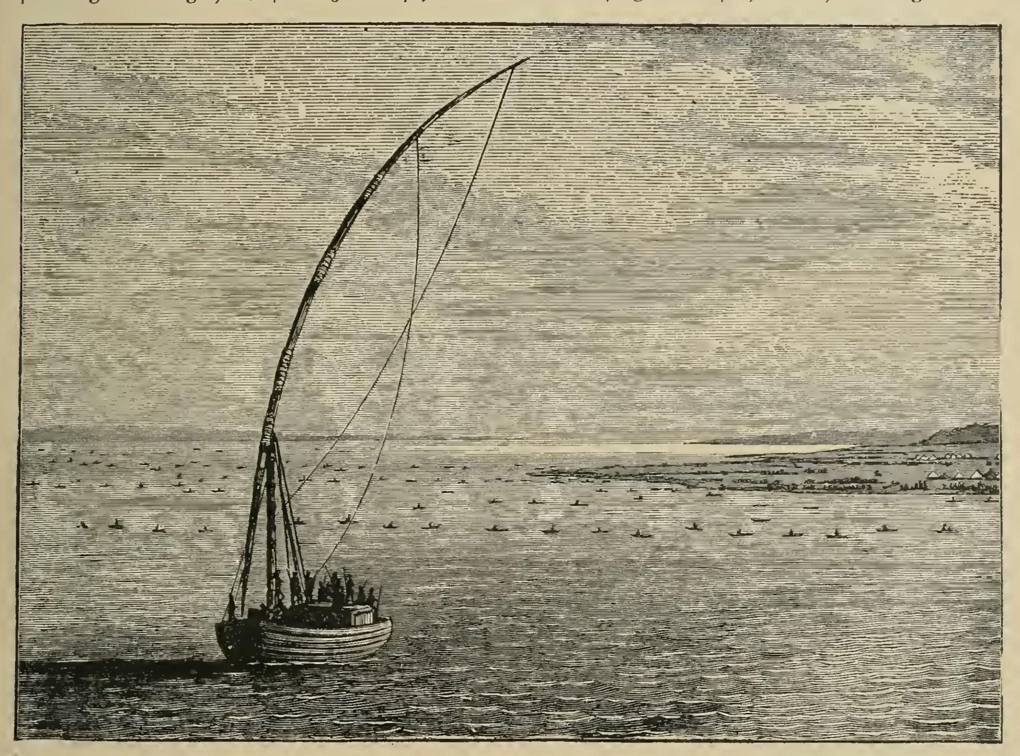
Die Dinka haben eine Art republikanischer Staatsverfassung. Die Dörfer bilden unabhängige Gemeinden, welche nur bei gemeinsamen Kriegszügen einem gemeinschaftlichen Oberhaupte sich unterwerfen. Sie leben in Vielweiberei und erkaufen ihre Frauen für Rinder. Sie wohnen in sorgfältig aus Lehm und Gras erbauten Hütten, die mit oben spitz zulaufendem Grasdach bedeckt sind.

In der Äquatorialprovinz.

Die ägyptische Äquatorialprovinz ist, wie wir schon kennen gelernt haben, ein weit ausgedehntes Länderdreieck mit ungewissen Grenzen, dessen südliche Spitze fast bis zum Albert Edward-Njansa reicht. Das weite Land wird von zahlreichen Völkern bewohnt, die sich insgesamt im Zustande des Heidentums und großenteils in noch völliger Unkultur befinden. Nähere Nachrichten über diese Völker verdanken wir vornehmlich dem vorgenannten Afrikareisenden Georg Schweinfurth.

Die Schilluk

bewohnen das linke Ufer des Weißen Nil unter dem 10. Grad nördl. Br. Ihre Farbe ist dunkel ebenholzschwarz, doch fehlen ihnen zu dem echten Negertypus die wulstigen Lippen; auch ist ihr Haar zwar kraus, aber nicht wollig. Der Ausdruck der Augen verrät einen tückischen Charakter. Die Männer, welche vollständig nackt gehen, sind zwar schlank, aber kräftig und führen ihre langen, mit



Flucht vor den Schilluk.

fußlangen eisernen Spitzen bewehrten Lanzen mit großem Geschick. Außerdem bestehen ihre Waffen in schweren hölzernen Keulen und einem am linken Ellbogen befestigten Messer. Die Weiber tragen um die Hüften eine gegerbte Haut oder den unter den Negerinnen Afrikas weit verbreiteten Fransengurt.

Als Schmuck werden Halsbänder, Armschienen und Spangen von Kupfer, um das Fußgelenk Ringe von Stricken, Gürtel von Glasperlen oder Muscheln getragen. Die runden Hütten der Schilluk sind sehr reinlich. Neben dem Ackerbau betreiben sie Vieh- und Hühnerzucht, Fischfang und Jagd. Gesang und Tanz sind bei ihnen sehr beliebt. Ihre Gesangsweise hat einen unaussprechlichen Charakter wilder Majestät, voll Glut und Ausdruck. Der Islam hat nur bei wenigen Boden gewonnen.

Die Schilluk sind eine sehr kriegerische Nation. Das hat Schweinfurth erfahren müssen. Er unternahm seine epochemachende große Reise in die Äqua-

torialprovinz in anderer Weise, als es viele seiner Vorgänger getan hatten. Es war keine Frage, daß viele gescheitert waren, weil sie sich an der Spitze zahlreicher gemieteter Leute selbständig in die unbekannten Gebiete wagten, deshalb den Wilden als Häuptlinge einer eigenen fremden Macht galten, angesichts des vielen mitgeschleppten Gepäcks deren unstillbare Habsucht reizten und dadurch ihren Untergang fanden.

Schweinfurth fand in Chartum in dem Gouverneur Djafer Pascha, einem ehemaligen Schiffskapitän, einen soweit gebildeten Mann, daß er dem Forscher volles Verständnis für dessen Plan entgegen zu bringen vermochte. Er wußte den reichsten Elfenbeinhändler, Ghattas mit Namen, zu zwingen, den Reisenden unter seinen Schutz zu nehmen und mit seinem ganzen Hab und Gut für dessen Sicherheit einzustehen. Diesen Vertrag mußten alle andern Chartumer Händler unterschreiben, und sie wußten alle nur zu gut, daß der Gouverneur andernfalls kein Federlesens mit ihnen machen würde. Schweinfurth hatte für seine persönliche Bedienung nur sechs Leute zu mieten, alles andere besorgte Ghattas mit seinen eigenen Leuten, die mit Waren aus dem Innern gekommen waren und nun dahin zurückkehrten.

Ferner nahm sich der Befehlshaber des südlichen Faschoda die ernste Empfehlung des Gouverneurs in Chartum zu Herzen und machte Schweinfurth mit dem Besitzer der zur Reise notwendigen Barken bekannt, die weiter oberhalb das Fahrzeug Ghattas erwarten sollten. „Dieser Umstand wurde bedeutungsvoll für meine ganze Reise," schreibt der berühmte Forscher, „da er mich mit Mohammed Abd-es-Sammat zusammenführte, jenem hochherzigen Nubier, der in der Tat mehr für mein Unternehmen getan hat, als alle Satrapen des Sudan vermochten. Er war in seiner Art ein kleiner Held, der mit dem Schwert in der Hand sich Länderstrecken erobert hatte, deren Umfang in Europa manchen kleinen Staat übertroffen hätten."

Als Ghattas Barke nilaufwärts fuhr, rotteten sich die Schilluk am Ufer zusammen, und bald sahen sich die Reisenden von zahllosen Kähnen verfolgt. Sie mußten sich zu schleunigster Flucht entschließen und entgingen nur mit Mühe der heftigen Verfolgung, bis zu den Punkten, wo die übrigen Barken mit Sammats Leuten sie erwarteten. Jetzt aber bildeten sie eine kleine Armee von 360 Bewaffneten und konnten allen Feindseligkeiten der Schilluk trotzen. Die Schwarzen überzeugten sich, daß nun jeder weitere Versuch nutzlos sein würde, und die Reise konnte unbelästigt weiter gehen, um so mehr, als man nun in die Region der unermeßlichen Sumpfniederungen gelangt war, wo das feste Uferland auf tausend und mehr Meter zurücktrat und man von feindlichen Negern überhaupt nichts mehr zu fürchten hatte. —

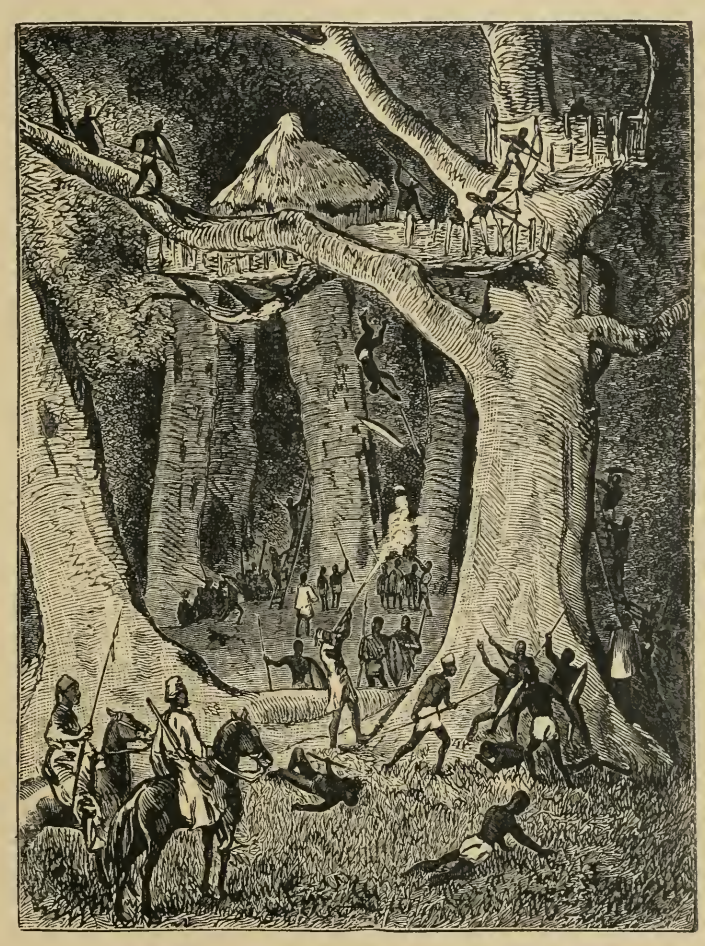
Auf der andern Seite des Nil, schon im Gebiet des Gazellenflusses, sitzen

Die Nuehr,

ein Volk von der Statur der Schilluk. Der großen Mehrzahl nach sind sie grundhäßlich, obwohl einige eine kaukasische Kopfbildung haben sollen, mit höherem Gesichtsausdruck und stolzen Zügen. Ihre Farbe ist schwarzbraun. Sie treiben

keinen Ackerbau, sondern züchten Vieh und haben, wie die Schilluk, denen sie auch in ihren Gebräuchen und Sitten gleichen, einen sehr kriegerischen Sinn.

Außer Lanzen und Keulen dienen ihnen auch kupferne Schlagringe mit hervorragenden Spitzen als Waffen. Es sind Wilde in des Wortes eigentlichster Bedeutung, und Baker versichert, daß es die leibhaftigsten Teufel seien, die er je sah. Zur Antwort auf Bakers Frage, wozu das sonderbare Spitzenarmband wohl nütze, zeigte der Häuptling ihm die Arme und den Rücken seines Weibes, die mit zackigen Narben bedeckt waren; der Kerl war ganz stolz darauf, daß er sein Weib wie eine wilde Bestie so zugerichtet hatte. Nur die verheirateten Weiber tragen einen Fransengürtel um die Hüften; sonst gehen alle Nuehr nackt.



Erstürmung eines Baumdorfes.

Sie leben in Vielweiberei, eine Frau kostet sechzig Ochsen. Wie es scheint, besteht ihr Kultus in der Anbetung eines großen Baumes, der weit vom Fluß im Innern steht und der mit Glasperlen behängt wird. Ihre Begräbnisse sind sehr einfach: man hängt den Toten ein Strickhalsband um, hüllt ihn in Stroh ein und wirft ihn in den Fluß, der sie schnell forttreibt.

Hier und da tritt das Sumpfland zurück, und die Ufer werden sichtbar mit weidenden Viehherden. Hier wohnen

Die Kietschneger.

Sie haben offenbar einen reichen Viehstand, schlachten aber trotzdem niemals ein gesundes Stück, sondern leben von Eidechsen, Schlangen, Ratten und anderem

Getier. Nachts kriechen sie dicht an ihre Lagerfeuer und liegen in dem beißenden Rauch von schwelendem Kuhdünger, um den Qualen durch die Wolken von Moskitos zu entgehen. Zur Regenzeit ist aber auch ihr Land ein einziger Sumpf, die riesigen Termitenhügel, die einzigen trockenen Stellen, sind dann die Sammelpunkte dieser elenden Menschen. Da kauern sie in Haufen aneinander, schauernd vor Kälte und Nässe, gegen die sie sich durch Einreiben mit heißer Asche zu schützen suchen. „Ich hätte nicht geglaubt," sagt Baker, „daß ein so erbärmlicher Fleck Erde existiere, wie dies Land einer ist," und er hat wahrlich recht.

Die Bongo

wohnen westlich von den Kietschnegern, Neger von nicht schwarzer, sondern erdig-rotbrauner Farbe. Sie sind vornehmlich Ackerbauer und geschickte Metallarbeiter, treiben aber auch Jagd und Fischfang. Auch ihre Töpferwaren und Flechtarbeiten aus Faserstoffen sind im ganzen Gebiet des Bahr el Ghasal geschätzt.

Ganz besonders entwickelt ist ihre Fertigkeit in Gewinnung der Bearbeitung des Eisens, obwohl sie von dem Handwerkszeug unserer Metallarbeiter keine Ahnung haben und sich der denkbar primitivsten Schmelzöfen bedienen. In dieser Kunst übertreffen sie jedoch alle Negerstämme. Die von ihnen aus Eisen gefertigten Waffen, Geräte und Schmucksachen werden von den Verwaltern der Seriben gern gekauft und für den Tauschhandel mit dem tieferen Innern des Landes verwendet. Auch das Kupfer wissen sie zu gewinnen und gut zu verarbeiten.

Die Bongo sind von mittlerer Größe mit gedrungenem Bau. Sie tragen nur ein Schurzfell, behängen sich aber mit allerhand Zieraten, Glasperlen, Tierzähnen und seltsam geformten Hölzchen. Sie leben in Vielweiberei. Das Weib wird für Eisenplatten und Lanzenspitzen gekauft; doch halten die Bongo selten mehr als drei Frauen.

Mit dem Worte „Loma" bezeichnen sie sowohl das Schicksal wie auch ein höchstes Wesen, von dem sie indessen nur unbestimmte Begriffe haben. Sehr gefürchtet werden böse Geister und Gespenster, deren Sitz in das nächtliche Dunkel des Waldes verlegt wird. Alte Leute, besonders alte Weiber, stehen im Verdacht, Unheil zu bringen, und Hexenprozesse, behauptet Schweinfurth, sind nirgends mehr in der Welt an der Tagesordnung als hier.

Höchst auffallend erschien dem Forscher ihre eigentümliche Vorliebe für Musik, der sogar schon kleine Kinder nachhängen, die, wo sie gehen und stehen, auf selbst gefertigten Flöten und aus hohlen Baumstücken hergestellten Trommeln sich vergnügen. „Weit gewaltigere Mittel aber, um den Tonsinn zu wecken, kommen bei den Festen der Bongo zur Geltung, deren Orchester in der Regel den Charakter einer ausgelassenen Katzenmusik annimmt. Kräftige und unermüdliche Schläger der Pauken, Rindergebrüll erzeugende Holzhörner, zu deren Herstellung ganze Baumstämme in Anwendung kommen, dazwischen das stoßweise hervorgebrachte Blasen auf kleinen Hörnern bilden die Basis des meilenweit durch die Wildnis erschallenden Höllenlärms, während Hunderte von Frauen und Kindern die mit kleinen Steinchen gefüllten Flaschenkürbisse schütteln, als gelte es Butter zu

machen, oder mit Stöcken und dürrem Reisig aufeinander schlagen, was einen ganz eigentümlichen Effekt hervorbringt."

Die Wohnungen der Bongo sind denen der Dinka ähnlich; sie stehen in kleinen, durch Dornverhaue und Pfähle geschützten Weilern beisammen. Früher sollen diese Weiler große Dörfer gebildet haben, doch sind diese, vornehmlich wohl infolge der Überfälle durch Sklavenhändler, die unter den Bongo furchtbar gehaust haben, verschwunden. Diese Menschenjagden mögen gerade hier um so verderblicher gewirkt haben, als das Volk nicht eben besonders kriegerisch veranlagt zu sein scheint. Sie hatten und haben des besseren Schutzes wegen ihre einfachen Hütten auf den starken Ästen großer Waldbäume angelegt und vermochten so von oben herab sich gegen den Feind nachdrücklicher zu verteidigen. Die Bestürmung eines solchen Baumdorfes mag gewiß keine so leichte Sache gewesen sein; aber auch diese Sicherung hat den Verderb dieses ebenso kräftigen wie kunstfertigen Volksstammes nicht aufzuhalten vermocht.



Kriegstanz der Barineger.

Auch im mittleren Sudan findet sich diese seltsame Anlage der Wohnungen im Lande Bagirmi südöstlich vom Tschadsee, und Schweinfurth nimmt zum Teil infolgedessen eine Verwandtschaft zwischen diesen Völkern und den Bongo an, während Heinrich Barth, der Erforscher des Tschadseegebietes, eine frühere Überflutung Bagirmis durch Bongovölker feststellte, resp. für wahrscheinlich hält.

Südlich von den Kietschnegern hausen

Die Bari.

Sie werden noch von Werne, der an der Expedition des Vizekönigs Mehemed Ali von Ägypten teilnahm, als ein friedfertiges Volk von sanften Sitten geschildert. Baker dagegen lernte sie als sehr feindselig kennen und nennt sie eins der schlimmsten Negervölker am Weißen Nil. Zweifellos haben wohl die unablässigen Überfälle und Verfolgungen durch die Sklavenhändler diese Veränderung herbeigeführt. Gegenwärtig gehören sie mit zu den kriegerischsten Negervölkern, so=

gar die Weiber ziehen mit in den Krieg, und eine Art schakalähnlicher Hunde leistet ihnen auf ihren Zügen die trefflichsten Dienste. Ihre Waffen sind lange Lanzen, schwere, eisenbeschlagene Keulen und mannshohe, mit Sehnen aus Eidechsen- oder Schlangenhaut bespannte Bogen.

Mit dem Eintritt in ihr Land sieht man prächtige Fruchtfelder, welche reiche Ernten geben, und ihre Wohnungen sind die vollendete Reinlichkeit. Der Wohnsitz jeder Familie ist von einer undurchdringlichen Hecke der Wolfsmilch umgeben, und das Innere der Einfriedigung besteht in der Regel aus einem Hofraum, der mit einem Mörtel aus Asche, Kuhdünger und Sand fest überzogen ist. Auf dieser sauber gehaltenen Fläche stehen mehrere Hütten, von Getreidespeichern aus niedlichem Flechtwerk umgeben, die mit Stroh gedeckt sind und auf erhöhten Plattformen ruhen. Die Hütten haben vorstehende Dächer, um Schatten zu gewähren; der Eingang ist jedoch so niedrig, daß man nur kriechend hineingelangen kann.

Die Leute sind wohlgewachsen, ihren Gesichtszügen fehlen die platte Nase und die wulstigen Negerlippen, und nur das wollige Haar erinnert sofort an den Negertypus. Auch die Hautfarbe ist beim ersten Anblick nicht entscheidend, denn sie salben ihren Körper derart mit rotem Ocker ein, daß die Grundfarbe nicht zu erkennen ist. Die Männer gehen nackt, die Frauen tragen einen steifen Schurz von Glasperlen oder panzerartig gefügten Eisenringen und hinten als Gehänge daran einen auch bei andern Negerstämmen gebräuchlichen Schwanz von feinen Lederstreifen oder Baumwollenfäden.

Ohne Frage war dieses sonderbare Anhängsel an die sonst so dürftige Kleidung, wie es bei einigen Negerstämmen üblich ist, schon den Alten bekannt, und ist die Veranlassung zu der Fabel von „geschwänzten Menschen" gewesen, „die in Äthiopien wohnen." Das ist Jahrhunderte lang als Tatsache geglaubt worden, und erst die neuere Zeit hat die Aufklärung gebracht.

Den Bari wird große Geschicklichkeit nachgerühmt. Ihre Schmiede fertigen die nötigen Waffen und viele Schmuckgegenstände, wie eiserne und kupferne Ringe. Ferner erzeugen die Bari ganze Geschmeide aus aneinander gereihten Hundszähnen, Tongeschirre, weitbauchige Wasserbehälter, Pfeifenköpfe, Milchgefäße und dergleichen.

Das Volk glaubt an eine Art Schöpfer, Mun, und an böse Geister; wie bei andern Stämmen, spielen auch bei ihnen die Zauberer und Regenmacher eine große Rolle. Es soll auch Schlangenkultus vorkommen. Die Toten werden sitzend in eine Grube versenkt. Auf dem Grabe werden je nach dem Reichtum des Verstorbenen, eine oder mehrere, bei großen Häuptlingen bis zu zwanzig Kühe geschlachtet, und dann wird ein großes Totenmahl gehalten, bei dem Tanz und Gesang, um die Feierlichkeit zu erhöhen, nicht fehlen dürfen.

Westlich von den Bari wohnen

Die Njambara,

allem Anschein nach ein jenen verwandtes Volk. Sie sprechen eine vom Bari nur durch den Dialekt verschiedene Sprache; auch sind ihre Sitten und Gebräuche denen jenes Volkes sehr ähnlich. Eigentümlich ist bei ihnen aber die Einrichtung,

daß jede Frau für sich und ihre Kinder nicht nur ein eigenes Haus, sondern auch einen eigenen Kornspeicher hat. —

Im Osten von dem Gebiet der Bari haben

Die Latuka

ihre Sitze. Dieses Volk ist ein schöner und begabter Negerstamm von mehr als mittlerer Größe, mit klassisch geformten Armen und Beinen, hohem Vorderhaupt, großen Augen und nicht allzu vollen Lippen. Auf ihren Anzug und Putz verwenden die Männer viel Zeit und Ausdauer. Sie durchweben ihr Wollhaar mit Zwirn, bis er einen natürlichen Filz bildet; dann gibt man ihm die Form eines Helmes, befestigt an der Stirnseite ein blankes Kupferblech und auf dem Scheitel einen Helmkamm von demselben Metall, von welchem einige Straußenfedern nicken.

Die Latuka führen als Waffen Dolch, Schwert und einen anderthalb Meter hohen Schild. Diese Waffen werden im eigenen Lande verfertigt, denn die Latuka sind ebenfalls kunstgeübte Schmiede, die sogar für den Handel arbeiten. Die Tätigkeit und Geschicklichkeit des Volkes bewährt sich auch in dem Bau ihrer Wohnstätten, von denen einige recht wohl der Bezeichnung von Städten würdig wären. Die Hauptstadt Tarrangole zählt etwa dreitausend glockenförmige Hütten, deren jede mit Palisaden befestigt ist. Um die ganze Stadt läuft überdies noch ein festes Pfahlwerk von Eisenholz, unter welchem Namen man verschiedene sehr harte und schwere Holzarten versteht, die den Angriffen mit gewöhnlichen Werkzeugen widerstehen. In allen Hütten herrscht die größte Reinlichkeit.

Neben ihrer Kunstfertigkeit sind die Latuka aber auch tüchtige Ackerbauer und vor allem Viehzüchter. Den Reichtum des Volkes bilden große Viehherden.

Die Latuka begraben ihre Toten und führen ihnen zu Ehren festliche Leichentänze auf, bei denen der oben erwähnte höchste Putz entfaltet wird. Nach längerer Zeit werden die Knochen wieder ausgegraben, gereinigt und in ein großes Tongefäß getan, das unter einem Baum, häufig auch hinter dem Hause des Verstorbenen aufgestellt wird. Erscheinen die Toten ihren Angehörigen in Träumen, so werden ihnen Opfer an Mehl und das Blut eines Schafes dargebracht. Zaubermittel und Amulette stehen überall in hohem Ansehen.

Das südlichste Gebiet der Äquatorialprovinz, bis an die großen Seen Zentralafrikas reichend, bewohnen

Die Mittu,

die wie die Dinka einen beträchtlichen Flächenraum Landes einnehmen und sich in mehrere Stämme teilen. Im allgemeinen fand Schweinfurth, der dieses Volk als erster Europäer besuchte, die Mittu den bisher beobachteten Völkern gleich geartet, auffallend war nur die Sitte der Weiber, ihr Gesicht durch Anbringung von Schmuckgegenständen zu verunstalten.

Schweinfurth knüpft daran folgende Bemerkungen: „Wenn wir die Eigentümlichkeit der Tracht bei den verschiedenen Völkern Afrikas von einem allgemeinen Gesichtspunkt betrachtet zusammenfassen, so wird bei allen die Absicht klar,

durch Nachahmung tierischer Merkmale ihrer Mode denjenigen Charakter zu erteilen, welcher eine gewisse Vorliebe oder eine Art Verehrung für diese oder jene Tierart zur Schau trägt. Häufig erklärt sich der solchergestalt in der Tracht zum Ausdruck gelangende Tierkultus aus den Gewohnheiten des alltäglichen Lebens; schwer erscheint es aber, ähnliches bei den Mittufrauen nachzuweisen, und unerklärlich bleiben diejenigen Ideale, die ihnen bei Erweiterung ihrer Lippen zu einem breiten Schnabel vorgeschwebt haben mögen. Talergroße kreisrunde Scheiben, welche bald von weißem Quarz geschliffen, bald von Elfenbein hergestellt sind und bis zu 3 Zentimeter Durchmesser haben, werden in das mit den Jahren erweiterte Lippenloch hineingezwängt, die sich in der Fläche zu enormem Umfang dehnen und eine horizontale Lage erhalten. Auch die Männer tragen hier und da solche Verzierungen." —

Hier im Lande der Mittu war es, wo Schweinfurth als der erste auch

Die Njam-Njam

kennen lernte. Ihr Land zu besuchen, war keine ganz ungefährliche Sache, denn der, der Dinkasprache entlehnte Name Njam-Njam bedeutet „Fresser", und die Njam waren verrufen als wilde Menschenfresser. Nichtsdestoweniger wurde die Reise beschlossen, und Schweinfurths Beschützer Sammat begleitete ihn mit einer förmlichen kleinen Armee als Bedeckung.

Höchst fremdartig war der Anblick, den diese Menschen dem Reisenden darboten: „Unter den Hunderten von Bongo, Mittu und Dinka stachen sie hervor, wie Wesen aus einer andern Welt; es waren echte, unverfälschte Njam, ein Volk von außerordentlich ausgeprägter Nationalität, und das will in Afrika, unter Afrikanern in der Tat viel sagen."

Die Njam-Njam oder Sandeh, auch Makaraka genannt, sind mittelgroß und fleischig. Ihre Hautfarbe ist schokoladenbraun und mattglänzend, die Augen groß und etwas schräg gestellt, das Haar lang und fein gekräuselt, die Lippen fleischig und der Gesichtsausdruck wild und kriegerisch entschlossen. Die Kleidung besteht allgemein aus Fellen und einem eigenartigen Rindenzeug, das um die Lenden geschlagen wird. Auf den Kopfputz verwenden die Männer viel Sorgfalt, auch tragen sie einen turbanartigen Hut.

Das Volk wohnt in Hütten, die zu kleinen Weilern gruppiert sind. Die Häuptlinge bewohnen ihrem Range gemäß eine größere Anzahl von Hütten, die nicht selten rot oder schwarz getüncht sind. Die unreife Jugend bezieht besondere Wohnungen. Ackerbau wird sorgfältig betrieben, ausschließlich von den Weibern. Die Kornspeicher haben eine zierliche Gestalt und ruhen, um die Frucht vor Nässe und Ungeziefer zu bewahren, auf einem Untergestell von Latten.

Die Njam stehen unter Häuptlingen, deren zu Schweinfurths Zeit über die Bezirke des Landes nicht weniger als fünfunddreißig herrschten. Der Häuptling ist stets von einer Leibwache umgeben und gibt sich in seinen Bewegungen einen solchen Anstand, daß er, wie Schweinfurth meint, an würdevollem Benehmen mit allen Fürsten der Erde wetteifern könnte. Die Waffen der Njam sind Lanzen, hübsch gearbeitete Dolche, Krummsäbel, zackige Wurfeisen und schwarz und weiß gemusterte Schilde. Die Industrie erstreckt sich auf die Herstellung von Eisen-

arbeiten, Holzschnitzereien, Korbflechtereien, Töpfereien. Das irdene Geschirr ist von tadelloser Regelmäßigkeit der Form.

Allgemein herrscht Polygamie. Kindersegen ist die größte Ehre für die Frau des Njam-Njam. Spiel und Musik sind die Hauptbelustigungen des Volkes; auch haben sie fahrende Sänger und Musiker, eine Art von Troubadours, die stets äußerst phantastisch auftreten.

Die Religion ist ein reiner Zauberkram. Die höchste Rolle spielt das Orakel, von dessen Deutung jede Handlung, jedes Unternehmen, die Schuld einer Person



Weiler der Njam-Njam.

u. s. w. abhängig gemacht wird. Obenan steht das „Bänge"; es besteht darin, daß einem Huhn ein Gift eingegeben wird. Von dem Leben und Sterben des Tieres hängen die Antworten auf die Fragen ab. Diese Art von Gottesurteilen wird auch gegen Hexen in Anwendung gebracht. Daß bei allen derartigen Angelegenheiten die Zauberer die größte Rolle spielen, ist selbstverständlich. Außerdem werden wie bei den Bongo die bösen Geister sehr gefürchtet.

Es ist eigentlich merkwürdig, daß bei einem so gut veranlagten Volke die wildeste Menschenfresserei das gesamte Leben bewegt. Der Ackerbau steht bei ihnen in Blüte, aber den besorgen die Weiber; die Männer sind in der Hauptsache Jäger und Krieger. Der Krieg allein gibt ihnen Gelegenheit, ihre Gier nach Men-

schenfleisch zu befriedigen, und da ist es denn nicht zu verwundern, daß ein Njam den Eindruck der personifizierten ungefesselten Wildheit macht: „In der einen Hand hält er die Lanze, in der andern den Schild; im Gürtel steckt ein dolchartiges Messer, und um die Hüften trägt er langschwänzige Felle mit den Trophäen, die er seiner Jagd- und Kriegsbeute verdankt, Brust und Gürtel sind geschmückt mit Schnüren von aufgereihten Zähnen der Erschlagenen. Auf Hals und Schulter fällt eine lange Haarflechte herab; die Augen scheinen weit aufgerissen, die Augenbrauen sind dick und stark, und aus dem Munde blinkt eine Reihe blendender, spitzer Krokodilszähne."

Nicht nur war Sammats Einfluß auch unter den Njam ein sehr bedeutender, sondern auch die Macht, welche er bei dieser Gelegenheit wieder entwickelte, war durchaus Achtung gebietend. Und da der berühmte Reisende es verstand, sich überall in die Verhältnisse zu schicken, so erreichte er auch bei dem Häuptling oder König Nganje, daß dieser ihn, als Sammats Freund, nun auch als seinen Freund und unverletzlichen Gast betrachtete.

Schweinfurth durchzog das Land ungefährdet, und überall fand er die schauderhaften Trophäen des Kannibalismus. Bei keinem der Njamdörfer, so prächtig dieselben auch aus der herrlichen Tropenumgebung an den Flüssen, wie am Diamwonu, hervorsahen, fehlten die hohen Pfähle, an welchen die Siegeszeichen der Jagd und des Krieges, Schädel von Wildschweinen, Antilopen, Affen und Menschen bunt durcheinander zur Schau gestellt waren. Menschliche Gebeine fanden sich überall auf den Haufen von Küchenabfällen, von denen das Auge sich schaudernd abwenden mußte.

Daß Schweinfurth zugleich vor einer richtigen Markscheide in Afrika stand, soll nur nebenbei noch berührt werden. Er hörte vielfach von einem großen Strome, der nicht nach Norden oder Nordosten, also nicht zum Nil, sondern nach Westen in das Innere des Landes hinein abfließen sollte, und so stand er eines Tages wirklich am Ufer eines mächtigen Stromes, der in der Tat seine Wasser in einer, allen bisher gesehenen Flüssen entgegengesetzten Richtung von Ost nach West dahinwälzte. Wir glauben gern, wenn er schreibt: „Es war für mich ein unvergeßlicher Anblick, dem Eindruck vergleichbar, welchen Mungo Park empfand, als er 1796 zum erstenmal am Ufer des halb mystischen Niger die große Streitfrage der damaligen Geographen, ob der Fluß nach Osten oder Westen sich bewege, mit einem Blick zu lösen vermochte."

Die Njam nannten den Fluß Uëlle; wohin aber trug derselbe sein Wasser? Das freilich vermochte Schweinfurth nicht zu entscheiden, er hätte denn seinem Lauf folgen müssen, was nicht in seiner Absicht liegen konnte, wenn er nicht sein Leben aufs Spiel setzen wollte, da dort Sammats Einfluß aufhörte und der ihn auch nicht in ferne, unbekannte Länder begleiten konnte. Schweinfurth nahm an, daß der Uëlle wohl zum Gebiet des Tschadsee gehören und seinen Lauf weiterhin dementsprechend nach Nordwesten richten möge.

Erst die jüngsten Forschungen in Zentralafrika haben dargetan, daß der Uëlle nicht nach Nordwesten, sondern nach Südwesten umbiegt und seine Wasser zum Kongostrom entsendet, da er identisch ist mit dem Makua, dessen oberen Lauf er bildet und der schließlich als Ubangi, als einer der bedeutendsten rechtsseitigen

Nebenströme, die Wasser dieses Hinterlandes in den Kongo abführt. Das ist die große Bedeutung von Schweinfurths Reise: Er war der erste Europäer, „dem es geglückt war, vom Norden herkommend die Wasserscheide des Nil zu überschreiten, so viele ihrer auch ausgezogen waren, um das caput Nili mit Erfolg zu suchen."

Mit dem Überschreiten des Uëlle verließ Schweinfurth das Land der Njam-Njam, und fand eine bis dahin unbekannte neue Völkerschaft:

Die Monbuttu,

die auch Mangbattu genannt und geschrieben werden. Sie bilden eine Rasse, die von den Negern streng geschieden werden muß. Sie sind mittelgroß, muskulös; ihre Hautfarbe ist kaffeebraun, das Haar lang und oft blond, gleich dem Hanf. Der berühmte Reisende zählt sie den nubisch-libyschen Völkern bei. Ihre Kleidung besteht nur in einem Stoff, welcher aus dem Rindenbast eines Feigenbaumes hergestellt und meist rot gefärbt wird. Den Männern reicht diese Bekleidung bis zur Brusthöhe und wird unten in eine Art Badehose zusammengelegt, um die Hüften durch eine Schnur zusammengehalten. Auf dem Kopfe tragen sie eine hohe, zylinderförmige Strohmütze, die mit Federn verziert ist. Der ganze übrige Körper ist nackt. Bei den Weibern besteht die Kleidung häufig nur aus einem großen Blatt oder einem Stück Rinde als Schurz. Dem Haar aber wird die größte Sorgfalt zugewendet. Aus eigenem und fremdem Haar fertigen sie hohe zylindrische Wulste, die mit Kämmen und Nadeln verziert werden. Auch die Männer verwenden auf ihren Haarputz viel Zeit.



Monbuttukrieger.

Ein durchgreifender Unterschied zeigt sich bei den Monbuttu auch in dem Verhältnis zwischen Mann und Weib. Während bei den übrigen Völkerschaften, wie wir gesehen haben, die Frau meist nur die Sklavin des Mannes ist, die im Männerkreise keine Bedeutung und niemals einen Sitz hat, tritt die Monbuttufrau in den gesellschaftlichen Verkehr ein, ist nicht nur die wirkliche Gefährtin des Mannes, sondern nimmt auch an den Versammlungen der Männer teil, wo auch ihre Stimme Geltung hat und bisweilen sogar den Ausschlag gibt.

Die Kunstfertigkeit der Monbuttu ist sehr bedeutend. Sie verfertigen Sessel, Schemel, Schüsseln, Eßplatten, Tragkörbe, sogar Bettstellen und Boote von 12 m Länge, in denen sie Rinder und Pferde fortschaffen können. Allen voran aber geht auch hier die Schmiedekunst, die nicht nur die Waffen erzeugt, sondern auch Beile, Hacken und alle möglichen Schmuckgegenstände, unter denen feine eiserne Ketten ganz besonders gesucht sind, die in Bezug auf Formvollendung unseren besten Stahlketten gleichkommen sollen. Ihre Waffen sind lange Lanzen, riesige viereckige Schilde, Bogen und Pfeile, auch eigentümliche Wurfwaffen mit Widerhaken. Geradezu bewundernswert sind die Tongefäße, die sie in allen Größen und Formen ohne die ihnen unbekannte Drehscheibe nur mit der Hand herstellen.

Wie die Njam huldigt aber auch dieses so hochintelligente Volk dem Kannibalismus und zwar in noch weit scheußlicherer Weise als jene, insofern, als bei ihnen in Todesfällen allemal ein angeblicher Urheber ausfindig gemacht und zum Leichenschmause verzehrt wird. Die im Süden ihres Gebietes wohnenden dunkleren, auf niedriger Stufe stehenden und von ihnen verachteten Stämme boten stets willkommene Gelegenheit, sich auf Kriegs- und Raubzügen mit hinreichenden Vorräten des so hoch geschätzten Menschenfleisches zu versorgen. „Das Fleisch der im Kampfe Gefallenen wird auf der Wahlstatt verteilt und zum Transport nach Hause gedörrt hergerichtet. Die lebendig Eingefangenen treiben die Sieger erbarmungslos vor sich her, gleich einer erbeuteten Hammelherde, um sie später einen nach dem andern ihrer wilden Gier zum Opfer fallen zu lassen. Die Kinder verbleiben als angeblich besonders delikate Bissen der Küche des Königs.

In dem Lande der Monbuttu, durch welches ihn Sammat führte, betrat Schweinfurth eine ganz neue Welt. Die hellere Hautfarbe der Bewohner, ihre Trachten, ihre Waffen und Geräte, ihre Wohnungen, die sich bei denen des Königs Munsa zu hohen, geräumigen Hallen steigerten, alles war ihm neu und noch von keinem Europäer gesehen worden.

Im Palast des genannten Königs, der mit Sammat lange schon auf vertrautem Fuße lebte, sah der Reisende, daß die Monbuttu nicht wie andere afrikanische Völker auf der Erde hockten, sondern sich zum Sitzen der Bänke und Stühle bedienten. Der Sitz des Reisenden befand sich dem „Thron" gegenüber. Dieser Thron bestand in einer kleinen Bank ohne Lehne, denn die letztere war von der Sitzbank getrennt, indem sie auf zwei besonderen Füßen ruhte, die am oberen Ende in zwei Arme ausliefen, welche als Krücken dienten, um die Arme zu unterstützen. Diese Lehne war über und über mit kupfernen Ringen und Nägeln beschlagen. Vor dem Stuhl lag eine kleine Fußmatte, in deren Nähe rechts und links am Boden zwei schön geschnitzte Schälchen mit Naschwerk standen.

Die Königshalle erschien dem Reisenden äußerst merkwürdig: „Sie hatte 32 m Länge, 16 m Breite und 13 m Höhe und bot einen sehr freundlichen Anblick dar, da sie von Glanz und Helligkeit strahlte. Das Dach der Halle war in einem breit abgerundeten Spitzbogen kühn gewölbt und ruhte auf drei langen Pfostenreihen, welche aus Fichtenstämmen hergestellt waren, so daß der Bau den Eindruck großer Leichtigkeit, aber auch großer Festigkeit machte."



Monbottu-König Munsa.

In pomphaftem Aufzuge empfing König Munsa den weißen Mann. „Wohl hafteten meine Augen an der phantastischen Figur des komischen Herrschers, nicht satt sehen konnten sie sich an diesem seltsamen, wilden Gesellen, von welchem gesagt wurde, daß er täglich Menschenfleisch esse. Mit Ringen und Ketten und vielem fremdartig geformten Schmuck an Armen und Beinen, Hals und Brust, auf dem Scheitel einen großen Halbmond, alles aufs glänzendste geputzt und geschliffen, erstrahlte der Herrscher in seiner schweren Kupfertracht. Sein Anblick hatte etwas über alle Maßen bizarres, denn alles, was er an sich hatte, trug den unverfälschten Geschmack Zentralafrikas zur Schau. Nur die Kunsterzeugnisse des eigenen Landes wurden hier als würdig erachtet, die Majestät eines Königs der Monbutta zu schmücken." So beschreibt Schweinfurth den König Munsa.

Die Kleidung des Königs Munsa war echt afrikanisch. Auf dem Kopfe trug er einen Zylinder von Rohrgeflecht von einem halben Meter Höhe, außen mit drei roten Papageifedern geziert, auf der Spitze mit einem dicken Büschel Federn. Das einzige Kleidungsstück des Königs war ein Stück Zeug aus so fein bearbeitetem Feigenbast, daß es wie Seidenzeug aussah, und das von der halben Brust bis etwa oberhalb vom Knie reichte; Riemen aus Büffelhaut hielten das Kleid am

Körper fest. Großartig war der Schmuck dieses obersten Kannibalen. In den durchbohrten Ohrmuscheln trug er dicke Kupferstäbe, um den Hals einen fein gegliederten Kupferschmuck, der wie ein Strahlenkranz über die Brust niederhing; an den nackten Armen sonderbare kupferne Zylinder, ähnlich den Röhren, wohinein unsere Tambours ihre Trommelschlägel stecken; an den Unterarmen und Füßen spiralförmige Kupferringe. Als Scepter diente ein sichelförmiges, säbelartiges Instrument.

Das war König Munsa, der sich dem Reisenden sehr freundlich erwies und der später ein schreckliches Ende nehmen sollte. Die türkisch-ägyptische Invasion hatte sich nämlich schließlich auch bis in das Monbuttugebiet erstreckt, und der Kommandant der türkischen Truppen, Jussuf Bey hieß das Scheusal, forderte Munsas Tochter für seinen Harem. Da Munsa Schwierigkeiten machte, so steigerte der wilde Türke seine Forderungen, und als er nun damit energisch abgewiesen wurde, überfiel er die königliche Familie während eines Gastmahls, schoß den König Munsa einfach nieder und schleppte dessen Frau und Töchter fort. Unbeschreiblich sind die Grausamkeiten, die sich Jussuf gegen die Monbuttu zu schulden kommen ließ. Türkische Greuelwirtschaft! Kein Wunder, daß dann der furchtbare Aufstand des Mahdi überall wie ein Blitz zündete und der türkischen Herrschaft ein schnelles Ende bereitet wurde. Das Reich des Mahdi ist zwar, nachdem dieser mohammedanische Prophet und angebliche Messias des Islam viel Unheil über weite Länderstrecken gebracht, schnell wieder zusammengebrochen, aber es ist zu erwarten, daß nun unter englisch-ägyptischer Herrschaft bessere Zustände eintreten werden.

Das Land der Njam-Njam und der Monbuttu allein schon wäre es wert, daß die neue Herrschaft sich darum besonders mühte, denn es ist ein überaus fruchtbares Land und könnte außerordentliche Erträge liefern, während sich die wilden Bewohner damit begnügen, nur soviel zu bauen, als für die eigenen Bedürfnisse unumgänglich nötig ist. Das haben noch obenein nur die Weiber zu besorgen, die Männer kümmern sich darum nicht. Jagd und Krieg sind ihr eigentliches Element, nur auf ihren häufigen Kriegszügen sind sie sehr gefährliche Feinde, da hier die Aussicht, Menschenfleisch zu gewinnen, ihre Wildheit zur höchsten Höhe steigert. Ehe unter solchen Menschen auch nur die ersten Spuren einer beginnenden Zivilisation Boden gewinnen, wird sicherlich noch lange Zeit vergehen müssen.





X. Abessinien.

Das Landgebiet von Abessinien.

Umfang und Bodengestaltung.

Abessinien, auch Abyssinien, von den Arabern Habesch genannt, war einstmals ein großes Reich, welches das ganze ostafrikanische Dreieck bis zur Straße Bab el Mandeb und wohl noch darüber hinaus umfaßte, im Laufe der Jahrhunderte aber vielfache Veränderungen erfahren hat. Nach mannigfachen Zerrüttungen und Spaltungen in einzelne kleine Reiche ist es gegenwärtig zwar wieder ein einheitliches Reich unter einem Kaiser (Negus Negesti), und zwar das in Afrika einzig nur noch bestehende einzige unabhängige Reich, wenn man von der freien Negerrepublik Liberia absieht; jedoch ist es durch den Eingriff der europäischen Mächte in die afrikanischen Verhältnisse auf einen bestimmten Raum beschränkt, der noch immer nicht überall fest begrenzt ist. Durch das italienische Erythraea und das französische Somaliland wird es vom Roten Meer, durch das englische Somaliland vom Golf von Aden abgeschnitten, so daß es mit dem Meere überhaupt nicht mehr in Verbindung steht.

Das eigentliche Abessinien, bestehend aus den Landschaften Tigre, Lasta, Amhara, Godscham und Schoa, ist ein großartiges Alpenland in des Wortes wahrster Bedeutung. Es steigt von Westen, vom Nil her, in Terrassen allmählich an, im Osten aber, ziemlich auf dem 40. Grade d. Länge, in der Richtung von Nord nach Süd, fällt es steil ab. Daran schließen sich dann, weiter nach Osten, die nach Süden hin stetig breiter werdenden, mehr oder weniger wüsten Ebenen von Samhara und Adal, die in jüngster Zeit zum größten Teil auch noch Abessinien zugestanden worden sind.

Die Grenze bilden im Norden im allgemeinen die Flüsse Mareb und Takaseh, im Westen eine Linie, welche von der Mündung des letzteren südwestlich bis nahe dem 34. Grade d. Länge verläuft. Im Osten wird das Alpenland in seinen Provinzen Tigre, Lasta und Schoa ungefähr vom 40. Längengrade und von dem Hawaschflusse eingefaßt; darüber hinaus soll zu Abessinien auch noch die östliche Ebene gehören, so daß sich die europäischen Mächte mit einem Küsten-

streifen am Roten Meer von 50 bis 100 km Breite begnügen mußten. Im Süden wird das eigentliche Abessinien vom Blauen Nil, dessen Nebenflüssen Muger und Urga und dem obersten Lauf des Hawasch begrenzt. Darüber hinaus aber hat sich der Negus noch eine Äquatorialprovinz eingerichtet, welche im wesentlichen die Landschaften Kaffa, Enarea und Gurage umfaßt und sich dann über einen großen Teil der Galländer im Somaliland erstreckt. Es soll bis über den Rudolfsee hinausreichen, doch müssen hier die Grenzen erst noch festgelegt werden.

In diesem Umfange wird die Größe des ganzen Abessiniens auf 800000 qkm geschätzt, würde also fast anderthalbmal so groß sein wie das Deutsche Reich, während seine Einwohnerzahl, auf 8 Millionen angenommen, doch nur ungefähr den achten Teil der Einwohnerzahl unseres Vaterlandes erreichen würde. —


Menelik II., Negus von Abessinien.

Mehrmals im Laufe der Zeit sind die vorstehend genannten Landschaften schon von einer kräftigen, wenn auch tyrannischen Faust zu einem einheitlichen Reiche zusammengefaßt worden, sogar noch in größerem Umfange. Es war aber nie von Bestand, denn wenn die kräftige Hand nicht mehr da war, dann machten sich die Statthalter jener Landschaften wieder unabhängig, bis es in den gegenseitigen Befehdungen einem dieser Teilfürsten gelang, die Oberhand zu gewinnen und die andern unter seine Herrschaft zu zwingen. In derselben Weise ist auch der jetzige Herrscher an die Spitze Abessiniens gelangt: Menelik (richtiger vielleicht Menilek), der gegenwärtige Negus Negesti, welcher Titel König der Könige oder in unserem Sinne etwa Kaiser bedeutet. Wir werden weiterhin von ihm, als den modernsten Negerfürsten, zu berichten haben.

Die Bodengestaltung Abessiniens ist schon in dem einleitenden Abschnitte unseres Buches, „Allgemeine Umrisse", charakterisiert worden. Dem soll hier nur noch einiges hinzugefügt werden.

Das Ganze ist eine alpine Hochfläche, die durch 1200 und mehr Meter tief eingerissene Flußtäler in eine Menge von Hochflächeninseln zerschnitten wird.

Diese Hochflächen, 1900—3000 Meter erhaben, sind zumeist fast oder ganz baumlos, aber mit üppigem Gras bewachsen, manche ziemlich ausgedehnt und gut bewässert. Seltsam geformte, basaltische Felsmassen erheben sich auf der Hochfläche bis über die Schneegrenze. Von den höchsten Gipfeln mögen genannt sein: im Norden der Waalta Hazim 2590 m, der Saghe 3250 m, der Selke 4480 m, der Boabit 4520 m, der Abba Jared 4560 m, der Daschan, die höchste Erhebung in Abessinien, 4620 m; im Süden der Debra Sina 2790 m, der Santara 3200 m, der Kumbi 3200 m, der Salale 3600 m, der Amedamit 3600 m, der Abuja Mieda 4000 m, der Guna 4230 m, der Kollo 4300 m. Die Pässe, welche über diese gewaltigen Erhebungen führen, liegen natürlich auch in bedeutender Höhe, so der Samalmonpaß 2998 m, der Sawarapaß 2800 m, der Selkepaß sogar 3770 m hoch.

Nur im Norden bestehen die Felsmassen größtenteils aus Kalk und Sandsteinschiefern, sonst ist ganz Abessinien augenscheinlich das Produkt einer ehemaligen riesenhaften vulkanischen Tätigkeit, obwohl sich nirgends Lava und Kraterbildungen zeigen, wenn man nicht das tief eingesenkte Becken des Tanasees für einen ehemaligen Krater ansehen will. Solche finden sich nur rings umher, namentlich am Roten Meer, wo noch 1861 der Vulkan von Edd einen recht schwach ausgefallenen Versuch eines Ausbruchs wagte. Im Norden und Nordwesten erheben sich die Plateaus langsam aus einer sumpfigen, ungesunden, mit dichtestem, von der ganzen Tierwelt der Tropen belebtem Urwald bedeckten Zone, während sie im Osten steil aus der wasser- und pflanzenarmen Ebene von Adal und nördlich davon aus der sandigen oder steinigen Fläche der Samhara emporsteigen.


Meneliks II. Gemahlin.

Die Gewässer.

Als ein Alpenland ist Abessinien sehr reich bewässert, aber die Flüsse haben sämtlich dort nur ihr Quellgebiet und ihren Oberlauf, verlassen dann das Land

und münden im Sudan oder in Nubien in den Nil. Abessinien ist deshalb mit Recht auch den Nilländern zugezählt worden.

Den Mittelpunkt der Bewässerung Abessiniens, gewissermaßen auch den Mittelpunkt des Landes bildet der tief eingesenkte, und doch noch in 1855 m Höhe liegende Tanasee, dessen Fläche 3630 qkm einnimmt und der bis gegen 100 m tief ist. Er nimmt von den Höhen ringsum an die dreißig Zuflüsse auf, darunter den Abai, welcher von Süden her als schäumender Bergstrom in ihn hineinfließt und ihn in südöstlicher Richtung wieder verläßt, um nun mit einem gewaltigen Bogen nach Süden und Westen die ganze Landschaft Godscham zu umschließen. In dieser Ausdehnung sammelt er die gesamten fließenden Gewässer des südlichen Abessiniens, sowohl aus den Provinzen Schoa, Godscham, Amhara, wie aus dem südlichen Äquatorialgebiet. Zahllose Bergflüsse und Bäche eilen aus allen Richtungen auf den Abai zu, ihm ihr Wasser zuführend. Wir nennen von den größeren auf der rechten Seite nur den Muga, Tschamoga, Temtscha, Zingini, Durra, Jiesien, auf der linken den Baschilo, Walaka, Djemma, Muger, Didesa. Manche von diesen Zuflüssen, wie z. B. der Jiesien und der Didesa, bilden selbst wieder ein kleines Stromgebiet.

In nordwestlicher Richtung tritt der Abai über die Grenze Abessiniens in den ägyptischen Sudan hinein und nimmt den Namen Bahr et Asrak, blauer Fluß an, weshalb er auch gewöhnlich als der Blaue Nil bezeichnet wird. So geht er, nachdem er rechtsseitig auch die größeren Nebenflüsse Dinder und Rahat aufgenommen hat, weiter ins Land hinaus und vereinigt sich bei Chartum mit dem aus dem tiefen Süden Afrikas daherkommenden Weißen Nil zu dem gewaltigen Nilstrom. Beide genannten Nebenflüsse, Dinder und Rahat, haben ihr Quellgebiet gleichfalls in Abessinien in der Provinz Amhara, wo sie aus einer großen Zahl von Quellflüssen zusammenfließen. Sie sind also, gleich dem Blauen Nil, trotzdem der Hauptteil ihres Laufes dem Nachbarlande angehört, echt abessinische Ströme, die ganz von den Regenverhältnissen dieses Alpenlandes abhängen, wie wir noch sehen werden.

Ein für Abessinien nicht minder wichtiger Fluß ist der Takaseh, welcher etwa in der Mitte des Landes auf dem östlichen Randgebirge seinen Anfang nimmt. Wie der Abai im Süden, so sammelt der Takaseh fast die gesamten fließenden Gewässer des nördlichen Abessiniens und führt sie außerhalb der Grenze dem großen Atbara zu, welcher seinerseits ebenfalls ein abessinischer Strom genannt werden kann, da er, wie der Dinder und Rahat, in der westlichen Provinz Amhara aus dem Gundwa, Goang, Bahr es Salam, Angareb und vielen andern Quellflüssen entsteht, aber noch vor dem endlichen Zusammenfluß aller schon die Grenze nach Nubien übertritt.

Der Takaseh, auch Dika genannt, scheidet die Provinzen Lasta und Tigre von Amhara und bildet dann eine große Strecke weit auch die Grenze gegen das italienische Erythraea. Mit dem Eintritt in den ägyptischen Sudan nimmt er den Namen Setit an und mündet als solcher bei Tomat in den Atbara, welcher als solcher in streng nordwestlicher Richtung unterhalb Chartum, in der Nähe von Berber in den ägyptischen Nil fällt. Auch von dem Setit und Atbara gilt wie von dem Dinder, Rahat und Bahr el Asrak, daß sie in ihren Wasserverhältnissen ganz

von dem abessinischen Hochlande abhängig sind und ebenso mit vollem Recht von allen Forschern als abessinische Flüsse betrachtet werden können.



Der Abai oder der Blaue Nil.

Im Norden bildet der Mareb eine lange Strecke weit die Grenze gegen das italienische Erythraea, der sich dann aber nach Nordwesten wendet und als Gasch nach Nubien abfließt, wo er im Wüstensande ein Ende findet. Im Süden ist

auch noch der Hawasch zu nennen; er kommt aus dem südlichen Schoa, biegt aus erst südlicher Richtung plötzlich nach Nordosten um, bildet nun in einem breiten fruchtbaren Tale die Grenze zwischen dem eigentlichen Abessinien und den abessinischen Galländern und endet in einem der vielen kleinen Seen, welche das Gebiet des französischen Somalilandes aufweist.

Endlich versteht es sich von selbst, daß die zahlreichen, im großen und ganzen noch wenig bekannten Flüsse in der noch unabgegrenzten abessinischen Äquatorialprovinz, die sämtlich nordsüdliche Richtung haben, nicht zum eigentlichen Abessinien und nicht zum Gebiet des Nil gehören. Im östlichen, ebeneren Teile fließen der Dana, Ganale, Doria, Diggo, Mane, Web zum Djub oder Juba zusammen; ebenso vereinigen sich der Darde, Sidama, Schenon, Tug Erer, Tug Terfa u. a. zum Webbi oder Schebehli, und beide Ströme gehören dem Indischen Ozean an. Im westlichen gebirgigen Teile dieses Landgebietes rechnet der Omo, der Hauptfluß von Kaffa, zum Gebiet des Rudolfsee. Mit diesem hängt wahrscheinlich auch eine ganze Seenkette, die an der Grenze des eigentlichen Abessiniens mit dem Suai oder Dembelsee beginnt, zusammen; denn die von diesem in südlicher Richtung aufeinderfolgenden Seen: der Hora, Lamina (Buturlin), Königin Margheritasee (Abala oder Pagada) sind sämtlich untereinander und durch den Galana Amarafluß auch mit dem größeren Stefaniesee (Basso Naebos d. i. weißes Wasser) verbunden, der bei 80 km Länge eine Fläche von 930 qkm einnimmt.

Auf diesen folgt dann der lang gestreckte, von Nord nach Süd 275 km messende Rudolfsee (Basso Narok, d. i. schwarzes Meer), welcher sich mit seiner Fläche von 16500 qkm ziemlich ebenbürtig den großen Seen Zentralafrikas zugesellt, von denen er ja auch nicht allzu weit entfernt ist. Dieser Rudolfsee liegt, wie wir früher schon kennen gelernt haben, in der merkwürdigen Einsenkung des großen ostafrikanischen Grabens, die sich von Abessinien nach Süden erstreckt und in Deutsch-Ostafrika verläuft. Zwischen dem Rudolf- und Stefaniesee scheint nun auch noch eine Verbindung zu bestehen, denn es zieht sich zwischen beiden ein breites Rinnsal hin, das jedoch während der Trockenzeit kaum Wasser enthält. Es mag hier vielleicht ein ähnliches Verhältnis stattfinden wie am Tanganjikasee, daß nämlich der weitere Abfluß der genannten Seenkette aus dem Stefaniesee nur dann stattfindet, wenn dessen Wasser derartig gewachsen ist, daß es in das erwähnte Rinnsal übertreten muß und nun zum Rudolfsee abfließen kann.

Es mag nun hier gleich angeschlossen sein, daß das abessinische Hochland außer dem großartigen Becken des Tana noch eine ganze Zahl von Seen aufweist. Von den bedeutenderen sind zu nennen: der Aschangisee im östlichen Randgebirge, 2200 m hoch gelegen und 20 km im Umfang messend; ferner die benachbarten und miteinander verbundenen Zwillingsseen Haik und Ardibbo zwischen dem Melli und Borkenna auf dem Abfall des östlichen Randgebirges, zum Gebiete des Hawasch gehörend. Im Westen ist der zwischen hohen Bergpartien tief eingebettete, außerordentlich romantisch gelegene Cholesee zu nennen, der auch unter dem Namen Tscho oder Tschole bekannt ist, in der Provinz Amhara.

Die Eigentümlichkeit des tropischen und subtropischen Afrika, der wir im Laufe unserer Darstellung schon vielfach begegnet sind, daß nämlich viele Flüsse

nur zur Regenzeit Wasser führen, in der trockenen Jahreszeit aber zu Pfützen zusammenschrumpfen oder auch ganz trockene Regenrinnen darstellen, teilen auch die Flüsse Abessiniens, wenigstens viele kleinere. Solche Regenstrombetten nennt man dort „Chors". Im eigentlichen abessinischen Hochlande sind sie weniger anzutreffen, hier vermindert sich nur die Wassermenge sehr bedeutend; in den östlich und südlich das Hochland umgrenzenden Ebenen sind sie dagegen sehr häufig.

Schiffbar ist ja aber selbst bei hohem Wasserstande kein einziger der abessinischen Flüsse, teils der hohen Lage, teils des jähen, durch viele Katarakte unterbrochenen Gefälles wegen. Aber die bedeutende Verminderung der Wassermenge in der Trockenzeit hat doch den Einfluß, daß dann selbst die großen Flüsse, wie Dinder, Rahat, Setit, jenseits der Grenze nur als breite, tief in den Erdboden eingerissene, aber mehr oder weniger trocken liegende Strombetten erscheinen. Das wenige Wasser, was ihnen von den Bergen zufließt, wird von dem ebenen, weichen Boden aufgesogen und bleibt nur in den tiefen Löchern gesammelt stehen, die der Strom in der Vollkraft seiner Wasserfülle ausgearbeitet hat, hier nun eine Zufluchtsstätte bildend für die gesamte Tierwelt der Steppe, ihren Durst zu löschen, aber auch für die Fische sowohl, wie für Krokodile und Flußpferde, die ja auf das Wasser angewiesen sind.

Das war ja eben das große, viele Jahrhunderte lang mit dichtem Schleier verhüllte Geheimnis des Nilstromes, daß derselbe jahraus, jahrein stets mit Wasser gefüllt war, da ihm dasselbe doch nicht durch die abessinischen Ströme zugeführt sein konnte, denn wenn er einzig und allein auf diese angewiesen gewesen wäre, so hätte er in der Trockenzeit ebenfalls mehr oder weniger versiegen müssen. Das geschah aber niemals, seine Wasserquellen, die ihn auch während der Trockenzeit in gleicher Weise reichlich speisen, mußten also anderswo zu suchen und sie mußten unerschöpflich sein.

Nun, wir haben gesehen, daß dies wirklich der Fall ist und haben kennen gelernt, wie der Schleier durch John H. Speke und Ulysses Sidney Grant, sowie durch Samuel White Baker endlich gelüftet wurde. Dem letzteren ist es außerdem zu danken, daß seine eingehenden Untersuchungen und Beobachtungen auch das Geheimnis der seit Jahrtausenden bekannten Nilüberschwemmungen, denen Ägypten allein seine Fruchtbarkeit zu danken hat, aufgeklärt worden ist, daß dies nämlich lediglich eine Tätigkeit der abessinischen Flüsse ist.

Als Baker den Atbara erreichte, konnte er in das tiefe Flußbett hinabsteigen und fand eine breite Oberfläche von nichts als weißem Sande, die dergestalt glänzte, daß der Widerschein der Sonne fast unerträglich war. Die Flußränder waren reich mit der Dumpalme bewachsen. Nirgends fand er das Strombett schmaler als vierhundert Ellen und die Ufer 25 bis 30 Fuß hoch, die der Strom zur Zeit der Hochflut sicherlich noch oft überstiegen hatte. Ungeheure Löcher hatte er in die Sohle seines Bettes gerissen, und diese Vertiefungen waren nun zu tiefen Wasserbehältern geworden, während der Strom sonst überall völlig erschöpft war.

In diesen Wasserasylen drängten sich die sämtlichen Bewohner des Stromes auf einem verhältnismäßig engen Raum zusammen. Alle diese Kessel, deren Größe von einigen hundert Ellen bis zu einer halben Stunde steigt, wimmelten

von Leben. Mächtige Fische, Krokodile von ungeheurer Größe, Schildkröten und auch Nilpferde wohnten in dichter und unerwünschter Nähe nebeneinander. Die Tiere der Wüste, Gazellen, Hyänen und wilde Esel, müssen zu diesen Trinkplätzen ihre Zuflucht nehmen, und außer den schüchternen Jagdtieren finden sich natürlich auch Schwärme von Arabern ein. Die Vögel, welche in den kühleren Monaten frei durchs Land ziehen, versammeln sich jetzt in großen Mengen an den Ufern des versiegten Stromes. Unzählige Tauben der verschiedensten Art sitzen auf den Bäumen und suchen den Schatten der Dumpalmen; Tausende von Wüstenhühnern stellen sich morgens und abends ein, trinken und fliegen wieder fort, während Massen anderer Vögel mit schönem Gefieder der sengenden Wüste ganz entfliehen und die ärmlichen, aber willkommenen Büsche am Atbara bevölkern.

So das Bild in der trockenen Jahreszeit. Wie ganz anders, wenn die Regenzeit eintritt! Über das wunderbare Ereignis, das sich nun abspielte, lassen wir Baker selbst sprechen:

„Die kühle Nacht kam, und gegen 9 Uhr lag ich in halbem Schlaf auf meinem Bett am Flußufer, als ich einen Ton zu hören glaubte, der wie ferner Donner klang. Seit Monaten hatte ich solchen Ton nicht gehört. Das dumpfe, ununterbrochene Rollen nahm an Stärke zu, blieb aber immer noch fern. Kaum hatte ich den Kopf gehoben, um aufmerksamer zuzuhören, als im arabischen Lager ein Gewirr von Stimmen, verbunden mit dem Geräusch laufender Menschen entstand, und wenige Minuten später Araber in mein Zelt stürzten und den Meinen in der Dunkelheit zuriefen: Der Fluß! Der Fluß! Im Augenblick war ich auf, und mein Dolmetscher Mahomed, der in der größten Verwirrung war, erklärte mir jetzt, daß der Fluß herabkomme und der angebliche ferne Donner das Brüllen des heranstürzenden Wassers sei.

Viele Leute schliefen auf dem reinen Sand im Flußbett. Diese wurden von den Arabern rasch geweckt, und mehrere der letzteren sprangen zugleich das steile Ufer hinab, um die Schädel zweier Flußpferde zu retten, die ich an der Sonne trocknen ließ. Kaum waren sie hinabgestiegen, als das Rauschen des Wassers sich unter uns hören ließ und verkündete, daß der Fluß uns erreicht habe. Von Nässe triefend, hatten die Leute gerade noch Zeit, ihre schwere Bürde auf das Ufer zu ziehen. Alles war Dunkelheit und Verwirrung, jedermann sprach und niemand hörte. Das große Ereignis war eingetreten, der Fluß war gekommen wie der Dieb in der Nacht.

Am Morgen des 24. Juni stand ich mit Tagesanbruch am Ufer des edlen Atbarastromes. Ich sah ein Wunder der Wüste. Gestern lag da ein nackter Streifen glühenden Sandes mit einem Saum verdorrter Büsche und Bäume, der die gelbe Fläche der Wüste durchschnitt. Tagelang waren wir an seinem ausgetrockneten Bett gereist. Die ganze Natur, die hier überhaupt so arm ist, hatte ihren Zustand höchster Armut erreicht. Kein Busch konnte sich eines Blattes rühmen, kein Baum vermochte Schatten zu geben. Das zusammengetrocknete Gummi auf den Zweigen der Mimosen knisterte; in der aufgesprungenen Rinde, die der Samum gespalten hatte, dörrte der Splint. In einer einzigen Nacht

war eine geheimnisvolle Veränderung eingetreten, ein Wunder war geschehen: eine Armee von Wasser eilte dem trockenen Flußbett zu.

Es war kein Tropfen Regen gefallen, keine Gewitterwolke am Himmel hatte Hoffnungen erweckt, alles war trocken und schwül gewesen. Gestern noch Dürre und Trostlosigkeit, und heute floß ein prächtiger Strom, fünfhundert Schritt breit und fünfzehn bis zwanzig Fuß tief, durch die schreckliche Wüste. Bambus und Rohr nebst andern Gegenständen der verschiedensten Art trieben mit dem schlammigen Wasser fort. Wo waren die zusammengedrängten Bewohner des Pfuhles? Die Türen ihres Kerkers waren gesprengt, die Gefangenen hatten sich befreit und tummelten sich in den mächtigen Fluten des Atbara.



Cholesee in Abessinien.

Obgleich ich eben erst am Anfang meiner Arbeit stand, fühlte ich, daß die Erfahrung dieser Nacht mir einen Einblick in einen Teil des Nilgeheimnisses gegeben hatte und daß, wie kommende Ereignisse ihren Schatten vor sich her werfen, diese plötzliche Schöpfung eines Flusses nur der Schatten der großen Ursache sei: In Abessinien strömten die Regen nieder, und diese sind die Nilquellen."

Das ist nun freilich zu viel gesagt, aber wenn die strömenden Regen in Abessinien auch nicht die eigentlichen Quellen des geheimnisvollen Stromes sind, so sind sie doch die Quellen seiner periodischen Überschwemmungen des Niltals in Ägypten. Das haben Bakers Forschungen festgestellt, der sich ja später auch noch unsterbliche Verdienste um die Kenntnis der wahren Quellen des Weißen Nil erwarb, wie wir bereits früher geschildert haben.

Ja, unverändert wasserreich fließt der gewaltige Nilstrom an Abessinien vorüber, durch Nubien und Ägypten zum Mittelländischen Meer. Plötzlich aber und ganz regelmäßig in jedem Jahre um dieselbe Zeit beginnt er anzuschwellen und überflutet weithin die Landschaften, und wenn er wieder in sein altes Bett zurückgekehrt ist, hat er dicke Lagen von Schlamm und fruchtbarem Erdreich ab=

gelagert. Seit dem entferntesten Altertum ist dieser Vorgang bekannt, die ältesten griechischen Reisenden und Schriftsteller, welche das Land besuchten, wissen davon zu erzählen; aber weder sie, noch die Weisheit der ägyptischen Priester konnten das Rätsel lösen, und von Jahrhundert zu Jahrhundert hat niemand vermocht, diesen rätselhaften Vorgang zu erklären.

Erst die neueste Zeit hat, wie wir hier sehen, das Dunkel aufgehellt. Wenn in Abessinien die Regenzeit eintritt und die Wolken unablässig Fluten von Wasser auf die Erde herabschütten, von deren Fülle wir uns keinen Begriff machen können, dann sind alle die zahllosen Flüsse Abessiniens, vom größten bis zum kleinsten, die Adern, durch welche diese Fluten abgeleitet werden. Im Lande selbst kann das Wasser nicht bleiben, der undurchdringliche Felsboden nimmt es nicht auf, und wenn die fruchtbaren Strecken vollgesogen sind, dann gleitet es auf der überall mehr oder weniger geneigten Fläche ab in die Tausende von Flußläufen, welche es als die natürlichen Kanäle weiterführen. In zahllosen Wasserfällen und in immer stärkeren Massen braust es rastlos abwärts, denn Abessinien bietet keine Ebenen, wo es sich überflutend ausdehnen könnte; es erfüllt die bisher leeren Regenstrombetten und strömt brausend zum Nil, der endlich die ungeheuren Wassermassen nicht mehr zu fassen vermag, und die Überschwemmung hat begonnen. —

Auch über die Herkunft der so außerordentlich fruchtbaren Schlammablagerungen des Nil hat Baker genügenden Aufschluß gegeben. Immer am Atbara aufwärts war er aus den Gebieten der Bischarin in die der Hadendoa gelangt und hatte in Gosredjeb endlich die Wüste völlig hinter sich. Die ganze Gegend von Gosredjeb bis Kassala, der bedeutendsten Stadt am Atbara, ist so eben wie ein Tisch und trägt nicht einen einzigen Baum, der groß genug wäre, ein Zelt zu beschatten, eine ungeheure Ebene, eine Reihenfolge offener Steppen und dorniger Mimosengebüsche; das Land wird in der Regenzeit zu einem ungangbaren, mit Gras und Schilf bewachsenen Schlammloch, stellenweise vom Gasch überflutet.

Von Kassala aus führten die nächsten Tagemärsche durch dieselbe ebene Fläche, bewachsen mit Gras und Mimosen, belebt von zahlreichen Rudeln Antilopen.

„Zwischen dem Ansehen des Atbara hier und in Gosredjeb fanden wir einen ungeheuren Unterschied. Hier existierte keine Sandwüste mehr, die der Fluß in trägem Laufe in gleicher Höhe mit der Oberfläche des Landes durchschnitt. Nachdem wir eine anscheinend vollkommen ebene Fläche des reichsten Alluvialbodens zehn Meilen weit bereist hatten, gelangten wir plötzlich an den Rand eines tiefen Tales, das zwischen einer Meile und zwei bis drei Viertelstunden breit war, und in dessen Sohle, zweihundert Fuß unter dem allgemeinen Niveau des Landes der Atbara floß. An der entgegengesetzten Seite des Tales lief dieselbe ungeheure Hochebene bis zum westlichen Horizont fort.

Wir ritten zum Fluß hinunter. Die Talwände, wie das Tal selbst waren eine Reihenfolge von Riffen und Schluchten, Erdschluchten und Wasserrinnen. Die ganze meilenweite Vertiefung war augenscheinlich ein Werk des Flusses. Wie viele Jahrhunderte lang mögen der Regen und der Strom an der Arbeit gewesen sein, ehe sie dieses breite und tiefe Tal in die flache Hochebene einge-

schnitten haben. Hier war der riesige Werkmeister, der den fruchtbaren, weichen Lehm auf das Delta Ägyptens geschaufelt hat, an der Arbeit.

Auf diesen endlosen Flächen des fruchtbarsten Bodens kann der Abfluß des Wassers nur durch Einsickerung erfolgen. Das tiefe Tal nimmt also nicht bloß das Wasser auf, welches von seinen Seiten niederströmt, sondern auch die unterirdischen Abflüsse, die an allen Teilen der Wände als Quellen hervorbrechen, die auflöslichen Erdteile hinunterspülen und den Boden fortwährend berauben. In der Regenzeit kommen täglich Erdrutsche vor; in Strömen fließt reicher Schlamm an den Wänden nieder, und da der Fluß unten zu einem Bergstrom anschwillt, so stürzen seine bröslichen Ufer ein und lösen sich auf. Der Atbara wird so dick wie eine Erbsensuppe, und sein schlammiges Wasser erfüllt noch heute die Pflicht, für die es von Jahrhundert zu Jahrhundert tätig gewesen ist. Sein arabischer Name Bahr el Aswat, schwarzer Fluß, ist ganz richtig. Er ist der schwarze Vater Ägyptens und führt seinem Sprößling noch heute die Nahrung zu, aus der das Delta ursprünglich entstanden ist."

Klima. Pflanzen- und Tierwelt.

Abessinien vereinigt die verschiedensten Klimate der Welt, von der südlichen Hitze bis zur nordischen Kälte. Die Samhara und Adalebene sind als unerträglich heiß verschrien, dagegen sinkt das Quecksilber im Thermometer in den Hochregionen gar nicht selten unter den Gefrierpunkt.

Im eigentlichen abessinischen Alpenlande unterscheiden die Eingeborenen drei Klimagürtel: die Kolla vom Tiefland bis zu etwa 1500 m Höhe, die Woina-Deka bis zu 3000 m und die Deka schlechtweg über diese Höhe hinaus. Ist das Klima in der unteren Region infolge der hier vorherrschenden sumpfigen Urwälder mehr oder weniger ungesund, so wird es im Hochlande als gesund und auch für Europäer durchaus zuträglich gerühmt.

Die „Kolla", die unterste Region, ist zumeist bedeckt von sumpfigen Urwäldern, in denen eine furchtbare Hitze herrscht und deren Durchdringung wegen der zahllosen giftigen Reptilien nicht ohne Gefahr zu ermöglichen ist. Steppenartige, dürre Striche sind selten. Diese Urwälder gleichen ganz denjenigen, welche wir schon in andern afrikanischen Tropenländern kennen gelernt haben; sie sind auch belebt von einer echt afrikanischen Tierwelt. Elefanten und Nashörner, Löwen, Panther, Leoparden, Hyänen, Schakale, auch Büffel finden sich häufig; Affen aller Art und Vögel in allen Formen und Farben bewohnen die Dickichte und steigen auch noch in die folgende Region empor.

Diese zweite Region „Woina-Deka", enthält die denkbar üppigsten Fruchtgebiete. Hier gedeihen außer allen subtropischen Getreidearten, Durra und Reis, Datteln, Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, vor allen Dingen Kaffee, der aber nur am Tanasee gebaut wird, in wunderbarer Fülle. In den lichten Hainen und auf den fetten Grasebenen tummeln sich Giraffen und Wildesel, sogar Zebras und Quaggas, doch sind auch Hyänen und Schakale außergewöhnlich zahlreich; Erdschweine und Schuppentiere, die den tropischen Ameisen und Termiten nachstellen, sowie riesige Fledermausarten, die zu Hunderten an den Bäumen hängen,

nicht zu vergessen. Der Name Woina-Deka bedeutet Weinhochland, von dem in früherer Zeit hier ausgedehnten Weinbau. Jetzt stehen nur noch die leeren Weinberge da und nichts deutet mehr auf die frühere Kultur hin.

Die dritte, höchste Region, „Deka", Hochland schlechtweg oder kaltes Land, wird mit Recht so genannt, weil hier des Nachts häufig ziemlich empfindliche Kälte herrscht. Dennoch gedeihen hier Rosen und Jasmin und als Charakterpflanze die schöne Gibarra, die fast an der Grenze des Schnees noch die Form der Palmen nachahmt. Aber auch unsere Getreidearten wachsen in üppigster Pracht, sogar noch bis zu 4000 m Höhe. Ebenso finden wir unsere Haustiere, Ziegen, Schafe und Rinder, oft halb wild, in großen Herden im Lande.



Abessinisches Felsenschloß.

Was könnte dieses Land sein, wenn der Mensch darin nicht seit Jahrhunderten in unablässiger Fehde gelebt, sondern sich der Kultur des Bodens gewidmet hätte. Vorzeiten muß das geschehen sein, denn alte Baureste finden sich über das ganze Land verstreut. Aber auch schon uralte Felsenschlösser, welche turmartig von schwer zugänglichen Felsenspitzen auf das Land herabschauen, erinnern daran, daß es mancher schon vor gar langer Zeit geraten fand, sich vor Überfällen in Sicherheit zu bringen und sich zur Verteidigung seines Lebens und Eigentums eine förmliche Citadelle zu erbauen. Derartige Felsenschlösser gibt es in Abessinien eine ganze Zahl, zum Teil liegen sie in Ruinen, zum Teil aber sind sie auch noch von der jetzigen Generation bewohnt.

Sehr treffend schreibt Theodor von Heuglin von Axum, der ehemaligen Hauptstadt der Landschaft Tigre: „Das Bild der alten Königsstadt ist überraschend schön, ein wahrer Wald von Wachholderbäumen, Cordien und ganz kolossalen Feigenbäumen, dazwischen Mauern, Obelisken, Zinnen, Kirchen, Strohdächer, Gärten mit Reben, Rohr und Bananen, eingerahmt von dem dunklen Hintergrunde von Basalthügeln. Doch ist Axums Pracht längst dahin, seine Königsburg zerfallen, Dutzende der Obelisken, Säulen und Stelen liegen zu Boden und unter Trümmern begraben; die Krönungskirche der Nachkommen Salomos und der Königin von Saba ist schon in der ersten Hälfte des 16.

Jahrhunderts durch den Adalfürsten Mohammed Granjeh dem Erdboden gleichgemacht worden."

Auch die Gelände der Bergzüge in den Landschaften Kaffa, Enarea und Gurage südlich vom abessinischen Hochlande sind mit herrlichen Waldungen bedeckt, an welche sich die wichtige Tatsache knüpft, daß hier der Kaffeebaum wild wächst. Da diese welthistorisch gewordene Pflanze hier sicherlich ihre ursprüngliche Heimat hat, von der Landschaft Kaffa ja auch den Namen erhalten haben soll, so müssen wir einen Augenblick dabei verweilen.

Es sei zunächst bemerkt, daß von den gegen dreißig Arten dieses für die ganze Welt wichtigen und gegenwärtig in allen tropischen Ländern kultivierten Pflanzengeschlechts nur zwei für den Anbau in Betracht kommen: der in der Negerrepublik Liberia wild vorkommende „liberische" Kaffee, welcher sich zum Anbau in den Niederungen eignet, und der in den Bergländern des südlichen Abessiniens einheimische, für höher gelegene Gegenden geeignete „arabische" Kaffee, so genannt, weil man früher glaubte, er stamme aus Arabien. Die Araber haben ja auch mancherlei Sagen erfunden, um ihrem Lande den Ruhm, die Heimat des Kaffees zu sein, zu sichern.

Die früheste Nachricht, die man vom Kaffee hat, stammt allerdings von einem arabischen Schriftsteller aus dem 9. Jahrhundert der arabischen Zeitrechnung (Hedschra), also aus dem 15. Jahrhundert nach unserer Zeitzählung, und dessen arabisches Manuskript wird in der Bibliothek von Paris aufbewahrt. Aber schon dieser älteste Kaffeechronist bezeugt klar und deutlich, daß Arabien nicht die eigentliche Heimat des Kaffees ist. Der französische Orientalist Sylvestre de Sacy teilt in seiner arabischen Chrestomathie Bruchstücke aus diesem Manuskripte mit. Danach lernte ein Mufti aus der Hafenstadt Aden, namens Gemal Eddin, auf einer Reise nach Ajam, d. i. die Westküste des Roten Meeres, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, dort den Gebrauch und die vorteilhaften Eigenschaften des Kaffees kennen. Er brachte die Pflanze mit in seine Heimat und versuchte sie anzupflanzen, und siehe da, sie gedieh in Arabien vortrefflich. Das geschah um die Mitte des 9. Jahrhunderts der Hedschra (1450).

Jenes arabische Manuskript in Paris, welches von dem Araber Schehabeddin herrührt, stammt aus demselben Jahrhundert, der Verfasser war also noch ein Zeitgenosse des Mufti Gemal Eddin, kannte also diese Vorgänge sicherlich ganz genau. Er berichtet, daß Eddin 1459 starb und es noch erlebte, daß Aden die Blüte seines Handels dem starken Anbau des Kaffees, der dort seinen Hauptstapelplatz hatte, verdankte. Noch heute wünscht jeder Araber, wenn er seinen Kaffee trinkt, dem Gemal Eddin das Paradies für die Einführung des Kaffeebaues.

Von Aden aus trat der Kaffee seine Weltreise an, das Küstenstädtchen Mokka (Mocha) im glücklichen Arabien wurde weltberühmt als Erzeugerin der besten Kaffeesorte, und Abessinien, die Heimat des kostbaren Baumes, geriet darüber völlig in Vergessenheit.

Gegenwärtig wird der Kaffee überall in den Tropen gebaut, ohne Ausnahme betrachten ihn alle europäischen Kolonien als eins der wertvollsten Produkte für den Handel. Von welch hoher Bedeutung der Kaffee für die Menschheit in dem

verhältnismäßig kurzen Zeitraume von noch nicht fünfhundert Jahren geworden ist, erhellt aus der Berechnung, welche das Bulletin commercial des Moniteur universel in Paris für das Jahr vom 1. Juli 1900 bis 31. Juni 1901 angestellt hat. Danach belief sich die Kaffee-Erzeugung auf nicht weniger als 15 640 000 Sack, den Sack zu 60 kg gerechnet gleich 927 600 000 kg, im Durchschnittswerte von 800 bis 850 Millionen Mark.

Zur Geschichte Abessiniens.

Abessinien ist ein uraltes Land, das seine älteste Kultur wohl aus Ägypten erhielt. Schon aus dem 7. Jahrhundert vor Chr. Geb. wird berichtet, daß die Begünstigungen, welche der Pharao Psammetich I. von Ägypten den Griechen zu teil werden ließ, eine so große Unzufriedenheit bei den eingeborenen ägyptischen Truppen erregte, daß ein großer Teil derselben, da sie keinen Aufstand wagten, nach Äthopien auswanderte. So berichtet Herodot, und er gibt die Zahl der Auswanderer auf 240 000 an.

Unter „Äthiopien“ verstand man die Länder südlich von Ägypten, vom Nil bis zum arabischen Meer, also Nubien und Abessinien. Nach Herodot sollen die Ankömmlinge dort mit Freuden aufgenommen worden sein und der König von Äthiopien ihnen freie Hand gelassen haben, so viel Land von seinen Feinden zu erobern, als sie gebrauchten.

Im übrigen ist die alte Geschichte Abessiniens völlig dunkel. Man weiß nur, daß sich im 3. Jahrhundert vor Chr. Geb. griechische Kolonisten in Adulis ansiedelten und die Kunde von der Existenz eines Reiches Abessinien nun auch im Abendlande bekannt wurde. Etwa um das Jahr 330 nach Chr. Geb. fand das Christentum Eingang in Abessinien und zwar von Alexandrien her und bewirkte einen noch engeren Verkehr mit griechischer Bildung.

Als Verkünder der christlichen Lehre wird Frumentius genannt, der mit einem Gefährten Ädesius auf einer Reise gefangen wurde und als Sklave an den Hof des Königs in dessen Hauptstadt Axum kam, hier sich aber gar bald ein solch Ansehen zu verschaffen wußte, daß er die Bekehrung des Volkes zu unternehmen wagen konnte. Da dies Unternehmen von nicht unbedeutendem Erfolge begleitet war, so wurde Frumentius von dem Patriarchen von Alexandrien zum Bischof von Axum geweiht, und daraus wurde später das Gesetz, daß erst diese Weihe durch den Patriarchen dem jedesmaligen Haupt der abessinischen Kirche, dem Abuma, die volle Anerkennung geben konnte. Es wurde ihm auch der Titel eines Patriarchen von Abessinien verliehen, aber er blieb dem von Alexandrien als seinem Oberhaupte untergeordnet. Erst mit dem 5. Jahrhundert breitete sich aber das Christentum in Abessinien weiter aus und zwar durch Mönche aus Ägypten, welche nun auch das heute noch in Abessinien vorhandene Mönchswesen mitbrachten.

An der Spitze des Reiches stand eine Herrscherfamilie, als deren Ahnherrn sie selbst und auch die Abessinier einen Sohn des Königs Salomo von Juda und

der Königin von Saba, von deren Besuch bei Salomo in Jerusalem ja auch in der Bibel erzählt wird, betrachteten. Durch diese Sage hatte diese Familie gewissermaßen die religiöse Weihe erhalten, wodurch ausgedrückt wurde, daß die Würde des „Negus Negesti“, d. i. König der Könige oder Kaiser, unwandelbar unter ihren Nachkommen forterben sollte.

Die Macht des Negus war unumschränkt, nur die religiösen Grundordnungen des Reiches durfte er nicht antasten. Er war im Grunde Eigentümer des ganzen Landes, konnte nach Willkür Grund und Boden einziehen und vergeben, nur der Besitz der Kirchen und Klöster war vor dieser Willkür gesichert. Jede Provinz hatte ihm bestimmte Abgaben an Gold, Pferden, Herden, Getreide und andern Produkten zu leisten; das waren die Einkünfte des Negus.



Negus Negesti von Abessinien.

Das ist so ziemlich alles, was man von der alten Geschichte Abessiniens weiß. Es sind zwar Listen von einer Reihe dieser Herrscher vorhanden, deren Zuverlässigkeit ist jedoch nicht größer als die erwähnte Sage der Abstammung vom Könige Salomo. Man erfuhr um so weniger, als Abessinien durch das Hereinbrechen des Islam in Nordafrika von Ägypten ganz und gar abgeschnitten wurde und auch in der Folge völlig isoliert blieb. Das war dann wieder der Grund, daß das ehemalige rührige christliche Leben mehr und mehr verschwand und nur ein Volk vorhanden war, welches in christlicher Form zum Teil in krassen Aberglauben versunken war.

Erst mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts begann sich das Dunkel, welches über Abessinien lag, zu heben.

Im Abendlande wußte man nicht mehr als gerüchtweise, daß irgendwo im Orient ein christliches Reich existiere. Diese Gerüchte hatten mit der Zeit die Gestalt von einem Priesterkönig Johannes angenommen, eine Sage, die sich das ganze Mittelalter hindurch hartnäckig erhielt. Man hatte dieses Priesterkönigreich ursprünglich in Asien vermutet, aber die Reisen des Marco Polo hatten erwiesen, daß dort ein solches nirgends vorhanden sei. Dann hatte man es nach

Abessinien verlegt, und der fabelhafte Priesterkönig Johannes wurde als ein unversöhnlicher Feind der Mohammedaner angenommen. Die Auffindung dieses Reiches und mit dessen Herrscher in Verbindung zu treten, war ja auch einer der Gründe gewesen, die Heinrich den Seefahrer fortgesetzt zu den von ihm ausgesandten Entdeckungsfahrten anspornten.

Nun kamen die Portugiesen schließlich wirklich nach Abessinien und fanden in der Tat ein christliches Reich, aber mit dessen Christentum sah es gar übel aus, und ein Priesterkönig war überhaupt nicht vorhanden, sondern nur ein Herrscher, wie sie sie überall vorfanden. Sie kamen jedoch eben zur rechten Zeit, denn gerade damals wurde Abessinien von den Mohammedanern, die sich in der Adalebene festgesetzt und ein eigenes Reich gegründet hatten, hart bedrängt. Der Adalsultan Achmed Granje eroberte eine Provinz nach der andern, so daß der Negus Socinius oder Susneus (1607—1632) schon hatte flüchtig werden müssen und sich verborgen halten mußte. Die Portugiesen landeten 450 Musketiere und einige Geschütze, und mit ihrer Hilfe gelang es, die Moslems zurück zu drängen und das Land von ihnen zu säubern.

Diese nachdrücklichen Dienste ergaben naturgemäß ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Abessinien und Portugiesen, und die letzteren gingen nun mit allen Kräften daran, das verwilderte christliche Volk für die römische Kirche zu erobern. Der Negus nahm sich dieser Bestrebungen an, ließ einen römischen Patriarchen einsetzen und suchte sogar die alte einheimische Religion zu unterdrücken. Das aber wurde ihm verhängnisvoll. Es brach ein allgemeiner Sturm gegen ihn los, die Ras (Statthalter) stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen und zwangen den Negus und, da dieser darüber hinstarb, seinen Nachfolger, teils zur Bewilligung der weitgehendsten Freiheiten, teils machten sie sich ganz unabhängig. Die bisherige Macht des Kaisers von Abessinien schmolz zu einem Schatten zusammen.

Der Norden des Reiches, die Statthalterschaft Tigre, sowie der Südosten, die Landschaft Schoa, waren verloren und selbständige Reiche geworden. Andere Landesteile hatten die kriegerischen Gallastämme, welche diese Verwirrungen zu Einfällen in das Land benutzt hatten, an sich gerissen. Der Negus mußte sich fortan mit der mittleren Landschaft Amhara begnügen. Ihm und allen seinen Nachfolgern fehlte die Kraft, den eingerissenen Wirren zu steuern, und diese sind denn auch nie wieder zur Ruhe gekommen. Zwei Jahrhunderte lang stand einer der Teilfürsten gegen den andern, jeder war bemüht, den andern zu unterdrücken und die Oberhoheit auch über den Negus zu gewinnen.

Eine unerwartete Änderung trat erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein. Kasa, ein junger Mann von niederem Herkommen, zeichnete sich in den Fehden des Negus mit Tigre und Schoa durch seine Tapferkeit aus, so daß der Fürst Ali von Amhara in ihm eine kräftige Stütze erblicken zu müssen meinte und, um ihn ganz an sich zu fesseln, ihn sogar zu seinem Tochtermann machte. Kraftvoll, aber auch im höchsten Maße rücksichtslos, hatte nun Kasa nichts eiligeres zu tun, als sich zum Statthalter eines der Bezirke von Amhara aufzuwerfen. Ali zog gegen ihn zu Felde, wurde aber 1853 so gründlich geschlagen, daß er landflüchtig werden mußte, und so usurpierte Kasa nunmehr ganz Amhara.

Eine alte Sage, nach welcher einst ein König Theodor aufstehen und Abessinien groß und glücklich machen würde, schlau benutzend, nahm er den Namen Theodoros an, verstand es, als solcher das Heer zu begeistern und die Geistlichkeit für sich zu gewinnen und überzog nacheinander Tigre und Schoa mit Krieg. Er blieb Sieger nach allen Seiten und hatte im Laufe von drei Jahren somit das ganze ehemalige Negusreich Abessinien wieder unter eine Hand gebracht. In der uralten Hauptstadt Axum, die trotz der Verlegung der Residenz nach Gondar am Tanasee immer die Krönungsstadt geblieben war, ließ er sich zum Negus Negesti krönen, von hier aus seine Herrschaft fühlbar machend.



Gefängnis des Konsuls Cameron in Magdala.

Nun fingen auch die europäischen Mächte an, auf Abessinien aufmerksamer zu werden als bisher, und glaubten, mit ihm rechnen zu müssen. Aber im Besitze der Macht trat die wilde Natur des Abessiniers in Theodoros immer mehr hervor; mehr und mehr zeigte er sich als rücksichtsloser, gewalttätiger Tyrann, der keinerlei Zwang für seine Person gelten ließ, als ein Despot im schlimmsten Sinne des Wortes. Es begann allerorts im Lande zu gären, und es entstand ein Aufstand nach dem andern, die der Negus allerdings mit der größten Grausamkeit niederschlug, wodurch die Gärung aber auch immer größere Ausdehnung gewann, so daß er ihrer nur mit der äußersten Anstrengung Herr zu werden vermochte.

Infolgedessen begannen auch die Ägypter sich gegen ihn zu rühren. Sie besetzten Massaua am Roten Meer, belästigten das Land in mannigfachster Weise und verlangten endlich nichts weniger als die Oberhoheit über Abessinien. Da

meinte Theodoros sich an die europäischen Mächte anschließen zu müssen und eine oder die andere als Bundesgenossen gegen die Ägypter zu gewinnen. Frankreich lehnte jedoch höflich ab, und England antwortete zunächst gar nicht. Und als er dann auf ein zweites Schreiben eine gleichfalls ablehnende Antwort von dem damaligen englischen Premier Lord Russell und nicht persönlich von der Königin Viktoria erhielt, geriet er in eine grenzenlose Wut, denn er, der allmächtige Negus von Abessinien, glaubte darin eine unverzeihliche Mißachtung seiner Person und seiner hohen Würde zu erblicken, für die er weitgehendste Genugtuung verlangen zu müssen meinte. Um diese zu erzwingen, ließ er eine Anzahl englischer Missionare, denen er ohnehin nicht hold war, sowie auch andere Europäer fangen und in der für uneinnehmbar gehaltenen Bergfeste Magdala in Ketten legen, und den englischen Konsul Cameron dazu.

Daß er damit den Zweck einer Genugtuung in seinem Sinne nicht erreichte, ist selbstverständlich, und des Negus blinde Leidenschaft steigerte sich nur um so mehr, als jetzt auch mehrere Provinzen wieder gegen ihn aufsässig wurden, da es im Lande ruchbar geworden war, daß Theodor auf ein Bündnis mit einer europäischen Macht nicht rechnen dürfe. Alle Bemühungen Englands, die Gefangenen auf dem Wege gütlicher Unterhandlungen zu befreien, waren erfolglos, und so blieb denn nichts anderes übrig, als 1867 den Krieg gegen den Despoten zu beschließen.

In Bombay, dem am bequemsten gelegenen englischen Hafenort in Vorderindien, wurde das Expeditionsheer ausgerüstet. Es bestand aus viertausend Engländern und achttausend Indern, dazu einer reichlichen Artillerie, die mit neuen Gebirgsbatterien versehen wurde; für den Transport in den schwierigen abessinischen Alpen wurden zwölftausend Maultiere und zwanzig Elefanten mit eingeschifft. Den Oberbefehl führte Sir Robert Napier, der sich schon in Indien und in China als ein umsichtiger und energischer Heerführer bewährt hatte, und an das Heer schloß sich eine ganze Zahl von europäischen Gelehrten an, die unter dessen Schutze in Abessinien Forschungen anzustellen beabsichtigten.

Im Oktober 1867 landete das Heer im Hafen von Zulla an der Westküste der Anneslevbai, und Anfang Januar 1868 konnten die Operationen ihren Anfang nehmen. Die zu überwindenden Schwierigkeiten waren beispiellos, nur der Marsch in die Alpen hinauf bis nach Senafe nahm allein einen ganzen Monat in Anspruch. Scheinbar unpassierbare Schluchten, Felswände, die nur auf Leitern erstiegen werden konnten, Pässe von mehr als 3000 m Höhe mußten überwunden werden, und erst am 3. April überschritt ein Teil des Heeres die 1100 m tiefe Schlucht von Beschilo, aus welcher sich die Felsmasse von Magdala 2800 m hoch erhebt.

Hierher hatte sich der Negus nicht ohne ernstliche Hindernisse durch ein großenteils aufständisches Land mit seinem auch wenig mehr zuverlässigen Heere zurückgezogen, denn hier glaubte er sich sicher geborgen. Als die Engländer wider Erwarten dennoch vor Magdala erschienen, griff er dieselben mit fünftausend Musketieren und tausend Speerträgern an. Während die sieben Kanonen Magdalas den Feind vergeblich zu treffen suchten, stürmten die Abessinier mutig den Abhang hinab, aber die Stahlkanonen der Engländer räumten so

fürchterlich unter ihnen auf, daß sie nach kurzer Zeit die Flucht ergriffen und nicht weniger als 800 Tote und 1500 Verwundete zurückließen.

Nach solcher beispiellosen Niederlage entfiel dem Negus der Mut, und er dachte jetzt nur noch an gütliche Vergleichung. Er sandte in das Lager der Engländer und ließ die Freilassung aller Gefangenen anbieten, wenn die Engländer ihm behülflich wären, sein rebellisches Land zum Gehorsam zurück zu zwingen. Sir Napier forderte dagegen die bedingungslose Übergabe von Magdala und ebenso bedingungslose Unterwerfung. Der Negus antwortete darauf zwar nicht, aber er sandte nun alle Gefangenen, sechzig an der Zahl, in das englische Lager. In seiner Hoffnung, dadurch nun günstige Bedingungen zu erlangen, sah er sich jedoch getäuscht, und als die Engländer nun endlich am 12. April, dem Ostermontag, zum Sturm schritten, durch den sie die für unüberwindlich gehaltene Feste binnen einer Viertelstunde gewannen, machte der Negus Theodor seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende.

Die Gattin und der Sohn Theodors fielen in die Hände der Sieger. Die erstere starb jedoch schon auf dem Rückmarsch des Heeres nach der Küste; der Sohn wurde zur Erziehung nach England geschickt. Von der Beute wurden die Krone Theodors, sein Siegel und viele reiche Staatsgewänder an die Königin Viktoria nach London gesandt.

Die Expedition war beendet. Nachdem das Felsenneſt zerstört und verbrannt worden, soviel als überhaupt zu vernichten war, trat das englische Heer seinen noch viel schwierigeren Rückmarsch nach der Küste an. Sehr treffend sagt ein Berichterstatter: „mit einer von niemand für wahrscheinlich gehaltenen Selbstlosigkeit und ohne die wahrlich verlockende Gelegenheit zu einer gerade in jener Zeit aus vielen Gründen so wünschenswerten Festsetzung der englischen Macht in Abessinien zu benutzen.“



Aufstieg der englischen Armee an den Felswänden in Abessinien.

Kaum hatte jedoch das englische Heer im Juni 1868 das Land verlassen, so brach unter den aufständischen Statthaltern der Provinzen der Streit um die Oberherrschaft aus, denn jeder wollte nun Negus Negesti von Abessinien werden. In diesem Streite blieb zunächst der Fürst von Amhara Sieger, der nun den Namen Johannes annahm und sich 1872 in Axum feierlich zum Negus Negesti krönen ließ. Auch im Volke fand er bald allgemeine Anerkennung, da man ihn in weiteren Kämpfen mit den Ägyptern, die ihre Absichten auf Abessinien keineswegs aufgegeben hatten, als den Beschützer der Christen gegen die Mohammedaner verehrte. In diesen Kämpfen fand der Negus eine energische Unterstützung durch den Fürsten Menelik von Schoa, den er bis dahin noch nicht zur Anerkennung seiner Oberhoheit gezwungen hatte. Menelik brachte den Ägyptern, die jetzt auch von Süden her durch die Somali- und Gallaländer mit großer Heeresmacht gegen Abessinien vorrückten, mehrere blutige Niederlagen bei, durch welche die Landschaften Kaffa, Enarea und Gurage gewonnen, dem abessinischen Reiche einverleibt und die Ägypter endlich zum Frieden gezwungen wurden.

Fast noch ernster gestaltete sich eine neue Verwicklung mit Italien. Im Jahre 1882 hatten sich die Italiener an der Küste des Roten Meeres festgesetzt, wo sie sich in gefahrdrohender Weise ausbreiteten, 1885 sogar das als Hafen so wichtige Massaua einnahmen und nun auch landeinwärts um sich griffen. Der Negus wollte sich Massaua natürlich nicht nehmen lassen, aber mitten in seinen Anstrengungen, diese Unternehmungen der Italiener zu vereiteln, wurde er abgerufen, denn der inzwischen ausgebrochene Mahdistenaufstand kam auch Abessinien näher und näher. Der Nachfolger des Mahdi, der Kalif Abdallah, brach endlich auch in Abessinien ein, und wie bisher überall, so blieb er auch hier Sieger: in der furchtbaren zweitägigen Schlacht bei Metammeh, März 1889, unterlag der Negus Johannes und büßte im Kampfe sein Leben ein.

Nun waren die Mahdisten zunächst zwar Herren des Landes bis ans Rote Meer, dies hinderte jedoch den tatkräftigen Menelik von Schoa nicht, sich nun zum Negus Negesti aufzuwerfen, und er schloß sogleich einen Vertrag mit den Italienern ab, nach welchem die Grenzen der italienischen Machtsphäre vereinbart wurden und Menelik sich verpflichtete, mit andern Staaten nur durch Vermittlung der italienischen Regierung zu verhandeln. Dies war eine tatsächliche Anerkennung des italienischen Protektorates über Abessinien.

Menelik dachte jedoch: Zeit gewonnen, alles gewonnen! und als die Mahdistengefahr, deren Verlauf und Ende in einem früheren Abschnitt geschildert worden ist, beseitigt war, fiel es ihm gar nicht ein, den Vertrag zu halten. Dies verwickelte ihn natürlich in einen Krieg mit den Italienern, die zunächst seine Heerführer 1895 in mehreren Gefechten zurückschlugen; als er aber nun selbst in den Kampf eingriff, gelang es ihm, den Italienern eine Position nach der andern zu entreißen und ihnen endlich bei Adua eine so empfindliche Niederlage zu bereiten, daß sie selbst den Frieden wünschten. Dieser kam in Addis Abeba, der Hauptstadt von Schoa, zustande, das italienische Protektorat wurde aufgehoben und die Unabhängigkeit Abessiniens anerkannt; 1900 wurden dann auch die Grenzen zwischen beiden endgültig bestimmt. — — —

Die alte Haupt-, Residenz- und Krönungsstadt war das vorstehend schon ge-

nannte Axum in Tigre. Später residierten die Negus Negesti in Gondar am Tanasee, nur Krönungsstadt blieb Axum nach wie vor. Als Menelik von Schoa sich zum Negus aufschwang, erklärte er seine bisherige Hauptstadt Addis Abeba auch für die Hauptstadt Abessiniens, doch hat er jüngst seine Residenz nach dem nahen Addis Alam verlegt. Die Krönung des Herrschers Menelik fand auch nicht in Axum, sondern in Antotto, ebenfalls nahe bei Abeba, statt.

Die Bevölkerung Abessiniens.

Abessinien ist das einzige Land in Afrika, dessen Bewohner auf dem Grunde christlicher Kultur stehen. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung standen sie auf der Höhe der damaligen Kultur; das Christentum, welches ununterbrochen von Ägypten den Nil hinauf bis hierher reichte, schuf einen stetigen Verkehr mit dem römischen Reiche. Doch seit das Volk von dem Abendlande durch die Fortschritte des Islam abgeschnitten ist, ging es in der Kultur zurück.

Die Bevölkerung Abessiniens ist verschiedenen Ursprungs, sie ist nach Werner Munzinger aus mehr als zwanzig Völkerschaften zusammengesetzt, die sich trotz zweitausend Jahren noch immer fremd gegenüber stehen, obwohl sie das Klima einander ähnlich gemacht und das Interesse dem Ausland gegenüber geeinigt hat. Fragt man einen Amhara oder Tigre oder Schoa nach seiner Landsmannschaft, so antwortet er sicher, daß er ein Abessinier sei, wie auch der österreichische Ägyptolog und afrikanische Sprachforscher Leo Reinisch bestätigt.

Wir haben bezüglich der Völker Abessiniens wohl zu unterscheiden zwischen den Bewohnern des Hochlandes, also des eigentlichen Abessiniens, und den angrenzenden östlichen und südlichen Landschaften. Die ersteren sind teils ursprüngliche hamitische, teils später dazu gekommene semitische Völker, beide Gruppen so nahe verwandt, daß man sie nicht mit Unrecht als hamito-semitische Völker bezeichnet hat. Über die Zeit ihrer Einwanderung, die sicher von Asien aus erfolgt ist, herrscht völliges Dunkel; seit uralter Zeit bekennen sie sich zum Christentum, das von Ägypten her zu ihnen gekommen ist.

Die Besetzung der östlichen und südlichen Grenzländer mit den darin lebenden Völkern ist neueren Ursprungs. Im Osten, zwischen dem Hochlande und dem Roten Meer, sind es die Danakil oder Adal, fanatische Mohammedaner, die wohl nicht vor dem 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung den afrikanischen Boden betreten haben. Sie unterwarfen die Ebene von der Wüste bis zum Gebirge, drängten die ursprünglichen Bewohner in das Hochland zurück und waren endlich sogar nahe daran, auch dieses in ihre Gewalt zu bekommen. Das alte Abessinien war im 16. Jahrhundert fast völlig zusammengebrochen und wurde nur durch das Eingreifen der Portugiesen gerettet. Diese Verwicklung benutzten dann die von Süden her vorgedrungenen Gallastämme, die nicht nur die südlichen Grenzländer besetzten, sondern auch ganze Teile des Hochlandes an sich rissen. —

Im Hochlande.

Den Grundstock der Bevölkerung des Hochlandes, des eigentlichen Abessiniens, bilden

Die Agau.

Ihre Einwanderung mag stattgefunden haben, lange bevor es in Ägypten einen Staat gab. Sie sind ein hamitisches Volk, welches in viele Stämme zerspalten durch das Land verteilt ist. Die eigentlichen Agau, der Hauptstamm, die als älteste Kolonie der Himjariten aus Arabien, Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, über die Meerenge herübergesetzt sein mögen, haben ihre Sitze vornehmlich in der Provinz Amhara. Ihre ursprüngliche Sprache, das hamitische Geez, ist nur noch Schrift- und heilige Kirchensprache; als lebende Sprache ist sie ausgestorben und wird vom Volke nicht mehr verstanden. Was im Amharischen und Tigrischen gesprochen wird, ist das Amharinja, zweifellos eine gänzlich veränderte Tochtersprache des ganz und gar ausgestorbenen alten Geez.



Abessinier.

Ebenfalls in Amhara sitzen die Agaustämme der Fighen, ausgezeichnete Elefantenjäger, wie die Woito, die gleichen Ruf als Nilpferdjäger haben, aber als äußerst beschränkte Menschen gelten, die außerdem verachtet sind, weil sie unterschiedslos alles Fleisch essen, was ihnen vorkommt. Die Provinz Lasta wird vornehmlich von dem Stamm der Tscheratz bewohnt, zwischen ihnen und Schoa sitzen die Huara, weiter nach Norden die Bilen, welche schon im Altertum bekannt waren und den alten Kulturvölkern als Troglodyten, Höhlenbewohner, galten.

Von den Agau verschieden, von vielen wohl mit Recht als Semiten betrachtet, sind die Amhara, denen auch der größte Teil der Bewohner der Provinz Tigre zugezählt werden darf.

Die Amhara.

Die Agau (Agaw) bilden die älteste Einwanderung, die später gekommenen Amhara haben sich dazwischen gelagert. Die natürliche Folge war eine Vermischung beider Völkergruppen, deren Grenzen dadurch mehr oder weniger verwischt worden sind, so daß man sie unter Umständen in der jetzigen Zeit nur schwer oder auch gar nicht mehr zu unterscheiden vermag.

Ohne Frage haben die Amhara einmal in Abessinien eine viel größere Verbreitung gehabt, als jetzt, wo sich die Gallastämme im Süden des Hochlandes seit dem 16. Jahrhundert festgesetzt haben, denn ihre Sprache, die bis dahin wohl nur ein Volksdialekt gewesen war, trat an die Stelle der mehr und mehr aussterbenden alten Geezsprache, und ist gegenwärtig die allgemeine Volkssprache in ganz Abessinien.



Abessinische Frau.

Beide Volksgruppen, die Agau sowohl wie die Amhara, teilen sich in eine große Anzahl von Volksstämmen ein, neben denen

Die Falascha

als besonderer Volksstamm zu unterscheiden sind. Der Name soll soviel wie „Verbannte" bedeuten. Manche rechnen sie zu den Agau, viele aber sehen sie als echte Juden an, die seinerzeit von den Assyrern oder Römern aus Palästina vertrieben sein sollen. In Wahrheit sind sie wohl „Leute, die zwar israelitische Gebräuche innehalten, aber mit nichten als Angehörige des auserwählten Volkes betrachtet werden dürfen", wie Hartmann sagt. Sie selbst rühmen sich, von den jüdischen Patriarchen abzustammen und Nachkommen eingewanderter Juden zu sein; in Wirklichkeit aber sind sie wohl Nachkommen einer vor uralter Zeit zum Judentum bekehrten einsässigen Bevölkerung.

Gerhard Rohlfs sagt von ihnen: „Juden sind sie unzweifelhaft, obwohl sie von den andern Juden der Welt sehr abweichen. Zwar fußen sie auf dem alten Testament und regeln ihr Leben nach den Geboten Mosis; aber sie glauben an kein Erscheinen des Messias; sie wissen nichts von der babylonischen Gefangenschaft, was schon für das Alter ihrer Religion spricht; sie haben keine Kenntnis von der Existenz des Talmud, sogar die hebräische Sprache ist ihnen unbekannt." Sie gestatteten Rohlfs keinen Eintritt in ihre Kirche zu Gondar, auch nicht in ihre Häuser, denn „sie würden sie sonst nicht wieder bewohnen können." Sie haben ihren eigenen Oberpriester und eine ganze Anzahl streng gehaltener männlicher und weiblicher Orden, was nicht weiter auffallen kann, da ja Mönchs- und Nonnenklöster in Abessinien zahlreich sind.

Die Falascha sind einmal mächtig gewesen, noch im Mittelalter hatten sie eigene Fürsten. Sogar ausgezeichnete Fürstinnen haben an der Spitze gestanden. Da weiß man von einer Falaschafürstin Judith, die als Führerin ihres Heeres den Tempel von Axum zerstörte, von einer andern, Sague von Lasta, die als Ahnherrin einer eigenen Dynastie verehrt wurde. Seit dem Sturz des Falaschareiches aber ist es mit der Bedeutung des Volkes vorbei, und sie leben zerstreut durch einen großen Teil von Abessinien.

Auch ihre Beschäftigung zeigt nichts von der sonstigen Stammgewohnheit der Juden, denn sie beteiligen sich in keiner Weise an dem Handel des Landes, sondern sind ausschließlich Ackerbauer und Handwerker. Die guten abessinischen Schmiedearbeiten, wie auch die weithin berühmten und sehr gesuchten Filigranarbeiten in Gold und Silber sind fast immer unter den Händen der Falascha hrvorgegangen.

Als Bewohner des Hochlandes und als besonderer Volksstamm sind endlich auch noch

Die Kamanten

zu nennen. Dieser Stamm hat seine Sitze in Amhara und Schoa, vorzugsweise in den Bergen um Gondar, am Tanasee herum. Er hält die Päſſe von Nubien nach Amhara besetzt und ist seiner eigenartigen Sprache sowohl, wie seinen uralten Sitten und auch dem Heidentume treu geblieben. Doch ist aber zu bemerken, daß dieses Heidentum der Kamanten, wie der Kardinal Massaja festgestellt hat, nur ein Gemisch von heidnischen, christlichen, jüdischen und mohammedanischen Elementen ist.

Es ist schon zu Anfang dieses Kapitels darauf aufmerksam gemacht worden, daß alle diese verschiedenartigen Volksstämme Abessiniens, so groß auch die Unterschiede sein mögen, sowohl durch das Klima, wie auch durch die eigenartige Natur des Landes einander ähnlich gemacht worden sind, wie auch das Interesse für das Land, gegenüber dem Auslande, sie mehr oder weniger geeinigt hat. Die folgende Charakteristik kann daher recht wohl auf alle Bewohner des abessinischen Alpenlandes bezogen werden.

Die Abessinier sind allgemein mittelgroß, mit hoher Brust, breiten Schultern und ausgeprägter Muskulatur. Die Nase ist gerade oder etwas, manchmal sogar

stark gebogen; die Lippen sind stets fleischig, die Augen groß und intelligent; das Haar ist schwarz, nicht grob, aber gekräuselt, der Bartwuchs schwach. Die Hautfarbe ist vielen individuellen Schwankungen unterworfen; man hat Kinder eines Vaters mit roter, olivengelber, brauner und schwarzer Hautfarbe gesehen. Die Weiber haben im allgemeinen einen helleren Teint, der das Erröten erkennen läßt. —

Die Kleidung besteht in engen, bis über das Knie reichenden Hosen; um den Leib schlägt man eine faltige Binde aus rotem oder weißem Stoff; der Oberkörper bleibt entweder entblößt oder man bedeckt ihn mit einem kurzärmeligen Baumwollenhemde. Hierüber kommt dann noch die „Spama“, eine weiße, baumwollene Toga. Die Weiber tragen ein langes Hemd, das um die Hüften mit einem Gürtel zusammengehalten wird, und außerdem die Toga. Fußbekleidung ist nicht üblich, wohl aber der Gebrauch von Sonnenschirmen aus Baumwolle oder aus Seide.



Samara, Debra Tabor.

Das Haar tragen die Männer entweder lang ohne weitere Ordnung, oder sie binden es in drei hervorstehende Knollen zusammen. Krieger flechten es in Zöpfe. Geistliche scheren den Kopf glatt und bedecken ihn mit einem Turban von weißer, gelber oder roter Farbe. Die Weiber scheiteln das Haar in der Mitte und flechten es in Zöpfe, auch wird das an und für sich schon starke Haar noch mit künstlichen Locken bereichert. Als Schmuck dienen den Frauen metallene Ohr=

gehänge, silberne Halsketten, Schnüre mit Glasperlen; um die Handgelenke und Fußknöchel tragen sie Metallringe.

Die Wohnungen sind meistenteils kleine, wenig saubere Strohhütten, umgeben von einer hohen Dorneneinzäunung. Die Behausungen der Vornehmen aber bestehen nach Heuglin aus niedrigen, turmähnlichen, zwei Stockwerk hohen Gebäuden aus Stein. Der untere Stock des Hauses wird nicht bewohnt, sondern dient als Magazin; im oberen Stock, wohin eine steinerne Treppe führt, befindet sich ein größeres Zimmer, zu beiden Seiten desselben je eine Kammer. Die Küchen, sowie die Wohnräume für die Dienerschaft sind in Nebengebäuden untergebracht.

Von dem sittlichen Leben des Volkes ist nicht eben viel zu rühmen. Bei Heiraten wird von den Eltern des Mädchens bisweilen um den Kaufpreis gehandelt und die Ehe meistenteils ohne Trauung geschlossen. Es sollen auch Kinderehen vorkommen. Das Band der Ehe ist leicht wieder lösbar, und der Wiederverheiratung der Getrennten steht nichts im Wege. Wie es mit dem Christentum bestellt ist, zeigt sich am besten darin, daß auch Vielweiberei geduldet wird, freilich nur bei reichen Leuten, da jede Frau ihren eigenen Haushalt haben muß. Von eigentlicher Erziehung der Kinder ist nicht viel die Rede; Schulen sind selten.

Die Abessinier haben auch eine Literatur, freilich nur religiösen Inhaltes. Daneben besteht nur noch eine im Chronikenstil gehaltene Geschichte, die ständig fortgesetzt wird. Übrigens sind sie, wie Munzinger berichtet, sehr wißbegierig. Sie lesen gern, wenn ihnen nur Lektüre geboten wird, lernen mit unerhörter Leichtigkeit, und bewundernswürdig ist ihre Beharrlichkeit, mit der sie ein ganzes Leben hindurch an einem Zweck fortarbeiten.

Das Volk betreibt vorzugsweise den Ackerbau. Die Industrie, hauptsächlich in den Händen der Falascha, ist nur in Schmiedearbeiten hervorragend, berühmt aber in Bezug auf die Goldschmiedekunst. In Filigranarbeiten leisten die Abessinier Vorzügliches. Die Mannigfaltigkeit der Blumen, Arabesken, Rosetten, Schnörkelchen u. dergl., welche sie in Gold und Silber herzustellen verstehen, nennt Rohlfs wahrhaft bewunderungswürdig. Die Phantasie der abessinischen Goldschmiede kennt keine Grenzen. Es gibt keine Haarnadel, keinen Halsschmuck, kein Armband, keinen mit Filigran geschmückten Schild, welche ein genaues Vorbild hätten. Überall herrscht Originalität und Verschiedenheit, nirgends Gleichartigkeit der Ausführung.

Der Handel hat infolge der Unsicherheit des Landes sehr abgenommen, aber an Krämergeist stehen die Abessinier den Phöniziern und Arabern nicht nach. In den größeren Städten werden förmliche Messen abgehalten. Auf dem Markt von Adua, der Hauptstadt von Tigre, ist alles nach den Gegenständen auf bestimmte Gassen verteilt.

Ähnlich wie in Adua, welches an die Stelle des alten Axum als Hauptstadt von Tigre getreten ist, macht sich der Handelsgeist der Abessinier auch in den andern größeren Städten bemerkbar.

Schon in dem vorstehenden geschichtlichen Abriß ist darauf hingewiesen worden, daß unter den größeren Städten, die sämtlich auch in größerer, manch-

mal sogar in recht bedeutender Höhe liegen, wie z. B. Moncover, die Hauptstadt der Provinz Gotscham, in 2400 m, der Rang als Hauptstadt des ganzen Reiches mannigfach gewechselt hat. Die älteste Haupt- und Residenzstadt des Negus war Axum in Tigre, das schon im 16. Jahrhundert von den fanatischen Mohammedanern aus Adal, die, nachdem sie die östliche Ebene von der Küste her eingenommen hatten, nun auch das Hochland zu erobern im Begriff standen, unter Führung des überaus wilden Achmed Granje ziemlich gründlich zerstört wurde.



Musizierender Abessinier.

Nachdem dessen Usurpation mit Hilfe der Portugiesen abgeschüttelt worden war, siedelte der Negus zu Anfang des 17. Jahrhunderts nach dem Mittelpunkte des Reiches, dem Tanasee über, in dessen Nähe, etwa 40 km von dem nördlichen Ufer entfernt, er eine neue Stadt gründete, Gondar, wo ihm die Portugiesen ein Königshaus erbauten, welches mit seinen Türmen und Kuppeln als das bedeutendste alte Baudenkmal in Abessinien gilt.

Gondar entwickelte sich rasch, auch zur bedeutendsten Handelsstadt des Reiches, denn von hier gingen drei Karawanenstraßen nach den Nilländern aus, und diese Bedeutung hat die Stadt auch über zwei Jahrhunderte lang behauptet,

trotzdem, daß inzwischen Abessinien in Teilreiche zerfallen und der Negus nur noch ein Schattenkaiser und nicht mehr als höchstens ein Teilfürst von Amhara war. Seinen Glanz büßte Gondar erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein und zwar durch die ununterbrochenen Kämpfe, welche der nachmalige Kaiser Theodoros um die Alleinherrschaft in Abessinien mit seinem Schwiegervater, dem letzten Teilfürsten von Amhara, führte.

Gänzlich aber sank Gondar, als nach Theodors Untergange der Negus Johannes dadurch die Volkstümlichkeit zu gewinnen suchte und auch wirklich gewann, daß er sich als Verteidiger des Christentums gegen die Mohammedaner aufwarf und diese in jeder Weise bedrückte. Der Handel hatte aber fast ausschließlich in den Händen mohammedanischer Kaufleute gelegen. Nun verließen deren viele Stadt und Land, und Gondar verödete rasch, so daß auch endlich der Negus selbst sich darin nicht mehr wohl fühlte und mit seinem Hoflager nach dem östlich vom Tanasee gelegenen Samara oder Debra Tabor übersiedelte, das er mit einer hohen Mauer umgab, deren Eingänge ständig von einer Kriegerschar bewacht wurde.

Durch die Mahdisten brach eine neue Zerstörungsflut über Abessinien und auch über Gondar herein, so daß gegenwärtig ihre engen, schmutzigen, von zahlreichen Trümmern in blühenden Gebüsch- und Baumpartien unterbrochenen Gassen keine Ahnung mehr von der ehemaligen Bedeutung der Stadt aufkommen lassen.

Mit dem energischen Menelik von Schoa, der nach des Negus Johannes Tode das gesamte Reich zum drittenmal geeinigt und ein überraschendes Wiedererwachen Abessiniens herbeigeführt hat, scheint auch für Gondar eine neue Zeit erblühen zu wollen, denn es hat neben der Wiederaufnahme jener alten Verbindungen mit den Nilländern auch schon ein Verkehr mit Massaua und Suakin am Roten Meer begonnen, auf welchem neuen Handelswege Adua, die jetzige Hauptstadt von Tigre, eine wichtige Station geworden ist.

Daß Menelik ganz das Zeug zum Regenten eines solchen Staates hat, das hat er bereits bewiesen, denn er hat nicht nur das zerstückelte Abessinien mit kraftvoller Hand wieder zusammengefaßt, sondern es auch dahin gebracht, daß Italien, Frankreich und sogar England ihre Ansprüche an früher zu Abessinien gehörende Landgebiete am Roten Meer sehr bedeutend eingeschränkt haben.

Menelik hat auch seine Ansprüche an die südlichen Landschaften, die abessinische Äquatorialprovinz, welche bis über den Rudolfsee hinausreichen soll, vorläufig durchgesetzt, und angesichts des Heeres, das der tatkräftige Mann geschaffen und zum großen Teil auch schon mit modernen Waffen versehen hat, läßt sich wohl annehmen, daß er sie auch behaupten wird. Ob er bereits laut gewordene Ansprüche an den westlich vom Hochlande gelegenen Teil der Nilländer bis zum Weißen Nil wird realisieren können, ist eine andere Frage, denn da hat er es nicht mehr mit Ägypten, sondern mit den Engländern zu tun, und England hat schon bewiesen, daß es gelegentlich auch eine Expedition in die unwegsamsten abessinischen Alpen nicht scheut. Wie sich die Verhältnisse in Abessinien weiter entwickeln werden, das muß die Zukunft lehren. — — —

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu dem abessinischen Gesamtvolke zurück.

Das Volk teilt sich in die Klassen der Adeligen und Gemeinen. Den hohen Adel bilden der Herrscher, die Statthalter, die Kirchenfürsten, die hohen Offiziere und hohen Beamten; der niedere Adel wird durch die niederen Offiziere und niederen Beamten vertreten. Der Adel ist zwar erblich, doch kann jedermann aus dem Volke je nach Verdienst in die höheren Klassen eingereiht werden.

Die Hauptnahrung der Abessinier ist Brondu oder rohes Fleisch, namentlich vom Rind, das mit einer scharfen Brühe des roten Pfeffers genossen wird; ferner ein saures Brot, aus Gerste, Weizen, Sorghum oder Bohnen gebacken. Als Getränk dient ein aus Sorghumhirse oder Honig bereitetes Bier. Musik ist sehr beliebt. Als zu Ehren Rohlfs ein Konzert gegeben wurde, spielten fünf Musikanten auf größeren und kleineren Instrumenten. Daß da von Melodie, geschweige von Harmonie nicht die Rede war, läßt sich denken.



Ein abessinischer Priester.

Die herrschende Religion ist das koptische Christentum, das aber für den größten Teil des Volkes nur rein äußerlicher Name geworden ist und vielfach mit jüdischen Gebräuchen vermischt wird.

An der Spitze der abessinischen Kirche steht der Abuna, der Landesbischof, welcher vom koptischen Patriarchen in Alexandrien, jetzt in Kairo, geweiht wird. Dieser allein hat das Recht, den Kaiser zu salben und den Bannfluch über jemand zu verhängen. Nach ihm steht der Eischege, der Beichtiger des Herrschers, zugleich der oberste Bischof für die Zeit, in welcher der Abuna fehlt. Er leitet auch das große und allgemein bekannte abessinische Mönchswesen.

Sehr groß ist die Zahl der niedrigen Geistlichen, die Heuglin auf zwölftausend schätzt, doch hat er nach Rohlfs damit viel zu niedrig gegriffen. Diese vollziehen die kirchlichen Funktionen, sind aber auch nicht selten Meister der Kalligraphie und stellen auf Pergament geschriebene Prachtwerke mit schön ausgemalten Anfangsbuchstaben her. Auch malen sie alle Bilder, kleinere, wo Bibelsprüche mit szenischen Darstellungen wechseln, und auch große Kirchenbilder.

Nicht geringer ist die Zahl der Klostergeistlichen und Nonnen. Allein in der Landschaft Noldeba leben an tausend Mönche in nur siebzehn Gemeinden und in einer achtzehnten dreißig Nonnen. Weder Mönche, noch Nonnen wohnen aber in größeren Gebäuden zusammen, sondern je einer oder eine allein für sich in einer kleineren Hütte. Die Mönche leben von den Einkünften des Bodens oder vom Betteln, die Nonnen vom Gartenbau und vom Verkauf von verfertigten Kleidungsstücken und Stickereien.

Kirchen sind in sehr großer Zahl vorhanden. Eigentümlich für Abessinien sind die in Fels gehauenen Kirchen, die in Bezug auf Ebenmaß und Schönheit gar manche viel berühmteren Bauten ähnlicher Art weit übertreffen. Manche der neueren Kirchen sind stattliche Bauten, andere sind Rundbauten mit kegelförmigem Dach. Die in den Kirchen befindlichen Bilder sind roh. Jede Kirche hat auch eine Büchersammlung, die Psalmen Davids oder andere biblische Abschnitte und Legenden.

Es läßt sich verstehen, daß unter dem Volke Aberglaube aller Art üppig wuchert. Der Amhara öffnet, wie der italienische Reisende Boselli versichert, nach Sonnenuntergang die Tür seiner Wohnung nur im äußersten Notfall. Merkwürdigerweise erfreuen sich hier die sonst überall mit tiefster Verachtung betrachteten Hyänen großen Vertrauens. In ein Haus, wo eine Hyäne haust, schlägt der Blitz niemals ein, und das getrocknete und geriebene Fleisch des Tieres besitzt eine wunderbare Wirkung insofern, als es den Genießenden mit dem, der ihm dasselbe zu essen gab, unzertrennlich verbindet.

In den Grenzprovinzen.

Das östliche Randgebirge des abessinischen Alpenlandes streicht genau auf dem 40. Längengrade vom 15. Breitengrade im Norden bis zum 9. Grade im Süden und fällt durchweg schroff nach Osten ab. Da die Küste des Roten Meeres aber nicht ebenso von Norden nach Süden, sondern südöstlich verläuft, so entsteht ein dreieckiges Küstenland, dessen Spitze im Norden und dessen breite Grundlinie im Süden liegt.

Dieses Küstendreieck ist eine wasser- und pflanzenarme Ebene, die nur hier und da von oasenartigen Strichen unterbrochen wird. In ihrem nördlichen Teile, wo der felsige und steinige Boden überwiegt, wird diese Ebene Samhara, im mehr sandigen Süden Adal genannt.

Nur ganz im Süden, über den 10. Breitengrad hinaus, erhebt sich dies Gebiet zu Gebirgszügen, die von dem Südende des abessinischen Hochlandes unter den Namen Gugu, Itu, Ahmad und Kondela wie ein mächtiger Querriegel in nordöstlicher Richtung bis fast zum Roten Meer hinstreichen, sich im Abdulberge sogar bis über 3000 m Höhe erheben und das Wüstendreieck von einem südlich daran sich schließenden Hochlande trennen, welches als die südöstlichste Provinz von Abessinien die Landschaft Harrar oder Härrär umfaßt.

Diese Provinz ist für Abessinien von ganz besonderer Wichtigkeit geworden, denn obwohl dieselbe durch Französisch- und Englisch-Somaliland vom arabischen

Meerbusen abgeschnitten ist, so geht doch der ganze abessinische Außenhandel durch Harrar, und die gleichnamige Hauptstadt am Fuße des Abdul ist mit der französischen Tetschurabai und deren bedeutendstem Hafen Dschibuti bereits durch eine Eisenbahn verbunden, die von dem Knotenpunkt Addis Harrar später nach Addis Abeba in Schoa direkt durchgebaut, also bis dahin verlängert werden soll.



Ein vornehmer Abessinier.

Die Gewässer, welche in dem Wüstendreieck angetroffen werden, tragen ganz den Charakter von Wüsten- und Steppenflüssen: der Erevti, Golima, Ala, Herali, Hullo, Galladschab u. a. enden in der Wüste, in Sümpfen oder in kleinen Seen, und selbst der wasserreiche Hawasch, welcher die Grenze gegen das abessinische Hochland bildet und dort durch ein breites, fruchtbares Tal fließt, erreicht das Meer doch nicht, sondern findet ebenfalls in der Adalwüste sein Ende.

Trotz dieses Wüstencharakters wird das Dreieck doch von zahlreichen Stämmen eines Volkes bewohnt, welches früher, besonders im 16. Jahrhundert, hier ein großes Reich bildete, als Eroberer auftrat und sich dem abessinischen Reiche furchtbar gemacht hat. Dieses Wüstenvolk sind

Die Danakil.

Mit diesem Namen werden die Bewohner von allen Arabern an der Küste des Roten Meeres bezeichnet; sie selbst nennen sich Afar, weiter im Süden werden sie Adal, Adel oder auch Adaljel genannt. Es sind mittelgroße, hagere, aber wohlgebaute Menschen mit gebogener Nase, fleischigen, oft aufgeworfenen Lippen und krausen Haaren, die von der Stirn in die Höhe gekämmt werden, und von sehr dunkler Hautfarbe.

Die Männer kleiden sich mit einem kurzen, weißen oder bunten Baumwollenschurz um die Hüften, um die Schultern die abessinische Schama oder in deren Ermangelung ein Fell; an den Füßen tragen sie Sandalen. Die Waffen sind eine lange Lanze mit fußlanger Spitze, ein breiter Schild von Büffelhaut, eine große, starke Holzkeule und ein krummes, an einem Ledergurt befestigtes Messer. Die Weiber tragen einen rindsledernen Schurz um die Hüften; die Haare fallen in zahlreichen enggeflochtenen Zöpfen herab, und die Verheirateten bedecken den Scheitel mit einem Stück Baumwollenzeug. Als Schmuck dienen metallene Arm- und Knöchelringe, Ketten von Glasperlen um den Hals und Geflechte von Messingdraht in den Ohren; Narben von Hauteinschnitten sollen die Schönheit besonders erhöhen.

Der Charakter der Danakil wird als unruhig, wild, streitsüchtig und grausam geschildert, und dem entspricht ihre Vergangenheit, denn die Verwüstungen, welche Abessinien bei der Eroberung durch die Danakil unter dem wilden Scheik Achmed Granje zu erleiden hatte, waren furchtbar. Vor allen Dingen wurden die Kirchen dem Erdboden gleichgemacht, denn die Danakil sind heute noch fanatische Mohammedaner und ganz entschiedene Feinde der Christen.

Einen Einheitsstaat bilden sie heute nicht mehr, sondern jeder Stamm — und man zählt deren gegen vierzig — hat sein eigenes Oberhaupt und betrachtet sich als unabhängig. Ackerbau wird nur wenig betrieben, ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht, und diese erstreckt sich auf Kamele, Ziegen und Schafe, deren Milch auch ihre Hauptnahrung bildet. Daneben dienen sie als Karawanenführer zwischen dem Roten Meer und Abessinien. Auch eine Anzahl der Inseln im Roten Meer halten sie besetzt, und die hier wohnenden Danakil sind vornehmlich Fischer und beschäftigen sich auch mit dem Warentransport auf dem Wasserwege. —

Als letzte Völkergruppe sind hier noch die aus dem Süden, dem Gebiet des Kenia und Kilimandscharo eingedrungenen

Gallastämme

zu nennen, die auch noch den größten Teil der Provinz Schoa besetzt halten, hier Oroma heißen und sich zum koptischen Christentum bekennen. Doch sind unter ihnen, namentlich in den Grenzdistrikten, auch Mohammedaner zahlreich vertreten, die auch in den größeren Ortschaften Schoas Bedeutung erlangt haben.

Wie der italienische Reisende Borelli berichtet, unternehmen die Oroma große Wanderungen nach ihren heiligen Plätzen. Einer der bevorzugtesten Wallfahrtsorte ist der südlich von Antotto gelegene erloschene Vulkan Zukuala. Hierher kommen sie, um den Abba Mudha zu sehen, den sie für den direkten Nachkommen ihres Stammvaters halten. Dieser heilige Mann erteilt ihnen den Segen, auch steht ihm das Privilegium zu, das „Kaletscha", einen 65 cm langen Stab aus Elfenbein, zu erteilen. Dieses Instrument steht in sehr großer Verehrung. Wem es gezeigt wird, der wirft sich sogleich zur Erde, und jeder Oroma gehorcht den Befehlen dessen, der ein Kaletscha besitzt.

Eine sehr hübsche Parabel, die sich die Oroma von den Religionen gebildet haben, erzählt der Kardinal Massaja. Vorzeiten sendete Gott drei Bücher auf die Erde; eins für die Christen, eins für die Mohammedaner und eins für die Heiden. Das letztere ward von einer Kuh aufgefressen. Will der Christ oder der Muselmann etwas wissen, so braucht er nur in seinem Buch nachzusehen. Der heidnische Oroma vermag das nicht, aber er weiß sich zu helfen: Er schlachtet eine Kuh oder einen Ochsen und liest aus deren Eingeweiden, was er zu wissen wünscht.

Auch die abessinische Äquatorialprovinz, die Landschaften Kaffa, Enarea und Gurage, sind von zahlreichen Gallastämmen erfüllt, die zu allermeist fast nur dem Namen nach bekannt sind, wie ja auch das gesamte weite Landgebiet noch so gut wie unbekannt ist. Im allgemeinen werden sie als eine der schönsten Menschenrassen geschildert, von mittlerer Größe, schlankem, kräftigem, wohlproportioniertem Körper, mit langem, glattem Haar und durchschnittlich von etwas ins Rötliche spielender brauner Hautfarbe.

Kleidung, Schmuck und Waffen sind ganz ähnlich wie bei den Danakil. Die nördlichen Gallastämme betreiben den Ackerbau, daneben Vieh- und Bienenzucht; die südlichen sind ausschließlich Viehzüchter und leben als Nomaden zum großen Teil in Hirtenlagern.

Die Galla in der Äquatorialprovinz sind zum Teil strenggläubige, unduldsame Mohammedaner, zum größten Teil aber noch Heiden, die ein höchstes Wesen in zwei Gestalten, einer männlichen und einer weiblichen, verehren. Dem männlichen Oglia werden im Sommer Kühe und Schafe geopfert; der weiblichen Atetie werden als Göttin der Fruchtbarkeit im Herbste Opfer von den Früchten des Feldes dargebracht und zwar unter Feigenbäumen, die deshalb für heilig erklärt sind. Daß auch unter diesen Heiden die Priester, zugleich Zauberer und Ärzte, höchsten Ansehens genießen, bedarf nicht erst besonderer Versicherung.

Die Europäer am Roten Meer.

Abessinien ist durch die Neugestaltung der afrikanischen Verhältnisse von dem Roten Meer abgeschnitten, denn die Küste haben die Italiener, Franzosen und Engländer mit ihren Kolonien besetzt. Diese Küste gehört zu den heißesten Strichen der Erde, an der Europäer nicht auszudauern vermögen, nicht einmal

die doch an ein warmes Klima gewöhnten Italiener. Dennoch ist dieser heiße Erdstrich für den Handel mit den Produkten aus dem inneren Lande von Wichtigkeit, und die Haupthäfen, Massaua im italienischen, Dschibuti im französischen und Berbera im englischen Anteil, erfreuen sich in der Handelswelt eines nicht unbedeutenden Rufes. Diese Bedeutung hatten schon die türkischen Vizekönige von Ägypten begriffen und die Küste eine Zeitlang besetzt, haben sie aber nicht halten können und den europäischen Großmächten weichen müssen. Ebenso hat Abessinien unter dem Negus Johannes große Anstrengungen gemacht, wenigstens Massaua für sich zu gewinnen, aber es war ebenso vergebens.

Das italienische Erythraea.

Eine italienische Dampfergesellschaft kaufte im Jahre 1870 am Roten Meer die Umgebung der Bai von Assab, mit der gleichnamigen Hafenstadt in der Nähe der Straße Bab el Mandeb, dazu den Küstenstrich von Ras (Kap) Dumeira bis Ras Darmah. Da die Gesellschaft diesen Besitz aber nicht zu halten vermochte, so übernahm ihn 1879 die italienische Regierung als Schutzgebiet und erklärte ihn 1882 zur italienischen Kolonie. Zugleich dehnte sie ihre Schutzherrschaft über die weitere Küste nördlich, die Samhara umfassend, bis zum Kap Kasar aus und legte ihre Hand auch auf den wichtigen Hafen Massaua und die der Küste vorgelagerten Inseln.

Als die Italiener aber anfingen, nun auch in das Innere des Landes hineinzugreifen, fing dieser unwillkommene Nachbar dem Negus Johannes von Abessinien doch an unbequem zu werden. In den damaligen abessinischen Wirren vermochte der Negus diesen Eingriffen in sein Landgebiet jedoch nicht Einhalt zu tun. Die Italiener nahmen auf ihn auch weiter keine Rücksicht, und sein Nachfolger Menelik hinderte sie zunächst auch gar nicht, denn sie leisteten ihm in seinen Bestrebungen um die Alleinherrschaft in Abessinien Vorschub, und er verpflichtete sich dagegen, mit andern Staaten nur durch Vermittelung der italienischen Regierung zu verkehren, was tatsächlich einer italienischen Schutzherrschaft über Abessinien gleichkam.

Dennoch hatten sich die Italiener in Menelik als schutzbedürftigen Vasallen sehr geirrt. Wohl hatten sie noch unter der rasch im Niedergange begriffenen Mahdistengefahr von Erythraea aus den ganzen nördlichen Teil des inneren Landes bis nach Nubien hinein und über das als Karawanenstation wichtige Kassala hinaus okkupiert; aber nun trat Menelik als ihr Gegner auf, erklärte sich an den Vertrag nicht mehr gebunden und brachte ihnen 1896 bei Adua eine so schwere Niederlage bei, daß sie auf weiteres verzichteten und das Protektorat über Abessinien aufgehoben wurde.

Darin mußten die Italiener um so mehr willigen, als sie durch ihr Besitzergreifen der nubischen Landschaften mit Kassala sich nunmehr auch die Engländer auf den Hals zogen. Nicht ägyptische, sondern englische Heere waren es ja gewesen, die den Mahdistenaufstand gänzlich niederschlugen, und da nun Ägypten, Nubien und die ägyptische Äquatorialprovinz unter englisch-ägyptische Verwal-

tung gestellt wurden, so mußten die Italiener auch Kassala und die nubischen Landstriche wieder herausgeben. Im Jahre 1900 wurde dann der Marebfluß als Grenze zwischen Abessinien und dem italienischen Gebiet festgestellt und auch von Menelik anerkannt. Jetzt haben sich die Italiener mit dieser Regelung abgefunden.

Immerhin ist den Italienern im Norden von Abessinien noch ein bedeutendes Stück des inneren höheren Landes mit dem für das Rote Meer wichtigen Hafen Massaua geblieben; von hier südwärts aber beschränkt sich ihre Kolonie Erythraea bis zum Kap Dumeira auf einen verhältnismäßig schmalen Küstenstreifen, so daß der Gesamtumfang der Kolonie etwa noch 247 000 qkm beträgt.


Abessinischer Scharfschütz.

Von besonderen Erfolgen der italienischen Kolonialtätigkeit kann noch nicht die Rede sein. Erythraea ist zwar nicht arm an Landstrichen, die sich für die verschiedensten Kulturen eignen, aber die beispiellos heiße Temperatur der Küstenzone ist selbst den Italienern nicht zuträglich, und die Arbeiten können ausschließlich nur von Farbigen verrichtet werden. Auch eine Ansiedlung einiger italienischer Bauernfamilien im höheren Lande ist mißglückt. Die Kosten, welche Erythraea dem italienischen Staat verursacht, sind noch immer sehr bedeutend. Es muß zugegeben werden, daß Italien für diese seine Kolonie schon viel getan hat und die Fortschritte hoch anzuerkennen sind; es müßte aber noch viel mehr angewendet werden, um die erhofften Vorteile zu erreichen. Italien ist jedoch nicht reich genug. um die erforderlichen unverhältnismäßig hohen Summen an ein Unternehmen wagen zu können, dessen Ertragfähigkeit erst einer fernen Zukunft vorbehalten bleiben muß. Diese Ausgaben würden auch nicht im Interesse des Landes selbst, in dem noch sehr viel zu leisten ist, liegen.

Französisch-Somaliland.

Die Franzosen haben im Jahre 1855 an der Tedschurabai im innersten Golf von Aden, unfern südlich der Straße Bab el Mandeb, den Ort Obok am Nordufer der genannten Bai erworben, um eine eigene Station für ihre Schiffe auf der Fahrt nach Hinterindien und Madagaskar zu besitzen, da schon damals das Projekt einer Durchstechung der Landenge von Suez ernstlich hin und her erwogen wurde.

Aus dieser Station ging dann durch allmähliche Erweiterung des umliegenden Gebietes eine Kolonie hervor, die sich schließlich nicht nur um die ganze Tedschurabai, sondern auch noch an der Küste nördlich und südlich von derselben ausgedehnte und endlich auch noch in das Innere des Landes hineingriff. Die Kolonie erhielt offiziell den Namen: Französisch-Somaliland.

Obok wurde aufgegeben und dafür Dschibuti am Südufer der Bai als Hauptort gewählt, denn dieser hat nicht nur einen sehr guten Hafen, sondern auch erträglichere Temperatur, als die sonst glühend heiße Küste. Außerdem ist ein Flüßchen in der Nähe, von welchem schönes, klares Trinkwasser durch Kamele mühelos herangeführt werden kann. Nach Tschibuti kommen die Karawanen aus dem Innern, bringen besonders Elfenbein und Kaffee und nehmen dafür Bedürfnisse für die Eingeborenen mit zurück.

Unterstützt werden diese Karawanenzüge gegenwärtig schon durch eine Eisenbahn, welche von Tschibuti aus in das Innere des Landes hineingebaut wird und schon auf einer Strecke von 260 km fertig liegt bis Addis Harrar, von wo eine Zweigbahn rechtwinklig nach Harrar, der Hauptstadt der gleichnamigen südöstlichen Provinz Abessiniens führt, eine Strecke von 80 km. Von dem Knotenpunkt Addis Harrar aber soll die Bahn nach Westen weitergeführt werden bis nach Addis Abeba, der Hauptstadt Abessiniens in Schoa. Tschibuti steht auch durch unterseeische Kabel einerseits über Obok und die Insel Perim in der Straße Bab el Mandeb mit Suakin und Suez, anderseits über Obok, Perim und Aden mit Bombay und Sansibar in Verbindung.

Es gibt weitsichtige Gedankenspinner, welche meinen, daß die Franzosen nur deshalb so große Zuschüsse auf diese wenig bedeutende Kolonie verwandten, weil sie einen ähnlichen Plan verfolgen, wie seinerzeit die Engländer. So wie die Engländer nämlich den rücksichtslos tätigen Cecil Rhodes offenkundig den Plan verfolgen ließen, ein großes zusammenhängendes englisches Reich in Afrika zu schaffen, das von Süden nach Norden, vom Kapland bis zum Mittelländischen Meer reichen sollte, so möchten auch die Franzosen wohl den Plan verfolgen, ebenso ein großes zusammenhängendes französisches Reich in Afrika herzustellen, das vom Westen nach Osten, vom Atlantischen Ozean bis zum Roten Meer sich erstrecken soll. Indessen kann ja wohl diesen Gedankenspinnern entgegengehalten werden, daß auch diesen Plänen gegenüber schon dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Den Engländern wurde der Plan eines den ganzen Erdteil von Norden nach Süden durchschneidenden Reiches dadurch vereitelt, daß sich der Kongostaat und Deutsch-Ostafrika als breiter, unübersteigbarer Querriegel rechtzeitig dazwischen schoben; und die Franzosen müßten, wenn ihnen etwa

ein solcher Plan wirklich vorschweben sollte, ein zusammenhängendes französisches Reich vom Roten Meer bis zum Atlantischen Ozean zu schaffen, zuvor erst noch Abessinien und den ganzen englisch-ägyptischen Ostsudan in ihre Hände bringen, was doch zweifellos wohl erst an dem bekannten Nimmermehrstag geschehen könnte. Das Eintreten derartiger Verschiebungen ist also ausgeschlossen.

Überdies können die Franzosen ihre Kolonie Somaliland nicht einmal an der Küste des Roten Meeres, die allerdings durch den Kanal von Suez zur Welt-



Ein Hirt in Abessinien.

verkehrsstraße nach Hinterindien geworden ist, weiter ausdehnen, denn dafür haben schon die Engländer durch Ausdehnung ihrer Verträge gesorgt.

Britisch-Somaliland.

Die Bedeutung dieses 155 000 qkm großen englischen Protektorates liegt nicht in irgend welcher Ausnützung des Bodens. Ackerbau kann in dem mehr oder weniger wüsten Landgebiete nur an wenigen bevorzugten Stellen getrieben werden, und auch der Handel, dessen Ausfuhr sich im wesentlichen auf Weihrauch, Straußenfedern, Tierfelle, Kaffee und Gummi beschränkt, die durch Karawanen

aus dem tieferen Innern an die Küste gebracht werden, ist mit Schwierigkeiten verbunden.

Den Engländern ist die öde Küste eben nur wertvoll allein als englischer Besitz, da derselbe fast den ganzen Südrand des Golfes von Aden umfaßt; nur der innerste Teil des Golfes auf afrikanischer Seite gehört mit der Tedschurabai den Franzosen, und die äußerste Ostecke mit dem Kap Guardafui zählt zum italienischen Somalilande, alles übrige ist englisch und entspricht dem gegenüberliegenden Nordrande des Golfes in Arabien, mit dem festen Hafen Aden, das die Engländer schon seit 1839 in Besitz haben.

Aber nicht genug damit, daß auf diese Weise fast der ganze Golf von Aden in ihrem Besitz sich befindet, haben sie 1857, als das Projekt des Suezkanals Wahrheit zu werden begann, die in der engen Einfahrt zum Roten Meer, mitten in der nur 26 km breiten Straße Bab el Mandeb liegende Insel Perim gewaltsam weggenommen und damit den Schlüssel zum Roten Meer in Händen, so daß sie diese Weltwasserstraße aus dem Mittelmeer durch den Suezkanal nach Indien, die sonst ausschließlich um die Südspitze Afrikas, um das englische Kapland herum führte, unter Umständen völlig zu beherrschen und zu schließen vermögen.

Bezüglich des britischen Somalilandes muß anerkannt werden, daß der Handel auch dieses sonst öden Landgebietes unter der Herrschaft der Engländer einen bemerkbaren Aufschwung genommen hat, und einigermaßen belohnen sich die darauf verwendeten Kosten fast allein schon durch den Weihrauch, jenes schon seit den Zeiten des Altertums als kostbares Räucherwerk berühmte Harz des Weihrauchbaumes. Dieser wächst im tieferen Somalilande wild, und das Harz wird in Gestalt von weißlichen oder gelblichen, kugeligen, tränenförmigen Körnern durch Karawanen nach Berbera gebracht und gelangt von hier zur Ausfuhr.

Berbera ist zumeist eine stille Stadt. Nur einmal im Jahre wird sie lebendig, denn von Oktober bis März findet hier eine Jahresmesse statt, zu welcher Karawanen und Schiffe aus allen Richtungen gezogen kommen, und dann in Berbera an die dreißigtausend und mehr Menschen versammelt sind, welche die denkbar bunteste Musterkarte von Völkerschaften darstellen. Endlose Karawanenzüge bringen zu Lande Tausende von Menschen; von beiden Küsten des Roten Meeres, von Südarabien, von den Küsten des persischen Meerbusens, ja selbst von Indien segeln Hunderte von Schiffen aller Art heran, und in Berbera und einer Zeltstadt rings herum in seiner Umgebung herrscht ein Gewühl, wie man sich's nicht leicht vorstellen kann. Ist endlich die Messe zu Ende, dann ist Berbera wieder eine stille Stadt wie zuvor.





XI. Ägypten.

Das Landgebiet Ägyptens.

Die Wandlungen des Pharaonenreiches.

Das Land der Pharaonen, einer der ältesten Mittelpunkte menschlicher Gesittung, ist ein Land, das sich einer sechstausendjährigen Kultur rühmt. Mit Recht! denn es ist Tatsache, daß zu einer Zeit, wo in den Höhlen Frankreichs noch Barbaren hausten, wo der europäische Urmensch den Kolossen der Tierwelt, den Mammuten und Elefanten mit Waffen aus Stein nachstellte, sich an den Ufern des heiligen Nil ein mächtiges, großartiges Staatsleben entfaltet hatte, dessen Monumente von einer vorgeschrittenen Kultur, von einer abgeschlossenen politischen und religiösen Organisation, von einer mächtigen und ernsthaften Äußerung der Kunst sprechen.

Die Namen der Herrscher aus nicht weniger als 31 Dynastien, von denen Manetho, Oberpriester und Tempelschreiber zu Heliopolis im 3. Jahrhundert vor Chr. Geb., berichtet, sind keine Dichtung, sie werden durch die Inschriften der uralten Denkmäler bestätigt. Leider sind von seinem Hauptwerk über die ägyptische Geschichte nur einige Fragmente auf uns gekommen, glücklicherweise aber die demselben angehängten Tabellen mit den Namen sämtlicher ägyptischer Pharaonen und ihrer Regierungszeit bis auf die zweite Eroberung des Reiches durch die Perser bewahrt geblieben, und diese gewähren im Zusammenhange mit den entzifferten Inschriften auf den Denkmälern der alten Ägypter einen Einblick in die mehrtausendjährige Geschichte des Landes am heiligen Nil.

In dem Abriß der „Entdeckungs- und Forschungsgeschichte" zu Anfang unseres Buches haben wir schon eine kurze Übersicht der Resultate der Forschungen über die Geschichte des alten Ägyptens gegeben. Es wurde dort schon ausgeführt, wie zwei der gediegensten Forscher auf diesem Gebiete über den Beginn dieser Geschichte zwar übereinstimmen, hinsichtlich des Zeitpunktes aber auseinander gehen, wenn auch nur um anderthalb Jahrtausend. Der Altertumsforscher Böckh läßt die von Manetho namhaft gemachten Dynastien in ununterbrochener Reihe aufeinander folgen, während der Ägyptologe Lepsius annimmt, daß, da Ägypten tatsächlich wiederholt in Teilreiche zerfallen war, verschiedene dieser Herrscherfamilien gleichzeitig lebten und herrschten, was von Manetho nur nicht ausdrücklich angegeben sei. Infolgedessen kommt Böckh zu dem Resultat, daß der

älteste König Menes in 5702 vor Chr. Geb. anzusetzen sei, während Lepsius nur höchstens 3892 glaubt annehmen zu müssen.

Der Unterschied ist jedenfalls nicht wesentlich, denn Tatsache bleibt, daß Menes, der erste Herrscher Ägyptens, etwa um 4000 vor Chr. Geb. regierte und Ägypten sich damals schon einer hohen Kultur erfreute, zu einer Zeit, da die übrige Welt noch in völliges Dunkel gehüllt war. Tatsache ist ferner, daß König Menes keine mythische, sondern eine geschichtliche Gestalt ist.

Und mit Menes sind wir noch keineswegs zur äußersten Grenze ägyptischer Kultur gelangt. Denn die Pyramiden, welche teilweise aus den Zeiten der ersten Dynastien stammen, berichten in ihren Inschriften von Monumenten, welche die Überreste eines noch ferneren Altertums sind. Solcher Überrest ist der große, aus riesigen Granitblöcken und weißem orientalischen Marmor erbaute Tempel, den Mariette bei den Füßen der Sphinx aus dem Sande herausgrub. Von diesem spricht Cheops, ein Herrscher der vierten Dynastie und Erbauer einer der größten Pyramiden, auf einer im Museum zu Kairo aufbewahrten Tafel als von einem Denkmal, das im Dunkel der Urzeiten sich verliert.

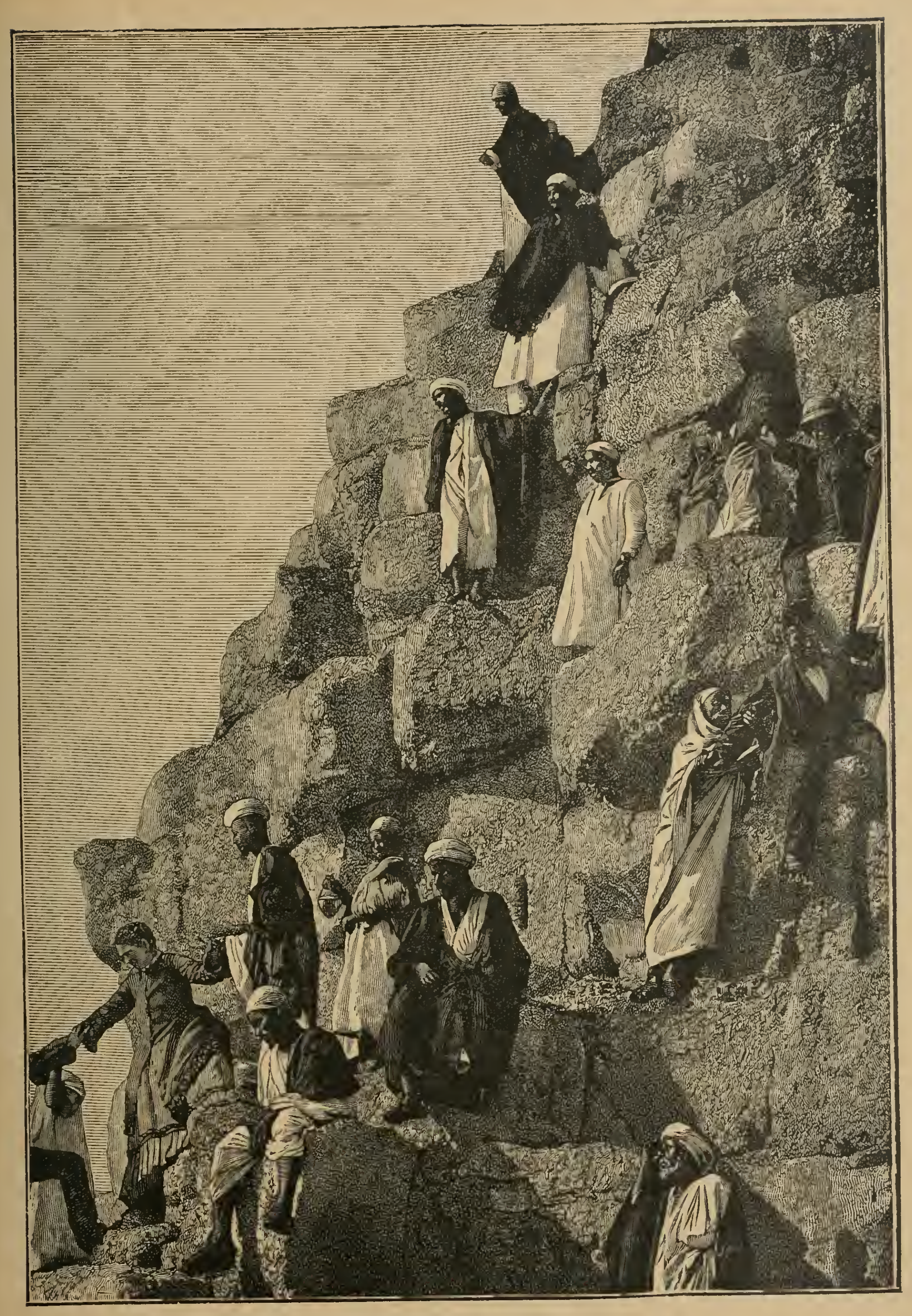
Möge also dieser genannte Tempel auch aus den Zeiten der dritten oder zweiten Dynastie stammen, so mußte Ägypten doch schon einen langen Zeitraum der Kultur durchgemacht haben, um gleich im Beginn der monarchischen Regierungsform so großartige, technische Fähigkeiten voraussetzende Denkmäler schaffen zu können.

Und technische Fähigkeiten und auch technische Fertigkeiten gehörten wahrlich dazu, selbst wenn man annimmt, daß die gewaltigen Bauwerke, die man im Altertum unbedenklich zu den Wunderwerken der Welt zählte, in Ermangelung von Maschinen wohl einzig und allein durch Menschenkraft errichtet wurden. Sie waren die Grabdenkmäler mit den Grabkammern der Pharaonen. Man zählt deren in Ägypten 67. Sie liegen zumeist immer in Gruppen beisammen, die berühmtesten sind die Pyramiden von Gizeh gegenüber von Kairo, die sicherlich niemand unbesucht läßt, der nach Ägyptens Hauptstadt kommt. Und es gibt unter den Tausenden von Touristen gedankenlose Menschen genug, die als Hochgefühl den Triumph mit fortnehmen, eine Pyramide erklettert zu haben.

Die Macht der Pharaonen beschränkte sich nicht auf das bloße Niltal, sondern sie erstreckte sich bis auf weit entlegene Landstriche, sie reichte bis Syrien und Sardinien. Pharao Meneptah I., der „Sohn der Sonne", der „Lebensspender", wie er sich in seinem Siegesberichte nennt, bekriegte im 13. Jahrhundert vor Chr. Geb. die Völker von Lybien, Sardinien, Sizilien, Achaja und Etrurien.

Ja, es scheint, daß die Pharaonen schon fünfundzwanzig Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung mit den Völkern des Mittelländischen Meeres zu tun hatten; denn der Pharao Sonkhara rühmt sich in jener Zeit, die „Hanebu" vernichtet zu haben, mit welchem Namen die nordwärts von Ägypten, besonders auf den Inseln des Mittelländischen Meeres wohnenden Völkerschaften bezeichnet wurden und welcher Name bis in die spätesten Zeiten den Griechen eigen war. Die Inschriften des alten Pharaonenreiches sind nämlich zwar stumme, aber doch viel sagende Zeugen einer großen und ruhmreichen Vergangenheit.

In dem Abschnitt der Erforschungsgeschichte Afrikas sind schon die Haupt-



Besteigung einer Pyramide.

momente der Geschichte des Pharaonenreiches angegeben worden, bis zum Untergange des alten Reiches durch den persischen Eroberer Kambyses im Jahre 525 vor Chr. Geb. Zwar gewann Ägypten hundert Jahre später noch einmal seine Selbständigkeit wieder, aber im Jahre 640 wurde es zum zweitenmal von den Persern erobert und zu einer persischen Provinz gemacht. Der Untergang des persischen Reiches durch Alexander den Großen brachte es unter mazedonische Herrschaft, bis nach Alexanders Tode sich die Feldherren in das Weltreich teilten, und so kam Ägypten an Ptolemäus Lagos, und das Land gelangte unter der griechischen Herrschaft der Ptolemäer noch einmal zu einer neuen Blüte.

Das altägyptische Wesen ging nun freilich unter und machte dem griechischen Platz. Alexandrien wurde der Sitz griechischer Gelehrsamkeit. Nur die Sprache erhielt sich, denn wenn die vornehmeren Klassen auch die griechische Sprache annahmen, so blieb das Volk doch bei der ägyptischen, und die heutige koptische Sprache ist nur eine in mehrere Dialekte geteilte Erneuerung der Sprache des Pharaonenreiches. Auch der Baustil erhielt sich einigermaßen, wie die Bauten der Ptolemäer in Dendera, Theben, auf der Insel Philä beweisen. Im Volke blieb auch der alte Isiskultus noch einige Jahrhunderte lebendig, er verschwand erst im 6. Jahrhundert nach Chr. Geb. Bis dahin war der Isistempel auf der Nilinsel Philä noch ein Mittelpunkt altägyptischer Götterverehrung.

Die Herrschaft der Ptolemäer erhielt sich bis zum Jahre 31 vor Chr. Geb., da fiel Ägypten unter seiner letzten Fürstin Kleopatra der römischen Weltherrschaft anheim, die das Land als die vornehmste Kornkammer Roms sehr wert hielt. —

Schon im ersten Jahrhundert vor Christo war das Christentum nach Ägypten gedrungen. Es wurde durch den Apostel Markus nach Alexandrien gebracht. Es breitete sich rasch aus und gestaltete sich nach und nach zu einer eigenen Kirche, der koptischen, die in dem Patriarchen von Alexandrien, jetzt in Kairo residierend, ihr eigenes Oberhaupt hat. Unter diesem standen zwölf Bischöfe, außer denen es eine Unzahl von Priestern, Mönchen und Nonnen gab.

Mit der Teilung des römischen Reiches kam Ägypten 395 an das oströmische Reich, in dessen Schicksale es gänzlich hineingeflochten wurde. 638 drangen die Araber unter Amru ein, und das Christentum mußte dem Islam weichen. Die arabischen Statthalter suchten sich wiederholt unabhängig zu machen. 969 wurde das Land von dem Kalifen Eddin Allah erobert, der die Stadt Masr el Kahira, das heutige Kairo, gründete und zur Hauptstadt machte, und die bis 1171 währende glänzende Herrschaft der Fatimiden heraufführte. Diese wurden durch den Statthalter Saladin gestürzt, der sich zum Sultan von Ägypten und Syrien aufwarf und vom Kalifen in Bagdad in dieser Würde bestätigt wurde.

Unter seinen Nachfolgern wurden die Mamluken mächtig, eine Miliz von kaukasischen Stämmen, mit denen für Ägypten eine unheilvolle Zeit anbrach. Die Sultane wurden bald von den Mamluken abhängig, bis diese 1250 den letzten sogar ermordeten und aus ihrer eigenen Mitte einen Sultan wählten. Damit begann die Herrschaft der Mamluken in mehreren Dynastien, eine Geschichte ununterbrochener Empörungen und Gewalttaten, bis Ägypten 1518 von den Osmanen unter Selim I. erobert wurde. Er machte das Land zu einer tür=

kischen Provinz, an deren Spitze er einen türkischen Pascha stellte, aber auch die Statthalterschaften von vierundzwanzig Mamlukenbeis fortbestehen ließ.

Diese erhielten bald wieder die Oberhand und brachten auch den Pascha wieder in Abhängigkeit, denn sie befehligten nicht nur die Truppen, sondern bezogen auch die reichen Staatseinkünfte und zahlten nur einen Tribut an die Pforte in Konstantinopel. Sie bekämpften einander in unaufhörlichen Fehden und brachten das Land an den Rand völligen Ruins.

Die Pforte war nur dem Namen nach noch Herrin in Ägypten. Aber die Bedrückungen, welche die Mamluken auch die Fremden fühlen ließen, führten auf die Beschwerden des französischen Konsuls zu dem Feldzuge Napoleons 1798 nach Ägypten, der nun auch die Augen von Europa auf das Land am Nil lenkte. Napoleon entging der Wachsamkeit der Engländer auf dem Mittelmeere und landete in Ägypten. Obwohl die französische Flotte in der Seeschlacht bei Abukir von den Engländern vernichtet wurde, begann Napoleon dennoch seine Operationen gegen die Mamluken, besiegte sie in der Schlacht bei den Pyramiden und brachte ihnen außerdem noch mehrere empfindliche Niederlagen bei, ebenso dem auf englischen Schiffen herbeigeeilten türkischen Ersatzheere. Er eroberte binnen einem Jahre ganz Ägypten und richtete eine neue Verwaltung im Lande ein.

Die Ereignisse in Frankreich riefen ihn aber dorthin zurück, und so wurden seine Erfolge in Ägypten und der ganze Feldzug hinfällig. Mit Unterstützung der Engländer erholten sich auch die Mamluken sehr bald wieder, doch wurden ihre Versuche, die alte Machtstellung zurück zu gewinnen, durch ein türkisches Heer vereitelt. Der von der Pforte eingesetzte Statthalter wurde durch Mehemed Ali, den Befehlshaber eines Albanesenkorps, verdrängt, denn dieser hatte sich Einfluß zu verschaffen gewußt, und die Pforte erhob ihn 1806 zum Pascha und Statthalter von Ägypten.

Gegen Mehemed Ali erwiesen sich die Mamlukenbeis ebenso unbotmäßig wie gegen seine Vorgänger. Der neue Statthalter machte mit ihnen aber kurzen Prozeß: er wußte sie 1811 nach Kairo zu locken und hier ließ er sie durch seine Albanesen niederhauen. Da hielt es die Mehrzahl der Mamluken für geraten, sich ähnlichen Gewaltmaßregeln durch die Flucht zu entziehen; sie entwichen nach Nubien.

Nun war Mehemed Ali unumschränkter Herr des Landes, ja, es gelang ihm sogar, die Pforte dahin zu bringen, daß er vom Pascha zur Würde eines „Chedive“, d. h. eines Vizekönigs von Ägypten erhoben wurde.

Wie Mehemed Ali und sein Nachfolger Ismail die Grenzen des ägyptischen Reiches nach Süden ausdehnten, wie sie Nubien, den nördlichen Teil von Abessinien, Sennar, Kordofan und Darfur, endlich auch die Negerländer am Weißen Nil bis zum Albertsee als ägyptische Äquatorialprovinz eroberten, das ist in den vorstehenden Abschnitten schon erzählt worden. Die echt orientalische maßlose Verschwendung Ismails brachte indessen über Ägypten eine so schwere Finanznot, daß sich der Chedive nur zu halten vermochte, indem er seine sämtlichen Suezkanalaktien für 4 Millionen Pf. St., das sind 80 Millionen Mark, an die englische Regierung verkaufte, damit aber nicht nur einen maßgebenden Einfluß

der Engländer auf die so wichtige Wasserstraße, sondern auch die englische Einmischung in die ägyptischen Verhältnisse herbeiführte.

Hier suchte nun eine englisch-französische Kommission Ordnung zu schaffen, welche in erster Linie forderte, daß der Chedive den größten Teil seines Grundbesitzes, etwa ein Viertel des gesamten Kulturlandes Ägyptens, an den Staat abtreten und ein neues Ministerium bilden sollte, in welchem ein Engländer für die Finanzen und ein Franzose für die öffentlichen Arbeiten einen Sitz haben müßten. Dagegen lehnte sich Ismail natürlich entschieden auf. Er erregte



Isistempel auf der Insel Philä.

einen Militäraufstand und setzte alle seine Zahlungsverpflichtungen eigenmächtig herab. Das rief jedoch einen Protest aller europäischen Großmächte im Interesse der Gläubiger hervor, und sie erreichten beim Sultan in Konstantinopel die Absetzung Ismails, an dessen Stelle sein Sohn Tewfik trat.

Dieser fügte sich, und die Ordnung der ägyptischen Finanzen übernahm eine europäische Liquidationskommission. Das stürzte Ägypten in schwere Wirren, und es entstand eine große Bewegung gegen die Fremden. In Alexandrien kam es zu furchtbaren Exzessen, in denen mehrere hundert Europäer erschlagen wurden. Nun schritten die Engländer natürlich mit Waffengewalt ein. Die Aufständischen wurden geschlagen und ihr Führer verbannt; in einem neuen Ministerium erhielt jeder Minister einen englischen Musteschar (Unterstaatssekretär) zur Seite; die ägyptische Armee wurde mit englischen Offizieren reorganisiert, und eine Anzahl englischer Regimenter blieb als Besatzung im Lande. Der englische Bot-

schafter in Konstantinopel hatte kurzweg zu erklären, daß die bisherige gemeinsame englisch-französische Tätigkeit nunmehr aufgehört habe.

So geriet Ägypten 1881 tatsächlich völlig in die Hände der Engländer.

Es ist in einem früheren Abschnitt auch schon der in demselben Jahre ausgebrochene Aufstand des Mahdi geschildert worden, durch den Ägypten in wenigen Jahren den ganzen Sudan nebst Nubien verlor. Aber auch diese ernste Gefahr wurde schließlich durch die Engländer abgewendet, das Reich des Mahdi zertrümmert, und so ist denn Ägypten heute zwar dem Namen nach noch eine türkische Provinz, steht aber vom Mittelländischen Meere bis zu dem Gebiet der großen Seen in Zentralafrika unter englisch-ägyptischer, richtiger unter englischer Verwaltung.

Blick auf die Nilländer.

Wenn hier das Wort „Nilländer" gebraucht wird, so geschieht es natürlich nicht in der Bedeutung, welche es heute hat, weil dann alle die Länder würden in Betracht kommen müssen, die das ungeheure Stromgebiet des Nil umfaßt, von dem Ursprung desselben in den großen zentralafrikanischen Seen bis zu seiner Mündung im Mittelländischen Meer. In diesem Fall würden unter den Begriff Nilländer alle Länder, welche unter englischer und englisch-ägyptischer Verwaltung stehen, zu verstehen sein, da sie allesamt ihre Gewässer dem Nil zusenden, und außerdem auch noch Abessinien, dessen Ströme ja gleichfalls zum Nil abfließen.

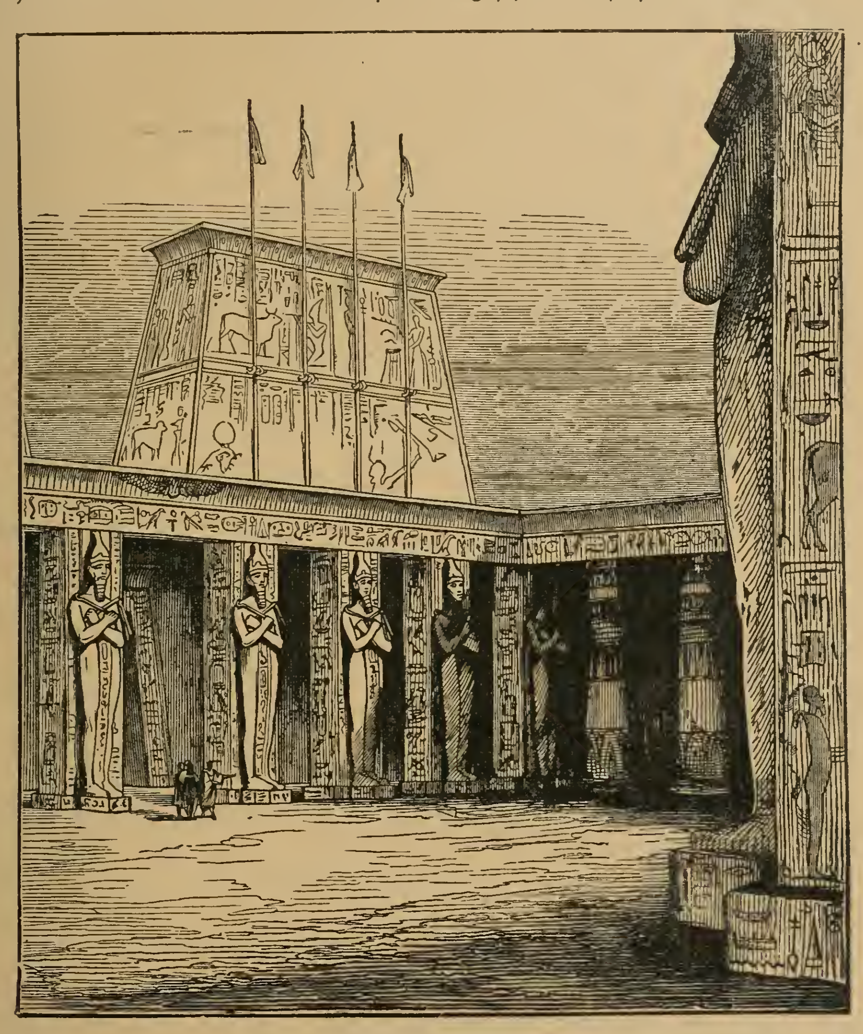
Nun haben wir aber den größten Teil dieser Länder: Uganda, die Äquatorialprovinz, den ägyptischen Sudan und auch Abessinien in den vorstehenden Abschnitten bereits einer näheren Besprechung unterzogen, jedes da, wohin es im Zusammenhange naturgemäß gehört, und so bleiben hier nur Nubien und das eigentliche Ägypten übrig. Beide gehören zusammen, denn Nubien ist lange schon ein wesentlicher Teil von Ägypten. Nach dem Prinzip, welches wir bisher innegehalten haben, nämlich von Süden nach Norden aufzusteigen, würden wir auch hier Nubien vorangehen lassen müssen; aber wir halten es doch für besser, Ägypten voran zu stellen, weil es von beiden das bei weitem wichtigere ist und jedermann bei dem Begriff Nilländer doch unwillkürlich immer zunächst nur an Ägypten denkt.

Längst hat der moderne Reisesport auch Ägypten zu einem der Ziele erkoren, zu dem jährlich Tausende wallfahrten, um mitreden zu können von den Jahrtausende alten Riesenbauten, jenen gigantischen Schöpfungen, welche die Alten zu den Wundern der Welt zählten, und das „Wunderland der Pyramiden" wird Ägypten ja auch wohl heute noch oft genannt.

Gar mannigfach sind die Reste altägyptischer Baukunst und Bildnerei, bis weit in Nubien hinein findet man sie, selbst noch in der Gegend von Chartum, wenn da auch nur noch vereinzelt. Einzelnen wissenschaftlichen Forschern danken wir deren Kenntnis, denn bis hierher dringt der Strom der Touristen nicht. Die gehen höchstens bis Assuan am Fuße des untersten Nilkataraktes, um womöglich den Ruhm mit nach Hause zu bringen, auch die berühmte Insel Philä besucht

zu haben. Oder sie begnügen sich auch damit, den von einem der Ptolemäer erbauten Tempel von Edfu zu besichtigen, dem am besten erhaltenen unter den zahlreichen noch heute zugängigen Tempelresten des alten Ägyptens.

Lange Zeit galt Syene als die letzte alte Ansiedlung am Nil, die Bauwerke von Philä wurden als der am weitesten vorgeschobene Posten alter Kultur nach



Tempel von Edfu.

Süden angesehen, denn über Meroe, die Stätte des uralten Priester- und Handelsstaates jenseits Chartum, war man ganz im unklaren. Von Syene nilabwärts aber blühte eine Ansiedlung neben der andern, und volkreiche Städte legten Zeugnis ab von der Betriebsamkeit der alten Ägypter.

Das heutige Ägypten umfaßt das eigentliche alte Pharaonenland oder Ägypten im engeren Sinne und das südlich davon gelegene Nubien, beide ge-

trennt durch eine von Osten nach Westen quer über den Nil hinwegstreichende Granitader, über welche der Strom in dem letzten seiner Wasserfälle — oder vielmehr in dem ersten, da man dieselben nicht von Süden nach Norden, sondern umgekehrt von Norden nach Süden zu zählen pflegt — in das Talland hinabstürzt. Dieser granitene Querriegel ist schon im Altertum die Sprach- und Völkergrenze zwischen Ägypten und Äthiopien gewesen und ist es heute noch zwischen Ägypten und Nubien.

Das eigentliche Ägypten, welches nun von diesem ersten Katarakt bei Assuan bis zum Mittelländischen Meere reicht, teilt sich wieder in Ober- und Unterägypten. Ersteres wird von dem Katarakt unter dem 24. Grade d. Br. bis zum 30. Grade gerechnet, soweit der Nil als einheitlicher und ohne Störung schiffbarer Strom ruhig dahinfließt. Der Mittelpunkt dieses Oberägyptens war das hunderttorige Theben, dessen weit ausgedehnte Ruinen heute zu beiden Seiten des Nil bei Karnak, Luksor und Medinet Habu einen Hauptanziehungspunkt nicht nur für die Altertumsforscher, sondern auch für die Touristen bilden.

Blühende Ansiedlungen reihten sich aneinander nilabwärts bis zum 30. Grade zur alten Hauptstadt Memphis, die erst später von Theben überflügelt wurde, und deren kolossale Steinruinen am westlichen Ufer des Nil das Baumaterial zu dem gegenüber am östlichen Ufer liegenden Kairo hergeben mußten. Hier, bei Memphis und Kairo, hört die Einheitlichkeit des Nil auf. Er beginnt sich zu teilen und in zahllose Arme aufzulösen und bildet nun das seit den ältesten Zeiten wegen seiner ungemeinen Fruchtbarkeit berühmte Nildelta oder Unterägypten.

Unterägypten.

Fast unmittelbar bei Kairo beginnt der Nil sich plötzlich zu verbreitern, umschließt mehrere größere Inseln und spaltet sich nach und nach in zahllose Arme, die bis auf zwei alle mehr oder weniger versandet sind. Die Alten unterschieden noch sieben schiffbare, ins Meer führende Nilarme: den pelusischen, tanitischen, mendesischen, phatnitischen (bukolischen), sebennytischen, bolbitischen und kanopischen (herakleotischen). Von allen diesen Armen sind nur zwei schiffbar geblieben: der bolbitische ist der Mündungsarm von Rosette, der phatnitische ist die heutige Wasserstraße von Damiette, alle andern Arme sind versandet und verschlämmt. Das ganze Delta hat eine bogenförmige Küstenbreite von 270 km und umfaßt 22000 qkm.

Wie vor Alters das Nildelta vornehmlich die Aufmerksamkeit der Welt in Anspruch nahm, da hier die Fäden lagen, welche sie mit Ägypten verknüpften, so ist es denn auch geblieben bis auf den heutigen Tag. Was das Niltal nur in beschränktem Maße bietet, oft nur mit unsäglicher Mühe den felsigen Wüstenrändern abgerungen, nämlich fruchtbaren Boden, das gewährt das Delta in größter Fülle; nicht mit Unrecht ist es von den Römern nach deren Erwerbung Ägyptens für ihr Weltreich die Kornkammer Roms genannt worden.

Eine ganze Zahl der aus der späteren Geschichte des alten Ägyptens berühmten Städte lag hier im Delta des Nil, wie Sais, Heliopolis, Bubastis,

Pelusium, Tanis; letzteres, dessen Ruinen man heute in den Sümpfen des Menzalehsees suchen muß, war die Residenz des Pharao Ramses II.

Es ist kein Zweifel, daß das Delta das Resultat einer nach Jahrtausenden zählenden Arbeit des Nil ist; seine infolge der Überschwemmungen zurückgelassenen Ablagerungen von Sand und Schlamm haben das Delta geschaffen. Und da die Tätigkeit des Nil heute noch genau dieselbe ist wie vor Jahrtausenden, so währt diese Arbeit auch heute noch ununterbrochen fort, wie man an der Küste des Meeres deutlich wahrnehmen kann.

Die Gebirgszüge, welche von Süden heraufstreichen und den Nil von Nubien her einfassen, reichen nur bis zum Beginn des Delta. Dann wendet der westliche Zug, die libysche Kette, nach Nordwesten um in der Richtung zum Plateau von Barka; die östliche, die arabische Kette, nach Nordosten, zum steinigen Arabien hin. Da, wo die beiden Ketten sich so diametral trennen, ist sicher einmal die Meeresküste gewesen, und dieser Winkel ist von den Ablagerungen des Nil ausgefüllt worden, wuchs mehr und mehr und schuf schließlich Unterägypten, das Delta des Nil, wie wir es heute sehen.

Die Kette von Seen, welche das Delta im Norden an der Küste kränzen, der Mareotis, Edkuh, Burlos und Menzaleh, sind sicherlich nach und nach von den Nilablagerungen umschlossen und vom Meere abgetrennt worden. Und die Arbeit des Stromes geht rastlos weiter und wird auch sie endlich ausfüllen und verschwinden machen. Ist doch der Edkuhsee heute schon kaum noch etwas anderes, als ein ungeheurer Sumpf, und es ist nur eine Frage der Zeit, daß auch dieser sich in fruchtbares Deltaland verwandeln wird; während draußen an der Küste die Sandbänke, welche sich da ins Meer hinausschieben und den Schiffen das Anlegen erschweren, höher und höher hinauswachsen werden, bis sie gleichfalls trockenes Land sind.

Der Nil arbeitete aber nicht nur nach Norden, sondern auch nach Osten hinaus, nach Arabien hinüber. Hier hat sicher vor undenklichen Zeiten eine Verbindung zwischen dem Mittelländischen und dem Roten Meere bestanden, und diese füllten die Ablagerungen des Nil derart aus, daß die Landenge von Suez entstand, auch unzweifelhaft eine Arbeit des Nil, die durch Anspülungen von beiden Meeren her unterstützt wurde. Es blieb von der Verbindung beider Meere nur eine Seenkette übrig, von Norden nach Süden in gerader Linie der Menzaleh, der Bellach, der Timsah, der große und kleine Bittersee, die von jeher den Eindruck gemacht haben, daß sie der Überrest einer ehemaligen Meeresstraße sind, und die der geniale Lesseps benutzte, um den Suezkanal hindurch zu legen.

Lesseps hatte für den Kanal von vornherein von dem Nil ganz abgesehen und für den Bau die in gerader Linie ja nur 113 km breite Landenge, durch welche Asien und Afrika allein zusammenhängen, sowie deren Seenkette ins Auge gefaßt. Wohl konnte man im Altertum mit Recht sagen, daß diese Landenge beide Erdteile mehr trennte, als verband. Sie war von den Ägyptern vor Eindringlingen geschützt und versperrte teils mit natürlichen, teils mit künstlichen Hindernissen jedem Fremden den Weg nach und umgekehrt jedem Eingeborenen die Flucht aus Ägypten. Wogte doch auf ihrem Boden eine Reihe von tiefen Seen, und wo diese nicht den Marsch der Wanderer hemmten, erhoben sich starke

Festungswerke, in denen kriegstüchtige ägyptische Truppen als Besatzung lagen. Chatum oder Etham hieß diese Kette von Forts, die aber doch schließlich den Strom der asiatischen Barbaren nicht aufzuhalten vermochten.

Der Suezkanal.

Die Arbeiten an diesem Riesenwerk begannen 1859. Wie erwähnt, hatte der Erbauer die genannte Seenkette mit in Berechnung gezogen, denn es war nur zwischen dem Menzaleh und Bellach, sowie zwischen diesem und dem Timsah eine mäßige Bodenanschwellung und zwischen dem Timsah und den Bitterseen die 16 km breite Felsenschwelle des Serapiums zu durchstechen. Der Kanal mußte aber auch noch eine Strecke weit von Suez in das Rote Meer hinausgebaut werden, um die nötige Tiefe zu gewinnen. Die größten Schwierigkeiten aber bot der Menzaleh selbst, der nur höchstens anderthalb Meter Tiefe hat und wiederholt die größten Anstrengungen vereitelte, die dennoch aber schließlich überwunden wurden.



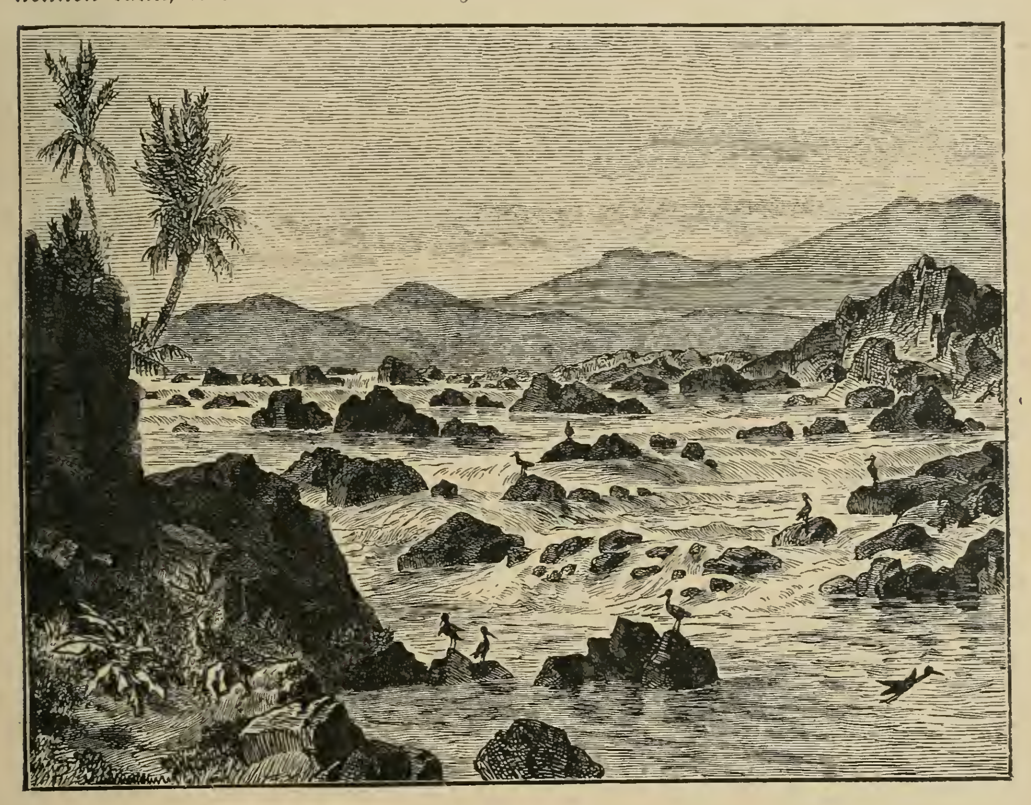
Suez.

Der Eingang zum Kanal ist das erst mit dem Beginn der Bauarbeiten 1859 angelegte Port Said mit einem kolossalen, aus mehreren Abteilungen bestehenden Hafen und den beiden staunenswerten Molen von 1600 und 2300 m Länge, welche bestimmt sind, den vom Nil in das Meer geführten und durch Strömungen ostwärts getriebenen Schlamm aufzufangen. Diese Wellenbrecher gehören zu den großartigsten Schöpfungen des Suezkanals. Sie bestehen aus künstlichen Steinblöcken, die regellos übereinander liegen, jeder aus einer Mischung von hydraulischem Kalk und Wüstensand hergestellt und zwanzigtausend Kilogramm schwer. Kalk und Sand wurden mit der entsprechenden Menge von Wasser in riesigen Holzkisten durch eine Maschine gemischt, und die Masse erlangte nach wenigen Wochen Felsenfestigkeit. Ein Krahn hob die Blöcke dann in ein Boot, wo sie zu zwei oder drei auf einer schiefen Ebene durch Hemmblöcke festgelegt wurden. Das Boot führte sie an Ort und Stelle, die Hemmung wurde gelöst, und die Felsenmasse sauste nun über Bord mit gewaltigem Schlage ins Wasser und sank in die Tiefe. Wie sie fielen, so blieben die Blöcke liegen und türmten sich allmählich übereinander empor, bis endlich ein an Bord eines Dampfers befindlicher Krahn die letzten, das Wasser überragenden Schichten darauf niederlegte. Die Molen gleichen daher einem gewaltigen Sieb, durch welches das andringende Wasser unbehindert strömen kann.

Oberägypten und Nubien.

Mit Kairo auf der rechten und Memphis auf der linken Seite des Nil beginnt das nach Süden allmählich ansteigende Oberägypten; es reicht, wie schon erwähnt, aufwärts bis Assuan, wo die Schiffbarkeit des Stromes anfängt. Ohne Unterbrechung hält diese Schiffbarkeit bis zum fernen Meere an.

Auf dieser ganzen Strecke, die man immer noch die Talebene Ägyptens nennen kann, wird der Strom von zwei von Nord nach Süd streichenden Ge-



Nilkatarakte bei Assuan.

birgsketten eingefaßt; die arabische im Osten, die libysche im Westen. Der erstere Gebirgszug erhebt sich bei Kairo im Mokattamberg zu 210 m Höhe, erreicht bei Theben 640 m und verflacht sich nach Süden hin in Hügeln. Es ist ödes, wildes Gebirgsland, von vielen Quertälern durchschnitten, durch welches schon in den alten Zeiten die Karawanen- und Kriegswege nach Osten und nach Asien führten.

Der lybische Gebirgszug ist eine breite, wasser- und vegetationslose Hochebene, die stufenförmig ansteigt und sowohl gegen den Nil bei Siut, als auch gegen Westen zu einer Senkung abfällt, in welcher der ägyptische Oasenzug verläuft. Dieser beginnt genau westlich von Assuan mit der Oase Kurkur, nordwestlich von dieser folgt die Oase Charge, dann westlich die Oase Dachel, wieder nordwestlich

die Oase Farafrah und endlich nördlich die Oase Beharie. Der ganze Oasenzug hat eine Gesamtausdehnung von fast vier Breitengraden.

Die Sohle dieses Senkungszuges liegt immer noch mehr als 100 m über dem Meeresspiegel. Von Beharie aber schließt sich daran eine westliche Fortsetzung tief in die libysche Wüste hinein, eine Senkung, die sich fortdauernd vertieft und in der Oase Siwah sogar 32 m unter dem Meeresspiegel erreicht. Diese Oase, ein langgestrecktes, von hohen Rändern umgebenes, sehr fruchtbares Tal, war schon im Altertum bekannt und wegen eines Orakels des Jupiter Ammon berühmt. Schon der persische Eroberer Ägyptens, Kambyses, wollte das Orakel befragen, fand die Oase aber nicht auf, dagegen erreichte sie Alexander der Große und wurde von den Priestern als Sohn der Sonne begrüßt.

In der Oase Siwah vereinigt sich mit dieser Senkung ein gleichfalls tiefer als die Meeresfläche eingesenkter Zug, der von Nordosten herkommt und mit den Natronseen südlich vom Nildelta beginnt. Die beiden vereinigten Senkungen streichen dann weiter in etwas nordwestlich geneigter Richtung und verlaufen endlich in das Plateau von Barka. Es sei noch bemerkt, daß die Bewohner der Oase Siwah zwar unter eigenen Scheiks stehen, aber seit Mehemed Ali Ägypten tributpflichtig sind.

Wenig bleibt noch über Nubien zu sagen, das schon lange mit Ägypten vereinigt ist.

Kommen wir von Norden im Niltal herauf, so treffen wir unmittelbar hinter Assuan jenen granitenen Querriegel, welcher von Osten nach Westen das Niltal durchsetzt und den ersten Katarakt hervorruft. Damit treten wir in das Gebirgsland ein, durch welches der Nil sich von Süden her Bahn gebrochen hat.

Die ganze Bedeutung des Landes beschränkt sich auch lediglich auf das Niltal, an welches zu beiden Seiten Steppen und Wüsten oft so hart herantreten, daß nur ein ganz schmaler Streifen von Kulturland übrig bleibt. „In Nubien", sagt Hartmann, „ist das Kulturland häufig ungemein schmal, auf nur wenige Fuß, ja Zoll breite Streifen beschränkt, welche mit unsäglicher Mühe längs den zum Teil sehr steilen Felsufern unterhalten werden." Es begegnete dem Reisenden nach seiner Versicherung nicht selten, daß er vom Landungsbrett der Nilbarke aus über den schmalen Ackerstreifen hinweg seinen Fuß direkt in die tote Wildnis hineinsetzen konnte. Bei dem großen Regenmangel, namentlich im nördlichen Nubien, muß die Bewässerung in mühseligster Weise mit Schöpfrädern bewerkstelligt werden.

Von Osten her ist es die nubische Wüste, auch die Wüste von Korosko genannt, von Westen her die libysche Wüste, welche das Niltal derart einengen. Folgen wir dem Nil weiter aufwärts, so treffen wir den zweiten Katarakt bei Wadi Halfa, den dritten bei Donkola, und nun folgt die mächtige S-förmige Krümmung, innerhalb deren der vierte Katarakt, etwas unterhalb von Abu Hammed, der fünfte bei Karnata unterhalb Berber und der sechste und letzte zwischen Derrera und Umturef von ebenso vielen Gebirgsstufen herabstürzen. Danach verfolgt der Nil wieder stetig seine südnördliche Richtung, und wir erreichen immer nilaufwärts nach Süden reisend, den Zusammenfluß des Weißen



Sphinx und Pyramiden von Gizeh (Ägygten).

und Blauen Nil, in dessen Winkel Mehemed Ali die Stadt Chartum gründete, und damit stehen wir an der Südgrenze von Nubien.

Ein Überströmen der Nilufer findet in Nubien nicht statt, die Vegetation ist daher in dem Hauptteil des Landes äußerst dürftig. Nur im südöstlichen Teile, der Landschaft Taka, die von den aus Abessinien herabströmenden Flüssen reich bewässert wird, entwickelt sich auch eine tropische Vegetation und ein reiches Tierleben, wovon wir weiter unten noch mehr zu erzählen haben werden.

Das Niltal und die Pflanzen- und Tierwelt Ägyptens.

Das Niltal verdankt seine staunenswerte und unerschöpfliche Fruchtbarkeit den jährlich zu bestimmter Zeit wiederkehrenden Überschwemmungen des Nil, die ihren befruchtenden Schlamm, wie wir schon kennen gelernt haben, aus Abessinien niederführen und über die Talebene ausbreiten.

Das Wachsen des Nil wird in Ägypten zu Ende des Juni bemerkt. Von Mitte Juli wird die Zunahme gewaltig bis September, wo das Gewässer einige Wochen auf gleicher Höhe sich erhält. Der höchste Wasserstand zeigt sich anfangs Oktober; dann beginnt nach mancherlei Schwankungen um die Mitte dieses Monats das Fallen, erst langsam, dann schneller. In den Monaten Januar und Februar trocknen schon die höheren Bewässerungsschichten aus. Im Mai, Anfang Juni hat man den niedrigsten Wasserstand, bis der wunderbare Kreislauf von neuem beginnt.

Hat der Nil seinen höchsten Stand erreicht, so werden überall die hundertfältig angelegten Kanäle geöffnet und mittelst Dämmen wird das befruchtende Element überallhin verteilt. Auf höher gelegene Felder wird das Nilwasser von fleißigen Fellahs geschöpft, oder Haustiere setzen ein Wasserrad in Bewegung und erhalten das Schöpfwerk in Gang; auch dampfende Lokomobilen sieht man hin und wieder tätig.

Wie das Ägypterland eine Schöpfung des Nil ist, so würde es ohne diesen in den Zustand des Todes und der Erstarrung zurücksinken, aus dem es einst hervorging. Denn der eherne Himmel Ägyptens sendet seinen Wassersegen nur ungenügend von oben herab. Alexandrien zählt jährlich fünfzig Regentage, Kairo nur sieben; in Oberägypten gehören Regen schon zu den ungewöhnlichen Erscheinungen. Im übrigen hat Unterägypten, infolge der kühlenden Einwirkung der Seewinde, ein mäßiges Klima, wie Südeuropa, dagegen ist Oberägypten trocken und heiß.

Von der reichlicheren oder geringeren Überschwemmung, von der stärkeren oder schwächeren Absetzung des Nilschlammes hängt also die jeweilige Leistung des ägyptischen Bodens ab. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn schon in der ältesten Pharaonenzeit der Eintritt der alljährlichen Nilschwelle mit rauschenden Festlichkeiten gefeiert wurde, bei welchem Ereignis auch, wie die Araber berichten, noch im 7. Jahrhundert vor Chr. Geb. ein junges Mädchen der Nilgöttin geopfert wurde. Noch heute werden die schlammigen Fluten mit Freude begrüßt. Sobald

der Nil zu steigen beginnt, durchziehen eigens dazu bestellte Ausrufer, von einem Knaben begleitet, die Straßen und verkünden in eigentümlich singendem Tone das große Ereignis etwa in folgender Weise:

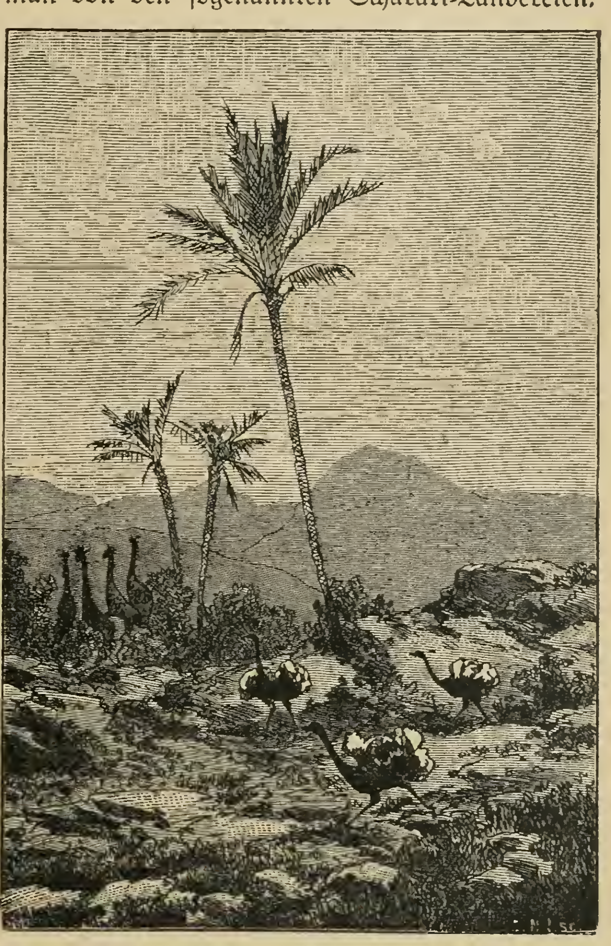
Ausrufer:
Lob sei dem, der die Erde ausgebreitet.
Knabe:
Der uns strömende Flüsse schenkt und leitet.
Ausrufer:
Ihm Preis, der die Felder grünen und blühen macht.
Knabe:
Der die Toten aufstehen läßt aus der Todesnacht.
Ausrufer:
Allah gibt Überfluß, er läßt wachsen den Nil, bewässert das Feld.
Knabe:
Und die Berge und Wüsten der ganzen Welt.
Ausrufer:
Höher ist heute der Nil handbreit,
Der Spender aller Fruchtbarkeit.
Knabe:
Der Herr ist gütig!

Über dem ganzen Niltal liegt ein eigentümlicher Zug der Monotonie, und das Gebiet ist arm an wirklichen landschaftlichen Schönheiten. Im eigentlichen Ägypten sieht man nur hier und da eine dekorative Palme und diese auch nur selten zu Hainen, nie zu Wäldern vereinigt. Inmitten dieser Einförmigkeit bildet aber einen unbeschreiblich schönen Eindruck der wunderbare Gegensatz des üppigen Kulturbodens zur angrenzenden Wüste; auf der einen Seite das Niltal in üppigem Grün, auf der andern der kahle, arabische Höhenzug und die libysche Wüste farblos, lautlos hingelagert. Einen zweiten Reiz bilden die kolossalen Überreste alter ägyptischer Herrlichkeit, die mächtigen Ruinenfelder von dem hunderttorigen Theben, von Memphis, die Pyramiden von Gizeh bei Kairo, diese größten Denkmäler menschlicher Hände, „deren unzerstörbare Masse“, wie Abbé Delille sagt, „die Zeiten ermüdet hat.“

In Bezug auf die Pflanzenwelt Ägyptens ist schon in dem einleitenden Abschnitt unseres Buches „Allgemeine Umrisse“ hervorgehoben worden, daß von Waldbeständen im Sinne des Urwaldes oder von wirtschaftlich gepflegten Forsten hier keine Rede sein kann. Vereinzelt oder in Gruppen werden Akazien, Sykomoren, Feigen, Tamarinden, Tamarisken, Dumpalmen, in Unterägypten auch Dattelpalmen angetroffen. Die Wüstenstrecken zeigen oft einen dünnen Grasanflug oder spärliche Gruppen niedriger, harthalmiger, selbst dorniger Sträucher. Erst im südlichen und besonders südöstlichen Nubien treten zusammenhängende Wälder auf, und unter der reichlicheren Bewässerung von Abessinien her entwickeln sich auch wohl tropische Urwaldwildnisse.

Als Kulturpflanzen wurden schon in der Pharaonenzeit Weizen, Hafer, Gerste, Durra, Erbsen gebaut; zu diesen kommen gegenwärtig noch Mais, Reis,

Zuckerrohr, Tabak, Hanf, Mohn und namentlich Baumwolle, deren Kultur in Ägypten ausgedehnte Pflege zu teil wird. Man hat die Jahresproduktion an Baumwolle in jüngster Zeit schon bis zu 9 Millionen Pf. St. = rund 180 Millionen Mark berechnet. Die ungemeine Fruchtbarkeit des ägyptischen Bodens mag die Tatsache bezeugen, daß man von den sogenannten Scharaki-Ländereien, d. h. denjenigen, welche von dem Schlammwasser des Nil nicht erreicht werden und künstlich bewässert werden müssen, im Laufe des Jahres mit Beobachtung des Fruchtwechsels drei Ernten beziehen kann.


Tierleben in Nubien.

Die Tierwelt Ägyptens ist infolge des Fehlens der Wälder wohl nie besonders reich gewesen, doch kamen früher, wie die Abbildungen auf den alten Monumenten und andere Zeugnisse beweisen, doch auch noch Tierformen vor, die gegenwärtig aus dem Lande verschwunden sind. So kommt das ausdrücklich nach dem Nil benannte Nilpferd in Ägypten nirgends mehr vor; auch das Krokodil, einst der Schrecken im ganzen Nil, hat sich nach dem Süden zurückgezogen; der ehemals heilig gehaltene Vogel Ibis ist sehr selten geworden; zu Abbildungen von Löwenjagden, welche man noch auf alten Denkmälern findet, würde das heutige Ägypten keinerlei Anregung mehr zu geben vermögen. Dagegen sind Hyänen, Schakale, Füchse, auch wilde Schweine und in den Steppen mancherlei Antilopenarten noch häufig anzutreffen; ebenso wie der Nil eine ungewöhnlich reiche Auswahl von Fischen gestattet.

Will man die aus dem eigentlichen Ägypten verschwundenen Tiere finden, so muß man schon nach dem südöstlichen Nubien gehen. Hier findet der leidenschaftlichste Jäger noch Ausbeute in Hülle und Fülle, denn der üppige Pflanzenwuchs des oberen Nubiens bedingt natürlich auch ein reiches Tierleben. Die Gewässer wimmeln von Fischen, Vögeln, Krokodilen und Flußpferden; in den Wildnissen ist der Löwe keine seltene Erscheinung; Wildschweine, Antilopen, Giraffen und Strauße leben auf den Steppen in zahlloser Menge und bieten dem

Jäger unablässig interessanteste Beschäftigung, wenn er es nicht vorzieht, das Rhinozeros zu verfolgen oder dem Elefanten nachzustellen, der hier noch in ganzen Herden lebt.

Die Jagd auf diese Riesen der Tierwelt und die Gewinnung des Elfenbeins lockt nach Nubiens Wildnissen nicht nur europäische Jäger und Reisende, die gar nicht so selten in das Land kommen, sondern auch einheimische Völker, unter denen die Araber vom Stamme der Homran die merkwürdigsten sind, da sie dem Elefanten nicht mit Schußwaffen, sondern mit dem bloßen Schwert zu Leibe gehen, mit guten Solinger Klingen, die als gesuchte Ware einen der wertvollsten Einfuhrartikel bilden. Erstaunliche, man könnte fast sagen wunderbare Dinge erzählt der Reisende Baker von diesen Schwertjägern oder Aggadschirs aus dem Stamme der Homranaraber.

Unter den Haustieren sind das einhöckerige Kamel (Dromedar), der Büffel, das Pferd und der Esel als die wichtigsten zu nennen. Obwohl die alten Ägypter das Nomadenleben verachteten, so war die Viehzucht auch bei ihnen schon ein Gegenstand besonderer Sorgfalt, beschränkte sich jedoch auf Rinder und Schafe. Eine Art von Windhund war als Jagdgenosse im Gebrauch, südliche Völker lieferten diese Tiere als Tribut. Besonders verehrt wurden die Katzen, von denen man in den Gräbern wohlkonservierte Mumien gefunden hat. Die Gans war im alten Ägypten hoch geehrt, Tauben wurden viel gehalten, und was schon die Alten für merkwürdig hielten: die Ägypter verstanden das künstliche Ausbrüten der Hühnereier, ein Verfahren, welches den Einwohnern eine treffliche und wegen des Überflusses zugleich wohlfeile Nahrung darbot.

Über die Haustiere, welche wir eben als die wichtigsten bezeichneten, sowie über die Zeit, zu welcher sie in Ägypten als Gefährten des Menschen gehalten wurden, geben die Abbildungen auf den alten Monumenten, wie auch die ältesten Schriftwerke Auskunft. Danach dürfte der Esel wohl als das älteste ägyptische Haustier angesehen werden können, denn er findet sich auf den alten Denkmälern der ägyptischen Baukunst vielfach abgebildet.

Dagegen muß der Büffel, welcher gegenwärtig als Arbeitstier überall zu finden ist, erst später nach Ägypten gekommen sein, ebenso wie das Kamel, denn von beiden ist in den zahllosen Bildwerken keine Spur zu finden. Indessen dürfte von letzterem auch wohl angenommen werden können, daß es als das wesentlichste Haustier der verachteten Nomaden nicht für würdig erachtet wurde, bildlich dargestellt zu werden. Zur Zeit des Moses, dessen Auszug unter Ramses II. oder dessen Nachfolger (um 1320 vor Chr. Geb.) gesetzt wird, war es sicher schon vorhanden, jedenfalls von Arabien herübergekommen; denn nach dem zweiten Buche des Moses traf unter den Plagen, die er über Ägypten kommen ließ, eine schwere Pestilenz die Pferde, Esel, Kamele, Ochsen und Schafe.

Eine besondere Bewandtnis muß es mit dem Pferde gehabt haben. Dessen Zucht in Ägypten muß schon früh sehr bedeutend gewesen sein, denn nach Homer holten die Griechen und Trojaner ihre besten Pferde von dorther. Die älteste schriftliche Erwähnung des Pferdes geschieht im ersten Buche des Moses, denn Joseph, dessen Geschichte zur Zeit der Hyksos (von 2000—1600 vor Chr.) angenommen wird, gab in einer fürchterlichen Hungersnot Brot für Pferde, Schafe,

Rinder und Esel, die ihm das Volk brachte. Auch auf den alten Denkmälern ist das Pferd oft abgebildet, aber stets nur als Zugtier für die ägyptischen Streitwagen, niemals als Reittier; als Reiter erscheinen immer nur die Feinde, die asiatischen Barbaren. Von ihnen haben auch die Ägypter jedenfalls erst die Verwendung des Pferdes als Reittier kennen gelernt; denn schon im zweiten Buche des Moses wird ausdrücklich gesagt, daß Pharao den ausgezogenen Kindern Israels mit Wagen und Reitern nachjagte.

Die Völker Ägyptens.

Die Völker im Pharaonenreiche.

Die Bevölkerung Ägyptens erscheint in Unterägypten sehr gemischt, da sich hier Fremde aus aller Herren Ländern niedergelassen haben. Man zählt hier weit über hunderttausend Nichtägypter, bestehend aus Griechen, Italienern, Engländern, Franzosen, Spaniern, Deutschen, Österreichern, Russen. Auch Asiaten fehlen nicht, ebenso wenig Neger und Türken, obwohl sie gegen die zahlreichen Europäer sehr zurücktreten. Wie stark dieses fremde Element in Unterägypten sich in die einheimischen Bevölkerungsklassen eingeschoben hat, mag daraus erhellen, daß allein in dem Bezirk von Alexandrien über 46 000, in dem Bezirk von Kairo über 35 000 Fremde gezählt werden.

Wenn auch zu den einheimischen Volksstämmen des weiteren Ägyptens zählend, so dürfen doch für Unterägypten auch die vielen Nubier als fremdes Element betrachtet werden, die in den großen Städten, namentlich in Kairo und Alexandrien, wegen ihrer Ehrlichkeit als Diener und Wächter sehr gesucht sind. Nicht zu vergessen sind auch ihre Landsmänninnen, welche als die leidenschaftlichsten Tänzerinnen unter dieser in Ägypten außerordentlich vertretenen weiblichen Kategorie eine hervorragende Rolle spielen.

Anders im weiteren Lande. Hier hat sich trotz der so mannigfach wechselnden Fremdherrschaft und Einwanderung durch Griechen, Römer, Araber und Türken die Volksmischung doch nur unbedeutend bemerkbar gemacht. Im wesentlichen sind nur drei Völkerschaften zu nennen, die sich im eigentlichen Ägypten in den Rauminhalt von 994 200 qkm teilen, nämlich die Kopten und Fellah, die Nachkommen der alten Ägypter, und die arabischen Beduinen. Von den 9 800 000 Einwohnern, welche man auf das Land berechnet, entfallen 82,1 Prozent auf die Fellah, 6,5 auf die Kopten, 3,1 auf die Beduinen, so daß für alle andern Volkselemente im eigentlichen Ägypten nur 8,3 Prozent übrig bleiben, und diese sitzen fast ausschließlich nur in Unterägypten.

Trotzdem, daß Ägypten so lange Zeit ein türkischer Vasallenstaat war, auch wohl heute noch als solcher angesehen wird, die Türken ungeachtet ihrer wenig bedeutenden Zahl die Herrschaft und alle Ämter inne hatten, ist das türkische Element ganz zurückgetreten und die türkische Sprache gegenwärtig so gut wie un=

bekannt. Landessprache ist das Arabische, das Religionsbekenntnis der Mohammedanismus.

Den Grundstock des ägyptischen Volkes bildeten seit dem Altertum

Die Retu.

In den Vorzeiten war dieses Volk aus Zentralasien in die Niederungen des Niltales herabgestiegen, hatte hier das mächtige Pharaonenreich gegründet und in diesem bald eine für alle Zeiten staunenswerte Kultur geschaffen.



Nubische Tänzerin aus Chartum.

Nach dem Ethnographen Fr. Müller sind die Retu ein Glied des großen hamito-semitischen Völkerstammes. Obgleich die beiden Abteilungen dieses Stammes in kulturhistorischer Beziehung scharf geschieden sind, weisen sie dennoch, auf Grund der von ihnen geredeten Sprachen, auf einen gemeinsamen Ursprung zurück.

Die Hamiten verbreiteten sich ursprünglich über die Länder zwischen dem Euphrat und Tigris und die Küsten Palästinas. Von hier gingen sie nach Afrika hinüber und bevölkerten daselbst das Niltal, die Retu in Ägypten, die Bischarin in Nubien, samt den südlich davon gelegenen Küstenstrichen bis nach Abessinien und in die Somali- und Gallaländer hinein, sowie die Nordwestküste Afrikas, die Tuareg oder Berber und die Kabylen, mit Einschluß der Kanarischen Inseln, wohin die Guanchen übersetzten.

Von der hohen geistigen Begabung des Retuvolkes liefern die alten ägyptischen Wunderbauten genügenden Beweis. Herodot nennt sie „das unterrichtetste unter allen Völkern", und noch in späterer Zeit beherrschte das Bewußtsein seines Volkes den Ägypter derart, daß er auf den gebildeten Griechen stets geringschätzend herabsah als auf „ein Kind ohne Vergangenheit und Erfahrung."

Das Volk ist als solches erloschen, hat sich aber dennoch in den heutigen Bewohnern Ägyptens, in den Kopten und Fellah erhalten, obwohl nicht ohne

Beimischung fremder Elemente, wie mit Persern, Griechen, Arabern, mit Schwarzen, Türken, Tscherkessen und Franken, wie die Abendländer hier genannt werden. Trotzdem aber hat sich der Typus des alten Retuvolkes in der heutigen Bevölkerung wunderbar erhalten. Man stelle den ersten besten Fellah oder Kopten neben ein altes Pharaonenbild, und man wird sich sofort von dieser frappanten Ähnlichkeit überzeugen. Derselbe sanfte Prognatismus, dieselben schwellenden,



Koptische Christen in Ägypten.

fleischigen Lippen, meistens gerade, scharf geschnittene Nase mit breiten Flügeln, eine breite, meist niedrige Stirn, große, weitgeschlitzte Augen, schwarzes, leicht gekräuseltes Haar, zwischen gelb und braun wechselnde Hautfarbe.

Die Kopten.

Einen weiteren Beweis für die Abstammung der Neuägypter von dem alten Pharaonenvolke, namentlich aber der Kopten, liefert ihre Sprache. Diese, jetzt nicht

mehr zu den lebenden Sprachen zählend, war zur Zeit der Pharaonen, selbst noch zur Zeit der arabischen Eroberung 638, die Landessprache, und sie ist es, auf deren Grundlage der Sinn der hieroglyphischen Worte festgestellt werden konnte. Durch das Arabische völlig verdrängt, dient sie heutzutage nur dem Kultus, wie das Latein bei uns; aber noch im 17. Jahrhundert soll Pater Vanstleb in einem ägyptischen Kloster einen Kopten gefunden haben, dessen Muttersprache noch die altkoptische war.

Das Wort Kopten soll eine Verstümmelung aus Gypti (Ägypti) sein; die Araber nennen sie Kopt. Zu den Zeiten der arabischen Invasion zählten die Kopten noch über sechs Millionen Seelen; aber durch fast ununterbrochene Bedrückungen und Verfolgungen wurden ihre Reihen so sehr gelichtet, daß sie trotz einer seit etwa hundert Jahren eingetretenen Toleranz auf nur noch etwa 300 000 Seelen berechnet werden können. Am dichtesten wohnen sie im nördlichen Oberägypten, in Luksor, Esneh, Denderah, Girgeh, Tahta, besonders aber in Siut, Achmim und Fajum, auch in Kairo und Alexandrien.

Die Kopten bekennen sich zum Christentum und zwar zu der speziellen koptischen Kirche, die sich schon im 5. Jahrhundert von der allgemeinen getrennt und ihren eigenen Patriarchen hat, unter dem zwölf Bischöfe und auch der Metropolit von Abessinien stehen. Gegenwärtig ist nur ein kleiner Teil wieder mit der römischen oder griechischen Kirche uniert, ein noch kleinerer Teil ist protestantisch. Ihr religiöses Leben ist aber nur ein stumpfes, geistloses Sichgehenlassen in gewohnten Formen der Lehre des Kultus und des Lebens, eine totenähnliche, geistige Erstarrung und eine tiefe sittliche Verkommenheit. Seit alters bestehen zwischen dem Nil und dem Roten Meere die uralten Koptenklöster des heil. Antonius und des heil. Paulus, aus deren ersterem der erledigte koptische Patriarchenstuhl wieder besetzt wird.

Die geistige Bildung der Kopten ist sehr gering. Die Knaben erhalten einen Unterricht in Gemeindeschulen, in denen Auswendiglernen der Bibel, der liturgischen Gebete, Lesen und Rechnen getrieben wird. Aber nur die Knaben werden unterrichtet, die Mädchen erhalten keinerlei Ausbildung.

Die Kopten widmen sich fast ausschließlich den höheren Gewerken und feineren Handarbeiten; sie sind Gold- und Silberarbeiter, Goldsticker, Weber, Kaufleute verstehen es auch meisterhaft, Altertümer zu fälschen und in den Handel zu bringen, oder sie werden als Buchhalter oder Schreiber verwendet. Interessant ist, daß ihre Schreibzeuge, die sie stets am Gürtel tragen, ganz jenen gleichen, welche in den alten ägyptischen Bildwerken dargestellt sind und eben die Tätigkeit eines Schreibers bedeuten.

Man schätzt die Kopten als die christlichen Nachkommen der alten Ägypter, denen sie nicht nur hinsichtlich der großen, sehnigen Statur, der schwarzen Augen und des dunklen Haares, sondern auch noch in vielen andern Stücken gleichen, von denen sie auch die Sitte der Beschneidung angenommen haben. Ihre Tracht ist von der der Moslem nur wenig verschieden, doch pflegen sie sich gern durch einen schwarzen Turban auszuzeichnen.

Ihrem Charakter nach stehen die Kopten in keinem guten Rufe. Der seit Jahrhunderten auf sie ausgeübte Druck und die vielen Verfolgungen, denen sie

ausgesetzt waren und die erst seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts gemildert worden sind, haben sie zu finsteren, mißtrauischen Menschen gemacht. Je nach Umständen sind sie kriechend oder herrisch, dabei bestechlich und im höchsten Grade geldgierig. —

Die Fellah.

Wie die Kopten die christlichen, so sind die Fellah oder Fellachen die mohammedanischen Nachkommen der alten Ägypter. Sie haben nach der Eroberung des Landes durch die Araber sich nicht nur ihres Christentums entäußert und den Islam angenommen, sondern haben auch ihre ursprüngliche, mit der der Kopten übereinstimmende koptische Sprache gänzlich aufgegeben und bedienen sich nur des Arabischen, welches in ihrem Munde einen besonderen ägyptischen Dialekt vorstellt. Auch sind sie weit stärker mit fremden Elementen gemischt als die Kopten, welche sich ziemlich rein erhalten haben. Sie bilden aber den weitaus größten Teil der gesamten ägyptischen Bevölkerung.



Fellahmädchen.

Der arabische Name Fellah, von fellaha, d. h. pflügen, hergenommen, deutet schon auf die überwiegende Beschäftigung des Volksstammes hin. Sie sind die Ackerbauer Ägyptens, eine unter harter Arbeit und schweren Abgaben beinahe erliegende Menschenklasse.

Der vom Nil überschwemmte Boden wird den Fellah von der Regierung zugewiesen, und sie haben davon eine Grundsteuer zu entrichten. Die darauf gewonnenen Erzeugnisse sind aber keineswegs ihr Eigentum, sondern sie sind verpflichtet, dieselben an die Regierungsmagazine abzuliefern und erhalten dafür nur eine bestimmte Vergütung, außerdem auch noch eine solche für die zur Bestellung des Bodens verwandten Tiere oder Werkzeuge.

Die Fellah sind ein derber, kräftiger, muskulöser Menschenschlag, mit breitem, rundem Gesicht und auffallend kräftig entwickelten Füßen; das Bein ist aber, wie

bei den Negern, fast wadenlos. Die Hautfarbe ändert von hell rötlichgelbbraun bis dunkelbraun. Die Frauen sind von schlanker Figur und zeichnen sich zumeist durch stattliche Haltung aus. Das Gesicht tragen sie je nach der Sitte der Gegend entweder unverschleiert oder mit einem schwarzen Schleier verdeckt, so daß nur die Augen frei bleiben.

Bei beiden Geschlechtern bildet ein weißes oder blaues Kattunhemd den Hauptteil der Kleidung, das bei den Frauen nur länger getragen und um die Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Darunter trägt der Fellah eine kurze Hose und auf dem Kopf eine schwarze Filzkappe. Über diesen Anzug wird im ägyptischen Winter eine grobe Wollendecke gehängt. Als Schmuck dienen schwere Ohrgehänge und Armringe aus Gold oder Kupfer; Nasenringe und auch Fußringe sieht man selten, häufig aber blaue Tätowierungen am Kinn und auf den Armen.

Die Fellah sind die im Schweiße ihres Angesichtes arbeitende Klasse des Landes, die der Vizekönig, die Paschas, die Beamten, jeder in seiner Weise, nach Kräften aussaugen. Armut, Elend und Arbeit sind das Los des Fellah, im Elend und im Schmutz geboren, lebt und stirbt er im Elend und im Schmutz dahin. Seine Wohnung ist eine aus Nilschlamm oder Luftziegeln errichtete Hütte, mit Durrastroh gedeckt. Der Fußboden im Innern ist die festgestampfte Erde, darauf liegen einige Strohmatten, welche als Lagerstätten dienen. In einem Winkel steht ein Tonkrug zur Aufbewahrung des Wassers, in einem andern vielleicht eine kleine Bretterkiste oder ein aus aneinander gefügten Palmblattstielen hergestelltes Gerät zur Aufbewahrung der wenigen Kleider. Vor der Hütte sieht man einen kleinen Backofen und einige Steine in der Asche; sie dienen zum Kochen und Backen. Da Holz nicht vorhanden ist, so wird der Dünger der Rinder, Pferde, Esel und Kamele als Feuerungsmittel gebraucht.

Die Nahrung des Fellah besteht gewöhnlich aus in Wasser gekochten Puffbohnen, manchmal in Linsen, mit ein wenig Öl und Salz gewürzt. Hierzu kommt noch ein Durabrot. Zur Zeit der Dattelreife lebt er fast ausschließlich von Datteln; und hat er etwa Mais ausgesät, so ißt er in der Asche geröstete Maiskolben.

Das Leben des Fellah fließt dahin nur in dem Bestreben, die ihm auferlegten Steuern zu erschwingen. Ihm ist nahezu alles mit Steuern belastet. Verkauft er eine Kuh, so hat er den Wert der Haut dafür abzuliefern; pflanzt er einen Palmenbaum, so hat er dafür Jahr für Jahr zu steuern. Bezeichnend ist die Art, wie die Steuern eingetrieben werden. Der Pascha verpachtet diese an den Provinzgouverneur, dieser an die Bezirksvorsteher, diese wieder an die Ortsvorsteher, und jeder treibt nun so viel Steuern ein, daß noch ein guter Profit in seine Tasche fließt. Anderseits haftet das Dorf für den einzelnen Fellah, der Bezirk für das Dorf, die Provinz für den Bezirk, so daß jeder Verpächter stets gedeckt ist.

Unter solchen Umständen kann der Fellah nicht daran denken, sich geistig auszubilden, „und es nimmt einen wirklich Wunder“, sagt Brehm, „wenn man in ein ägyptisches Dorf kommt und dort um ein von Durrastroh unterhaltenes Feuer zwanzig bis dreißig Knaben am späten Abend sieht, die ein alter Fakih um Gotteslohn im Lesen und in der Religion unterrichtet. Die einzige Erholungsstunde, welche sich der schwer geplagte Fellah zuweilen erlauben darf, ist ein Gang in das

ärmliche Kaffeehaus des Dorfes, wo er für fünf Para zwei Tassen des reichlich mit gebrannten Bohnen versetzten Kaffees trinkt."

Freier leben allerdings die in den Städten wohnenden Fellah. Sie sind Gewerbetreibende und Kleinhändler und bringen es unter günstigen Umständen wohl auch zu einem gewissen Wohlstand. Uralt ist die Töpferei, welche die viel gekaufte typisch-ägyptische Ware liefert. Fremde Werkmeister haben auch die moderne Weberei, Wirkerei, das Schönfärben, die Seifen- und Zuckersiederei eingeführt, und die Fellah entwickeln in allen diesen Dingen viel Geschick; sie wissen auch mit dem Maschinenbetrieb in diesen Gewerben recht vorteilhaft umzugehen.



Beduinen.

Die Beduinen.

Schon den alten Ägyptern waren Stämme dieses rastlos wandernden Nomadenvolkes bekannt. Der Stamm der Schahu lebte schon damals wie heute an den Grenzen des Landes wie in dessen südlichen Steppen und zog schon damals wie heute von Weideplatz zu Weideplatz, machte auch wohl in Fällen der Not Einfälle in die kultivierten Nillandschaften, um sich durch Raub zu ernähren.

Der Beduine ist ein lebendiges Beispiel unverwüstlicher Beständigkeit. Jahrhunderte und Jahrtausende hat der Volksstamm durchlebt in seiner patriarchalischen Lebensweise, ohne an Gebräuchen und Sitten im geringsten etwas zu ändern. Stolz auf seine Abstammung hält der Beduine seinen Stamm rein, und das freie und ungebundene Leben verleiht ihm schlanken Wuchs, einen edlen Gesichtsausdruck, feurige Augen und ein offenes Wesen, das im Vergleich zu der gedrückten Haltung und zu dem oft so stumpfen Gesichtsausdruck der Fellah einen ungemein wohltuenden Eindruck macht. Der Beduine ist eben ein freier Mann.

So die Beduinenstämme Ägyptens, die zu beiden Seiten des Nil, in der libyschen, arabischen, nubischen Wüste und im ägyptischen Sudan bis an die Grenzen Abessiniens und in die Negerländer hinein hausen, aber auch in den ägyptischen Oasen und in Oberägypten, wie in den wüsten Gebieten gegen das Rote Meer hin zahlreich vertreten sind. Beduinenstämme bevölkern aber auch die

ganze Küstenstrecke von Unterägypten bis zum Atlantischen Ozean, bilden auch die fast ausschließliche Bevölkerung Tripolitaniens und Tunesiens und sind gleicherweise auch in Algier und Marokko zu finden. Endlich bevölkern Beduinenstämme auch noch die Oasen der Sahara und führen allda ein wüstes Räuberleben, das sie den Karawanen gefährlich macht. Hier in Nordafrika werden sie vielfach mit den Berbern zusammengeworfen und als „maurische“ Stämme bezeichnet. Wir werden ihnen in dem folgenden letzten Abschnitte unseres Buches noch einmal begegnen.

Der Beduine wohnt in Zelten und züchtet Kamele, Rinder, Pferde und Schafe. Obwohl Mohammedaner, hat er gewöhnlich nur eine Frau. Als Nahrung dienen ihm Datteln und Wasser; selten genießt er Schaffleisch, Reis und Honig; sein einziger Luxusartikel ist der Kaffee.

Während der Fellah einen meist indigoblauen Baumwollenkittel und kurze, weite Hosen trägt, bei der Arbeit sich aber mit einem um die Hüften geschlagenen Zeuglappen begnügt, wählt der Beduine eine buntseidene, mit einem Kamelhaarstrick befestigte „Kefie“, ein langes, weites Hemd, und bedeckt sich noch mit einem Überwurf. Die Beduinenfrauen sind förmlich mit Schmucksachen überladen.

Der Beduine lebt in der Einsamkeit seiner Wüste und kümmert sich um den Lauf der Dinge nicht im geringsten. Nur die von Fajum sind seßhaft geworden und treiben Ackerbau, haben damit aber den Charakter des Beduinenvolkes, der lediglich, wie vor alters, in einem nomadisierenden Hirtenleben wurzelt, aufgegeben. Ursprünglich nur in den Wüsten Arabiens zu Hause und hier scharf von den Bewohnern der Städte geschieden, bildeten sie ein Volk für sich. Jedes Zeltdorf stand unter einem Scheik, eine Anzahl Dörfer wieder unter einem Kadi, der das Richteramt verwaltete, in den zahlreichen Fehden um die Weideplätze, von denen ja schon die Bibel in der Geschichte der Patriarchen erzählt, aber auch den Befehl führte.

Mit der Zeit breitete sich dies eigenartige Hirtenvolk, vielleicht durch die Sorge um die Weideplätze für ihre oft ungeheuren Herden gezwungen, auch über die Wüsten- und Steppenstriche von Mesopotamien und Syrien aus, bis nach Ägypten hinein. Erst mit der Eroberung Nordafrikas durch die Mohammedaner im 7. Jahrhundert wurde ihnen auch dieses weite Gebiet erschlossen und bald so recht eigentliche Heimat, da gerade hier alle Bedingungen ihrer seit dem grauen Altertum unverändert gebliebenen Lebensweise erfüllt waren. So kann man wohl sagen, daß die Beduinen zu den räumlich verbreitetsten Völkern der Erde gehören, denn die von ihnen eingenommenen Gebiete erstrecken sich von Persien westwärts durch ganz Nordafrika bis an den Atlantischen Ozean.

Wie aber schon darauf aufmerksam gemacht wurde, daß im Westen des afrikanischen Verbreitungsbezirkes auch viele Berberstämme fälschlich zu den semitischen Beduinen gezählt werden, so nennen sich umgekehrt auch hamitische Stämme im Osten oft mit Stolz Beduinen, wie z. B. die Bischarin und andere Bedjastämme in Nubien, die lange schon dort eingewandert sind, bevor in Afrika an echte Beduinen zu denken war.



Straßenszene vor Kairo.

Kairo und die Denkmalsfelder.

Kairo ist heutzutage zum großen Teil eine Stadt von modernem europäischen Anstrich. Eisenbahnen verbinden es nordwärts nicht allein quer durch das Deltaland, sondern auch linksseitig vom Nil direkt mit Alexandrien, und von diesen Schienensträngen zweigen sich auch andere ab, welche die Verbindung mit Rosette und Damiette an der Küste, sowie mit dem Suezkanal einerseits nach Port Said, anderseits mit Suez herstellen. Südlich läuft die Eisenbahn an der linken Seite des Nil stromaufwärts, welche später, bei Farschut, den Nil überschreitet und dann rechtsseitig nach Assuan und Wadi Halfa, und von hier quer durch die nubische Wüste, den großen Bogen des Nil abschneidend, ihn bei Abu Hammed wieder erreicht und nun bis Chartum an der Südgrenze Nubiens hinaufläuft.

Kairo wurde von dem arabischen Eroberer Amru (638) auf der rechten Seite des Nil gegründet, am Eingange von Unterägypten, nur 12 km von der ersten Nilteilung entfernt. Die 20 km südlich auf der linken Seite des Nil noch vorhandenen Ruinen von Memphis gaben den Arabern das erwünschteste Baumaterial für ihre neue Stadt, welche auf der Stelle des ägyptischen Babylon steht, das von Ramses II. den assyrischen Gefangenen zum Wohnsitz angewiesen wurde. Es ist die heutige Vorstadt Alt-Kairo, in welcher die Amru-Moschee auf dem Platze steht, auf welchem das Zelt Amrus errichtet gewesen sein soll, von dem aus er den Bau der Stadt überwachte.

Das eigentliche Kairo wurde 969 nördlich davon von Gauhar el Kaid, einem Feldherrn des Kalifen Moez Eddin, begonnen und von letzterem Masr el Kahira, d. h. die Siegreiche, genannt, weil der Augenblick der Gründung zusammenfiel mit dem Aufgang des Mars, des Besiegers der Welt. Sultan Saladin baute die Zitadelle und umgabe das Ganze mit einer Mauer, von welcher nördlich von der Stadt noch ein kleiner Teil mit zwei schönen Toren erhalten ist, und alle nachfolgenden Herrscher ließen es sich angelegen sein, die Stadt mit prächtigen Bauwerken zu schmücken. In der wilden Mamlukenzeit verfiel zwar vieles wieder, aber Mehemed Ali, der Begründer des neuen Ägyptens, nahm sich der Hauptstadt kräftig an, so daß sich Kairo rasch zur jetzigen Weltstadt entwickelte, die 570 000 Einwohner zählt, darunter viele Europäer von allen Nationalitäten.

Das Westviertel Ismailia, in welchem die Regierung, die Konsulate und vornehmlich die Eropäer ihre Sitze haben, ist auch ganz europäisch eingerichtet, so daß selbst die elektrische Straßenbahn nicht fehlt. Der Mittelpunkt ist der Esbekijehgarten, von welchem die Hauptstraßen auslaufen, in denen Paläste und palastähnliche Gebäude in großer Zahl vorhanden sind. Der Chedive hat einen Palast in der Zitadelle und einen inmitten der Stadt, in dem er gewöhnlich wohnt; beide werden an kostbarem Material und glänzender Einrichtung noch übertroffen von dem Dschesire (Insel)-Schloß auf der Nilinsel Bulak, gegenüber der gleichnamigen nördlichen Vorstadt.

Als Sehenswürdigkeiten unter den Bauwerken stehen in erster Reihe die Moscheen, deren Kairo nicht weniger als fünfhundert zählt, von denen freilich viele schon verfallen sind. Die älteste ist die Tulunmoschee, denn sie stammt schon aus dem 9. Jahrhundert; die großartigste ist die Moschee Hassan aus dem

14. Jahrhundert, die mit Recht die Königin der Moscheen genannt wird; als die heiligste gilt den Mohammedanern die Moschee Hassanein, in welcher die Reliquien der beiden Hassan, Söhne des Propheten Ali, aufbewahrt werden. Die wichtigste ist die Moschee al Azhar, d. h. die glänzende, von der weiter unten noch mehr die Rede sein wird. —

Trotz des modernen europäischen Anstrichs ist Kairo dennoch eine orientalische Stadt, sobald man sich in die arabischen Viertel wendet. Hier findet man noch das orientalische Straßenleben, das geräuschvolle, bewegte Bild, wie es so oft schon beschrieben worden ist, und in Kairo sogar ein Bild fast ohnegleichen. Es ist, als wenn alles im Zustand von Aufruhr und Kampf sich befände. Kamelzüge mit schweren Lasten, flüchtige Reiter auf arabischen Pferden, Packträger, Herden von Büffeln und Ochsen, alles das kreuzt sich in unentwirrbarem Knäuel durch die Straßen und Gassen, welche, häufig sogar Sackgassen, oft so eng sind, daß sich die Bewohner von den gegenüber liegenden Erkern die Hände reichen können.

Ausrufer der verschiedensten Art preisen dem Wandelnden ihre Erfrischungen und Süßigkeiten an; „moja" schreit der Wasserträger, erkennbar an dem triefenden Bocksschlauche auf seinem Rücken; der Limonadenmann klingelt unermüdlich mit den Messingschalen; der Geldwechsler will auch nicht ungesehen bleiben und spielt und klimpert unaufhörlich mit den Silbermünzen.

Das unwissende, Kindern gleiche Volk vergnügt sich an den albernsten Vorstellungen, und jeden Augenblick stößt man auf Springer, Seiltänzer und Ringkämpfer. Derwische, die durch mysteriöse Künste Schlangen aus den Häusern locken, Magier, Gaukler und Taschenspieler, von deren Geschwindigkeit man sich keinen Begriff machen kann. Von den Minarets tönt traurig das Rufen der Muezzins; hier vernimmt man das Geheul der Klageweiber, welche einen Toten zu Grabe führen, indem sie sich die Haare ausraufen und die Brust zerschlagen; dort den nie endenden Tumult der Straßensänger und der Tänzer in den mehr als tausend Kaffeebuden; das Bellen und Heulen halb verhungerter, herrenloser Hunde, welche in Banden umherschweifen und alles angreifen.

So gibt es ewig wechselnde Straßenbilder und eine stetig sich ändernde Menge von Wandelnden, vermummten Haremsfrauen, Reitenden, Fahrenden, Arbeitenden und Müßigen; Menschenkinder mit schwarzen, braunen, kalbsledernen, weißen, bemalten, offenen oder verhängten Gesichtern. Und diese vielerlei Trachten, Kleiderschnitte, Schmuckmittel und Ringe an Ohren, Nasen, Händen und Füßen, diese sonderbar verkettelten Münzsammlungen um Stirn und Hals als Frauenschmuck! Diese Mannigfaltigkeit in der Kopfbedeckung, diese roten, weißen, schwarzen, gelben, grünen Turbans — wo in aller Welt gibt es ähnliches!

Ein nicht minder bewegtes Bild gewähren die weit verzweigten Bazare, meist enge Gassen, zickzackartig durcheinander laufend, in denen in viereckigen Nischen die Waren ausliegen; prachtvolle Teppiche, Seidenstoffe, Sattelzeug, Waffen, Silber- und Goldschmiedewaren, Antiquitäten, allerlei Geschirr, Südfrüchte, Gewürze, Baumwollenlager. Diese Nischen genügen manchen Handwerkern als Werkstätten; so den Schustern, Schneidern, Tischlern, Drechslern, Webern, Seidenstickern und Töpfern. Über den Verkaufsläden und Werkstätten hängen

Tafeln mit frommen Sprüchen; Allah, der „Ernährer", möge Käufer senden und die Arbeit, das Handwerk segnen. —

In Ägypten findet zwar keine Kasteneinteilung statt, doch ist die Trennung der Stände nirgends schroffer als hier am Nil. Glieder höherer Klassen verkehren nie mit Leuten aus niedrigen Ständen. Schon das Benehmen Niedrigstehender gegen Höhere bezeugt die tiefe Kluft, welche zwischen beiden obwaltet. Der Geringere begrüßt den Vornehmen, indem er mit der Hand den Staub der Erde berührt, zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit, und dann die Hand an Kopf und Herz legt, zum Beweise der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung.

Das gesellige Leben der höheren Klassen ist inhaltslos und geistesleer. Man besucht sich gegenseitig, raucht, trinkt Kaffee und findet Genuß an den Vorträgen der Sängerinnen und Tänzerinnen. Die Frauen sind aus solchen Zusammenkünften der Männer ausgeschlossen, aber sie besuchen sich gegenseitig in ihren Harems oder mieten eins der zahlreichen Bäder, wo wiederum Gesang und Tanz als Erheiterungsmittel dienen.

Das gemeine Volk versammelt sich in den Kaffeehäusern, trinkt Kaffee, raucht Tabak oder den verderblichen Haschisch, ein Berauschungsmittel aus dem indischen Hanf. Die volkstümlichen Feste sind gewöhnlich religiösen Anstrichs. So die sogenannten Muledfeste zu Ehren irgend eines mohammedanischen Heiligen, der Geburtstag des Propheten, die Beschneidungs- und Hochzeitszüge, bei denen allen Gesänge und die Vorträge der Ghawazzi, Tänzerinnen, die größte Rolle spielen.

Von einem Familienleben kann schon vom Standpunkt des Islam keine Rede sein. Die Mädchen erhalten in Schulen keinen Unterricht; eine Erziehung derselben, wie auch eine Ausbildung der geistigen Anlagen und der zarteren Seiten des weiblichen Gemüts findet nicht statt. Das Mädchen wird verehelicht, ohne seinen Bräutigam zu kennen; in vielen Fällen kommt es schon als Kind in den Harem ihres Mannes und wächst dann erst heran. Leidenschaftlichkeit, Eifersucht, Intrige, Sinnlichkeit und Aberglauben sind die Charakterzüge der islamitischen Frauen; daß bei solcher geistigen Ausstattung die Frau unfähig ist, die Erziehung der Kinder zu leiten, ist selbstverständlich.

Knaben erhalten in Volks-, Mittel- und Fachschulen einen Unterricht. Letztere wurden für die Sprachen, für die polytechnischen Fächer, für Artillerie, Kavallerie, Infanterie, für Studium des französischen Rechtes errichtet. Aber während die Leistungen einer Volksschule nur darin bestehen, daß ein Knabe den ganzen Koran allmählich schreiben und hersagen lernt, haben auch die Fachschulen wegen mangelnder Vorbildung der Schüler nur geringen Erfolg aufzuweisen. In Kairo befindet sich in der Moschee al Azhar die größte und berühmteste Akademie des Islam. Das Institut wurde 970 nach Chr. Geb. gestiftet und siebzehn Jahre später haben daselbst die Vorträge begonnen. Reiche Stiftungen und berühmte Lehrer verursachen einen solchen Zufluß der Schüler, daß diese Akademie in dieser Beziehung einzig in der Welt dasteht. Im Jahre 1876 war die Zahl der Lehrer auf 325, die der Schüler auf 11095 gestiegen. Es gibt hier besondere Abteilungen und Wohnungen für Studenten aus der Türkei, aus Indien, Kurdistan, Syrien, Bagdad, Mekka und Medina, aus Jemen, Westafrika,



Ägyptische Straßensänger.

aus den verschiedenen ägyptischen Provinzen bis Darfur und Sennar. Viele benutzen Freiplätze, nach Hunderten genießen sie Brot- und Ölstiftungen. Leider beschränken sich die Leistungen dieser Hochschule auf Erlernung des Arabischen und auf die theologischen und rechtlichen Bestimmungen des Koran.

Obwohl das neue Ägypten in allem die Schminke der westlichen Kultur zur Schau trägt, so lebt doch in ihrer Mitte die echt afrikanische Barbarei fort, denn Sklaverei und Menschenhandel bestehen unter dieser oder jener Form noch immer, trotz der diplomatischen Anstrengungen und humanen Anläufe dagegen. Knaben wie Mädchen werden vielfach von den eigenen Eltern verkauft oder in den oberen Nilländern einfach gestohlen und dann da oder dort auf dem Sklavenmarkte zum Verkauf ausgestellt. Hübsche weibliche Ware findet stets Absatz für die türkischen Haremswirtschaften. Knaben und Jünglinge, besonders Neger finden gern Verwendung als Leibwächter, Kutscher, Vorläufer, Türsteher und dergl. — — —

Im Laufe unserer Wanderung durch Ägypten sind in unserem Buche wiederholt die großartigen Baudenkmäler der alten Ägypter erwähnt worden, so daß hier nur noch einiges nachzutragen bleibt.

In erster Reihe stehen natürlich die Pyramiden, von denen man weiß, daß sie die Grabdenkmäler ägyptischer Pharaonen sind. Sie stammen sämtlich aus der alten und mittleren Zeit des ägyptischen Reiches und stehen meist in Gruppen beisammen, vornehmlich in der Umgebung der ältesten Hauptstadt Memphis auf der linken Seite des Nil, Kairo gegenüber beginnend; von Norden nach Süden gezählt die Gruppen von Abu Roasch, Gizeh, Sanjet el Arian, Riga, Abusir, Sakkara und Dahschur. Weiter nach Süden folgen nur noch einige einzelne.

Die berühmtesten sind die Pyramiden von Gizeh, südwestlich von Kairo, welche mit der Straßenbahn leicht zu erreichen und wohl von jedem besucht worden sind, der je in Kairo gewesen ist. Besonders bemerkenswert sind drei, aus der Zeit der vierten Königsdynastie stammende Pyramiden, die des Cheops, Chefren und Mencheres. Die beiden ersten sind von wahrhaft riesigen Dimensionen, denn die Pyramide des Cheops (Chufu) mißt 150 m und übertrifft an Größe sämtliche Pyramiden; die des Chefren (Schafra) ist 140 m hoch; die des Mencheres (Mykerinos) mißt zwar nur 62 m, ist aber von allen dreien am solidesten gebaut und von den Jahrtausenden am wenigsten angegriffen. Die nächst höheren sind zwei Pyramiden in der Gruppe von Dahschur, welche 99 und 97 m messen.

Alle Pyramiden wurden stufenweise in hohen Absätzen erbaut, die dann ausgefüllt und schließlich mit einer Bekleidung von polierten Granitplatten belegt wurden. Die Seiten aller Pyramiden sind genau nach den Himmelsgegenden gerichtet.

In der Nähe der Pyramiden von Gizeh ist eine rätselhafte Riesenfigur der Sphinx hingelagert, ein Koloß von 20 m Höhe, ein Löwenleib mit Menschenkopf, eine Figur, welche in ägyptischen Bauwerken in kleinerem Maßstabe vielfach wiederkehrt, bisweilen in ganzen Alleen vor den Tempeln, deren Bedeutung bis zur Stunde noch nicht hat festgestellt werden können. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme einer Darstellung des Sonnengottes. Der Sphinxkoloß von Gizeh ist aus den natürlichen Felsen des Landes herausgemeißelt, aber zum großen

Teile vom Wüstensande verschüttet, aus dem er schon wiederholt hat herausgegraben werden müssen.

Ebenso rätselhaft sind lange Zeit auch die Pyramiden gewesen, diese „Wunder der Welt.“ Sie wurden mit Beziehung auf ihren Namen für riesige Sonnenaltäre gehalten; man glaubte Kornmagazine oder Wassersammler in ihnen zu sehen; andere hielten sie für Schutzbauten gegen den stetig herandringenden Wüstensand, manche sogar für Sternwarten der alten Ägypter. Nachdem viele der Pyramiden aber geöffnet worden sind, weiß man, daß es die Grabkammern der ägyptischen Könige sind, wie aus den vorgefundenen Inschriften hervorgeht, die glücklicherweise von den arabischen Eroberern, die auch diese alten Baudenkmäler erbrochen und ausgeraubt haben, verschont geblieben sind. —

In ihrer Art ebenso großartig sind die Denkmäler, welche im südlichen Oberägypten von der ehemaligen Größe des ägyptischen Reiches Zeugnis ablegen. Hier stand auf dem ungeheuren Gebiete, welches gegenwärtig die Orte Karnak, Luksor, Medinet Habu und Gurnah einnehmen, das alte ägyptische Theben, welches wiederholt die Hauptstadt des Reiches gewesen ist.

Hier sind es besonders die großartigen Tempelbauten, welche die Untersuchungen der Altertumsforscher und Reisenden vielfach in Anspruch genommen haben.

Unter diesen berühmten Tempelbauten des alten ägyptischen Thebai, wie es die Griechen nannten, oder auch Thebe, ist einer der bekanntesten der von Pharao Ramses II. erbaute, der nach ihm auch das Ramesseum genannt worden. Nicht allein, weil er der Erbauer dieses Tempels gewesen ist, sondern weil er es mit seiner eigenen Statue geschmückt hat, einem Kolossalbild von 20 m Höhe, ein Kolossalwerk in sitzender Figur, welches weit über die mit prachtvollen Bildwerken geschmückten Wände und über die aus zahlreichen Säulenreihen bestehenden Seitenhallen am Eingange hinausragte.

Die alten Ägypter gefielen sich in der Tat in der Darstellung des Kolossalen, wie wir an den Pyramiden, an der Gestalt der Sphinx, an ihren Tempelbauten sehen. In vielen dieser Denkmäler ist von Schönheit oder besonderem Kunstgeschmack nichts zu bemerken, und der Kunsthistoriker Springer findet in den sonst ja staunenswerten Pyramiden geradezu eine ästhetische Armut ausgeprägt; sie sind nach seiner Ansicht einer niedrigen, noch unentwickelten Kunststufe einzureihen. Mag sein! Aber es ist entschieden zu weit gegangen, wenn ein neuerer Reisender in völlig exzentrischer Weise schreibt: „Die Pyramide zeigt auf die roheste, schönheitsbare Weise die brutale Macht und mächtige Dummheit oder Langeweile. Ich sehe darin nicht die Überwältigung der Natur, sondern die von einem Despoten dicken, steinharten Herzens zertretene Menschheit, zerstampfte Menschen ohne Zahl.“

Einer der besterhaltenen dieser alten Bauwerke ist der Tempel der Hathor (bei den Griechen Aphrodite) zu Dendera, eine Tagereise nördlich von Karnak am linken Nilufer. Dendera ist ein Dorf, welches auf der Stelle der alten Stadt Tentyra steht. Der Tempel stammt sicherlich aus uralter Zeit, wurde aber zur römischen Kaiserzeit in altägyptischer Weise neu hergestellt. Der ganze Tempel, auf dessen Portikus, welcher aus 24 Säulen in vier Reihen besteht und 27 m hoch

und 43 m lang ist, drei Säle von verschiedener Größe folgen, ist 81 m lang und 34 m breit. An ihn schließen sich noch zwei kleinere Bauten. Die eine ist ein Heiligtum der Isis, bei den alten Ägyptern die Göttin der Fruchtbarkeit und Gattin des Osiris, Gott der Fruchtbarkeit und Beherrscher und Richter der Unterwelt; die andere ein dem Typhon, im Gegensatz zu Osiris der Zerstörer des Lebens, geweihtes Typhonium. Alle diese Bauten sind von einer hohen Ziegelmauer umschlossen. Die Wände und Säulen dieses Hathortempels sind mit äußerst sauber ausgeführten Skulpturen ganz bedeckt.

Diese großartigen Bauten hat nicht einer der Pharaonen gebaut, sondern viele haben daran weiter gearbeitet. So ist das bedeutendste dieser Denkmäler, der große Tempel von Karnak, nachweislich von Usertesen I., etwa um die Mitte



Der große Koloß des Ramesseums.

des 20. Jahrhunderts vor Chr. Geb., dem Ammon, dem Lokalgott Thebens geweiht, wahrscheinlich auf einer noch älteren Grundlage errichtet worden. Die Pharaonen der folgenden Dynastien haben daran weiter gebaut, besonders aber die der 12. Dynastie, so daß schon an deren Schluß dieser Tempel alle ähnlichen Bauwerke Ägyptens übertraf. Dennoch begnügten sich die folgenden Herrscher damit noch nicht, und so ist mit kürzeren oder längeren Unterbrechungen bis in die Ptolemäerzeit daran gearbeitet worden, und dennoch ist das ungeheure Werk niemals vollendet worden. Nachdem ein Teil des Tempels durch ein Erdbeben zerstört worden, blieb der Bau überhaupt liegen.

Die nachrömische Zeit, in welcher die Geschicke Ägyptens so mannigfach und häufig wechselten, war nicht dazu angetan, den Sinn auch nur auf die Erhaltung

dieser alten Kunstschöpfungen zu richten, viel weniger auf die Ergänzung dessen, was unvollendet geblieben war oder auf das, was die Jahrhunderte schon zerstört hatten. Die Reste der alten Prachtbauten von Memphis, das erst seit dem Beginn der mittleren Zeit der ägyptischen Geschichte von Theben überstrahlt, aber selbst von späteren Herrschern pietätvoll noch mit herrlichen Bauten geschmückt wurde, diese zur Zeit der arabischen Eroberer gewiß noch höchst bedeutenden Reste waren den Arabern als willkommenes Baumaterial für ihr neues Masr el Kahira, des jetzigen modernen und bedeutenden Kairo, höchst wertvoll.

Noch viele solcher Tempelbauten könnten hier angeführt werden. Wir begnügen uns mit den vorstehend genannten, wollen aber nicht vergessen, noch auf die 1817 von Belzoni bei Abu Simbel am linken Ufer des Nil im unteren Nubien entdeckten Felsenbauten aufmerksam zu machen, die dann in weiter Ausdehnung auch bei Sebua, Hussen, Derr und Beth el Walli aufgefunden wurden. Sie rühren gleichfalls von Ramses II. her und sind zum Teil recht gut erhalten.

Die Völker in Nubien.

Die echt nubischen Völker teilen sich in zwei große Gruppen, die nach der Sprache auseinander zu halten sind. Sie reden entweder die Berber- oder die Bedjasprache, welche beide unter den verschiedenen Stämmen in mannigfaltige Dialekte sich scheiden, über ihre Zusammengehörigkeit nach den beiden Gruppen aber keinen Zweifel lassen.

Die Völker der ersten Gruppe werden im allgemeinen Barabra genannt, die der zweiten Gruppe unter dem Namen der Bedjavölker zusammengefaßt.

Die Barabra.

Wir haben schon im Ostsudan, in den Bergen des südlichen Kordofan, das Volk der Nuba kennen gelernt, aus welchem vordem die Baggera, diese eingefleischten Sklavenhändler, hauptsächlich ihre schwarze Menschenware bezogen. Die Barabra werden oft auch Berberi genannt, welche beiden Namen keineswegs auf zwei verschiedene Stämme sich beziehen, denn Barabra bezeichnet die Mehrheit, Berberi die Einheit desselben Wortes. Sie sind ohne Frage ganz nahe Verwandte jener Nubavölker in Kordofan und können recht wohl als die Urbevölkerung Nubiens betrachtet werden.

Nach dem Ethnographen Fr. Müller sind sie weder Neger, noch Hamiten, sondern stellen einen Mittelschlag zwischen beiden dar. Sie sind mittelgroße Gestalten, von bronzebrauner, in schokoladen- und schwarzbraun übergehender Hautfarbe. Die Stirn ist zurückweichend, die Nase vorspringend, entweder leicht gebogen oder gerade; die Lippen sind fleischig, die Augen weitgeschlitzt und lebhaft, das schwarze Haar ist stark gekräuselt.

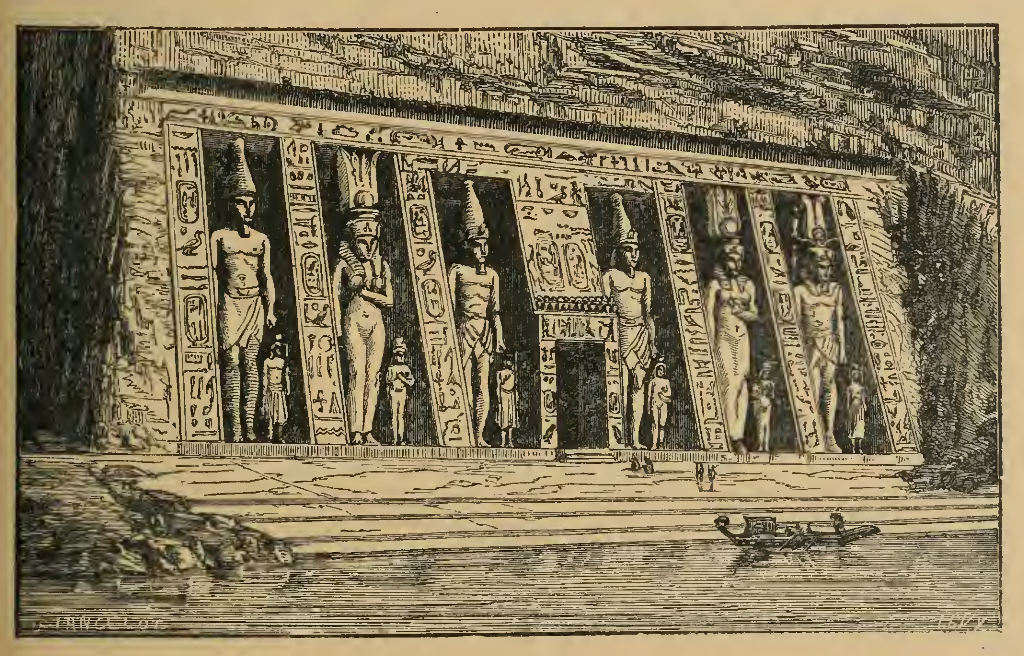
Ihre Wohnungen sind elende Lehmhütten. Wohlhabendere besitzen deren mehrere, die von einer Mauer umgeben sind; es kommen da auch auf Pfählen gestützte Vorhallen vor, in jedem Fall ist die Hütte des Mannes immer von denen der Weiber getrennt. Im Innern der Hütte laufen an den Wänden her



Musizierende ägyptische Familie.

Lehmbänke, die mit Fellen oder Matten bedeckt sind; das flache, aus Holz gefertigte Ruhebett hat nicht selten künstlich geschnitzte Füße. Die wenigen Habseligkeiten sind zum Schutze gegen die Termiten in Körben an der Decke aufgehängt. Spiegelstücke, Kürbisschalen, irdene Platten, große, mit Strohtellern bedeckte Wasserkrüge sind die Hauptbestandteile der Einrichtung.

Die Barabra kleiden sich in ein Hemd und eine enge Kniehose; hierzu kommt eine Art Toga, ein Umhängetuch, eine Kappe, bei den Reicheren auch ein Turban, an den Füßen Sandalen, seltener Schnabelschuhe. Die Frauen tragen in Nordnubien lange Pluderhosen und einen an den Seiten offenen Überwurf. In Mittel- und Südnubien schlagen sie ein Zeugstück um die Hüften, um die Schultern ein Umhängetuch. Die Mädchen tragen einen Fransengurt, den Rahat, wel-



Felsentempel zu Abu Simbel.

cher die Hüften oft nur teilweise bedeckt. Das Haar scheren die Männer kurz; die Frauen flechten es in zahlreiche Zöpfe und schmücken sich mit Nasen-, Ohr-, Finger-, Arm- und Beinringen von edlem Metall, auch von Horn, Glas und Elfenbein; um den Hals hängen sie Muschel- und Perlenschnüre.

Ihre Hauptsitze haben die Barabra in dem schmalen Niltale von Assuan südlich bis Chartum; die südlichsten Stämme sind die Schaikie, Robatat und Dschaalin (Gaaliin). Sie sind keine Nomaden, sondern ansässige Völker, deren Hauptbeschäftigung der Ackerbau ist. Angewiesen auf das allein kulturfähige schmale Niltal müssen sie, um das Gedeihen ihrer Pflanzungen zu sichern, allerdings zu der mühsamen künstlichen Bewässerung mit Schöpfvorrichtungen greifen. Sie bauen hauptsächlich Durra, Weizen, Gerste, mehrere Arten von Bohnen, Wassermelonen und roten Pfeffer, ein hier sehr beliebtes scharfes

Gewürz. Die Viehzucht beschränkt sich im Süden lediglich auf Ziegen; in der nördlichen, breiter sich ausdehnenden Landschaft Dongola wird auch Wert auf die Zucht edler Pferde gelegt.

Der Nubier, namentlich der südnubische Landmann, ist sehr indolenten Charakters. Durch die Leichtigkeit, sich Sklaven zu verschaffen, ist seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden die Haltung von Sklaven so tief eingewurzelt, wie wohl nirgends sonst in der islamitischen Welt. Der frei geborene Nubier würde es fast für eine Schande halten, selbst eine Hacke zur Arbeit in die Hand zu nehmen. Sein Weib als Herrin darf ebenfalls an keinerlei Arbeit denken. Sämtliche Arbeiten haben die Sklaven zu verrichten. Zum Spinnen, Weben, Wassertragen, Kochen, die Mahlsteine zur Herstellung des Mehles in Bewegung zu setzen u. dergl. sind ja die Sklavinnen da. Der Herr hockt auf gekreuzten Beinen dabei, raucht seine Pfeife und sieht dem eifrig beschäftigten Sklavenmädchen wohlgefällig zu.

Die Städtebewohner in Südnubien sind der Mehrzahl nach Handelsleute, die mit einem Kapital von höchstens fünfundzwanzig Talern unermüdlich auf ihren Eseln den geringen Warenvorrat von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt schleppen. Sie führen hauptsächlich englische Baumwollenzeuge, wohlriechende Essenzen und Sandelholz aus Indien, Gewürze, auch wohl Seife, Schreibpapier usw. Die Gewerbtätigkeit der Städte ist schwach entwickelt. Es gibt Schmiede, Zimmerleute, Gerber, geschickte Lederarbeiter, welche besonders geschmackvoll verzierte Kamel- und Pferdesättel, Reisesäcke, Schwert- und Messerscheiden anzufertigen verstehen.

Die Nubier sind eifrige Mohammedaner, namentlich der Stamm der Schaikie. Ihr Glaubenseifer dreht sich aber weniger um Allah und seinen großen Propheten, als vielmehr um eine Unzahl von Heiligen. Es existiert da kaum ein Dorf, in welchem nicht die Kuppel eines Heiligengrabes vorhanden wäre, um dessen Verehrung das ganze religiöse Leben der Bewohner sich abspinnt. Dies Denkmal ist dem Wundermanne, dem religiösen Gaukler, der es verstand, das Volk auszunutzen, nach seinem Tode gesetzt worden, und es fehlt natürlich nicht an einem Nachfolger, der das Werk seines Vorgängers mit derselben Schlauheit fortsetzt.

In einer Gefahr oder Notlage ruft der Nubier nicht die Hilfe Allahs, sondern die Unterstützung seines Heiligen an. Ein Stück Papier mit einem Koranspruch aus der Hand eines solchen mit Gottes Gnade begabten Mannes dient als Amulett; in ein Ledersäckchen eingenäht, wird es zum Schutz gegen alle bösen Mächte getragen, dient auch als Heilmittel bei gefährlichen Krankheiten.

Bei den ansässigen, Ackerbau und Handel treibenden Südnubiern herrscht die seltsame und merkwürdige Sitte, die jungen Mädchen vor der Verheiratung künstlich zu mästen, denn Körperfülle gehört hier zu den ersten Schönheitsbedingungen des Weibes. Vierzig Tage vor der Hochzeit wird das Mädchen jeden Tag frühmorgens mit Fett tüchtig eingesalbt, dann muß sie einen aus einem Kilogramm Durramehl hergestellten Brei zu sich nehmen. Nachmittags und abends bekommt sie dieselbe Quantität Brei und zur Nacht eine große Kürbisschale fetter Ziegenmilch. Hand in Hand damit gehen unablässige Fetteinreibungen. Besondere Korpulenz der Frau gilt ja auch bei andern islamitischen Völkern als eine ganz besondere Schönheit.

Obgleich im allgemeinen mißtrauisch gegen Fremde, besonders weißer Hautfarbe, sind die Nubier doch gastfrei und dienstfertig. In jedem größeren Dorfe gibt es eine bestimmte Hütte, Halwa genannt, in welcher der ermüdete Reisende sich ohne weiteres niederzulassen das Recht hat. Tagsüber dient die Halwa als Schulhaus, in dem irgend ein armer Faki die männliche Jugend Koranverse hersagen und Buchstaben kritzeln lehrt. Die Nubier sind gutmütige Leute, heiteren



Das Innere einer nubischen Hütte.

Gemütes, aber leichtsinnig. Wie die Ägypter, finden auch sie einen großen Genuß am Tabakrauchen und an den Gesängen und Tänzen der Ghawazzi, die auch hier in großer Zahl ihr Wesen treiben. —

Wir kommen nun zu den Völkern, welche neben den Barabra, den echten Nubiern mit der Berbersprache in dem Stammlande des eigentlichen Nubien, die östlichen und südöstlichen Teile des Landes, nach Abessinien hin, zumeist bevölkern. Sie reden die Bedja- oder Bedschanisprache und werden deshalb auch insgesamt die Bedjavölker genannt. Sie sind in zahlreiche Stämme ge-

spalten, von denen als die wichtigsten zu nennen sind: die Ababach zwischen Nil und Rotem Meer, die Bischarin südlich von ihnen, die Hadendoa zwischen Berber und Sauakin, die Schukerie zwischen Nil und Atbara, östlich von Chartum; die Beni-Amer, Basen oder Kunama, Baraka und Barea an den nördlichen Abhängen des abessinischen Hochlandes. Alle diese Stämme reden noch ihre Bedjavolkssprache, dagegen haben die Homran, Halenga u. a. sich ganz an die arabische Sprache gewöhnt, lieben es auch, sich als von den Arabern abstammend zu halten und für echte Nachkommen des Propheten zu gelten, obwohl sie weit entfernt davon sind, darauf Ansprüche erheben zu können. Es sei hier im allgemeinen gleich bemerkt, daß alle diese Völker eine dunkle, braune, schwarzbraune, auch wohl schwarze Farbe haben, aber ohne den eigentümlichen Negertypus; auch muß hier gleich erwähnt werden, daß sie allesamt viehzüchtende Nomaden sind und ein unstetes Hirtenleben führen.

Genaue Kenntnis dieser fast ganz unbekannt gewesenen Stämme, die auch gewöhnlich Araber genannt werden, verdanken wir dem Engländer Baker, der, bevor er seine große Reise am Nil aufwärts antrat und einer der berühmten Entdecker der zentralafrikanischen Nilseen wurde, sich lange Zeit unter ihnen aufhielt, um die Gewässerverhältnisse Abessiniens und Nubiens festzustellen.

Das Hauptvolk, das sich wieder in zahllose kleine Stämme zersplittert, sind

Die Bischarin.

Sie sind ein wohlgeformter, schlanker, sehniger Menschenschlag von dunkelrotbrauner Hautfarbe und einer Gesichtsbildung, welche durch den eigenen Nasen- und Lippenschnitt ein etwas semitisches Aussehen trägt. Besonders sind die Mädchen sehr graziös, schlanker und feiner als die Ägypterinnen, echte Töchter der Wüste mit großen, scheuen, dunklen Augen.

Kleidung brauchen die Bischarin wenig: eine bis zu den Knien reichende weite Hose von grobem Baumwollenzeug und ein gleiches Tuch, welches um den Oberkörper gewickelt und nachts als Schlafdecke gebraucht wird. Ein eben solches, nur größeres und wohlgefaltetes Tuch macht die Bekleidung des Weibes aus; Mädchen tragen den nubischen Fransengürtel. Kein Bischarin trägt eine Kopfbedeckung, noch läßt er sich den Kopf scheren.

Baker berichtet: „Die Bischarinaraber tragen ihr Haar in hunderten von kleinen Flechten, die auf die Schultern niederhängen. Oben auf dem Scheitel schlingen sie es zu einem runden, buschigen Zopf von der Größe einer Bouillontasse zusammen, und von der Grundlage dieses Nestes gehen die Flechten aus. Will der Araber Staat machen, so kämmt er seine Flechten sorgfältig mit einem Elfenbeinspeiler aus. Nach dieser Operation sieht sein Kopf wie ein großer schwarzer Wischlappen aus, auf dem ein zweiter Lappen von kleinem Umfang liegt. Durch diese Haarmasse führt er seinen Speiler, der gewöhnlich verziert ist und nicht bloß als Kamm, sondern auch in der Haushaltung als Schabeisen dient Die Bischarin haben merkwürdig schöne Züge, aber die Frauen sind im allgemeinen nicht hübsch. Die Bischarin sind der größte arabische Stamm in Nubien. Gleich allen Arabern Oberägyptens zahlen sie dem Vizekönig Steuern. Diese werden von Soldaten in der Zeit der Dürre eingesammelt, da die Araber dann

in der Nähe des Flusses (des Atbara) sicher zu treffen sind. Zu jeder andern Zeit würde man bei den Gazellen der Wüste ebenso leicht Geld sammeln können, wie bei den Bischarin. Das Erscheinen türkischer Soldaten ist den Arabern nichts weniger als angenehm, und mein Geleit von Türken wurde daher in einem arabischen Lager gewöhnlich sehr kühl aufgenommen. Man versorgte uns nicht mit Milch, bis die lange Kurbatsch (Flußpferdpeitsche) Hadschi Achmets mehrmals auf den Schultern der Dorfältesten geklatscht hatte. Zuerst kam mir das entsetzlich roh vor, aber man gab mir zu verstehen, daß mir der Charakter der Araber gänzlich fremd sei; Hadschi Achmet kenne ihn besser. Selbst wenn es Milch im Überfluß gab, erklärten die Araber unabänderlich, daß sie nicht einen Tropfen besäßen. Bald gaben die Ziegen keine Milch, bald hatten sie sich verlaufen. Immer wurde irgend eine hohle Ausrede vorgebracht, bis die Türken die Geduld verloren und ihrer Forderung durch die Kurbatsch Nachdruck verliehen. Kein Zauberstab konnte ein größeres Wunder verrichten, als die Flußpferdpeitsche. Mit einemmal ließen die Ziegen sich melken, und nach wenigen Augenblicken wurden große Kürbisse voll Milch gebracht und freigebig bezahlt, während mein Türke Hatschi Achmed mich auslachte, daß ich so einfältig sei, mein Geld an arabische Hunde wegzuwerfen."

Selten sieht man einen Bischarin unbewaffnet. Die üblichen Waffen sind: ein oder mehrere Wurfspeere, ein gerades Schwert, ein runder Schild aus Ochsen- oder Nilpferdhaut. Im Gürtel steckt außerdem ein kurzes, krummes Messer, das aber nur Küchenzwecken dient.

Da die Bischarin ein Nomadenvolk sind, so dient ihnen als Behausung das Mattenzelt. Vor der Öffnung des Zeltes hängt an einem Strauche ein großer tönerner Krug, dessen Bestimmung ist, das Trinkwasser zu klären und zu kühlen. Daneben ist die Feuerstelle, auch haben dort die flachen Mehlreibsteine ihren Platz. Im Innern sieht man rechts vom Eingang das Ruhebett des Herrn, links das Geschirr und Gerät zur Speisebereitung, unglasierte Tontöpfe, eiserne Pfannen, Kürbisschalen. Die hintere Hälfte des Zeltes ist durch eine Scheidewand aus einem groben Zeuge abgeschlossen. Hier ist das Frauengemach; da haust das Eheweib oder deren zwei, jedoch nicht mehr.

Die Bischarin leben fast ausschließlich von Viehzucht, besitzen eine vortreffliche Rasse von Kamelen, wenig Rindvieh, aber zahlreiche Herden von Ziegen und Schafen, außerdem schöne Esel. Hier und da entschließt sich auch manchmal ein Bischarin, etwas Durra zu bauen. Große Jagdliebhaber sind sie alle; zur Jagd gebrauchen sie eigens abgerichtete Rennkamele.

Seine Frau erkauft der Bischarin um 4—10 Kamele. Besondere Zeremonien scheinen nicht üblich zu sein; um so mehr schwelgt man aber zum Hochzeitsschmause im Überflusse von Fleisch, Milch und Honigbier. Die Bischarin bekennen sich zum Islam, sind aber in den Geboten ihrer Religion sehr unwissend.—

Die Schukerie

sind nächst den Bischarin der mächtigste sogenannte Araberstamm dieses Gebietes, obwohl auch sie von den Arabern und dem Propheten abstammen wollen.

Die Sitten aller dieser Araberstämme sind beinahe gleich, und im Äußeren

unterscheiden sie sich nur durch die eigentümliche Art, wie sie ihr Haar tragen. Sowohl für die Männer wie für die Frauen ist dies ein Gegenstand von großer Wichtigkeit. Alle haben den Wunsch, „eine ungeheure Menge Haar zu haben, welches sie auf ihnen eigene Weise ordnen und nicht bloß einölen, sondern mit so viel Fett bedecken, als daran hängen bleiben will.

„Zum Einölen der Haare nimmt man am liebsten Schaffett. Dies unterliegt einer seltsamen Zubereitung, welche es im Ansehen kalter Sahne ähnlich macht. Das rohe Fett, wie es vom Schafe kommt, wird von einem Araber zwei Stunden lang gekaut. Um so viel zuzubereiten, wie ein Mann braucht, der in vollem Staat zu erscheinen wünscht, müssen verschiedene Personen zugleich zum Fettkauen angestellt werden. Wird diese Pomade richtig gemacht, so ist sie vollkommen weiß und außerordentlich leicht und weich. Man kann sich leicht denken, daß die Schönheit des Kopfputzes unter den Strahlen einer glühenden Sonne rasch verschwindet. Aber das Fett läuft nun am Nacken und Rücken herunter, und dies gilt für höchst fein; namentlich wenn der Tope (ein plaidartiger Überwurf) durch und durch getränkt wird und der Mann vollständig eingeölt ist."

Daß die Toilette einer Frau noch weit umständlicher ist, versteht sich von selbst. Da nimmt nicht nur das Einölen, sondern auch das Einräuchern und Parfümieren eine unendliche Zeit in Anspruch. Ingwer, Nelken, Zimmt, Weihrauch, Sandelholz, Myrrhen u. a. Stoffe, die durch Händler von Kairo gebracht werden, sind dazu notwendig, und schließlich sogar einige Stücke von den getrockneten Drüsen der einheimischen Moschuskatze, die in den Nacken gehängt werden.

„Der Geruch, den die arabische Dame verbreitet," fügt Baker hinzu, „steht in der Mitte zwischen dem Aroma eines Parfümerieladens und des Affenhauses unserer zoologischen Gärten. So geschmückt glaubt eine Araberin, daß jedermann ihr gegenüber schwach werden muß, und ich bin das in der Tat oft geworden."

Die Ababdeh.

Dieses den Bischarin sehr ähnliche Hirtenvolk hat seine Wohnsitze zwischen dem Nil und dem Roten Meer. Wie Maltzan vermutet, sind sie die Nachkommen der Zabadäer, die schon der Geograph Ptolemäus erwähnt, haben also ihre Wohnsitze schon seit mehr als 1700 Jahren inne.

Sie sind ein schön gebauter Menschenschlag von angenehmen, regelmäßigen Gesichtszügen und dunklerer Hautfarbe, tragen ihr Haar auch kurz, doch immer noch derartig, daß es bei einem Europäer üppig genannt werden würde. Ihre Sprache ist die arabische, ihre Religion der Islam. Sie sind als Wüstenführer organisiert und gelten allgemein als treu und ehrlich.

Besonders zu erwähnen sind noch

Die Homran,

ein Zweig des großen Stammes der Bischarin. Sie leben nur zum Teil nomadisierend, zum andern Teil sind sie leidenschaftlich der Jagd ergeben und haben als die sogenannten „Schwertjäger" eine Art von Berühmtheit erlangt. Erstaunliche Dinge erzählt Baker von diesen Schwertjägern oder Aggadschirs,

deren Waffen einzig und allein aus einem aus der undurchdringlichen Nashornhaut gefertigten Schilde und einem Schwerte bestehen. Letzteres ist zweischneidig, lang und gerade, und hat einen einfachen Handgriff in Kreuzform. Die Klinge ist von dem Handgriff an etwa 20 cm weit sehr dicht mit Schnur umwickelt, um hier mit der rechten Hand gefaßt zu werden, während die linke an dem Kreuzgriff ruht. Dadurch wird das Schwert zweihändig und hat eine ungeheure Wucht. Nebenbei sei bemerkt, daß diese vorzüglich gehärteten Schwerter sämtlich in Deutschland und zwar in Solingen gefertigt und dann in großer Anzahl nach Afrika ausgeführt werden.



Junge Ababdeh.

Mit diesen Schwertern gehen diese kühnen, keineswegs kräftig gebauten Menschen dem Elefanten zu Leibe, um das Elfenbein zu gewinnen, und es kommt nur selten vor, daß einer dabei verunglückt. Immer nur zwei tun sich zusammen und folgen der Elefantenfährte so, daß sie das Tier in der Morgenstunde schlafend finden, oder daß es doch so sorglos ist, daß man es ohne große Gefahr beschleichen kann. Mit äußerster Vorsicht kriecht der Jäger an den Kopf des schlafenden Tieres heran und haut ihm mit furchtbarem Hiebe den an der Erde liegenden Rüssel ab. Andernfalls kriecht er von hinten heran und zerhaut ihm die Streckſehnen eines Hinterbeines. Dadurch wird der Elefant gelähmt, und nun ist ein zweiter Hieb nach dem andern Bein leicht zu führen. In beiden Fällen muß sich das Riesentier in ganz kurzer Zeit verbluten, und die kostbaren Stoßzähne sind gewonnen.

Haben die Jäger soviel gewonnen, daß sie sich Pferde anschaffen können, dann folgt eine höhere Stufe dieser außerordentlichen, in der ganzen Welt einzig dastehenden Jagd. Diese genau zu beobachten, hatte Baker die drei Brüder

Scheriff, welche als Schwertjäger sich im ganzen Lande einer besonderen Berühmtheit erfreuten, in seinen Dienst genommen. Rodur hatte den Elefanten zu locken, Taher war der eigentliche Jäger, und Ibrahim mußte im entscheidenden Augenblick auf Tahers Pferd achten, denn alle drei waren mit besonders flinken Pferden versehen.

Auf einer solchen Jagd hatte der Elefant sich entschlossen gegen die Reiter gedreht und stand zwischen einigen dicken Bäumen wie eine Statue, kein Glied rührend, nur die Augen gingen von einem Reiter zum andern. Rodurs schlanke Stute, für diese Jagd vortrefflich eingeschult, schritt langsam und kaltblütig gegen ihn heran, bis sie nur noch wenige Ellen von seinem Rüssel entfernt war. Fest hielt auch der kleine Rodur seine Augen auf die des Elefanten gerichtet, aber mit eiserner Ruhe hockte er im Sattel. Plötzlich blitzte das Auge des Riesen auf, daß man nur noch das Weiße darin sah. In demselben Augenblick warf sich aber auch die Stute wie auf einem Zapfen herum und flog wie eine Gazelle auf und davon. Der Elefant stürmte wie ein Orkan hinterdrein, und Taher und Ibrahim folgten wie die Falken. Mit äußerster Geschicklichkeit vermieden die Reiter im tollsten Jagen die Bäume, bis sie auf freieren Boden kamen und nun an den Elefanten heransprengen konnten. Bedächtig zog Taher sein Schwert, noch ein paar Sprünge seines Pferdes, und wie ein Aal glitt er neben dem Elefanten auf die Erde, während Ibrahim sich der Zügel des leeren Pferdes bemächtigte. Ein heller Schimmer flammte im Schein der Sonne auf, ein dumpfer Krach folgte — die Klinge war über dem Gelenk in den Fuß des Riesen gefahren und hatte Fleisch und Sehnen bis auf den Knochen durchschnitten. Wie vom Blitz getroffen hielt der Elefant in seinem rasenden Lauf inne, wie festgebannt stand er zitternd still. Er wagte es nicht einmal, sich umzusehen, obwohl Taher schon wieder im Sattel saß, um sich auf alle Fälle in Sicherheit zu bringen. Das war indessen unnötig. Auch Rodur warf nun seine Stute herum und ritt wieder dicht an seinen Gegner heran, der sofort in voller Wut wieder auf ihn losstürzen wollte. Es war aber unmöglich, und schnell war nun auch Taher wieder von dem Pferde herab und ließ das Schwert in das zweite Bein sausen. Der Elefant konnte nun nicht mehr von der Stelle; der erste Hieb hatte ihn gelähmt, der zweite war sein Todesstreich. — Es ist schwer zu sagen, was man mehr bewundern soll, die kaltblütige Tollkühnheit dessen, der den Elefanten hinter sich herlockt, oder die Behendigkeit desjenigen, der den verhängnisvollen Streich mit dem Schwerte führt; lebensgefährlich bleibt es immer. — — —

Die große Mehrzahl dieser Stämme der Bedjavölker ist von Baker besucht und ausführlich geschildert worden. Folgenden Schlußbetrachtungen liegen auch seine wertvollen Beobachtungen zu Grunde.

Die Gebräuche der Araber sind fast in allen Beziehungen unverändert geblieben. In ihrer Kleidung, ihren nomadischen Gewohnheiten, ihrer Nahrung, ihrem starken Gebrauch von Salben haben sie die Gebräuche und Formen der fernen Vergangenheit beibehalten, und die Gegenwart ist bloß das treue Bild der Perioden, die das Alte Testament erzählt.

In allen heißen Klimaten, wo der Körper entweder nackt ist oder nur sehr dünn bekleidet wird, ist es eine Notwendigkeit, die Haut durch Öl oder ein anderes

Fett vor der Sonne zu schützen. Ich habe oft gesehen, versichert Baker, daß es Negern und Arabern, wie er diese Stämme nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch ebenfalls nennt, höchst unbehaglich zu Mute war, wenn sie einige Tage kein Fett hatten. Die Haut war grob, rauh, fast schuppig und merkwürdig häßlich geworden, bis das geliebte Fett wieder eintraf und die frühere allgemeine Geschmeidigkeit durch eine kräftige Einreibung hergestellt wurde. Heißt es doch schon im 104. Psalm: „Daß seine Gestalt schön werde vom Öl", was damals also schon für ebenso schön gehalten wurde, wie es heute noch der Fall ist.

Abgesehen von den verhältnismäßig neuen Gesetzen, die Mohammed eingeführt hat, hängen die Araber im allgemeinen streng an den alten Gebräuchen ihrer Vorfahren. Sie begreifen gar nicht, aus welchen Gründen man seine Gewohnheiten in irgend einer Beziehung ändern könne, wenn die Reformen nicht von der Notwendigkeit aufgezwungen werden. Es ist auch ganz natürlich, daß sie so denken, denn von einem freien Entschlusse kann bei ihnen wenig die Rede sein. Ihr nomadisches Leben ist für sie ein Zwang, da die Existenz ihrer Herden von der Weide abhängt. Mit der Veränderung der Jahreszeiten müssen sie also auch ihren Aufenthalt ändern, wobei nur das Vorhandensein von Futter für ihr Vieh einzig maßgebend ist.

Durch die klimatischen Erscheinungen hin und her getrieben, ist der Araber gezwungen worden, zum Wanderer zu werden. Genau wie die wilden Tiere seines Vaterlandes durch die Ankunft der Tsetsefliege, den Mangel an Weide oder das Austrocknen der Flüsse von einer Gegend in die andere getrieben werden, so müssen auch die Herden des Arabers in einem Lande, wo es neun Monate jährlich nicht regnet und die brennende Sonne die grünen Weiden in eine Sandwüste verwandelt, dem Gesetze der Notwendigkeit folgen. Die Araber und ihre Herden folgen also dem Beispiel der wilden Tiere und führen ein ebenso wildes und wanderndes Leben.

Da sie keine festen Wohnungen, keine Städte und nicht einmal Dörfer haben, so kann auch keine Veränderung ihrer Gebräuche stattfinden. Es fehlt jeder Anreiz zum Wetteifer in der Baukunst, denn ihre Gebäude sind nur auf die Dauer von wenigen Monaten berechnet, und keine städtischen Gesetze stellen Forderungen, aus denen Verbesserungen hervorgehen. Der Araber kann an einer Stelle nicht länger Halt machen, als die Weide seine Herden zu ernähren vermag; folglich ist die Weide für die Tiere sein eisernes Gesetz der Notwendigkeit.

Seiner Bedürfnisse sind wenige, da die beständige Verlegung seines Lagers den Transport seines sämtlichen Hausrates nötig macht. Er setzt denselben also auf ein Minimum herab. Er begnügt sich mit wenigen notwendigen Artikeln, das heißt mit Matten für sein Zelt, mit Seilen, die aus den Haaren seiner Kamele und Ziegen angefertigt werden, mit Töpfen für sein Fett, mit Wasserkannen und irdenem Geschirr oder ausgehöhlten Kürbissen für seine Milch, mit ledernen Wasserschläuchen für die Wüste und mit Säcken von Schaffell für seine Kleider. Das ist die fahrende Habe des Arabers.

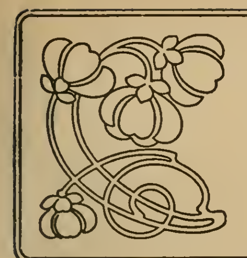
Selbst die Form seiner Geräte hat sich nicht geändert, der heutige Wasserkrug erscheint noch als derselbe, den die Frauen vor Tausenden von Jahren zum Brunnen trugen. Auch die Unterhaltung des Arabers trägt ganz den alttesta-

mentlichen Stil. Nichts kann im gewöhnlichen Lauf des täglichen Lebens eintreten, ohne daß der Araber darin Gottes Hand erkennt.

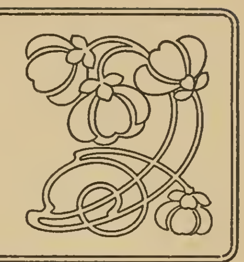
Diese auffallende Ähnlichkeit mit den Beschreibungen der Bibel ist für einen Reisenden, der unter diesen merkwürdigen und originellen Leuten lebt, im höchsten Grade interessant. Mit der Bibel in der Hand und mit diesen unveränderten Stämmen vor den Augen, hat man eine erhebende Illustration der heiligen Geschichte. Die ferne Vergangenheit wird zur Gegenwart, der Schleier fällt von einer Zeit, die Jahrtausende rückwärts liegt, und das lebende Bild ist ein Zeugnis für die Wahrhaftigkeit der geschichtlichen Beschreibung. Zugleich fällt ein Licht auf manche dunkle Stelle im Alten Testament, wenn man die heutigen Gebräuche und Redefiguren dieser Araber kennen lernt, denn diese sind genau dieselben, welche in der biblischen Zeitperiode üblich waren.

Die wilden und wandernden Stämme der Araber, die vor Tausenden von Jahren die Brunnen der Wildnis gegraben haben, finden ihre Repräsentanten in ihren unveränderten Abkömmlingen, die an denselben Stellen ihr Wasser in Schläuche schöpfen, deren Form nicht gewechselt hat. Die Araber, die sich heute mit ihren Schafen und Ziegen an den Brunnen versammeln, erinnern an die ferne Zeit aus dem ersten Buch Mose: „Da Jakob ging in das Land, das gegen Morgen liegt. Und sah sich um, und siehe, da war ein Brunnen auf dem Felde, und siehe, drei Herden Schafe lagen dabei, denn von dem Brunnen pflegten sie die Herden zu tränken, und lag ein großer Stein vor dem Loch des Brunnens. Und sie pflegten die Herden alle daselbst zu versammeln und den Stein von dem Brunnenloch zu wälzen und die Schafe zu tränken, und taten alsdann den Stein wieder vor das Loch an seine Stätte." Ein Gemälde dieser Szene würde eine treffende Illustration des alltäglichen Lebens der Araber in der nubischen Wüste sein, wo die Gegenwart ein treuer Spiegel der fernen Vergangenheit ist.





XII.
Nordafrika.



Überblick.

Unter der Bezeichnung „Nordafrika" verstehen wir hier das gesamte ungeheure Landgebiet, welches von Osten nach Westen von Ägypten bis an die Gestade des Atlantischen Ozeans, von Süden nach Norden vom Sudan bis an das Mittelländische Meer sich erstreckt.

Der weitaus größere südliche Teil dieses Gebietes wird allein von der Sahara eingenommen, der größten Wüste der Erde, die sich westlich bis an den Atlantischen Ozean vorschiebt und östlich bis an das schmale Kulturland des Niltals reicht. Wie im Westen der Wüstensand vom Winde unaufhörlich in das Meer getrieben wird, den Meeresboden in der Nähe der Küste beständig erhöht und jene beweglichen Sandbarren erzeugt, die für die Schiffahrt so gefährlich sind, so tritt die Wüste im Osten stellenweise so nahe an den Nil heran, daß, wie Hartmann versichert, das Kulturland häufig auf wenige Fuß, ja Zoll breite Streifen beschränkt wird und es ihm nicht selten begegnet sei, daß er vom Landungsbrett der Nilbarke über den schmalen Ackerstreifen hinweg seinen Fuß direkt in die tote Wüstenwildnis hineinsetzen konnte. Infolge der türkischen Mißwirtschaft vermochte die Wüste hier im Niltal unendliche Strecken ehemals fruchtbaren Landes zu erobern und unter ihrem Sande zu begraben, und in der Neuzeit erst gräbt man die Denkmäler der Jahrtausende alten bewundernswerten Kultur einer vorgeschichtlichen Zeit aus dem Wüstensande heraus.

Von einer Staatenbildung kann in dieser unendlichen Wüstenregion, die weit über 6 Millionen qkm umfaßt und keineswegs eine einförmige flache Sandebene ist, wie wir noch sehen werden, natürlich keine Rede sein. Es ist durch den ungeheuren Raum nur eine große Zahl bewohnbarer Flecke wie im Meere weltfern verlorene Inseln verstreut, die vielfach so weit voneinander entfernt sind, daß es mehrerer Tagereisen bedarf, um von einem dieser Flecke zum andern zu gelangen.

Oasen nennt man diese kulturfähigen Flecke, ein sehr bezeichnender Name, denn er stammt von dem altägyptischen Worte Uah, und das bedeutet „Station". Ja, Stationen sind die Oasen für die Karawanen von alters her gewesen und sind es heute noch. Es sind bassinartige, von Hügeln und Bergketten umgebene Vertiefungen, in denen sich das spärliche Regenwasser zu einem kleinen See gesammelt hat, der aber auch wohl von einer Quelle gespeist wird, welche in den Bergen und Hügeln der Umgebung ihren Ursprung hat. Und wo sich Wasser findet, da

wird auch der Pflanzenwuchs hervorgerufen, der gegen die furchtbare Öde der Wüste wundersam absticht, obwohl an irgend welche Üppigkeit trotz der Lage an der Grenze oder innerhalb der Wendekreise nicht zu denken ist.

Wo immer in der Wüste Wasser den Boden tränkt, da sprießt auch die Vegetation empor, und es entsteht eine Oase. Die Franzosen haben in der algerischen Sahara zahlreiche Oasen dadurch geschaffen, daß sie das Wasser durch artesische Brunnen aus großer Tiefe heraufbefördern.

Manche Oasen werden auch durch herzugeleitetes Wasser künstlich bewässert, und das ist oft eine gar mühselige Arbeit, wie z. B. die häufigen „Fogara" in der großen Oasengruppe Tuat, welche in unterirdischen Kanälen von etwa zwei Fuß Durchmesser und mehreren tausend Schritten Länge das zur Bewässerung der Ländereien nötige Wasser herbeischaffen. Wurde nämlich an einer steinigen, unkultivierbaren Stelle der Wüste Wasser gefunden, so galt es, dasselbe dahin zu leiten, wo der Boden die Bildung einer Oase gestattete, und damit es nicht an der trockenen Luft verdunste, mußte die Leitung unterirdisch ausgeführt werden. Meist war jedoch das an einer Stelle gefundene Wasser nicht ausreichend für den Bedarf einer Oase; man suchte dann in der Nachbarschaft nach weiteren Quellen und führte diese in Seitenkanälen dem Hauptkanal zu, daher die Fogara gewöhnlich aus einem ganzen Netz von unterirdischen Kanälen bestehen. Selbstverständlich sind auch die Öffnungen, durch welche die Arbeiter beim Ausgraben hinabsteigen, mit großen Steinplatten zugedeckt, um den Zutritt der aufsaugenden Luft zu hindern.

Manche Oasen nehmen einen großen Raum ein. Andere liegen, wie Tuat, gruppenweise beisammen und bilden ausgedehnte Oasenlandschaften, wie auch Air, Bilma, Draa, Fessan, Tibesti u. a., die Tausende von Einwohnern ernähren und mit den Erzeugnissen ihrer Fruchtfelder sogar Handel zu treiben vermögen. Alle aber sind erwünschte Rastorte für die Karawanen, welche die Wüste heute noch in derselben Weise durchziehen wie vor alters. Es gibt in der Wüste eben keine andern Wege, die Karawanen sind an die Oasen gebunden, denn diese allein gewähren für die Tiere frisches Futter, auch frischen Proviant für die Menschen und Wasser für alle.

Daß die Sahara nichts sei, als eine tote Sandfläche, welche nicht dem kleinsten grünen Pflänzchen Nahrung gewähre, ist eine durchaus irrige Vorstellung. Nur in der libyschen Wüste ist es vorgekommen, daß botanische Reisende wohl eine ganze Tagereise zurücklegten, ohne auch nur ein grünes Pflänzchen zu Gesicht zu bekommen; sonst aber finden die Kamele wohl überall etwas, um den etwa nagenden Hunger zu stillen, wenn es auch nur harte oder stachliche Sandpflanzen oder Salzbodenkräuter u. dgl. sind. Aber diese beispiellose Genügsamkeit des Kamels macht diese Reise auch allein möglich; es nimmt mit dem dürftigsten Futter fürlieb und kann recht wohl drei Tage hindurch, zur Not auch noch einen vierten, ohne Wasser aushalten. „Auf Wegen," sagt Alexander von Humboldt, „die der Handelsverkehr seit Jahrtausenden unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Tafilet bis Timbuktu, oder von Mursuk bis Bornu: kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit allein auf der Existenz des Kamels beruht, des Schiffs der Wüste, wie es die alten Sagen der Ostwelt nennen."

Aber das Kamel ist nicht bloß der Träger in der Wüste und ein länderverbindendes Mittel der Bewegung, es ist auch, wie Karl Ritter ausgeführt hat, die Hauptbedingung des nomadischen Völkerlebens auf der Stufe patriarchalischer Völkerentwicklung in den heißen, regenlosen oder sehr regenarmen Länderstrichen unseres Planeten. Kein Tierleben ist so eng anschließend mit einer gewissen primitiven Entwicklungsstufe des Menschenlebens durch Naturbande gepaart und durch so viele Jahrtausende hindurch historisch festgestellt, als das des Kamels bei den Beduinen. „Der eigentliche, in dem Innern von Nordafrika verbreitete Berberstamm, zu dem, wie erwähnt, die Tibbu und Tuareg gehören, verdankt wohl nur dem Kamelgebrauche durch das ganze wüste Libyen samt den Oasen nicht allein den gegenseitigen Verkehr, sondern auch seine Rettung von völligem Untergange. Dagegen ist der Kamelgebrauch dem Negerstamme fremd geblieben."

Nur mit den Eroberungszügen der Araber durch den ganzen Norden Afrikas und mit den religiösen Missionen ihrer Weltbekehrer drang das nutzbare Tier mit ihnen gegen Westen vor.

Daß die alten Ägypter das Kamel gekannt haben, wird schon durch die Bibel bezeugt; denn als Abraham während einer Teurung in Kanaan nach Ägypten gezogen war, tat ihm daselbst der Pharao Gutes, und er hatte nach dem 1. Buch Mose 12 V. 16 „Schafe, Rinder, Esel, Knechte und Mägde, Eselinnen und Kamele." Jedenfalls aber haben die Ägypter das Tier nicht in der Weise benutzt, wie es die Nomaden schon damals taten, denn sie waren grundsätzliche Verächter des Nomadenlebens, und die alten Baukünstler der Ägypter mögen es nicht für schicklich gehalten haben, Gegenstände, welche mit dem Nomadenleben unmittelbar zusammenhingen, zur Darstellung zu bringen, und deshalb findet sich das Kamel auf den altägyptischen Denkmälern nirgends abgebildet.

Dagegen hat das nächstälteste Kulturvolk Nordafrikas, die Karthager, das Kamel nicht gekannt. Sie hatten wohl den numidischen, d. h. den afrikanischen Elefanten gezähmt, der nach ihnen niemals wieder als Haustier gehalten worden ist, nicht aber das ihnen völlig unbekannte Kamel, das sich erst viel später von Arabien her als das Schiff der Wüste über Nordafrika verbreitete. Ist doch keinem andern Tier so deutlich der Stempel des ernsten Ringens im Kampf ums Dasein aufgedrückt, als dem Kamel, dessen Äußeres schon den Einfluß der Wüste mit ihren schrecklichen Sandstürmen (in Asien auch Schneestürmen), mit ihren Qualen und Entbehrungen dem aufmerksamen Tierbeobachter anzeigt.

— — — — —

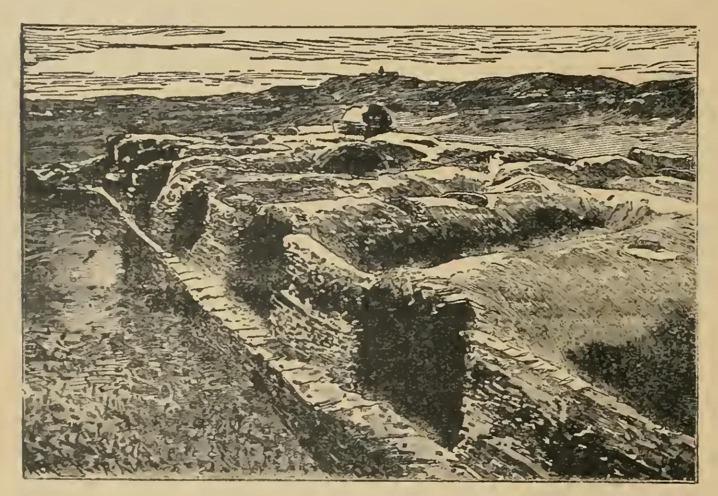
Die Nordküste Afrikas wird von vier Staaten eingenommen, die sich nach dem Innern des Erdteils hinein erstrecken, wo ihre Grenze zum Teil nicht hat fest bestimmt werden können, weil dieses Innere die Wüste Sahara ist.

Den Nordwesten füllt das unabhängige Sultanat M a r o k k o aus, welches am Atlantischen Ozean 1336 km, am Mittelländischen Meere 860 km Küstenlänge zählt. Östlich daran grenzt die französische Kolonie A l g e r i e n, an welche nunmehr auch T u n i s als französisches Schutzgebiet angereiht ist, und das östlichste ist das türkische Wilajet (Verwaltungsbezirk) T r i p o l i s, zu

welchem auch die im Innern liegende Oasengruppe Fessan und das Plateau von Barka, die Cyrenaica des Altertums, gerechnet werden.

Diese vier Staaten werden häufig auch unter der Bezeichnung der „Barbareskenstaaten" zusammengefaßt. Dies Wort ist nicht mit Barbaren in Beziehung zu bringen, obwohl dies angesichts der Tatsache, daß die Hauptbeschäftigung ihrer Bewohner Jahrhunderte hindurch Seeräuberei im ausgedehntesten Maßstabe war, auch wohl gerechtfertigt wäre. Barbaresken hängt vielmehr zusammen mit dem Volk der Berber, welches in allen vier Staaten die weitaus größte Mehrzahl der Bevölkerung ausmacht.

Wie schon in dem einleitenden Abschnitt unseres Buches gelegentlich der allgemeinen Bodengestaltung Afrikas ausgeführt wurde, sind die Barbareskenstaaten großenteils Gebirgsland, welches sonst in Afrika wenig vorhandene ausgebildete Gebirgsketten bildet, die im Westen am Atlantischen Ozean beginnen und in erst nordöstlicher, dann östlicher Richtung durch Marokko und Algier bis in das nördliche Tunis hineinziehen. Das südliche Tunis und Tripolis nehmen nicht mehr am Gebirge Teil.



Die alten Cisternen von Karthago.

Da die Völker dieser vier Staaten sich im wesentlichen gleich bleiben und nur verschieden verteilt sind, so daß in dem einen Staate dieses, in einem andern jenes Volk die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung bildet, so werden wir, um Wiederholungen zu vermeiden, jeden Volksstamm in demjenigen Staate vorführen, wo er als Hauptvolk zu betrachten ist. — — —

Ehe wir dazu schreiten, müssen wir aber erst noch einen flüchtigen Blick auf das wechselvolle Schicksal Nordafrikas in der Geschichte werfen.

Die afrikanische Küste des Mittelländischen Meeres ist schon in allen ihren Teilen den Völkern des Altertums bekannt gewesen, wie in den einleitenden Abschnitten unseres Buches geschildert worden ist. Hier wurde von Phöniziern Karthago gegründet, dessen Ruinen heute noch in der Nähe der Stadt Tunis jene alten Zeiten wachrufen. In langen Kämpfen, in denen es sich zwischen Karthago und Rom um Sein oder Nichtsein handelte, mußte die mächtige Handelsstadt endlich den römischen Waffen erliegen. Sie wurde gänzlich zerstört und ganz Nordafrika dem römischen Weltreiche einverleibt und zwar als die Provinzen Libya superior (Barka), Tripolitana (Tripolis), Byzacium (Südtunis), Africa (Nordtunis, Karthago), Numidia (das östliche Algier), Mauretania Sitifensis und

Caesariensis (das weitere Algier) und Mauretania Tingitana (Marokko). Die römischen Kaiser legten sogar so hohen Wert auf diesen Besitz, daß sie die zerstörte Stadt wieder aufbauten, und dieses Neu-Karthago gelangte als wichtige Handelsstadt neben Alexandrien noch einmal zu hoher Blüte. Das römische Reich teilte sich später in ein weströmisches und oströmisches Kaisertum, und Nordafrika fiel in den Stürmen der Völkerwanderung in die Hände der germanischen Vandalen, welche unter ihrem Könige Geiserich über die Straße von Gibraltar nach Afrika übergesetzt waren und 439 auch Karthago eroberten. Hundert Jahre später wurde diesem Vandalenreiche durch den oströmischen Feldherrn Belisar ein Ende gemacht, und die afrikanischen Länder am Mittelmeer wurden nun oströmische Provinzen. Das blieben sie indessen auch nur 157 Jahre, bis im 7. Jahrhundert der Einbruch der Araber erfolgte, die wie ein verheerender Sturm ganz Nordafrika bis an den Atlantischen Ozean durchfegten und nun auch Neu-Karthago dem Erdboden gleich machten.

Dies geschah im Jahre 698, und bis ins 16. Jahrhundert hinein haben arabische Statthalter diese weiten Landstriche verwaltet und zwar für den Chalifen von Bagdad. Dessen Herrschaft aus so weiter Entfernung wurde jedoch bald so locker, daß die Statthalter sich so gut wie selbständig betrachteten und sich um die Oberherrschaft gegenseitig bekriegten, bis sie im 16. Jahrhundert eine Beute der Türken wurden, die der arabischen Herrschaft überhaupt ein Ende machten.

Unter der Türkenherrschaft haben sich dann allmählich die noch heute vorhandenen Staaten Tripolis, Tunis, Algier und Marokko herausgebildet, die lange Zeit ein Schrecken aller seefahrenden Nationen gewesen sind, im Orient sowohl wie im Abendlande; denn ihre Bewohner machten als berüchtigte Seeräuber das Meer völlig unsicher, so daß diese Staaten mit Recht die „Raubstaaten" genannt wurden. Diesem Unwesen zu steuern, haben sich die europäischen Mächte lange Zeit vergeblich bemüht, besonders die Engländer, Spanier und Franzosen. Wiederholt haben die beiden letzteren die Hafenstädte bald da, bald dort bombardiert, auch Teile des Landes erobert und besetzt, aber das hat nie lange gedauert, und der Seeräuberei tat es weiter keinen Abbruch, da die Piraten in der zerrissenen und Tausende von Schlupfwinkeln bietenden Felsenküste des Mittelländischen Meeres, wohin ihnen die großen Schiffe nicht folgen konnten, Zuflucht fanden.

Das Mittelländische Meer ist wegen der Seeräuberei von den Seefahrern von jeher gefürchtet gewesen, denn das inselreiche Gebiet bot den Räubern überall Zufluchtsorte, wo sie sich bei einer Verfolgung bergen konnten. Schon vor Chr. Geb. zur Römerzeit waren die cilicischen Seeräuber ein Schrecken dieser Gewässer, und die außerordentlich zerrissenen Küsten von Kreta und Cilicien (in Kleinasien) boten ihnen vortreffliche Schlupfwinkel in Menge. Sie trieben endlich ihr Räuberhandwerk so frech, daß sie sich nicht einmal damit begnügten, Schiffe zu kapern und auszurauben, sondern auch die Küstenstädte überfielen und plünderten und brandschatzten, wie z. B. Brundisium, Misenum, Cajeta u. a.; sie überfielen römische Statthalter, die in ihre Provinzen reisten und dann ein schweres Lösegeld zahlen mußten; ja, sie liefen sogar in den Hafen von Ostia ein und vernichteten hier viele römische Schiffe. Aber abgesehen von diesen frechen Räuber-

eien begann endlich Handel und Wandel auf dem Mittelländischen Meere zu stocken, und die Welthauptstadt Rom litt Mangel an allen Einfuhrartikeln, sogar an Getreide, so daß die Brotpreise eine unerschwingliche Höhe erreichten und das Volk sich zusammenrottete und nach Brot schrie. In dieser Not wurde der Konsul Pompejus mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet, und es wurden ihm die weitgehendsten Mittel zur Bekämpfung der Seeräuber zur Verfügung gestellt. Er teilte die römische Flotte in viele kleine Abteilungen und begann ein großes Treibjagen von Westen nach Osten, wobei schon viele Raubschiffe genommen wurden. Pompejus war aber so klug, die gefangenen Räuber nicht unterschiedslos sofort zu kreuzigen, wie es sonst geschehen war, sondern er wählte die augenscheinlich tüchtigen und brauchbaren Männer aus, begnadigte sie und nahm sie teils in die eigene Flotte auf, teils besiedelte er mit ihnen später verlassene Orte in Achaja und Kalabrien. Der im Osten endlich zusammengedrängte Rest der Räuberschiffe wurde in einem großen Seesiege vernichtet, und so konnte im Jahre 67 vor Chr. Geb. diese entsetzliche Plage für die Schiffahrt im Mittelländischen Meere als beseitigt betrachtet werden.

In späterer Zeit waren es die Normannen, welche das Seeräuberhandwerk im großen betrieben und Jahrhunderte lang auch das Mittelländische Meer unsicher machten, doch beteiligten sich auch die Griechen an dem Unwesen. Indessen erreichte dieses nicht entfernt die Höhe, wie in jener alten Zeit der römischen Weltherrschaft.

Ähnlich unsicher wie vormals wurde das Mittelmeer erst wieder nach der Vernichtung der arabischen Herrschaft durch die Türken, denn in den von ihnen errichteten Barbareskenstaaten wurde der Seeraub förmlich organisiert, und das währte trotz aller Anstrengungen der seefahrenden Europäer bis in die Neuzeit hinein.

Noch im Jahre 1816 ließ der Dei von Algier die Mannschaft von nicht weniger als dreihundert italienischen Schiffen unter englischer Flagge, die an den Küsten Nordafrikas dem Korallenfang oblagen, niedermetzeln, obgleich sie die Berechtigung zu dieser Fischerei für schweres Geld erkauft hatten. Da die Italiener zu ihrer Sicherheit die Erlaubnis zur Führung der englischen Flagge für ihre Korallenfischerboote erwirkt hatten, so hatte diese unerhörte Schandtat natürlich eine Expedition der Engländer zur Folge. Es erschien eine englische Flotte vor Algier und eröffnete ein furchtbares Bombardement auf die Stadt, durch welches die Befestigungen zerstört und der Dei zu einem Vertrage gezwungen wurde, nach welchem alle Christensklaven in Freiheit gesetzt und die bereits bezahlten Lösegelder zurückbezahlt werden mußten; auch mußte sich der Dei verpflichten, in Zukunft alle Kriegsgefangenen nach europäischem Völkerrecht zu behandeln. Aber — der Dei ließ die zerstörten Befestigungswerke von Algier wieder herstellen, und schon im nächsten Jahre kaperten seine Schiffe wieder frisch darauf los.

Erst die große Expedition der Franzosen im Jahre 1830 brach die Macht der Seeräuber. Auch französischen Schiffern war durch algerische Piraten sehr übel mitgespielt vorden, und infolgedessen war nun Frankreich ernstlich entschlossen, dem greulichen Unwesen ein- für allemal ein Ende zu machen. Ein

großes französisches Heer wurde gelandet und Algier mit stürmender Hand genommen. Frankreich begnügte sich aber nicht damit, den Dei zu einem Vertrage zu zwingen, den er doch nicht gehalten haben würde, sondern beschloß, die gewonnene Position auch fernerhin zu behaupten, und so begann nun die allmähliche Unterwerfung des Landes.

Obgleich die Berberstämme unter der tapferen Führung des Scheik Abd el Kader zwei Jahrzehnte lang in verzweifelten Kämpfen sich gegen die französische Invasion wehrten, mußten sie endlich doch erliegen, und so hörte Algerien als Staat auf und wurde französische Kolonie.

Im Jahre 1881 fand auch Tunis als selbständiger Staat ein Ende, es wurde französisches Protektorat. Den Dei beließ man zwar nominell in seiner Würde, garantierte ihm diese auch als erblich in seiner Familie, da sie ja nichts weiter als ein leerer Titel ist, aber das Land wird von Paris aus als französischer Besitz regiert.

Die in jüngster Zeit deutlich erkennbar gewordene Absicht der Franzosen, mit Marokko schließlich ebenso zu verfahren, scheiterte nun zwar an dem Dazwischentreten der europäischen Mächte, wie wir weiterhin noch näher erfahren werden, nichtsdestoweniger aber hat auch dieses Sultanat seine Selbständigkeit insofern nahezu eingebüßt, als es mehr oder weniger von den europäischen Großmächten abhängig ist, wenigstens ohne deren Einwilligung nicht völlig selbständig handeln kann.

Nur allein Tripolis ist noch gegenwärtig ein türkisches Wilajet, d. h. ein Verwaltungsbezirk im Besitze der Pforte zu Konstantinopel.

Die Sahara.

Die Natur des Wüstengebietes.

Lange hatte die Ansicht, daß die Sahara ein einziges Sandmeer sei, allgemeine Geltung gehabt; eine ungeheure eintönige Sandwüste, über die sich der glühende Himmel Afrikas ausspanne wie eine flimmernde Glasglocke; eine unermeßliche Ebene von mißfarbigem Sande, der höchstens hier und da vom Winde zusammengeweht würde zu Hügeln, die beim nächsten heftigen Winde wieder verschwänden, um anderswo wieder aufs neue aufgehäuft zu werden; eine starre, tote Fläche, in der kein Pflänzlein zu wachsen, kein Tier zu leben vermöge.

Heute gilt von der Sahara eine ganz andere Anschauung; denn nachdem Heinrich Barth im zentralen Teile der Sahara ein mächtiges Gebirge entdeckt hat und nach ihm viele Reisende weitere Untersuchungen angestellt haben, weiß man, daß wir es in der Sahara mit einer äußerst mannigfach gestalteten Oberfläche und den verschiedensten Höhenverhältnissen zu tun haben. Da finden sich ebensowohl massige Gebirgserhebungen wie Depressionen, d. h. nicht nur flache, sondern sogar noch unter dem Meeresspiegel gelegene Gegenden; weite, durch nichts unterbrochene Hochebenen neben tief eingeschnittenen Wasserbecken; vielgestaltige san=

dige Täler und Becken neben unentwirrbaren Dünenregionen; fruchtbare Einsenkungen (Oasen) neben öden Salzsümpfen. Unter allen diesen Formen walten die in verschiedener Meereshöhe gelegenen Plateaus in der Ausdehnung weitaus im ganzen Gebiete der Sahara vor.

Um eine richtige Vorstellung von dem Aufbau der Wüste zu gewinnen, geht man am besten von ihrem zentralsten Teile aus. Ungefähr gleich weit von ihrem Nordrande und von dem Sudan, etwa in der Mitte zwischen dem Atlantischen Ozean und Niger liegt die höchste Erhebung des ungeheuren Wüstengebietes, der massive Gebirgsstock Ahaggar, dessen höchste Gipfel sich bis zu 3000 m erheben. In der Form eines Dreiecks, dessen Spitze nach Süden liegt, dringt dieses Massiv in das Innere von Afrika ein und setzt sich dann in dem Tümmo- oder Wargebirge und dessen Fortsetzung, dem Tarsogebirge, welches sich im Tusidde bis zu 2700 m erhebt, nach Südosten fort, die ganze Wüste bis nach Borku hinein durchschneidend. Durch diesen Gebirgszug wird die ganze Sahara in einen größeren westlichen und einen kleineren östlichen Teil geschieden, und quasi in zwei Teile zerlegt.



Oase Biskra.

An diesen zentralen Stock lehnen sich Gebirgslandschaften und Hochplateaus von 1000—1500 m Höhe, und diese stufen sich dann nach der westlichen, größeren Hälfte der Sahara terrassenförmig ab zu niedrigeren Hochebenen, deren Erhebung aber immer noch zwischen 500 und 1000 m beträgt. Diese fallen dann endlich zu dem weiten Umkreise der Wüste ab und zwar nach Norden zur algeri=

schen Sahara, nach Nordwesten gegen Marokko zur Tiefebene von Tuat, nach Westen gegen den Atlantischen Ozean zur ausgedehnten Abflachung oder Mulde der Wüste El Dschuf, nach Südwesten zu den Nigerländern.

Nach der östlichen kleineren Hälfte der Sahara, zur libyschen Wüste, ist dieser terrassenförmige Abfall nicht vorhanden; ziemlich plötzlich zeigt sich hier die Absenkung zur Wüste, die dann bis zum Nil hin gleichmäßig flach bleibt und nur nach Süden, einen steppenartigen Charakter annehmend, sich zu den Gebieten des ägyptischen Sudan, nach Darfur und Kordofan, erhebt.

Auch nach Süden ist dieser allmähliche Terrassenabfall des zentralen Stocks gestört. Hier erhebt sich, nach einer breiten Senkung, das Land wieder zu der Gebirgslandschaft von Air oder Asben, welches allmählich in ein Plateau mit steppenartigem Charakter, das nach der Hauptstadt des Gebietes den Namen Plateau von Agades führt und in die Gebiete des mittleren Sudan übergeht, ungefähr zwischen dem Niger und dem Tschadsee.

Auf den Rändern des äußeren Gebietes der Wüste senkt sich das Terrain an einzelnen Stellen bis unter das Niveau des Meeres hinab. Dergleichen sind die algerischen „Schotts" und die tunesischen „Sebchars", ausgedehnte Salzsümpfe von einer mehr oder weniger blendend weißen Farbe, wie wenn sie mit Reif oder Schnee bedeckt wären. Der Spiegel des algerischen Schott Melrhir ist bis 25 m unter die Oberfläche des Meeres gesunken. Die weiße Farbe dieser Depressionen rührt von einer Kruste fast reinen kristallisierten Salzes her, welches in verschiedener Mächtigkeit auf verschiedenem Untergrunde ruht.

Diese Schotts verbreiten sich hier in Nordafrika über ein großes Landgebiet und finden sich auch auf den steppenartigen Hochflächen des Atlas bis zu 1000 m Höhe, wie die Schotts Gharbi, Schergi u. a., dort sämtlich nur kleinere Becken füllend. Die großen, wie die Schotts Melrhir und Aschischina auf algerischem, sowie die Schotts Gharra und Dscherid auf tunesischem Gebiet, letzterer mit einer schmalen Verlängerung, dem Schott Fediedj, fast die Meeresküste erreichend, sind tiefer als die Oberfläche des Meeres eingebettet und liegen in der Tiefebene der Sahara, südlich vom Atlas, von woher sie zu Zeiten mit Wasser gespeist werden, so daß sie je nach der Jahreszeit als Seen oder auch nur als Salzsümpfe erscheinen.

Die vom Atlas nach Süden abfließenden Bergströme führen nur solange Wasser zu, als ihr Wasserreichtum reicht, sie trocknen in der heißen Jahreszeit von der Mündung her ein und führen dann nur noch in ihrem Oberlauf dürftiges Wasser. Das beste Beispiel dafür sind der Oued (Fluß) Abai und der Oued Kantara, welche um die südlichen Ausläufer der Dschebel Aures herum schon eine lange Strecke Wüstengebiet durchfließen müssen, sich dann vereinigen und die Oase Biskra erreichen. Bis zu dieser führen sie immer Wasser, hinter derselben aber treten sie in die eigentliche Wüste ein und senden ihre Wasser zur Zeit der Schneeschmelze südlich in die Salzseen. In der heißen Jahreszeit jedoch liegt die ganze Strecke von diesen Seen bis zur Oase Biskra als trockenes Flußbett, und da auch die andern Flüsse und Bäche, welche ihre Gewässer sonst hierher senden, trocken liegen, so schrumpfen auch die Salzseen zusammen und erscheinen nun als von einer blendend weißen Salzkruste umgebene Salzsümpfe.

Nur an einzelnen Stellen, die man genau kennen muß, ist es möglich, sich ohne die größte Lebensgefahr auf sie zu wagen. Die Salzkruste der Schotts bildet nicht eine flache Ebene, sondern sie zeigt Wellen, deren Kämme Furten bilden, auf welchen sie selbst von Karawanen überschritten werden können. Wehe dem aber, der auch nur eine Hand breit von diesem Pfade weicht, denn die Kruste gibt nach, und augenblicklich verschlingt der Abgrund sein Opfer, und die Decke schließt sich alsbald über dem Kopfe des Versinkenden.

Der Dscherid hat schon Tausende von Kamelen und Menschen verschlungen, die in seiner Tiefe spurlos verschwanden. Im Jahre 1826 mußte eine der größten Karawanen den Schott überschreiten. Ein unglücklicher Zufall brachte das Leitkamel, welches an der Spitze des Zuges schritt, von dem schmalen Wege ab. Es verschwand im Abgrunde des Schott, und ihm folgten alle andern Tiere, welche rettungslos in die zähe, breiige Masse versanken. Kaum war die Karawane verschwunden, so nahm die Salzdecke wieder ihre frühere Gestalt an, und nicht die kleinste Veränderung, nicht das mindeste Anzeichen verriet das gräßliche Unglück. Man muß sich vergegenwärtigen, daß jedes Kamel dem voranschreitenden, mit dem es gewöhnlich auch noch durch Stricke verbunden ist, blindlings folgt, und daß der Pfad so schmal ist, daß an Umkehren auf demselben nicht zu denken ist. —

Sehr verschieden gestaltet erscheint auch die Oberfläche der eigentlichen Wüste. Den bei weitem größten Teil nehmen steinige, wasserlose Hochflächen ein, mit rotem, tonigem Boden. Sie heißen „Hammada“, wenn sie mit scharfkantigen Steinen übersät sind; „Sherir“ werden sie genannt, wenn sie von kleinen, glatten Kieseln erfüllt sind. Weite, wüste Hammadas ziehen sich im Südwesten von Tripolis hin, an deren Westrande die Oase Ghadames liegt, die abermals in weitem Umkreise von einer Hammada umschlossen ist. Auch in der libyschen Wüste dehnt sich von den ägyptischen Oasen Siwah und Dachel bis zu den Gebirgen Tibestis ein fast ununterbrochenes Meer von Steinhalden aus.

Dennoch wird die Sahara von den Arabern mit Recht ein Sandmeer genannt, denn sie ist in der Tat ein Sandozean, welcher seine mit Salz reichlich durchdrungenen Sandwellen und Sandströme, seine Klippen und Inseln (Oasen) hat, wo der Wanderer oft nichts über sich und um sich sieht, als Himmel und Sand, und des Kompasses oder eines leitenden Polarsterns bedarf, wie auf der Seefahrt. Jedoch ist das eigentliche Flugsandmeer nur der westliche Teil der Sahara, von den Arabern „Sahel“, d. h. Ebene, genannt, und hier gilt als die gefürchtetste Strecke die tiefe Senkung, durch welche eine Karawanenstraße genau mit dem Erdmeridian von Marokko südlich nach Timbuktu am Niger im Sudan zieht, eine Straße, mit welcher sich mehrere andere seitwärts vereinigen.

Der die Sahara in ihrer ganzen Länge durchstreichende Ostpassat hat allen Flugsand in den westlichen Teil getragen, bis an und in den Atlantischen Ozean hinein. Dort findet man an der Küste jene Sanddünen, welche mit Recht als die höchsten Dünen der Welt gelten, und selbst das Meer vermag sich des Sandes nicht zu erwehren, der es Schritt um Schritt zurückdrängt und sich auf den Meeresboden ablagert. Dieser ist durch den unaufhörlich hineingetriebenen Sand schon so erhöht, daß man an vielen Stellen eine Strecke weit hineinwaten kann. Eine Sandbank von ungeheurer Ausdehnung macht diese Küste sehr gefährlich.

Diese westliche Sahel, deren gefährlichster Teil die Südhälfte, El Dschuf oder Dschauf genannt, bildet, während der nördliche Teil die Wüste Gidi oder Igidi heißt, hat ihre Oasen fast sämtlich am Nordrande liegen. Es sind der Reihe nach von West nach Ost: Arguin, Ludamar, Aravan, Portendik, Tafilet, Kaura und viele kleinere, die alle starken Salzhandel nach dem Sudan treiben. Die ungeheuren Salzlager in der westlichen Sahara werden von ihren Bewohnern ausgebeutet, denn Salz ist für Innerafrika, wo es gänzlich fehlt, hier der ergiebigste Handelsartikel, mit dem ein großer Umsatz und Verdienst erzielt wird.

Diese Oasenkette steht durch das vom südlichsten Algerien aus nach Südost streichende Ssauratal mit Oasen des zentralen Berglandes in Verbindung, unter denen die von Tuat die bedeutendsten und auch bevölkertsten sind. Es sind ferner zu nennen die Oasen Tidikelt, Air, Ghat und ganz im Süden Asben, die nur wenige Tagereisen noch vom Sudan entfernt ist. Die weiteren am Nordrande der Sahara auftretenden Oasen, z. B. Augschila, sowie die große Oasengruppe von Fessan mit der Hauptstadt Mursuk, gehören schon zum östlichen Teil der Sahara, der sich südlich und südöstlich davon bis nach Ägypten hin ausdehnt und unter dem Namen der libyschen Wüste schon den Alten bekannt war, die ja auch ganz Nordafrika Libyen nannten. Hier finden wir nun wieder die trostloseste Wüste.



Oase Taiserbo.

Mitten inne liegt nur eine einzige Oasengruppe, die von Kufra, welche von Rohlfs und Nachtigal näher untersucht worden ist. Sie stellt fünf, rings von schauerlicher Wüstenöde umgebene fruchtbare Eilande dar, von denen nur die größte, Kebabo, einige dauernd von Arabern bewohnte Dörfer enthält. Früher scheint auch die nördlichste dieser Oasen, Taiserbo, feste Ansiedlungen enthalten zu haben, denn es sind Reste davon aufgefunden worden. Jetzt werden die vier kleineren, deren fruchtbares Land sich um einen Salztümpel ausbreitet und in der Oase Buseima sich sogar zu Hügeln bis 400 m erhebt, zwar auch bewohnt, aber nur von Hütern der zahlreichen Dattelpalmen, die stetig mit der Ernte der für die Wüste so kostbaren Frucht beschäftigt sind. Außerdem gedeihen auch Oliven, Granaten, Orangen, Zitronen, Aprikosen, Pfirsiche, Mandeln, Wein, Ge-

treide und Gemüse verschiedener Art, im Süden von Taiserbo auch die Gummiakazie.

Trostlos im höchsten Grade ist die libysche Wüste, während wieder am ägyptischen Ostrande eine ganze Reihe von Oasen den Abschluß bildet, die schon seit dem Altertum bekannt und seit undenklicher Zeit die Rastorte für die Karawanen sind. Wir haben diese Oasen schon im vorgehenden Abschnitte Ägyptens kennen gelernt. Die Kette beginnt unfern des Nil, Assuan gegenüber, mit der Oase Kurkur und zieht über die Oasen Beris und Charge zur Oase Dachel. Von hier führen zu der tief im Innern der Wüste liegenden, von Alters her hochberühmten Oase Siwah zwei Karawanenstraßen, die eine in ziemlich gerader Linie nordwestlich ausschließlich durch das tote Wüstengebiet, die zweite in einem großen, erst nördlich, dann westlich gerichteten Bogen über die Oasen Farafrah, Beharie und Aradj. Beide treffen in Siwah mit einer dritten Straße zusammen, die von Alexandrien südwestlich über die Oase Garah nach demselben Ziele führt. Von Siwah geht dann der vereinigte Handelsweg in gerader Linie nach dem Plateau von Barka und endet in dem Hafen Bengasi am Mittelländischen Meer.

Die Oase Siwah oder Siuah ist die im Altertum so hoch berühmte Ammonsoase, denn hier stand der Tempel des geheimnisvollen ägyptischen Gottes Ammon-Ra, von den Griechen Zeus-Ammon, von den Römern Jupiter-Ammon genannt, verbunden mit einem Orakel, dessen Weisheitssprüche und Prophezeiungen zu erfahren Boten mit reichen Geschenken aus aller Herren Ländern von nah und fern gepilgert kamen. Es war das berühmteste der Ammons-Heiligtümer, von dessen Besuche selbst die Schrecken der libyschen Wüste nicht abhalten konnten. Wie schon erwähnt, unternahm auch Alexander der Große einen Zug dahin und zwar von Alexandrien aus, obgleich kein Geschichtsschreiber zu sagen weiß, was für Gründe ihn zu diesem damals gewiß nicht ungefährlichen Zuge bewogen haben könnten.

Die beste allgemeine Schilderung der libyschen Wüste gibt Joseph Chavanne folgendermaßen: „So weit auch der Blick reichen mag, sieht das Auge nichts als Sandmassen, die in der Anordnung ihrer Oberfläche einem vom Sturm gepeitschten, mit berghohen riesigen Wogen erfüllten Ozean gleichen, nur mit dem wesentlichen Unterschied, daß im Meer selbst der heftigste Orkan, möge er Cyklon oder Taifun heißen, niemals Wogen von solcher Höhe zu erzeugen vermag, wie sie hier im unabsehbaren Sandmeer vorkommen. Bald sind es lange Ketten von parallel laufenden Dünen, welche den Wüstenplan durchkreuzen und mit den dazwischen liegenden Tälern einem riesig vergrößerten, frisch gepflügten Acker gleichen; bald aber wieder bunt durcheinander gewürfelte, bis 200 m hoch und auch höher angehäufte Dünenberge, zwischen welchen sich einzelne kleine Täler hinschlängeln. Zuweilen, wenn man nach zahllosen Zickzackwindungen des Weges den Grat einer solchen Düne erreicht hat, erblickt man zu seinen Füßen einen Schlund, dessen Ränder gerundet und glatt wie die eines Trichters sind und den man fast ganz umkreisen muß, um eine Passage zum nächsten Dünengrat zu finden. In der Tiefe des Abgrundes, vor dem man unwillkürlich zurückschreckt und vor dem selbst die sonst so phlegmatischen Kamele unter ängstlichem Brüllen zurückweichen, unterscheidet man eine einheitliche Fläche von tiefschwarzer Färbung;



Luftspiegelung in der Sahara.

es ist der ursprüngliche Boden von Sandstein, der durch die Wirbelstürme, welche diesen Trichter im Lauf der Jahrhunderte gegraben und von der Sanddecke entblößt haben, an der Oberfläche vom grellen Licht zersetzt erscheint. Ein andermal erblickt man eine Reihe von engen und tiefen Tälern, deren Sohle von zahllosen großen Sandriegeln wie von Adern durchzogen ist, zwischen welchen die wenigen und seltenen Pflanzen kümmerlich emporsprießen, welche die in diesen trostlosen Gegenden einzig und allein sich aufhaltenden wilden Tiere, deren Spuren man im Sande allenthalben verfolgen kann, zu ernähren vermögen. Diese Täler sind von einer Reihe fast nadelförmig zugespitzter Kegel umrandet, die, in ihrer Anordnung den Zähnen einer Säge gleichend, vermuten lassen müssen, sie seien alle aus einem und demselben rötlich gelben Felsblock geschnitten, wenn nicht der Wind unablässig, ja unter den Augen des Reisenden die beweglichen Kanten dieser Zähne verändern würde."

Den Ursprung dieser Sandmassen zu erklären, hat die Gelehrten zu zwei sehr verschiedenen Annahmen geführt. Die einen verfechten die Ansicht, daß die ganze Sahara ehemals vom Meere überdeckt gewesen und der unendliche Sand der Rückstand des ehemaligen Meeresbodens sei. Anhänger dieser Theorie haben darauf aufmerksam gemacht, daß die oben geschilderten Schotts, die Salzseen und Salzsümpfe in Nordafrika, bis 30 m unter dem Meeresspiegel liegen und man daher nur den Außensaum, der sie von dem Mittelmeer trennt, zu durchstechen brauche, so würde die Sahara unter Wasser gesetzt und der ehemalige Zustand wieder hergestellt werden.

In der Tat ist dieses Projekt von den Franzosen ja auch wirklich schon ernstlich erwogen worden. Aber abgesehen von den enormen Kosten würde der Gewinn nur ein sehr unbedeutender sein, denn angesichts der Bodenstruktur der Sahara würde man durch ein solches Unternehmen doch nur einen kleinen Teil der Sahara unter Wasser zu setzen vermögen, da dem einströmenden Meerwasser von den weit ausgedehnten Hochflächen sehr bald ein Ziel gesetzt werden würde. Die darob angestellten Niveauuntersuchungen haben ein Resultat gezeitigt, daß das Projekt längst endgültig aufgegeben worden ist.

Die andere Kategorie der Gelehrten ist zu der Überzeugung gekommen, daß der Sand aus dem der ganzen Sahara als Unterlage dienenden sogenannten nubischen Sandstein durch Verwitterung entstanden sei und fortgesetzt heute noch entstehe, und daß bei der Bildung der Dünen nur der Wind der große Werkmeister sei. „Unter der chemischen Zersetzungskraft der ungemein kräftigen Sonne," sagt Professor Zittel, „sowie der großen Temperaturschwankungen der täglichen Periode erleidet der nubische Sandstein, welcher auf große Strecken hin die geologische Formation des Bodens der Sahara bildet, eine tief greifende Zersetzung. Es bilden sich im Lauf der Zeit aus den verschiedenen Terrainformen an Ort und Stelle Dünen von wechselnder Mächtigkeit. Ist die Zersetzung des festen Gesteins so weit vorgeschritten, daß der Wind an den einzelnen Teilchen seine Macht äußern kann, so wird in der Streichungsrichtung des Windes sich allmählich Körnchen an Körnchen ansammeln und den ersten Ansatz von Flugsanddünen abgeben. Der nächste Chamsin oder Samum wird die zersetzten Massen in größerer Quantität von dem soliden Kern wegfegen und allmählich die Flug-

sanddünen erhöhen und an Umfang vergrößern. So wird das wechselnde Spiel in rhythmischer Reihenfolge sich fortsetzen und endlich zur Erzeugung von Dünen führen, die eine Höhe von 200 m und mehr bei einem Umfang von 4 bis 6 km an der Basis erreichen.“ —

Bezüglich der Temperatur herrschen große Gegensätze. Sie ist wegen der guten Wärmeleiterschaft des Sandes und des kahlen Felsens am Tage und während des Sommers in den tieferen Gegenden außerordentlich, und Luftspiegelungen, die dem vom Durst gepeinigten Reisenden die herrlichsten, von einem See umgebenen Landschaften vorzaubern, sind eine häufige Erscheinung. Dagegen sinkt die Temperatur während der Nacht infolge der starken Wärmeabgabe sehr stark herab. Duveyrier verzeichnete im Gebiete der Tuareg zwischen der niedrigsten und höchsten Temperatur einen Unterschied von 72° C., und Barth berichtet sogar von einem starken Schneefall auf dem tripolitanischen Hochlande; Reif ist sehr häufig.

Über den für die Karawanen so gefährlichen heißen Wüstensturm, in Arabien und Algerien Samum, in Ägypten Chamsin, in Guinea Harmattan genannt, ist in den vorangegangenen Abschnitten schon ausführlich berichtet worden.

Dem allgemeinen Klima nach gehört die Sahara zu der trostlosen Region des regenarmen Wüstengebietes. Regelmäßige Winterregen kommen nur in den Küstengebieten Nordafrikas vor. Weiter südlich vergehen oft Jahre, ohne daß auch nur ein Tropfen Regen fällt. Auf dem Hochlande Ahaggar sind infolge der höheren Lage die Niederschläge häufiger. Hieran schließt sich im Süden eine Zone, die zwar nicht völlig regenlos ist, aber ihre winterlichen Regengüsse sind meist nur kurz und heftig und stellen sich selten ein. Der Grund dieser Regenarmut liegt nach Peschel hauptsächlich in den vorherrschenden Nordostpassatwinden, die dampfleer von Asien in die Wüste hereinströmen, und der Wasserdampf vom Mittelmeer wird vom Atlas und den Gebirgszügen des Nordens aufgesogen. Im Sommer gelangen nur äußerst selten Wolken in das Innere, aber auch dann spenden sie nicht immer Regen, weil sie durch die intensive Hitze wieder in Dunst aufgelöst werden. Im Winter ist für etwa eindringende Wasserdämpfe die Möglichkeit der Verdichtung eher vorhanden, daher kommen auch im Innern dann und wann Winterregen vor. —

Dem Bau der Oberfläche der Sahara entspricht die Vegetation. Während die Oasen blühende Haine darstellen, trifft man an den übrigen Stellen nur spärlichen Pflanzenwuchs, obwohl das Fehlen jeglicher Vegetation auch in der Sahara eine ungewöhnliche Erscheinung ist. So überschritt Rohlfs auf dem Wege von Tafilet nach Tuat eine Hammada, deren Einförmigkeit auch nicht durch den geringsten Strauch unterbrochen wurde. In der libyschen Wüste kommen völlig vegetationslose Strecken häufiger vor.

Der einzige einheimische Baum der Sahara ist nach Grisebach die Dattelpalme. Sie macht an vielen Punkten ganz allein dieses Gebiet bewohnbar, indem sie das ganze Jahr hindurch Nahrung in Fülle liefert. Die Dattelpalme verlangt steten Zufluß von Feuchtigkeit, und mit Recht sagt die arabische Bildersprache, daß „diese Königin der Oasen ihren Fuß in Wasser und ihr Haupt in das Feuer des Himmels tauche.“ Sie ist ganz unabhängig von der Mischung der

Erdkrume, von dem Salzgehalt des Wassers, wie sie auch den Stürmen der Atmosphäre und der Glut der Sonne widersteht, aber sie bedarf zu ihrer Erhaltung großer Wassermengen. In gewissen Oasen tauchen ihre Wurzeln ohne künstliche Bewässerung in die feuchten Erdschichten ein, und hier konnte die Dattelpalme daher selbständig bestehen und von jeher sich erhalten.

Alle übrigen Bäume, welche in der Sahara vorkommen, sind von auswärts her eingewandert. Einige begleiten vom Sudan her das Stromufer des Nil,



Sandwüste und Oase.

darunter eine Mimosenform, die hier und da auch in dem größten Teil der Wüste bemerkt wird; sie erreicht aber nicht die algerische Sahara. In umgekehrter Richtung ist eine baumartige Tamariske vom Mittelmeer her dem salzhaltigen Boden in die Sahara hin gefolgt. So ist die ganze Vegetation wenig umfangreich.

Da, wo das Grundwasser in den Oasen nur in geringer Tiefe steht, hat sich die Dattelpalme des Bodens so vollständig bemächtigt, daß unter ihrem schattigen Laubdach nur Kulturgewächse europäischen Ursprungs zu erblicken sind, wie Aprikosen, Pfirsiche, Granatbäume, und die dazwischen befindlichen Lücken sind mit

Getreide-, Gemüse- und Baumwollfeldern bedeckt. Die Hammada, Sherir und die Dünentäler sind mit Sträuchern, Stauden und Gräsern bestanden; sehr groß ist die Entfaltung der Salzpflanzen.

Unter den Gräsern ragen die Federgräser ganz besonders hervor, ihre starken Halme erreichen eine Höhe bis über 2 m. Die Blattorgane sind ungemein kurz und in ihrem eingerollten, starren und saftleeren Bau wohl geeignet, auch ohne Wasserzufluß sich lange lebensfähig zu erhalten. Wir finden bei ihnen häufig eine Eigentümlichkeit der Organisation, die sowohl ihre weite Verbreitung, als auch die Erscheinung erklärt, daß, wo nur einmal wie zufällig der Boden etwas Feuchtigkeit sammelt, derselbe sofort von keimenden Gräsern ergrünt. Die Grannen sind mit einem überaus zierlichen Federbusch von weißen Haaren ausgestattet, der die Keime mit dem Wüstenwinde überall hinführt, so daß kein Tropfen Wasser den dürren Boden vergebens tränkt, sondern die Feuchtigkeit allenthalben diese lebensfähigen Organe vorfindet. —

Sehr arm ist die Sahara an Tieren. Nur wenige Antilopenarten und der Strauß beleben die Wüste. Die großen Raubtiere, wie der Löwe, bleiben der Wüste stets fern. Der Aasgeier, ein Falke, eine Eule und der Wüstenrabe sind die Hauptvertreter der Vogelwelt. Unter den Reptilien ist die gehörnte Viper sehr gefürchtet; ihr Biß wirkt tödlich.

Als Haustier ist das Kamel, das „Schiff der Wüste", natürlich das weitaus wichtigste. Es ist nicht nur Last- und Reittier, sondern es spendet auch Milch und Wolle. Das Reitkamel ist das Hedschin, das Lasttier das Dschammel. Das Lastkamel macht bei großen Wüstenreisen mit einer Last von drei bis vier Zentnern täglich zehn Stunden im Schritt, wobei man alle vier bis fünf Tage auf einen Wassertag und alle acht bis zehn Tage auf eine längere Ruhe rechnet. Das Reitkamel kann in derselben Zeit die doppelte Entfernung zurücklegen. Neben den Kamelen bilden Ziegen und Schafe den Hauptreichtum der Wüstennomaden; Rinder sind aber sehr selten, und Pferde findet man nur bei den Araberstämmen.

Die Wüstenbevölkerung.

Das ungeheure Gebiet der Sahara, das ja nach der Auffassung seiner Umgrenzung von manchen auf 6, von andern auf 8 Millionen qkm Flächeninhalt angegeben wird, ist bewohnt von einer Anzahl von Völkerstämmen, die im allgemeinen die Berbervölker genannt werden. Daß die Berber ursprünglich aus Asien stammen, dürfte nicht bezweifelt werden können, ebenso wenig, daß die Negervölker, deren Bereich sich gegenwärtig nicht über den Sudan hinaus erstreckt, ehemals auch noch weit in die Sahara hinein gewohnt haben.

Nicht nur aus den Berichten des Herodot und Strabo, welche die Melanogätuler, d. h. die schwarzen Gätuler, bis über den Wendekreis des Krebses hinausreichend angeben, sondern auch aus den Berichten späterer Reisender ergibt sich, daß ursprünglich die meisten der Oasen entweder von Negern bewohnt waren, oder doch von einem Volke, welches den Übergang von der mittelländischen Rasse zum Negertypus darstellte.

Heute besitzen die Berber und zwar der Stamm der Tuareg die unbeschränkte Herrschaft über die Wüste, ein hamitischer Volksstamm, der wohl schon in vorhistorischer Zeit den ganzen Norden Afrikas in Besitz nahm. Andere nehmen an, daß die Tuareg die Nachkommen der Gätuler des Altertums sind. Das zu untersuchen, ist hier nicht unsere Aufgabe. Das Eindringen der semitischen Araber übte einen großen Druck auf die Berber aus und nötigte sie zum Teil, die Wüste aufzusuchen und jenem Negervolke die Oasen abzuringen. Trotz der feindlichen Berührungen fanden aber doch Vermischungen zwischen den Negern und Berbern statt, namentlich im Süden der östlichen Sahara.



Araber aus der Sahara.

So sind die Tibbu oder Tubu, die Bewohner des Berglandes von Tibesti, in Sitte und Lebensweise von den unvermischten Berbern, den Tuareg, kaum oder gar nicht zu unterscheiden, nur körperlich und sprachlich nähern sie sich den Negern. Daher kommt es, daß sie von Rohlfs zu den Negervölkern, von Nachtigal aber zu den Berbern gerechnet werden. Anderseits vermischten sich die Berber auch mit den Arabern, und daraus gingen die Mauren hervor, welche in Westafrika in der breiten Zone zwischen dem Mittelmeer und dem Senegal sitzen und als arge Strandpiraten berüchtigt sind. Den Hauptkern dieses Volkes finden wir jedoch in Marokko sitzend.

Von einer Staatenbildung konnte und kann in der Sahara keine Rede sein, zumal ausgedehnte Flächen, wie das Gebiet el Dschuf im Westen, die libysche

Wüste im Osten als so gut wie völlig unbewohnt anzunehmen sind. Ohnehin wird das ganze Wüstengebiet wenig mehr als eine Million Einwohner zählen. Die Oasen und Oasengruppen liegen ja tagereisenweit auseinander, und es hat oft große Schwierigkeiten, von einer zur andern zu gelangen; ohne das Kamel, welches sehr bezeichnend das Schiff der Wüste genannt wird, würde es überhaupt unmöglich sein.

Ebenso gering, wie der Zusammenhang aller dieser Kulturflecke, ist auch die politische Abhängigkeit der Saharabewohner. Nur lose ist das Band, welches die Bewohner des Westens, die Oase Tafilet, ferner Tuat, Tidikelt und andere Oasen an Marokko knüpft. Die Oasen der libyschen Wüste stehen auch fast nur nominell unter ägyptischer Herrschaft. Und wie es um das Regiment der Franzosen über die übrige Oasenwelt des ungeheuren Gebietes, das ja in ihre Interessensphäre fällt, bestellt ist, das werden sie selbst ja wohl am besten wissen. Können sie doch die nur auf 360 000 Köpfe geschätzten Einwohner der algerischen Sahara nur durch starke Militärbesatzungen in Respekt erhalten, und trotzdem vergeht kein Jahr, das nicht eine militärische Expedition erforderte, um einen oder den andern aufsässigen Stamm zu züchtigen.

Das Arabertum in der Sahara.

Das reinblütige Arabertum ist in der Sahara nur auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet beschränkt. Am dichtesten sitzen sie im Bereiche von Tuat und auf dem Hochlande zunächst der algerischen Grenze.

Der Araber der Sahara gleicht noch heutzutage ganz und gar seinen Vorfahren. Er lebt im Zelte, ist arbeitsscheu und weidet am liebsten seine Herde oder verdingt sich höchstens als Geleiter der Karawanen. Es hat sich unter ihnen eine Art Aristokratie entwickelt, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Außer dem uralten und heiligen Adel, der aus den Nachkommen des Propheten besteht (den Scherifs), gibt es noch einen doppelten Adel, den Religions- und den Schwertadel, die Marabuts und die Dschuads, von denen die ersteren wegen ihrer Frömmigkeit, die letzteren wegen ihrer Tapferkeit hohen Ansehens genießen, die einander aber mit unversöhnlichem Hasse verfolgen. Die Krieger beschuldigen die Marabuts des Ehrgeizes und des unaufhörlichen Begehrens nach den Gütern dieser Erde; die Marabuts werfen ihrerseits den Dschuads ihre Gottlosigkeit, ihren gewalttätigen Sinn und ihre Raubsucht vor.

An der Spitze des Stammes steht ein Familien- oder Stammeshäuptling mit unumschränkter Macht. Im Frieden ist er der Richter, im Kriege der Führer seines Volkes. Auf einem Teppich sitzend, mit jener würdevollen Haltung, die nur die Orientalen anzunehmen verstehen, empfängt er diejenigen, welche sich mit einer Klage an ihn wenden. Bei diesen Gerichtssitzungen bietet er alles Wissen und alle Weisheit auf, die ihm gegeben sind. Außer diesen Eigenschaften bedarf aber der Häuptling noch der Freigebigkeit und des persönlichen Mutes. Sein Zelt muß die Zuflucht der Armen sein, niemand darf in seiner Nähe hungern.

Im Kriege muß er allen mit dem Beispiel der Tapferkeit vorangehen; sein Einfluß würde sofort völlig verloren sein, wenn man vermuten könnte, sein Herz sei schwach.

Infolge der dürftigen Verhältnisse, in welchen die Wüstenaraber zumeist leben, gehört die Vielweiberei unter ihnen zu den Ausnahmen. Und doch ist die Frau kaum mehr als die Sklavin des Mannes. Sie hat nicht nur die vielen häuslichen Arbeiten zu verrichten, sondern sie webt auch das Zelttuch, die Decke, auf welcher der Herr auszuruhen pflegt, wenn er von seinen Wüstenritten müde zurückgekehrt ist, die Satteldecke, den Burnus und noch manch anderes Stück. Die Frau ist nach dem Koran ja nur ein untergeordnetes Wesen, unvollkommen, zank- und putzsüchtig, der Mann muß sie schelten und gelegentlich auch mit Prügel bedenken. Wird in dem Zelte eines Häuptlings ein Kind geboren, so ist das ein Tag unermeßlicher Freude. Die Nachbarn eilen mit ihren Glückwünschen herbei, Männer und Frauen bringen ihrem Vermögen entsprechende Geschenke. Dagegen ist der glückliche Vater gehalten, Gastfreiheit in großem Maßstabe zu üben. So lange das Kind klein ist, erscheint der Vater fast als dessen erster Sklave; die Spiele, die Ausgelassenheit des Kleinen bilden die Freude der Familie. Beginnt der Knabe sich zu entwickeln, so lehrt man ihn lesen und schreiben; man läßt ihn reiten, nach der Scheibe schießen und lehrt ihn die Lanze in die Weichen eines Ebers bohren. Ist der Jüngling heiratsfähig geworden, lehrt man ihn Demut



Frau und Kind eines großen arabischen Häuptlings.

und Unterwürfigkeit; er darf nicht mehr vor dem Vater sprechen. Diese unbedingte Ehrfurcht gebührt auch dem älteren Bruder.

Heiratet der Adelige, so zählt er von nun an in seinem Stamm zu den Männern der Tat und des Rates. In Zeiten des Friedens begibt er sich zu Pferde, in Begleitung von Dienern auf Kamelen, auf die fernen Weideplätze, um seine Herden zu besichtigen, und unternimmt gelegentlich eine Jagd auf Antilopen und Strauße. Aber die eigentliche aristokratische Jagd ist die Jagd mit dem Falken. Dieser Jagdsport ist hier, wie auch bei den Volksstämmen in Mittelasien, jedenfalls uralt und wird noch heute mit demselben Eifer und in derselben Weise betrieben wie bei den Vorfahren. Er gilt namentlich der Jagd auf Gazellen. Zur Unterstützung der jagenden Falken dienen in Nordafrika tunesische Fanghunde, eine besondere Rasse von Jagdhunden, wie es in früheren Jahrhunderten auch bei uns in Europa durch besonders dazu abgerichtete Beizhunde geschah. Hierher war die Falkenjagd vornehmlich durch die Kreuzzüge gekommen und verbreitet worden, galt als ein besonderes Vorrecht des Adels und war gleichfalls als vornehmstes Jagdvergnügen allgemein im Gebrauch. Erst die Verbesserung der Feuerwaffen, wie auch die fortschreitende Kultur hat bei uns die Falkenjagd allmählig in den Hintergrund gedrängt.

Ursachen zum Kriege gibt es gar mannigfaltige. Wurde eine Karawane, welcher Männer des eigenen oder eines befreundeten Stammes das Geleite gegeben hatten, überfallen und geplündert; hat man die Frauen des Stammes beleidigt; werden die Weideplätze oder das Wasser streitig gemacht, so kommt es zum Kriege, an welchem alle verbündeten Häuptlinge teilnehmen. Sie erscheinen mit ihren Leuten am bestimmten Tage, und alles setzt sich in Bewegung, selbst Frauen auf Kamelen oder in Palankins, die nicht immer fest verschlossen sind. Im Gefecht kommt es häufig zum Schwertkampfe. Nicht selten stürzt sich der Häuptling mit dem Schwert in der Faust in das dichteste Getümmel und findet einen ruhmvollen Tod. —

Die Tuareg.

Eine weit ausgebreitete Nation sind die Tuareg, die man gewöhnlich mit dem Namen der Berber, auch wohl als Tuarik oder Targi bezeichnet, während sie selbst sich Imoschagh oder Imoschar nennen. Sie sind Nomaden, welche das ganze nordwestliche Afrika, namentlich aber alle Oasen zwischen den Mittelmeerländern und dem Sudan inne haben. Ihre Ostgrenze verläuft ungefähr mit dem 15. Längengrad.

In den äußeren Teilen haben zwar Verbindungen zwischen den Tuareg und andern Volksstämmen stattgefunden, doch hat sich der alte berberische Menschenschlag auf dem flachen Lande der westlichen, sowie auf den Plateaus der zentralen Sahara in voller Reinheit erhalten. Man unterscheidet vier große Stämme oder Stammverbände: die Azdjer im Nordosten, die Air im Südosten, die Ahaggar in der zentralen Sahara und die Auelimniden im Südwesten.

Der Tuareg gibt sich schon durch seine äußere Haltung, durch die stattliche Gestalt als den Herrn der Wüste zu erkennen. Fast riesenmäßige Größe ist keine Seltenheit. Die Hautfarbe ist in der Jugend weiß; jedoch die afrikanische Sonne gibt ihnen bald einen bronzefarbenen Teint. Sehr weiß sind häufig die Frauen;

die Bezeichnung „weiß wie eine Christin" ist eine Schmeichelei, die sie mit höchstem Wohlgefallen erfüllt. Bisweilen kommen bei den Tuaregfrauen auch blaue Augen vor, was als das Merkmal der höchsten Schönheit angesehen wird.

Der Körperbau der Tuareg ist sehr proportioniert, aber schmächtig und sehnig, eine Folge der zehrenden Lufttrockenheit und der kärglichen Nahrung. Der fort-



Tuareg in der Sahara.

währende harte Kampf und das Ringen mit der gewaltigen Natur, die häufigen Fehden mit feindlichen Nachbarn haben ihnen eisenfeste Muskeln verliehen, elastischen Stahlbändern vergleichbar. Die Frauen zeichnen sich zuweilen durch große Schönheit aus, verblühen auch viel später als die Araberinnen und sind in einem Alter noch lebensfrisch, in welchem die Araberinnen schon längst verwelkt sind.

Unter dem Einfluß der grenzenlosen Wüste und ihrer Luftklarheit erreichen die Gesichts- und Gehörorgane dieser Wüstensöhne eine staunenswerte Entwick-

lung. Oft genug sind Reisende im höchsten Grade überrascht worden, wenn ihnen die Tuareg die Ankunft eines Menschen oder einer Karawane anzeigten, die erst nach einigen Stunden im Gesichtskreise erschienen. Anderseits aber verursacht häufig die allzu scharfe Einwirkung der blendenden Sonnenstrahlen bei den Wüstenbewohnern das Erlöschen des Augenlichtes. Die Greise erreichen höchst selten ihr Lebensende im Genusse ungetrübter Sehkraft.

Die Kleidung der Tuareg besteht in weiten Pluderhosen, einem weiten Burnus, der um die Hüften mit einer Binde zusammengehalten wird; das Haupt bedeckt eine hohe Mütze. Die große Hitze des Bodens, seine sandige und steinige Beschaffenheit nötigen die Wüstenbewohner, sich auch einer Fußbekleidung zu bedienen. Für diesen Zweck dienen meist Sandalen aus Kamelleder, die bei den Frauen reich verziert sind. Die Stammhäuptlinge tragen zuweilen rote Maroquinstiefel.

Das bezeichnendste Stück der Kleidung ist aber der Gesichtsschleier, Litham genannt. Zwar sind die Tuareg nicht die einzigen Leute in der Sahara, die sich des Schleiers bedienen; denn ein solcher ist auch bei den Arabern in Timbuktu und Tuat, bei Fellatafürsten, bei den Bewohnern von Tibesti im Gebrauch, doch haben alle diese darin nur den Tuareg nachgeahmt. Die Vorteile eines Gesichtsschleiers leuchten aus Gesundheitsrücksichten leicht ein. Er schützt die Augen vor den blendenden Sonnenstrahlen, die Nase und den Mund gegen den feinen Staub, welcher fortwährend in der Luft schwebt. Der Targi legt den Litham auch während der nächtlichen Ruhe nicht ab; daher die Meinung mancher Reisenden, daß der Wüstensohn dieses verhüllenden Schutzes zu allen Zeiten bedürfe, um bei etwaigen Raubanfällen nicht erkannt zu werden.

Die Frauen kleiden sich in ähnlicher Weise wie die Männer, nur gehen sie im Gegensatze unverschleiert umher. Das Haar wird bei ihnen bandartig geordnet und mit einem einfachen Wolltuche bedeckt. Ein paar Ringe, an jedem Arm ein Armband aus Glasperlen und eine kleine Glasperlenschnur bilden ihre Schmuckgegenstände. Männer sowohl wie Frauen tragen um den Hals einen Talisman.

Als ein echtes Nomadenvolk bewohnen die Tuareg nur Zelte oder Strohhütten, die kaum vor den Unbilden des Wetters schützen. In den ständigen Lagern, die sie immer in der Nähe von Wasser und weidereichen Stellen wählen, bewohnt der Edle ein Zelt, der Leibeigene eine Strohhütte. Ist der Edle reich, so überspannt er sein Zelt mit rotgefärbtem Leder oder mit einem Wollgewebe; kann er dies nicht bestreiten, so muß ein Strohgeflecht genügen.

Fleisch, Milch und Datteln bilden die gewöhnliche Nahrung. Während der Weidezeit wird kaum etwas anderes als Milch, entweder roh, sauer oder geronnen, genossen. Statt des Zuckers dient der Honig oder der ausgeschwitzte Gummi der Talhabäume. Tee und Kaffee ist nur ein Genuß der Wohlhabenden; dagegen wird der Palmenwein allgemein getrunken. Auch ist der Tabak sehr beliebt; fast alles, Mann und Weib, raucht, schnupft und kaut Tabak. Geht dem Targi die Nahrung aus, so stillt er den quälenden Hunger durch Zusammenschnüren des Leibes und kann, selbst auf der Reise, drei bis vier Tage ohne Essen und Trinken aushalten.



Eine Targifrau.

Aristokratische Neigungen sind auch bei den Tuareg sehr entwickelt. Unter ihnen nehmen die „Ihogaren" als Edle eine bevorzugte Stellung ein, gegenüber den „Imrad", den Vasallen und Dienenden. Die letztere Klasse ergänzt sich aus den Resten besiegter Tuaregstämme, aus verschuldeten oder sonstwie herabgekommenen Tuaregfamilien, aus versprengten Schwarzen. Sie können vererbt oder verschenkt, dürfen aber nicht verkauft werden. Den Imrad liegt es ob, die Edlen zu ernähren, ohne von den letzteren gar zu sehr ausgenutzt zu werden. Es gibt Imrad, welche nahezu oder ebenso vermögend sind wie ihre Edlen. Nach Duveyrier bestehen die jährlichen Abgaben der Imrad in folgendem: für den Mann in einem Kamm, einem Topf voll Butter, in der Milch von zehn Schafen oder Ziegen. Überdies hüten die Imrad das Vieh der Edlen.

Außerdem existiert unter den Tuareg noch eine Klasse von Leuten, die nicht Edle, nicht Diener sind, sondern ähnlich den fahrenden Reisenden des Mittelalters den verschiedenen Gemeinschaften der Tuareg sich verdingen. Auch gibt es ganze Stämme von Marabuts, die gleichfalls für Edle gelten und, aller politischen Tätigkeit entsagend, eine desto größere geistliche Macht ausüben. Sie sind die Priester und die Lehrer ihres Volkes. Ungleich den arabischen Lehrern, welche ihre Schüler zu Hause erwarten, suchen sie diese auf und unternehmen deshalb zuweilen weite und lange währende Ausflüge.

Die Stellung der Frauen ist im Vergleich mit der sklavischen Lage einer Araberin sehr vornehm. Wie hoch das Ansehen der Frau steht, geht schon daraus hervor, daß trotz des herrschenden Islam der Tuareg fast ausnahmslos nur eine Frau hat. In allen Dingen ist die Frau ihrem Manne gleichberechtigt, ja ihre Lage ist oft noch besser als die seinige. In der Jugend erhält sie eine der Bildung des Volkes entsprechende Erziehung; ist sie herangewachsen, so verfügt sie ganz frei über ihre Hand, und die Autorität des Vaters beschränkt sich nur auf das Verhüten unpassender Ehen. In der Ehe verwaltet sie ganz unabhängig ihre Mitgift, ohne daß sie gezwungen wäre, zu den Auslagen für die Haushaltung beizusteuern.

Die Erziehung der Kinder fällt der Frau zu, die sie mit größerem Recht für die ihrigen hält als der Vater, weil nach targischer Auffassung den Rang der Kinder im Stamme die Mutter bestimmt. Nicht selten werden die Frauen zu den Beratungen der Männer berufen. Die Targifrau speist auch immer in der Gesellschaft ihres Mannes. Sie verrichtet keine schweren Arbeiten, das ist Sache der Sklaven, sondern verfertigt Kleidungsstücke, webt Teppiche, zeichnet Amulette und singt dabei Lieder, welche die kriegerischen Taten der Wüstensöhne verherrlichen.

An der Spitze des Stammes steht der Häuptling, der Scheik. Die Interessen des Stammes werden in Versammlungen abgemacht. Für gewöhnlich üben die Edlen die Polizei innerhalb des Stammesgebietes aus, sie sorgen für die Sicherheit auf den Straßen, beschützen die Karawanen, welche unter ihre Obhut sich stellen; sie bestrafen die etwaigen Vergehen, verhängen Geldstrafen, die Bastonnade und die Ankettung. Gefängnis und Todesstrafe kommen nach Duveyrier nicht vor; Totschlag und Mord verfallen der Blutrache. Auch übernehmen die Edlen im Kriegsfall die Führung der Imrad.

Bei Verwicklungen versuchen die Stammesältesten einen Ausgleich auf friedlichem Wege. Führt dies nicht zum erwünschten Ziel, dann folgt die Kriegserklärung. Auf flinken Dromedaren reiten die Alarmrufer zu den verbündeten Stämmen, um alles Volk zu den Waffen zu rufen. Die Leibeigenen fechten zu Fuß, die Edlen auf Kamelen. Außer der langen Lanze gebrauchen sie zweischneidige Schwerter, Dolche, Lanzen mit Widerhaken und kurze Wurfspeere. Bogen und Pfeile findet man nur noch unter den Stämmen der südlichen Sahara. Sobald einige Tote das Schlachtfeld bedecken, so denkt man der Ehre Genüge geleistet zu haben, und dann werden wieder Verhandlungen angeknüpft.

Weit mehr als um Fehden mit andern Stämmen dreht sich das Leben der Tuareg um Raubzüge und Überfälle. Sie sind die verrufensten Wegelagerer und Räuber in der Sahara. Es gilt bei ihnen sozusagen als Lebensaufgabe, Karawanen zu begleiten und Karawanen zu berauben. „Bist du gezwungen," sagt General Daumas, „die Gastfreundschaft eines Targi in Anspruch zu nehmen, so hast du in seinem Zelt nichts zu fürchten. Hast du aber die Weiterreise angetreten, so wird er seine Freunde benachrichtigen; diese werden dich töten und die Beute mit dem ersteren teilen." Anderseits sind diese Wüstensöhne aber auch durch manche edlen Züge ausgezeichnet. Zur Sklaverei sind sie gar nicht geeignet; und ihre unbändige Freiheitsliebe findet einen Ausdruck in den Worten des berühmten Abd el Kader: „Könige sind wir; kein Städter kann uns verglichen werden. Ist es ein Leben, unterjocht zu sein?"

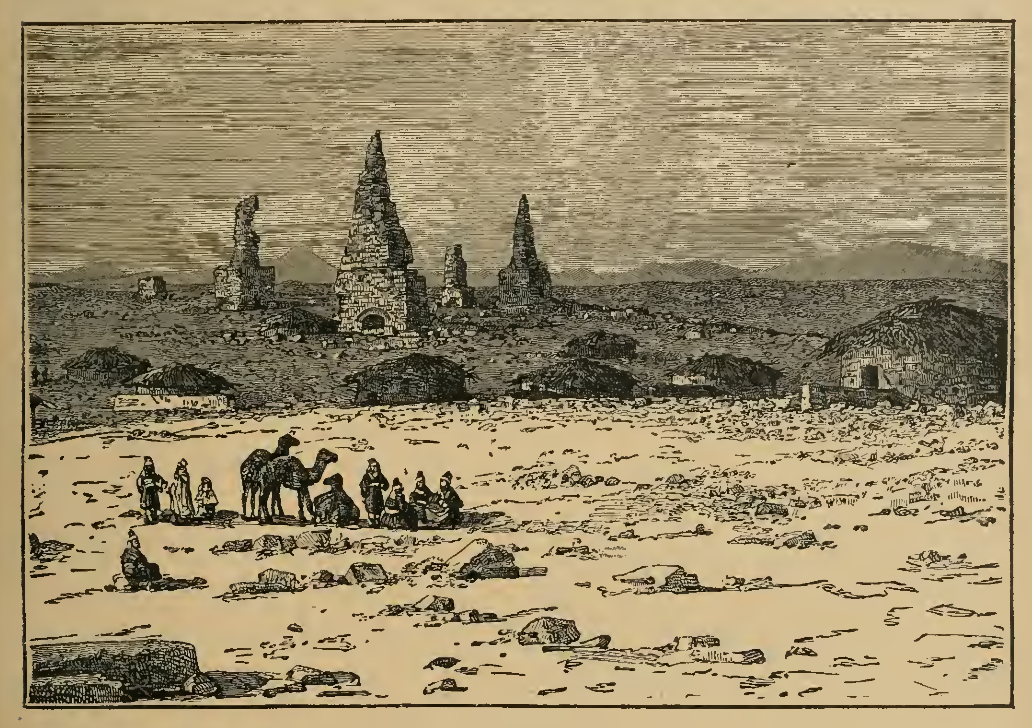
Die Tuareg sind eifrige Mohammedaner, aber durchaus nicht fanatisch. Ja, es scheinen nach A. Strehlow manche Anklänge an das Christentum, das in Ägypten und den benachbarten Ländern schon in den ersten Jahrhunderten weite Verbreitung fand, bei ihnen vorhanden zu sein. Die Tuareg glauben an den einzigen Gott Amanai (Adonai der Bibel), lassen die Himmel von Andschelusen, Engeln, bewohnt sein, glauben an die Hölle und den Teufel. Die Kreuzesform ist in der Schrift, an den Waffen, den Schildern, den Verzierungen der Kleidungsstücke im Gebrauch; als einzige Tättowierung trägt der Tuareg auf der Stirn und auf dem Handrücken ein Kreuz. Obgleich der Islam die Glocken als ein verstecktes Christentum verbietet, ist doch der Tuareg mit Glöckchen verziert. Vielleicht ist auch die Einweiberei und das größere Ansehen des Frauengeschlechtes auf den Einfluß des Christentums zurückzuführen.

Mohammedanischer Fanatismus ist nur unter den Arabern der nordöstlichen Sahara vorhanden, wo die Anhänger der religiösen Gesellschaft „Senusija" glühende Christenhasser sind. Gegründet wurde diese Sekte von Sidi Senusi, nicht weit von der Oase Siwah, wo noch heute Hunderte von fanatischen Anhängern unterrichtet, genährt und gekleidet werden. Ihrem Anstiften sind die meisten Ermordungen von Saharareisenden zuzuschreiben.

Die Tibbu.

In den weiten, östlich von den Tuareg gelegenen Strichen der Sahara, im Norden bis in die Oasen von Fessan, im Süden bis in das sudanesische Borku reichend, vornehmlich aber in dem öden Gebirgsland Tibesti, haben die Tibbu ihre Sitze, die auch Tubu und Teda genannt werden. Die schwierige Natur dieser

ihrer Heimat hielt sie einesteils selbst von dem Verkehr mit der Außenwelt ab, sicherte ihnen aber anderenteils ihre Unabhängigkeit. Die Armut des Landes konnte kein mächtigeres Nachbarvolk reizen, denn da war keine Aussicht auf Menschen- und Viehbeute; daher hat Tibesti trotz der kleinen Zahl und der verhältnismäßigen Ohnmacht seiner Bewohner niemals die tatsächliche Abhängigkeit von einem andern Lande empfunden. Auch die Macht der Franzosen, zu deren Interessensphäre Tibesti oder Tu größtenteils gehört, werden sie schwerlich je empfinden, so lange sie sich ruhig verhalten und nicht extra irgend eine militärische Operation heraufbeschwören, denn auch Frankreich wünscht den Frieden.



Ein Tuarikdorf.

Man betrachtet die Tibbu als ein Volk, welches aus einer Vermischung von Berbern und Negern hervorgegangen ist. Nach Nachtigals Schilderung sind sie von wohlproportioniertem, fast zierlichem Körperbau, mit kleinen Händen und Füßen, nicht sehr großem Mund und nicht dicken Lippen, spärlichem Bartwuchs und von mäßiger, bald hellerer, bald dunklerer Bronzefarbe. Im allgemeinen sind die südlichen dunkler als die nördlichen. Im ganzen könnte ihre Erscheinung gefällig und einnehmend genannt werden, wenn nicht ein finsterer, argwöhnischer Blick den ersten günstigen Eindruck sofort wieder verwischte.

Ihre auffallende Magerkeit ist die Folge einer elenden Lebensweise in einem keineswegs fruchtbaren Lande, sowie zugleich auch ihres rastlosen Umherziehens. Dabei sind sie aber durch eine große Beweglichkeit und elastische Leichtigkeit ausgezeichnet, und ihre Widerstandsfähigkeit gegen Ermüdung, Hunger und Durst

ist ohne gleichen. Die Frauen genießen die Vorteile eines schlanken Wuchses, zierlicher Hände und Füße, ovaler Gesichtsbildung und haben eine eigentümlich stolze, freie, elegante Haltung. Im jungfräulichen Alter sind die Tibbumädchen reizende Erscheinungen, die Magerkeit aber verwischt sehr bald diesen Eindruck.

Im nördlichen Tibbugebiet tragen die Männer eine bequeme Tuchhose, eine leichte baumwollene Jacke nebst Weste und als Schutz für die Nacht einen Wollburnus. Im mittleren Tibesti fehlt häufig die Hose; in der Nähe des Sudans aber trägt man die dort gebräuchliche Tobe, ein ungewöhnlich weites Gewand, dessen breite, lange Ärmel den Luftdurchzug in ergiebigster Weise gestatten. Der Gesichtsschleier wird auch von den Tibbu angewendet.

Die nördlichen Tibbufrauen tragen einen enganschließenden blauen Shawl um die Hüften und ein ähnliches Tuch um Kopf und Schultern; im armen Tibesti genügt ein schwarzes Schaffell. Sie zieren sich mit Fußspangen aus Kupfer oder Silber, mit zahlreichen Armbändern aus Horn oder Elfenbein, Halsschnüren von Achatstücken oder Muscheln. Fast unentbehrlich scheint bei ihnen ein Korallenschmuck des rechten Nasenflügels zu sein. Das mit Öl und Fett durchtränkte Haar wird in viele Flechten geordnet.

Die Wohnungen der Tibbu sind teils die natürlichen Höhlen der Sandsteinfelsen, teils Hütten aus aufrechten Stämmen, die mit Matten aus den Blättern der Dumpalme gedeckt werden; teils sind sie auch ganz aus Palmblättern geflochten.

Die geistigen Anlagen des Volkes sind zwar hochentwickelt, doch hat sie die stete Not um Existenzmittel zu den überlegendsten, listigsten und geschicktesten Kaufleuten und Dieben gemacht. Das Wettringen aller nach dem kümmerlichen Besitz macht den einzelnen rücksichtslos, argwöhnisch, betrügerisch, zum Stehlen und sogar zum Morden geneigt. In Handlungen ihres persönlichen Interesses tritt die größte Schlauheit hervor. Gegenseitiges Mißtrauen ist eine hervorstechende Eigenschaft der Tibbu; sie sind deshalb sogar innerhalb ihres Dorfes immer bewaffnet.

Die Waffen sind eine lange Lanze, Wurfspeere, Wurfeisen, Dolche, zweischneidige Schwerter und zur Abwehr ein großer Schild, der von der Erde bis an die Augen reicht. Alle diese Waffen werden aus Bornu, Wadai und Bagirmi bezogen, denn die einheimischen Schmiede sind hier merkwürdigerweise eine tief verachtete Menschenklasse; jemand einen Schmied heißen ist eine tödliche Beleidigung.

Die Beschäftigung der Tibbu besteht in der Zucht der Dattelbäume, der nötigsten Getreide- und Gemüsekultur und in der Jagd auf Antilopen und Strauße. Manche sind auch Kaufleute oder Vermieter von Kamelen an die durchziehenden Karawanen. Echt national ist aber die Plünderung der Oasen von Fessan oder der Niederlassung anderer Stämme, und diese Raubzüge finden immer nur bei nächtlicher Weile statt und sind Diebereien in großem Maßstabe.

Es sei noch erwähnt, daß die Tibbu fanatische Islambekenner sind, die sich aber auch viele Überreste aus heidnischer Zeit erhalten haben.

Die Europäer an der Westküste der Sahara.

Von Europäern, welche von der Westküste der Sahara am Atlantischen Ozean Besitz ergriffen haben, kommen nur die Spanier und Franzosen in Betracht.

Das spanische Rio de Oro.

Spanien besitzt den Küstenstrich vom Kap Blanco bis zum Kap Bojador mit dem Hinterlande in einer Breite von etwa 300 km. Als sich 1895 auch ein Teil der Maurenstämme des Adrargebietes im Hinterlande unter spanischen Schutz begab, durfte Spanien das Küstenland auch noch über das Kap Bojador nach Norden hinaus bis zur Grenze von Marokko beanspruchen, bis Kap Nun und dem Draafluß oder vielmehr bis zu dessen Strombett, denn dieses ist nur ein Wadi, d. h. es führt nur während einer gewissen Zeit des Jahres Wasser und liegt sonst trocken, wie ja alle Gewässer dieses Striches nur periodische Küstenflüsse sind.

Etwa in der Mitte der spanischen Küste befindet sich eine schmale, aber sehr tief in das Land einschneidende Meeresbucht, welche von den Portugiesen, die hier natürlich zuerst die Küste betraten, für die Mündung eines Flusses gehalten wurde, und da sie hier von den Eingeborenen Goldstaub eintauschten, so nannten sie den anscheinenden Fluß Rio de Oro, ein Name, der von den Spaniern für das ganze Gebiet beibehalten worden ist.

Zwischen dieser Meeresbucht und dem Kap Bojador streckt sich das Kap Dschuby (Juby) ins Meer hinaus. Hier haben auch die Engländer versucht, sich festzusetzen, aber ohne Erfolg, denn die enormen Kosten, welche die Besiegung des Widerstandes der Spanier, Marokkaner und der maurischen Stämme des Hinterlandes verursacht haben würden, konnte der vielleicht endliche Erfolg unmöglich aufwiegen. Was die Sahara zu bieten vermochte oder der westlichste Teil des Sudans, deren Erträge hier hätten hergeleitet werden können, das konnten sie ebenso gut und besser noch von Guinea aus bewerkstelligen. Sie haben es daher schließlich vorgezogen, die bereits am Kap Dschuby gegründeten Faktoreien an Marokko zu verkaufen.

Die Küste ist ein trostloser Strand, von dem allerdings wohl eine Verbindung mit den Oasen des französischen Adrargebietes sich herstellen ließe, aus welchem mancherlei, namentlich Gummi, hierher gebracht werden könnte. Da jedoch diese Produkte ohnehin schon nach dem Senegal gehen, also das französische Gebiet gar nicht zu verlassen brauchen, so wird für die Spanier herzlich wenig übrig bleiben, um so mehr, als ihre Küste keinen einzigen guten Hafen aufweist. —

Nicht viel günstiger sind die Aussichten für

Die französische Adrarküste.

Hier haben die Franzosen in der Portendikbai mit der gleichnamigen Ansiedelung allerdings einen ziemlich guten Hafen, dessen Einfahrt jedoch durch Sandbänke und Brandungen lange versperrt ist, so daß auch die Verladung der

Waren ihre Schwierigkeiten hat. Infolgedessen ist Portendik gewöhnlich auch nur zur Zeit der Gummiernte bewohnt, denn hier münden zwei Karawanenstraßen, welche vornehmlich Gummi und Salz aus den Salzbrüchen von Idschil bringen. Ist die Gummiernte vorüber, so wird Portendik auch in der Regel von seinen Bewohnern wieder verlassen, und die Küste liegt tot.

Die für den Sudan, in welchem das Salz gänzlich fehlt, so wichtigen Salzladungen gehen ohnehin meist weiter, der Küste entlang hinab nach S. Louis am Senegal, dem Mittelpunkt des französischen Handels an der Westküste Afrikas, und werden dort in den großen Warenmagazinen auf den Kais niedergelegt.

Das Sultanat Marokko.

Das Land Marokko.

Die hohen Gebirge Marokkos spielen schon in der Göttersage der alten Griechen eine wichtige Rolle. Hierher, in den damaligen fernen Westen der Welt, an die Säulen des Herakles oder Herkules, wie die Alten die Straße von Gibraltar nannten, hatte Zeus den starken Atlas, einen Sohn des Titanen Japetos und der Klymene, einer Tochter des Okeanos, verbannt, weil er sich an dem Kriege der Titanen wider ihn beteiligt hatte, und ihn zu einer ganz besonderen Strafe verurteilt: auf den himmelhohen Bergen mußte er stehen und den Himmel tragen, damit der nicht auf die Erde stürze.

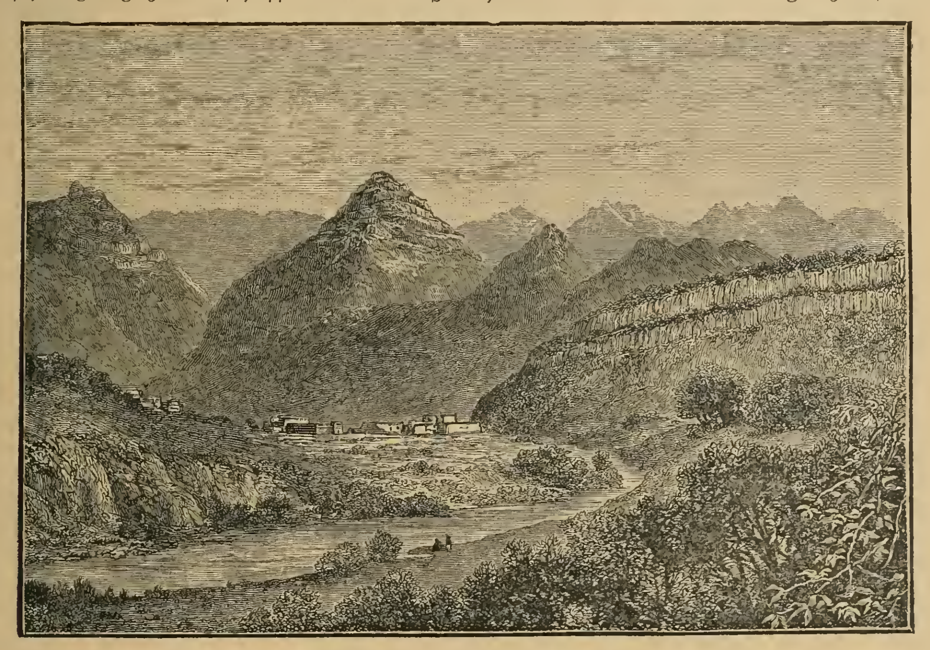
Und von diesem Titanensohn tragen die Gebirge der Barbareskenstaaten den Namen Atlas bis auf den heutigen Tag. In weit über 2000 km Länge durchziehen sie vom Atlantischen Ozean in Marokko das Landgebiet in mehreren Ketten, bis sie mit ihren letzten Ausläufern in den Vorgebirgen Blanc und Bon am Mittelmeer endigen.

Am Kap Ghir am Ozean schroff aufsteigend, erhebt sich als „Großer" Atlas die Hauptkette anfänglich in der Form von mehreren Gebirgsketten mit einer mittleren Kammhöhe von 1200—1500 m, welche etwa 10 km weit von der Küste auf 1000 m sinkt, um landeinwärts bald wieder stetig zu wachsen. Schon hier erreichen einige Gipfel über 3000 m. Östlich des Passes von Bidauan, durch welchen die Straße von der Residenz Marokko nach der Provinz Sus führt, erreichen sie 3300—3500 m. Genau südlich von der Stadt Marokko, die nur 500 m hoch liegt, bildet das Gebirge einen 50 km langen und ununterbrochenen Rücken von 3650 m Seehöhe, aus dem noch einige isolierte Piks über dies allgemeine Niveau hinausragen, so der Tisa Tagherat 4420 m, der Dschebel Ajaschi 4500 m. In seinen höchsten Teilen schmilzt der Schnee jahrelang nicht.

Vom Hauptmassiv des Großen Atlas im Südosten der Stadt Fez strahlen nordostwärts mehrere Ketten aus und bilden so die Wasserscheide zwischen Ozean und Mittelmeer, indem sie sich mit den Küstenketten von Marokko, „Rif" genannt, verbinden. Diese Rifgebirge setzen sich nach Nordwesten und Westen zu fort, wo sie unter der Bezeichnung der Angeragebirge bekannt sind, gegenüber

Gibraltar in dem steilen Dschebel Musa und bei dem Eintritt des Atlantischen Ozeans in die Meerenge von Gibraltar im Kap Spartel enden, den Hafen von Tanger umschließend. Ihr Abfall im Mittelmeer ist steil und nur an wenigen Punkten zugänglich und bildete mit seinen wild zerrissenen Schluchten und Höhlen sichere Zufluchtsstätten der ehemals so gefürchteten und selbst heute wohl noch nicht völlig beseitigten Rifpiraten.

In einem öden Lande hausend, das ihn nur mit kargen Bodenerträgnissen bedachte, vorwiegend als Jäger tätig, fühlte der Rifiote von jeher das Stiefmütterliche seiner Existenz, und er trachtete demgemäß danach, sich entsprechende Entschädigung zu verschaffen. Da mußte ihm denn die Seeräuberei ganz besonders



Ein Tal im Großen Atlas.

zusagen, denn die zahlreichen, von Felsen umrahmten und klippengeschützten kleinen Häfen seiner Heimat erwiesen sich zu jenem sauberen Handwerk ganz besonders günstig. In diese kleinen Schlupfwinkel konnten sich wohl die kleinen Segelboote der Piraten bergen, nicht aber die ihnen nachstellenden Kreuzer der seefahrenden Mächte eindringen. Besonders ist es die Küste westlich des Kap Tres Forcas, welche wegen ihrer Beschaffenheit den Rifioten einen äußerst günstigen Ausgangspunkt zu ihren Operationen gab.

Die Küste bietet eine Unzahl von kleinen Grotten, in denen die Boote verborgen werden konnten; oder sie wurden auf den Strand gezogen und mit einer Schütte von Baumzweigen unauffällig bedeckt. Die Höhe der Felsen bot vorzügliche Auslugplätze, von wo aus das davorliegende Meer beobachtet und von allen Vorgängen auf demselben Notiz genommen werden konnte. Strandung oder Bergungsversuche hatten immer Plünderung und Metzeleien zur Folge. Was ihnen

lebend in die Hände fiel, wurde erbarmungslos ermordet, denn in die Sklaverei konnten sie ja keinen Gefangenen verkaufen, weil sie sich damit selbst verraten haben würden. Auch auf Irreführung der in Gefahr an der klippenreichen Küste befindlichen Fahrzeuge verstanden sich die Rifioten meisterlich: sie zündeten Feuer an oder steckten weiße Fahnen auf, und das verfehlte nie seine verderbenbringende Wirkung.

Alle Anstrengungen der seefahrenden Mächte, diesem gefährlichen Räuberwesen zu steuern, führten lange Zeit zu keinem Resultat. Erst noch 1852 mußten die Engländer unter dem Admiral Napier unverrichteter Sache abziehen, da die Piraten beizeiten ihre Schlupfwinkel verlassen und sich in das unzugängliche Felsenlabyrinth zurückgezogen hatten. Im Jahre 1856 hatte die Regierung von Marokko noch 35 000 Fr. Entschädigung für ein von den Rifpiraten ausgeplündertes französisches Schiff zu zahlen. Die unausgesetzte Beobachtung der Küste und die energische Verfolgung der verdächtigen Boote hat das Unwesen, dem die Regierung von Marokko ohnmächtig gegenübersteht, wenigstens so weit gedämpft, daß es nur noch vereinzelt vorkommt. Es scheint aber unausrottbar zu sein.

Ebenso geht es an der Küste des Atlantischen Ozeans zu. Hier, wo der herrschende Ostpassat den Sand der Sahara weit ins Meer hinausgetrieben und den Meeresboden derart erhöht hat, daß man weit hinauswaten kann, ist die Schiffahrt natürlich äußerst gefährlich, und gar nicht selten werden vom Sturme Fahrzeuge auf dieses Sandriff geworfen. Sogleich sind die Strandbewohner zur Hand, und die Strandräuberei steht hier in vollster Blüte. —

An der Nordwestküste Marokkos tritt das Gebirge weiter und weiter zurück, und es dehnt sich hier eine Art von Ebene aus, welche in Form eines Halbmondes die ganze Küste einnimmt und, durch viele Flüsse bewässert, das eigentliche Kornland Marokkos bildet. Südlich und südöstlich vom Atlas liegt die marokkanische Sahara.

Die Flüsse Marokkos haben fast alle den Charakter der Gebirgsströme: während der Regenzeit, vom Oktober bis März, sind sie wasserreich, in den andern Zeiten des Jahres seicht und fast trocken. Alle münden in den Atlantischen Ozean, mit Ausnahme des Muluja, welcher in das Mittelmeer fällt, und des Zis, dessen Verlauf in der Sahara unbekannt ist.

In den niederen Teilen des Atlas ist die Abwesenheit der Wälder infolge der ruchlosen Zerstörung derselben sehr fühlbar. Nur in den höheren Regionen erscheint der Baumwuchs wieder. In den vielen engen und wilden Tälern, wohin selten die alles zerstörenden Ziegen- und Schafherden dringen, erfreut sich das Auge an einer üppigen Vegetation. Namentlich sind die Gebirgsketten des Rif reich an Waldungen. Hier trifft man die atlantische Ceder, die sich durch ihre steiferen, stechend spitzen, meergrünen und silberglänzenden Nadeln und abgeplattete Fruchtzapfen von der echten Ceder des Libanon unterscheidet und in prächtigen Stämmen und in großen Massen ihr vorzügliches Nutzholz liefert, das sich besonders zum Schiffsbau eignet. Getreide und Hülsenfrüchte gedeihen in Marokko im Überfluß; die Viehzucht liefert vorzügliche Pferde, Schafe, Rinder, Dromedare, Esel und Maultiere. Unter den wilden Tieren sind als die bemerkenswertesten Löwen, Antilopen, Strauße und Affen zu nennen.

Marokko, welches in seinem jetzigen Umfange einen Flächeninhalt von 456 000 qkm mit etwa 7 Millionen Einwohnern aufweist, ist ein bis zur Stunde noch unabhängiges Sultanat. Von Selbständigkeit kann jedoch nicht wohl die Rede sein, da es völlig unter dem Einfluß der europäischen Großmächte steht, die es insofern noch aufrecht erhalten, als die Franzosen die größten Anstrengungen machen, das Land für sich ebenso in Besitz zu nehmen, wie sie Algier und Tunis annektiert haben, die andern Mächte für ihren Handel aber freie Hand behalten wollen. Es ist weniger der Handel mit Marokko selbst, denn das Land besitzt kein kaufkräftiges Volk, als vielmehr der Handel mit dem Westsudan und den Senegalländern, welcher seinen Weg durch Marokko zu diesen Ländern nimmt.



Die Kasbah in Tanger.

Haupt- und Residenzstadt des Sultans ist Marokko oder eigentlich Marrakesch, eine schmutzige und winkliche Stadt, deren großer Umfang auf die frühere Bedeutung schließen läßt. Jetzt hat sie nur noch etwa 50 000 Einwohner. Die zweite Hauptstadt ist Fes oder Fez, daher auch der früher gebräuchlichere Name des Landes: Fez und Marokko. Die Stadt liegt an einem Kreuzungspunkte mehrerer Handelsstraßen und macht, trotz ihrer 140 000 Einwohner, durchaus den Eindruck des Verfalls, wovon selbst der Palast des Sultans keine Ausnahme macht. Von den acht Häfen des Landes ist Tanger an der Straße von Gibraltar der wichtigste, zugleich auch der größte Handelsplatz Marokkos, in welchem sich ungefähr ein Viertel des gesamten marokkanischen Handels konzentriert. Die mit uralten Ringmauern umgebene Stadt liegt mit ihren maurischen Häusern amphitheatralisch an den Abhängen des Kalkgebirges aufgebaut, das von einer Kasbah (Zitadelle) mit ihrem schlanken Turme gekrönt wird. Unter den 20 000 Einwohnern der Stadt befinden sich 6000 Europäer, zumeist Spanier. Das uralte Tanger ist zweifellos das Tingis der Römer und war die Hauptstadt von ihrer Provinz Mauretania Tingitana.

Die Bevölkerung von Marokko.

Marokkos Bevölkerung besteht aus Berbern, Arabern und Mauren, zu denen noch eine große Anzahl von Juden zu rechnen sind.

Die Ureinwohner des Landes vertreten die Mauren und die Berber.

Die Mauren.

In Marokko sind die Mauren, hier gewöhnlich Araber genannt, an Zahl zwar bedeutend geringer als die Berber vertreten, aber sie sind die Herren des Landes, und deshalb stellen wir sie auch den Berbern voran.

Von vornherein muß bemerkt werden, daß die heutigen Mauren nicht die direkten Nachkommen des alten Urvolkes der Mauretanier sind, welche schon die Römer hier vorfanden und die dann von den Arabern unterjocht wurden. Sie nahmen sehr bald den Islam an und verschmolzen in verhältnismäßig ganz kurzer Zeit so völlig mit den Arabern, daß beide zusammen nur noch eine Nation bildeten, ein Mischvolk, in dessen Adern sowohl maurisches, als auch arabisches Blut fließt, ein Volk aber, das unter dem Namen der alten Mauren auf eine große und ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken kann, durch dessen Geist die arabische Kultur und Kunst auf den höchsten Gipfel erhoben wurde.

Über die Meerenge von Gibraltar setzend, eroberten diese Mauro-Araber, wie sie eigentlich heißen müßten, Spanien und bildeten dort vom Anfang des 8. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts ein blühendes Reich. Während zu dieser Zeit der größte Teil Europas noch in Barbarei versunken war, blühten in Kordova, Granada und andern maurischen Städten Wissenschaften und Künste. Zu den berühmten Lehrern der Hochschulen von Kordova, Sevilla, Murcia, Salamanca pilgerten in großer Zahl christliche Gelehrte, Raimundus Lullus, Michael Scotus, Platearius, Gerbert, welcher später als Sylvester VI. den päpstlichen Stuhl bestieg, Gerardus Cremonensis, Konstantinus Afer und viele andere, um aus der Quelle maurischer Wissenschaft philosophische, astronomische und medizinische Kenntnisse zu schöpfen.

Mohammed erwies seinerseits den Dichtern und der Poesie kein besonderes Wohlwollen; doch hat der Geist der Mauren die Dichtkunst zu hoher Blüte erhoben. Mehr noch blühte die Baukunst. Noch heute werden die Herrlichkeiten der Alhambra, des prachtvollsten Denkmals maurischer Baukunst bei Granada, bewundert.

Mit dem Fall von Granada 1491 flutete das Maurentum nach Afrika zurück. Kultur, Kunst und Wissenschaft blieben in Spanien, und das Volk fiel auf afrikanischem Boden wieder in die alte Barbarei. Ja, es vermochte nicht einmal ein Herrschergeschlecht aus seinem eigenen Stamm hervorzubringen, sondern mußte sich im 16. Jahrhundert der Hand eines arabischen Scherifs, Mula Mohammed, unterwerfen, welcher die noch jetzt regierende Familie der Scherife, mit dem Beinamen „Fileti“, von der Oase Tafilet, begründete.

Die Mauren sind durchschnittlich über mittelgroß, mit schwarzem Haar, gebräunter Farbe, schön geformter Adlernase, vollem Antlitz und lebhaften Augen; sie



Maurisches Haus.

neigen zur Fettleibigkeit. Der Gang der Männer ist edel und gravitätisch. Die Frauen sind besonders in der Jugend anmutige Geschöpfe, im Alter werden sie fett und häßlich. Die Männer kleiden sich gewöhnlich in ein Hemd mit weiten Ärmeln, in weite Beinkleider aus weißer Leinwand, worüber sie den hellfarbigen Kaftan mit kurzen Ärmeln und über diesem den „Haik“, einen Mantel von rötlicher Baumwolle, tragen. Die Bekleidung der bloßen Füße sind Pantoffeln. Der Bart wird geschoren, das Haupt rasiert. Letzteres bedeckt eine rote Mütze, die bei solchen, welche als Pilger Mekka besuchten, mit einem Turban aus weißem Musselin umwunden ist. Die wohlhabenden Frauen tragen ein Hemd aus weißer Leinwand, hierüber den Kaftan von Tuch oder goldgewirktem Samt; auch wird der Haik getragen. Den Kopf umwinden sie mit einem oder zwei Streifen eines seidenen oder goldenen Schleiers.

Die maurischen Städte haben durchgehends enge, meist sehr schmutzige Straßen. Fast alle Häuser der besseren Klasse sind auf eine und dieselbe Art gebaut. Ein großer Hof mit einem Brunnen bildet den Mittelpunkt, um den sich eine Menge fensterloser Zimmer hinzieht. Häufig gibt es noch einen durch Säulen getragenen Korridor für den ersten Stock. Im oberen Stockwerk liegen alsdann die eigentlichen Wohnzimmer, während der hintere Raum für Pferde, Diener u. a. bestimmt ist. Die Tür nach der Straße zu ist möglichst eng, und kaum lassen einige schießschartenartige Öffnungen die Front des Hauses von einer gewöhnlichen Mauer unterscheiden.

Entweder gleich am Eingange oder beim Eintritt in den oberen Stock liegt das Gemach, wo allein der Hausherr etwaige Gäste empfängt. Die Häuser der reichsten Leute sind oft mit großer Eleganz ausgestattet. Man ist wirklich überrascht, durch eine enge Pforte plötzlich in einen kühlen, mit bunten Fliesen ausgelegten und voller blühender Blumen stehenden Hof zu treten. Die Zimmer sind häufig mit prachtvoller Holztäfelei und Bogendecken, und die Fußböden mit den schönsten Teppichen belegt. In dem sogenannten Empfangszimmer findet man fast stets einige große, eiserne, englische Bettstellen, die aber nie benutzt werden. Der Maure zieht es vor, sich auf einer der vielen, die Seiten des Zimmers einnehmenden Matratzen auszustrecken. Neben jenen hohen Bettstellen trifft man fast immer eine Art von niedrigem Divan, der von der Frau benutzt wird. Die Religion erlaubt es nicht, daß die maurische Frau das Lager ihres Herrn und Gebieters teile. Zu der üblichen Einrichtung gehören noch: Spiegel von allen Größen, Porzellangefäße mit schillernden Farben und den buntesten Malereien, Musikdosen in allen Konstruktionen, endlich Wand- und Stutzuhren.

Das maurische Volk ist tief gesunken; das beweist genügend die Stellung der Frauen in früherer Zeit, verglichen mit der Gegenwart. Früher befleißigten sich auch die maurischen Frauen des Studiums der Wissenschaften, und einzelne werden selbst als Lehrerinnen an den Hochschulen bezeichnet. Man gestattete dem weiblichen Geschlecht, eine gesellschaftliche Position einzunehmen, und ihr Einfluß war jedenfalls von unbedingtem Erfolge auf die Sitten und das Familienleben der Mauren. Heute gilt und repräsentiert die Frau unter den Mauren nichts; sie ist nur ein Instrument der Arbeit und zur tiefsten Unwissenheit und Skla-

verei verdammt. Nie erscheint ein weibliches Wesen unter Männern; nie sieht man eine Frau in den Moscheen.

Der Koran erlaubt den Mauren vier rechtmäßige Frauen, allein Sklavinnen so viele, als er erhalten kann. Um in den Besitz einer rechtmäßigen Frau zu kommen, zahlt der Maure der Familie des Mädchens eine vorher festgesetzte Summe, die meist sehr gering ist. Gesetz und Gewohnheit machen jeden Mann zum unumschränkten Herrn seiner Frau; eine Trennung ist sehr leicht bewerkstelligt. In der Gegenwart eines Mauren halten sich die Frauen immer dicht verschleiert; begegnen sie aber einem Christen, so werfen sie ohne Bedenken ihre Haiks zurück, um sich ihm zu zeigen.

Der Maure hat, nach Conring, von seinen Vorfahren nichts beibehalten als seine ernste und unbewegliche Physiognomie; außerdem die lebhaften Augen, die Eleganz seiner Manieren, die Sauberkeit seiner Kleidung und die unnachahmliche Art, sich in seine weißen Gewänder zu drapieren, die jedem Bildhauer zum Muster dienen könnte. Aber alle diese Gewohnheiten bilden nur die mehr oder weniger hübsche Hülle, die eine durch und durch verdorbene Seele deckt.

Es gibt kein Laster, das der Maure nicht besäße, und obenan steht die Heuchelei. Der Maure betritt oftmals am Tage die Moschee und kniet stets da nieder, wo er am meisten in die Augen fällt. In seinen Gesprächen wird der Name Gottes häufig erwähnt, selbst in der gleichgültigsten und unpassendsten Unterredung. Der Ladenbesitzer wird seinen arabischen Rosenkranz stets durch die Finger laufen lassen, um einen öffentlichen Beweis seiner Frömmigkeit zu geben.

Dieselbe Heuchelei und derselbe muckerhafte Hauch äußert sich auch in Höflichkeiten. Die Begrüßung zwischen Leuten, die sich lange nicht gesehen haben, dauert unendlich lange, und es werden dabei die leersten Redensarten verschwendet. Die sich recht herzlich grüßen wollen, ergreifen gegenseitig die Rechte, ohne sie zu drücken, und küssen dann ihren eigenen Zeigefinger. Will man recht seine Freude über die Begegnung ausdrücken, so wird diese Prozedur mehrmals wiederholt. Ein Untergeordneter küßt einem Vornehmen den Saum seiner Kleider, oder ist dieser zu Pferde, das Knie, die Füße. Ist ein Untergebener zu Pferde, so steigt er schon in einiger Entfernung ab, um den höher Stehenden zu begrüßen. Zwei Gleichstehende küssen einander wohl die Wangen, und will ein Vornehmer oder ein Heiliger jemand besonders auszeichnen, so küßt er ihm die Stirn.

Von einer geistigen Kultur kann keine Rede sein; nicht nur die spanisch-maurische ging verloren, sondern auch jene, die in früheren Jahrhunderten auf afrikanischem Boden blühte. Im 12. Jahrhundert war Fez wegen seiner Schulen berühmt. Von hier gingen alle Gelehrte aus, die während langer Zeit die einzigen Besitzer der Wissenschaften waren. Die Bibliotheken von Fez waren ebenso zahlreich wie die in Marrakesch; daher wurde Fez in den alten arabischen Werken als „der Sitz der Wissenschaften“ bezeichnet. Von allen diesen geistigen Reichtümern ist fast nichts geblieben, und so spurlos sind jene Schätze verschwunden, daß die eingehendsten Nachforschungen der Neuzeit resultatlos geblieben sind. Und doch gilt Fez heute noch als die gebildetste Stadt und der Mittelpunkt des geringen wissenschaftlichen Lebens in Marokko.

Es wurde schon gesagt, daß die Mauren das herrschende Volk in Marokko sind. Sie liefern die Schriftgelehrten, die Richter, die Paschas, sämtliche Beamte des Landes. Viele widmen sich dem Handel, und dafür haben sie ein ganz besonderes Talent. Unter den Beamten sind die Postboten jedenfalls eine der merkwürdigsten Klassen. Von Tanger aus versehen sie den Briefpostdienst durch das ganze Reich. Diese Schnelläufer kennen keine Hindernisse. Sie durchschwimmen die Flüsse, klettern über Abhänge und verfolgen ihren Weg immer in möglichst gerader Richtung. Auch die Unbilden der Witterung sind für sie keine Hemmnisse.

Der Mittelpunkt der marokkanischen Industrie ist Fez. Hier werden Seidengewänder und Tücher, Wollenstoffe, die bekannten türkischen roten Mützen, nach der Stadt Fez benannt, baumwollene Stoffe, gegerbtes Leder, schöne Teppiche, Steingut, fein gearbeitete Stroh- und Binsenmatten, Gewehre, Pistolen, Dolche, Messer, Reitzeug und auch Pulver angefertigt. Arbeiten aus Edelmetall werden in Marokko gering geachtet, da die strengen religiösen Vorschriften den Bewohnern allen überflüssigen Tand streng verbieten.

Die Mauren sind fanatische Mohammedaner, deren Herzen vom ärgsten Christenhaß erfüllt sind. Noch immer sind die Sagen von den Taten der aus Spanien vertriebenen Vorfahren nicht vergessen, und jeden Freitag betet man noch immer um den Wiedererwerb von Granada.

Wie roh dieser Fanatismus ist, beweist die Verehrung der „Santons", das sind lebendige Heilige, sowie das Sektierertum, das nirgends in der mohammedanischen Welt mehr als hier ausgebildet ist. Zwar bieten die weißgetünchten Kuppelgräber der Heiligen manches liebliche Bild, aber die lebendigen Heiligen selber, an den Straßenecken stehend, mit wenigen Lumpen, vielem Ungeziefer und Aussatz bedeckt, sind um so abschreckender. Jede maurische Frau muß vermeiden, in ihre Nähe zu kommen, denn niemand würde sie zu retten wagen, wenn ein solches Ungeheuer sie angriffe.

Eine ganze Sekte dieses Heiligengelichters, die Jemduscha, soll zuweilen Umzüge von Ort zu Ort halten, halb nackt, und sich selber mit langen Fingernägeln und Messern den Leib zerfleischen. Sie tanzen wie besessen, wälzen sich im Staub und Schmutz, zerreißen lebendige Esel und Hammel mit den Zähnen und saugen das strömende Blut. Ihr Erscheinen wird stets vorher angezeigt, und es werden besonders Christen gebeten, ihre Häuser während der Anwesenheit dieser Verrückten nicht zu verlassen, denn die Regierung ist unfähig, Schutz gegen diese Fanatiker zu geben.

Eine edlere Sekte ist diejenige, deren Oberhaupt, Scherif, in Quesan im nordwestlichen Marokko residiert. Wenn dieser Scherif einen Umzug im Lande hält, dann strömt alles herbei, dem wunderkräftigen Mann edle Pferde, schwere Börsen zu bringen und dafür seinen Rat oder nur seine Berührung anzusprechen. Die Sekte der Handuschi zeigt ihre Frömmigkeit durch blutige Kasteiungen. Manchmal ziehen auch die Gasin oder Feuerfresser, von der Grenze der Sahara, monatelang durch das Land, sind aber wie die Handuschi nur harmlose Fanatiker.

Der Sultan von Marokko, der außer Herrscher auch Oberhaupt der Gläubigen und Stellvertreter Gottes auf Erden ist, vereinigt also die höchste irdische



Ein junger Maure.

und göttliche Macht in seiner Person. Er nennt sich den Sultan des Westens, im Gegensatz zu dem türkischen Sultan in Konstantinopel, der in Marokko nur geringen Ansehens genießt; er hält sich als direkter Nachkomme des Propheten weit über dem Sultan der Türken erhaben.

„Marokko ist nicht allein ein vollständig despotischer Staat," sagt O. Conring, „sondern der Sultan ist auch Herr über alles, was seine Untertanen besitzen, die sogar die Berechtigung zum Leben nur bedingungsweise haben. Er läßt seine Paschas, Richter, Scheiks, denen ihr Amt bereits ein schönes Stück Geld kostet (bekanntlich wird alles verkauft), sich ruhig vollsaugen, und wenn der Augenblick gekommen ist, dann fällt er über sie her und nimmt ihnen alles."



Ein maurischer Heiliger.

Die Gesetze und Strafen sind von einer empörenden Grausamkeit. Auf Diebstahl steht z. B. der Verlust der rechten Hand; auch der Verlust eines Fußes ist nicht selten. Die allgemeinste, auf alle Klassen angewendete Strafe ist die Bastonnade. Bei Männern wird sie auf den Rücken, bei Frauen auf die Fußsohlen verabreicht. Unter solcher Wirtschaft ist es kein Wunder, wenn der Tod eines Sultans als Zeichen des Ausbruches eines mehr oder weniger weit verbreiteten Aufstandes betrachtet wird. Sowie ein Sultan gestorben und so lange sein Nachfolger in Fez nicht anerkannt ist, gibt es keine Regierung, überhaupt keine Autorität.

Dieser Fall war auch bei dem letzten Thronwechsel wieder eingetreten. Im Jahre 1894 war der Sultan Mulay el Hassan gestorben, ein kraftvoller Regent, der nicht nur viele der fast oder ganz unabhängigen Stämme an den Grenzen der Wüste unterworfen, sondern auch die stets unbotmäßigen Rifioten an der Küste zur Ruhe gezwungen hatte. Als Nachfolger hatte er den jüngsten seiner Söhne, Abdul Asis, bestimmt, dem indessen gar manche Volksstämme die Anerkennung

versagten, infolgedessen ihm sein älterer Bruder Mulay Hafid die Thronfolge streitig machte.

Der Anhang des Kronprätendenten war nicht gering und vergrößerte sich sehr bald immer mehr, da Abdul Asis sich nicht entfernt geeignet zeigte, die kraftvolle Regierung des verstorbenen Sultans fortzusetzen. Er stützte sich vornehmlich auf Frankreich, das sich seiner auch mit so großer Bereitwilligkeit annahm, daß die andern europäischen Großmächte die Interessen ihrer im Lande befindlichen Reichsangehörigen und den Handel ernstlich gefährdet sahen. Infolgedessen wurde eine gemeinsame Besprechung der marokkanischen Angelegenheiten vereinbart, welche in Algeciras stattfand, einer Stadt im südlichen Spanien, hart an der Straße von Gibraltar. Hier wurden die Bedingungen festgesetzt, unter denen dem Sultan Abdul Asis seine Herrschaft von den europäischen Mächten gewährleistet werden sollte, und Frankreich und Spanien wurde es überlassen, als die nächstliegenden und wohl am meisten dabei interessierten Staaten, darüber zu wachen, daß der Sultan die übernommenen Verpflichtungen halte.

Zwischen beiden Staaten und Marokko waren seit langem schon, namentlich seit der Besitzergreifung Algiers durch die Franzosen, Zusammenstöße vorgekommen, und die Aussicht, bei dieser Gelegenheit vielleicht auch noch Marokko zu Algier und Tunis hinzu zu gewinnen, mochte mit dazu beitragen, daß namentlich die Franzosen diesen Auftrag nur zu gern übernahmen und den Sultan Abdul Asis bald mehr als nachdrücklich unterstützten. Es wurde keine Gelegenheit versäumt, Mulay Hafid in Mißkredit zu bringen und Stimmung gegen ihn zu machen.

Im Sommer 1907 war's, als in Casablanca, einem Hafenplatz am Atlantischen Ozean, in einem Tumult des mohammedanisch-fanatischen Straßenpöbels einige französische und italienische Arbeiter getötet wurden. Da sandte Frankreich ein Truppenkorps in das angeblich revoltierende Land, und zum Staunen der ganzen Welt wurde Casablanca bombardiert. Die Angelegenheit wurde als Revolte behandelt und mit den Unternehmungen Mulay Hafids in Verbindung gebracht, der ebenfalls als Rebell erklärt wurde und mit größerer französischer Machtentfaltung erdrückt und zum Gehorsam unter seinen Bruder zurückgezwungen werden sollte.

Zu diesem Zweck wurden immer mehr Truppen nachgeschoben, und da sich die Franzosen immer weiter im Lande ausbreiteten und mit den Bewohnern nicht eben säuberlich verfuhren, so war es kein Wunder, daß sie, anstatt die Ruhe herzustellen, das Gegenteil bewirkten, denn nun erst wurde Mulay Hafid von den Marokkanern allseitig unterstützt, und sein Anhang wuchs täglich. Die europäischen Mächte ließen Frankreich vorläufig auch ruhig gewähren, nur Spanien machte mit ihm gemeinsame Sache.

Wie sein Anhang, so wuchsen auch Mulay Hafids Erfolge von Woche zu Woche, trotz aller gegenteiligen Siegesnachrichten aus Paris. Einer der Berberstämme nach dem andern fiel ihm zu, bald hier, bald da wurde er zum Sultan ausgerufen, selbst in der Hauptstadt Marrakesch (Marokko). Endlich erkannte ihn auch die Residenzstadt Fez als den nunmehrigen rechtmäßigen Sultan an, und schon damit war das Schicksal seines Bruders Abdul Asis so gut wie besiegelt. Aber erst in der Schlacht bei Kalah unfern Marrakesch fiel die Entscheidung.

Abdul Asis war mit einem Heere von Norden herangerückt, um die Hauptstadt mit seinen von algerischen Artilleristen bedienten Kanonen zum Gehorsam zurück zu zwingen. Doch mit dem ihnen eigenen wilden Ungestüm warfen sich die hafidischen Berberreiter auf das Heer, und panischer Schrecken ergriff die meist zum Dienst gepreßten und nur widerwillig den algerischen und französischen Führern folgenden Truppen, und sie dachten nur noch an Flucht. Selbst die Artilleristen warfen sich, als die wilden Reiter heransausten, auf die Bespannungspferde und jagten davon. Auch Abdul Asis gelang es, zu entkommen, und er erreichte die schützende Trikolore der französischen Stellungen, wo ihm ja sichere Aufnahme werden mußte.

So entschied die eine Schlacht am 19. August 1908 den Wettstreit der feindlichen Brüder um den Scherifenthron. Wie ein Telegramm vom 3. September meldete, erklärte ein Vertrauensmann des unterlegenen Sultans: Abdul Asis verzichte nach eingehenden Erwägungen und in Übereinstimmung mit seinen Ministern auf weiteren Kampf und überlasse den Thron Mulay Hafid. Er beabsichtige, eine ein- bis zweijährige Pilgerfahrt in das heilige Land zu unternehmen und hoffe dann, in Fez, Marrakesch oder Mekines Wohnsitz nehmen zu dürfen.

Das war eine Abdankung in aller Form, und so ist der sogenannte Rebell Mulay Hafid in der Tat durch den Willen des Volkes, welches es als sein uraltes Recht betrachtet, unter Umständen sich selbst einen Sultan zu küren, nunmehr tatsächlich Sultan von Marokko. Daß er die Bedingungen, welche seinerzeit die Signatarmächte von Algeciras seinem Bruder Abdul Asis auferlegt hatten, unverbrüchlich halten will, hat er bereits erklärt, und so wird denn auch die Anerkennung seitens der Mächte nicht ausbleiben. — — —

Es waren namentlich die wilden Reiterstämme der Berber, denen Mulay Hafid seinen so raschen, glänzenden Sieg bei Kalah verdankte, die Landbevölkerung, die Bauern Marokkos, welche die zahlreichste Klasse des marokkanischen Volkes bilden.

Die Berber.

Der Zahl und der räumlichen Verteilung nach sind die Berber das bedeutendste Volk Marokkos, wenn auch nicht das herrschende. Mehr noch als das herrschende Volk der Mauren sind sie aber auch als das Urvolk des Landes zu betrachten, denn während die Mauren ein Mischvolk sind oder vielmehr die Nachkommen eines schon vor Jahrhunderten aus der völligen Verschmelzung der alten Mauretanier oder Maurusier mit den Arabern hervorgegangenen Mischvolkes, haben sich die Berber nie mit den Arabern gemischt, nie aber auch mit den Mauren, gegen die sie einen entschieden feindseligen Widerwillen zeigen.

Die Berber bilden die Landbevölkerung Marokkos, während die Mauren die Städte und größeren Ortschaften einnehmen. Beide Stämme betrachten sich gegenseitig mit verachtungsvollem Stolze: der Berber blickt mit äußerster Geringschätzung auf die Stadtbewohner herab, die er für eine minderwertige Menschenklasse ansieht, während es der Maure nie über sich gewinnen und es unter seiner Würde halten würde, sich etwa eine Frau vom Lande aus dem Berberstamm zu holen. Seltsamerweise findet aber die Verbindung eines Berber mit

einer Negerin nicht den geringsten Anstoß; diese Kreuzung kommt sogar häufig vor, und daher sieht man in Marokko eine nicht kleine Anzahl von Mulatten.

Die Berber sind, gleich den Tuareg in der Wüste, die unverfälschten Nachkommen der alten Numidier, welche schon die Römer in ihren Kämpfen gegen Karthago unterstützten und deshalb auch unter römischer Herrschaft wechselnd bald als Bewohner einer römischen Provinz, bald als verbündetes Reich mit eigenen Königen behandelt wurden, später aber das wechselvolle Schicksal Nordafrikas teilten und schließlich unter die Herrschaft der Araber kamen.

Von diesen Eroberern haben sie sich aber stets fern gehalten, wie das Brudervolk der Tuareg, die in die Wüste zurückwichen und von denen sich die Berber heute noch in nichts weiter unterscheiden, als daß sie durchweg von kleinerer Statur sind; sonst sind sie ebenso mager, ebenso sehnig, ebenso gelenkig wie die bereits genannten Targi.


Ein Berber-Duar.

Die Hautfarbe des Berber ist bronzebraun, seine blitzenden Augen sind schwarz. Er trägt fast nie eine Kopfbedeckung. Seine einzige Bekleidung besteht in einem baumwollenen Hemd, das von einem Strick oder ledernen Gürtel zusammengehalten wird. Nur die Marabut und Scheik sind etwas besser gekleidet.

Die Abhängigkeit der Berberstämme vom Sultan ist eine rein nominelle. Sie halten sich für vollkommen frei, und jede Abgabe an den Sultan kann ihnen nur durch List oder Gewalt abgerungen werden. Auch darin gleichen sie den Tuareg, daß sie alles fremde Gut nur für den Zielpunkt ihrer Plünderungen halten. Sie berauben die Städte der Mauren, die Niederlassungen der Araber, treiben deren Herden fort, morden, was ihnen Widerstand leistet, und fliehen auf ihren flinken Rossen wieder in die Gebirge zurück. Die Berber in den Rifgebirgen verwehren jedem Christen und Juden den Eintritt in ihr Land.

Die Landbevölkerung wohnt in sogenannten Duars. Ein Duar besteht meistens aus einer Anzahl von Zelten, die aus Kamel- oder Ziegenhaaren oder Palmengeflecht gefertigt sind. Sie werden in Form eines Kreises aufgeschlagen, in dessen Mitte das Vieh die Nacht zubringt. Meist steht in der Mitte des Kreises noch ein besonderes Zelt, welches als Moschee dient. Jede Familie hat

ihr Zelt, und der Scheik regiert den ganzen Duar, leitet die Expeditionen, spricht Recht und verteilt die Abgaben. Das Zelt ist gewöhnlich durch eine Wand von Binsengeflecht in zwei Teile geschieden, von denen der eine Teil den Eltern, der andere den Kindern als Schlafgemach dient.

Jeder größere Duar hat einen Schullehrer, einen Faki oder Marabut, welcher der Dorfjugend Unterricht erteilt. Dieser besteht lediglich im Rezitieren von Koranversen, bis zum Lesen und Schreiben bringen es nur wenige. Jedes Dorf pflegt auch noch ein Zelt für Reisende zu haben; denn Gastfreundschaft wird in Marokko als etwas Selbstverständliches überall geübt.

Trotz des Mohammedanismus herrscht bei der Landbevölkerung Einweiberei. Die Heirat ist in der Regel eine zwischen den Eltern oder Verwandten abgemachte Sache; doch kommen auch auf gegenseitige Neigung sich stützende Heiraten vor. Dies findet seinen Grund darin, daß sämtliche Frauen und Mädchen unverschleiert gehen, und so gewinnt der junge Mann Gelegenheit, seine Zukünftige kennen zu lernen. Ein eigentlicher Kauf der Frau findet nicht statt; denn die Geldsumme, die der Bräutigam dem Brautvater zu erlegen hat, dient lediglich zur Anschaffung der Ausstattung.

Während die Frau das Hauswesen versieht, Holz herbeiholt, kocht, webt und Kleidungsstücke verfertigt, besorgt der Mann das Vieh und bestellt die Felder. Als eifrige Mohammedaner beobachten die Berber die Festtage und die vorgeschriebenen Waschungen zu den bestimmten fünf Gebetzeiten, sowie die mohammedanischen Speisegebote, aber trotzdem genießen die Rifberber das Fleisch des Wildschweins und sind zur Zeit der Weinlese und kurz nachher ohne Ausnahme dem Genuß des Weines sehr ergeben. —

Daß als Araber in Marokko gewöhnlich die Mauren bezeichnet werden, ist schon oben gesagt und auseinander gesetzt worden, daß sie mehr nur als ein Mischvolk zwischen den alten Mauretaniern und den Arabern betrachtet werden können. Es bleibt hier also nur noch ein Blick auf

Die Juden in Marokko

zu werfen, deren Zahl verschieden angegeben wird, die aber immerhin etwa 200 000 Seelen umfassen dürften. Sie sind entweder direkt aus Palästina hierher gewandert oder zum Teil aus Europa nach Marokko gekommen.

Sie bewohnen in allen Städten abgesonderte Viertel, Mellah genannt, überaus elende und schmutzige Quartiere. Von den Mauren werden sie tief verachtet. Keinem Juden, keiner Jüdin ist es gestattet, außerhalb des Mellah Schuhe oder Pantoffel zu tragen. Dennoch ist das Volk außerordentlich arbeitsam und rührig. Viele sind Handwerker, und die besten Silberarbeiter sind Juden. Auch soll mehr Reichtum unter ihnen vorhanden sein, als man glaubt, und viele stehen in ununterbrochener Verbindung mit den Hafenplätzen und sind die unentbehrlichen Agenten der dort wohnenden Kaufleute.

Die Juden sind verpflichtet, dem Sultan an hohen Festtagen bestimmte Geldgeschenke zu liefern. Hochgepriesen wird die Schönheit der Jüdinnen, und in der Tat findet man unter ihnen wohl die schönsten Frauen und Mädchen der Welt,

besonders in den südlichen Provinzen. Da die Juden in dem Rufe stehen, reiche Leute zu sein, so ist ihnen die Auswanderung verboten und den Mädchen eine Eheschließung außerhalb des Landes versagt.

Die französische Kolonie Algerien.

Das Land Algier.

Die französische Kolonie Algerien gehört noch zum Atlasgebiet. Der Kleine Atlas setzt sich im Norden in östlicher Richtung fort, und im Süden streicht parallel mit ihm der Saharische Atlas, eine Fortsetzung des Großen Atlas aus Marokko. Von beiden Ketten ist die südliche die bedeutendere. Sie hat im Westen und Osten die höchsten Erhebungen, denn sie steigt im Westen im Dschebel Tuilet bis 1937 m, senkt sich dann im Dschebel Bu Chail bis 1500 m, im Dschebel Batna sogar bis 1040 m hinab, um im Dschebel Aures wieder bis zu 2330 m emporzusteigen, damit aber auch den Abschluß des Atlas zu bilden, denn von hier ziehen nur noch die niedrigen Ausläufer desselben nach Tunis hinein.

Zwischen dem Kleinen und dem Saharischen Atlas dehnt sich ein 1000—1100 m hoch liegendes, breites Plateau aus, das zumeist eine dürre Ebene darstellt, in welcher nur die Brunnen süßes Wasser liefern; in allen andern zahlreichen kleinen und größeren Wasserbecken ist das Wasser salzig. Dies sind die sogenannten Schotts oder Sebchas, die bereits vorstehend charakterisiert worden sind. Im Sommer trocknen sie zu Sümpfen und Wassertümpeln zusammen und sind weithin umgeben von einer blendend weißen Salzkruste. Das ganze Plateau wird deshalb auch als die Region der Schotts bezeichnet.

Die größten dieser merkwürdigen Salzseen liegen aber nicht auf dieser Hochebene, sondern am Südfuße des Saharischen Atlas, in der Tiefebene der Sahara. Auch diese, den Melrhir, den Schischina Gharsa und Dscherid, der sich mit seiner Fortsetzung, dem Schott Fedjedj, beinahe bis an das Gestade des Mittelmeeres in Tunis erstreckt, haben wir ebenfalls kennen gelernt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die heiße Tiefebene, in welcher diese Salzseen liegen, vor Zeiten einmal eine Meeresbucht gewesen ist.

Die Küstenlänge Algiers beträgt ungefähr 1000 km. Die Küste ist steil und felsig, mit steilen Vorgebirgen und zahlreichen Buchten. Sechsundvierzig Leuchttürme werfen zur Sicherung der Schiffahrt ihr Licht ins Meer hinaus. Der Küste parallel läuft ein hier und da ebener, zumeist aber hügeliger und bergiger Landstrich, der an den Abhängen des Kleinen Atlas, die terrassenförmig übereinander liegen, aufwärts steigt und das „Tell" genannt wird, von dem lateinischen tellus, das heißt fruchtbare Erde.

Vom Atlas eilen zahlreiche Flüsse in die Ebene hinab. Nicht weniger als fünfunddreißig größere und kleinere Gewässer münden an der algerischen Küste in das Mittelmeer. Meist machen diese weite Krümmungen, haben in der Ebene einen trägen Lauf, sumpfige Ufer und durch Sandbänke verstopfte Mündungen.

Für die Schiffahrt haben sie also keine Bedeutung, aber ihre Wichtigkeit liegt darin, daß man sie im großartigen Maßstab zur Bewässerung des Tell verwendet. Die vom südlichen Abhang des Atlas herablaufenden Gewässer münden in die Schotts oder verlieren sich in der Sahara.

Das Tell, im Westen 120 km breit, nach Osten aber immer mehr zunehmend, bis 250 km, ist in der Tat das eigentliche Kulturland Algeriens. Hier gedeihen unsere Getreidearten, Hülsenfrüchte, Gemüse, Reis, Tabak, Baumwolle, auch die Weinrebe. Für die untere Region des Tell sind Myrten, Oliven, Pistazien und



Das Halfameer.

die von dem Ackerbauer sehr ungern gesehenen Zwergpalmen, die alles überwuchern und sehr schwer auszurotten sind, die dem Lande den Charakter gebenden Pflanzen. Dazu treten Dattelpalmen, die aber nördlich vom Atlas ihre Früchte nicht mehr reifen, weil der heiße Wüstenwind, dessen sie dazu bedürfen, hier durch den Atlas schon so weit gemildert ist, daß er nur noch erschlaffend auf den Menschen wirkt. Hinzu zu rechnen sind auch noch die Agaven, deren Fasern geschätzt werden, und die Opuntien oder Fackeldisteln, die man wegen ihrer angenehm säuerlichen Früchte vielfach pflanzt und hier zu Lande Christenfeige nennt, womit wohl ihr Ursprung durch die Vermittelung der Europäer angedeutet werden soll.

Noch einer Pflanze haben wir zu gedenken, die für Algerien von der größten

Wichtigkeit geworden ist. Es ist ein unscheinbares, etwa 40—70 cm hoch werdendes Gras, welches dem Geschlecht der Pfriemen= oder Federgräser angehört. Es ist das auch in Spanien und dort Atocha genannte Espartogras, welches in Tunis, Tripolis, besonders aber in Algerien in ungeheurer Menge wächst. Lange schon wurde es in Spanien zu allerhand Flechtwerk benutzt; seitdem sich aber herausgestellt hat, daß sich die außerordentlich zähe Faser durch die Reinheit der



Der Atlas bei Constantine.

Cellulose in hervorragendster Weise zur Papierfabrikation eignet, ist das Espartogras, in Afrika Halfa= oder Alfagras, ein Welthandelsartikel geworden. Zwischen den beiden Atlasketten dehnt sich ein Steppenplateau weithin aus, welches ausschließlich mit diesem riesigen Grase bewachsen ist und deshalb auch die Halfaregion oder das Halfameer genannt wird, denn wenn der Wind über diese graugrünen, üppigen Graswälder streicht, so wogen sie gleich einer bewegten Meeresfläche.

Die Verarbeitung der Halfafaser in der Papierindustrie haben sich ganz besonders die Engländer angelegen sein lassen, denn von den beinahe 100 Millionen Kilo Halfagras, welche im Jahre 1900 allein von Algier ausgeführt wurden, gingen gegen 90 Millionen nach England. Das schlichte Gras ist also für Frankreich eine recht bedeutende Einnahmequelle geworden.

Überhaupt hat Frankreich an Algerien eine recht bedeutsame Kolonie gewonnen, denn die Ausfuhr, welche ein Jahr nach der Besitzergreifung des Landes (1831) nur den Wert von 7 Millionen Fr. betrug, balanziert gegenwärtig um 300 Millionen. Und die Kolonie ist kaum einmal überseeisch zu nennen, da sie ganz in der Nähe des Mutterlandes liegt. Hauptausfuhrartikel sind: Wein, Tabak, Kork, Getreide, Häute, Felle und Rinder; außer letzteren werden auch Pferde, Esel, Maultiere, Kamele, Schafe und Ziegen gezogen, und die Viehzucht wirft gleichfalls reichen Gewinn ab.

Frankreich hat aber auch schon viel für das Land getan. Sämtliche Haupthäfen: Oran, Arsen, Mostaganem, Algier, Bougie, Philippeville, Bona, Biserta sind mit einer großen Eisenbahn in Verbindung gesetzt, welche von Oran im Westen über Algier nach Constantine im Osten ungefähr parallel mit der Küste läuft und bis nach den tunesischen Häfen Hammemet und Susa verlängert ist. Von dieser Haupteisenbahn laufen auch Zweige nach Süden; einer von Constantine nach der Oase Biskra, und von Oran aus ist eine Eisenbahn sogar tief in die Wüste hinein bis zur Oase Tuat geplant.

In den Südterritorien, welche seit einiger Zeit an Algerien angeschlossen worden sind, haben die Franzosen in anderer Weise gesorgt, um auch diese anscheinend toten Flächen nutzbar zu machen. Die vielen Oasen der Wüste sind ja an und für sich schon ein Beweis, daß der Sandboden keineswegs unfruchtbar ist, daß überall da, wo auf dieser völlig trockenen Fläche nur irgend Wasser hervortritt, sich Leben entwickelt. Es ist nämlich unter der Oberfläche der Wüste reichlich Wasser vorhanden, auch fließendes, und ihm verdankt manche Oase ihr Dasein, da an dieser Stelle Feuchtigkeit genug von unten heraufdringt, um eine Grasnarbe und einen Hain von Dattelpalmen zu nähren. Bisweilen findet es sich auch erst in einigen Metern Tiefe, kann aber in angelegten Brunnen heraufgeholt werden, die, wenn sie auch einmal vom Sand verschüttet worden sein sollten, unschwer wieder aufgegraben werden können, um den dürstenden Tieren und Menschen einer Karawane ihr köstliches Naß zu spenden.

Diese Ergiebigkeit des Landes haben auch die Steppenbewohner am Nordrand der Wüste längst gekannt und haben durch künstliche Bewässerung Oasen angelegt, indem sie das Wasser von weiterher an geeignete Orte leiteten. Natürlich konnte das nur geschehen, wenn die Leitung nicht eine zu weite Ausdehnung erforderte, denn das würden diese Menschen mit ihren einfachen Mitteln nicht fertig gebracht haben. Es wird auch immer nur am Rand der Wüste möglich gewesen sein, weiter drinnen in der Wüste konnte davon keine Rede sein. Da sind nun aber die artesischen Brunnen zu Hilfe gekommen, deren geniale Erfindung sich die Franzosen nicht haben entgehen lassen; denn da überall in der Wüste unter dem Sande auch Kalk, Sandstein oder Ton vorhanden ist, so haben sie durch kundige Fachmänner an vielen geeigneten Punkten artesische Brunnen anlegen

lassen und dadurch schon eine ganze Anzahl künstlicher Oasen erzeugt, deren großer Wert nicht zu unterschätzen ist.

Algerien wird in drei Provinzen (Chalifate) geschieden: Oran im Westen, Algier in der Mitte, Constantine im Osten, die wieder in Arondissements geteilt werden. Dazu treten dann die Südterritorien. Der Umfang beziffert sich folgendermaßen: Oran 60 700 qkm, Algier 53 600 qkm, Constantine 85 400 qkm. Südterritorien alte Bestandteile 279 000 qkm, neue Bestandteile 441 000 qkm; so daß die gesamte Kolonie in runden Summen 199 800 qkm im eigentlichen Algier und 720 000 qkm in den ergänzenden Südterritorien umfaßt resp. groß ist.



Ansicht von Algier vom Meere aus.

Die Hauptstadt ist Algier, mit geräumigem Hafen am Mittelmeer gelegen. Sie hat neben zahlreichen Moscheen auch eine protestantische und mehrere katholische Kirchen, öffentliche Bäder, Theater und andere den europäischen Städten entsprechende Einrichtungen. Nur die Oberstadt hat noch ihr ehemaliges maurisches Gepräge bewahrt; die Unterstadt ist völlig europäisch. Herrlich ist die Umgebung von Algier. Vor den Toren breiten sich weithin Villenanlagen aus, die zwischen den hohen Federkronen der Palmen, dem prächtigen Grün der Orangenhaine, die von den dunklen Schirmen der Pinien überragt werden, lauschig hervorlugen und ein allerliebstes Stadtbild ergeben.

„Es gibt wohl kaum," schildert ein Besucher von Algier, „eine zweite Stadt, die so schnell und so gänzlich den Charakter ihrer Vergangenheit abgestreift hat. An die Stelle der holprigen stillen Gassen traten breite, geräuschvolle Boulevards; die friedlichen weißen Häuschen mit kühlen Höfen und duftigen Gärten wurden durch nüchterne, vier- und fünfstöckige Mietskasernen ersetzt und die einst so freiheitsstolzen, in farbenfreudigen Kostümen auf kostbar gesattelten Maultieren einhertrabenden Herren zu schmutzigen, demütig in ihr Los ergebenen Sklaven der Europäer umgewandelt.

„Wer heute in die Bucht von Algier einfährt, gewahrt mit Erstaunen eine amphitheatralisch aufsteigende und an dem schmalen Küstenstrich sich lang hinziehende moderne Stadt, die vielleicht an Südfrankreich oder Spanien, aber nie und nimmer an Afrika gemahnt. In ihrer Lage erinnert sie etwas an Genua und vielleicht mehr noch an Neapel, mit dem sie außerdem das lärmende Straßenleben, eine relative Unsauberkeit und eine prächtige Umgebung gemein hat. Die Bauten sind durchweg unerfreulich, geschmacklos und unsolide, und nur die häufigen Baumalleen und die Durchblicke auf das Meer geben ihnen eine heitere Note. Aber oft werden auch die malerischsten Aussichten auf die einzelnen Stadtteile ungenießbar durch die kahlen Hintermauern neuer Häuser, die starr in die Höhe ragen und das charakteristische Kennzeichen unfertiger Großstädte sind. Man muß es lebhaft bedauern, daß die Einwanderer sich den Anforderungen der afrikanischen Landschaft so gar nicht haben anpassen wollen, daß sie, statt der im Süden so zweckmäßigen und wirkungsvollen, gleichsam dem Boden sich anschmiegenden Horizontalanlage den Vorzug zu geben, ihre Stadt in nordischer Symmetrie und eckiger Steifheit so recht ungeschlacht und protzig in die schöne Welt gestellt haben."

In kurzer Zeit bringt uns die nach Oran führende Eisenbahn in die Ebene Metitscha, welche sich weithin ausdehnt und schon zur Zeit der arabischen Herrschaft ein Glanzpunkt Algiers mit Städten und Dörfern, Äckern und Fruchtgärten war. Dann aber ging alles unter, wurde vertilgt durch die Raubzüge und Kämpfe der Häuptlinge, die sich ihre Schlachten lieferten und mit barbarischer Wildheit zerstörten, was sie vorfanden. Die Metitscha war eine Sumpfwüste geworden, und als die Franzosen 1830 Besitz von dem Lande ergriffen, fanden sie hier nur ein paar elende Dörfer am Rande der Berge. Jetzt ist die Schönheit und Fruchtbarkeit dieses Tales sprichwörtlich, und ihr Hauptort Blida bildet einen der günstigsten Punkte für den Handel mit dem Binnenlande, in dessen rührigem Verkehr wohl kaum eine Nation der Erde ohne Vertreter ist.

Tlemsen, wohin die Eisenbahn von Oran führt, am Ende der fruchtbaren Ebene, unfern der marokkanischen Grenze, war einst der Sitz des mächtigen Reiches der Zijaniden mit einer stolzen Königsburg und 100 000 Einwohnern, ein Sammelpunkt nicht nur des Handels nach dem Sudan, sondern auch von arabischen Gelehrten und Dichtern. Venetianer und Genuesen, die hier ihre eigenen Karawanserais und sogar eine christliche Kirche hatten, berichten von den Palästen, den stolzen Moscheen und den reich ausgestatteten Zaujas, das sind Klosterschulen, womit die Herrscher, welche von hier aus den größten Teil von Algier

und Marokko unter ihrer Botmäßigkeit hielten, ihre Hauptstadt ausgestattet hatten. Aber nichts blieb von all dem, und erst unter der Herrschaft der Franzosen beginnt Tlemsen wieder aufzuleben.

Die Bevölkerung von Algier.

Algerien wird von denselben Völkerschaften bewohnt wie Marokko und auch die übrigen Barbareskenstaaten; es sind Mauren, Araber und Berber. Die letzteren führen hier in der französischen Provinz den Namen Kabylen.



Gesellschaft maurischer Damen in Algier.

Die Mauren in Algier.

Die Mauren sind auch in Algerien Städtebewohner, haben sich aber inmitten des sie umflutenden Franzosentums, wie ein Öltropfen im Wasser, streng von jeder Anpassung an europäische Kultur fern gehalten. Überall in den Städten bilden sie eine kleine islamitische Oase, wo der Islam sich noch lebensfähig und zäh bewährt und jedem fremden eindringenden Element hartnäckigen Widerstand leistet. Sie beugen zwar gezwungenerweise ihren Nacken unter das Joch des französischen Schwertes, sind aber in Sprache, Sitten, Religion, Rechtsanschau-

ung, in Kleidung und Ernährungsweise, in allem noch heute dasselbe wie vor der französischen Invasion, nur nicht an politischer Bedeutung, an Größe, an Reichtum und Gewicht.

Die Mauren suchen ihren Lebensunterhalt im Kleinhandel, vorzüglich aber als Handwerker zu gewinnen. Sie zeichnen sich durch hervorragende moralische Eigenschaften aus, die sie hoch über ihre Brüder in Marokko erheben. Freiherr von Maltzan war erstaunt über die patriarchalische, moralische Würde, wie er sie sonst nur im Gebiet der Fabel gesucht hatte. Nicht nur herrscht in ihren Familienverhältnissen, namentlich in allen Beziehungen zum weiblichen Geschlecht, die exemplarischste Sittenreinheit nach moslemischen Begriffen, nein, selbst nach Europas strengem Sittenkodex können sie als untadelhaft gelten. Die durch den Koran gestattete Vielweiberei findet bei den Mauren niemals Anwendung.

Diese Erscheinung beruht weder auf Gesetz, noch auf äußerlichen Ursachen, wie Armut, Mangel an Räumlichkeit, welche den Mann aus lediglich ökonomischen Gründen verhindern würden, eine zweite Frau zu nehmen, sondern auf einem stillschweigenden traditionellen Einverständnis, welches macht, daß jeder Maure bei seiner Verheiratung sich feierlich verpflichtet, auf seine Rechte, mehr Frauen zu nehmen, zu verzichten.

Die Folge davon ist, daß die eheliche und kindliche Pietät ungetrübt ihre wohltuenden Strahlen verbreitet, ja dieselbe offenbart sich häufig auf eine viel innigere und rührendere Weise, als bei Europäern. Der Sohn küßt seinem Vater, seinen Oheimen ehrfurchtsvoll die Hand, tut den Mund in ihrer Gegenwart nur auf, wenn er angeredet wird. Tabakrauchen oder Kaffeetrinken und andere Dinge, die mehr Luxus und Vergnügen als Bedürfnis sind, erlaubt sich kein junger Maure vor seinen älteren Verwandten. Selbst Familienglieder, welche auf derselben Stufe stehen, lassen es an gegenseitigem Respekt nicht fehlen. Ein Bruder pflegt den andern mit der größten Ehrerbietung zu behandeln.

Einen andern Vorzug der algerischen Mauren bildet ihre große Ehrlichkeit, eine Tugend, welche ihnen oft zum Schaden gereicht und sie zum Spielball unwürdiger Spekulationen macht. Ihrer Besitztümer sind sie fast durchweg durch Betrug wie durch Gewalt beraubt worden. Und so zeigen sich auch bei ihnen Elend und Armut als die vorwaltenden Ursachen der Entvölkerung und des allmählichen Aussterbens ihrer Rasse.

Die Araber in Algier.

Die Araber, welche Algerien bewohnen, sind meist Nachkommen der dritten arabischen Invasion im 11. Jahrhundert, die ihre Namen und Stammbäume unverfälscht erhalten haben. Sie leben zum großen Teil im Tell, aber auch in der Sahara sind sie zahlreich vertreten.

Die Wüstenaraber halten an dem althergebrachten Nomadenleben fest. Sie lassen ihre Herden weiden, wo es ihnen gutdünkt, brechen wieder auf und ziehen weiter; ganz wie in der großen Wüste. Dasselbe Leben, dieselben Sitten.

Im Tell ist aber der Araber ein ganz anderer geworden. Hier gibt es keine so endlose Ebene; mit Wäldern bewachsene Berge und von Flüssen durchströmte Täler hemmen den Durchzug der großen Herden von Schafen und Kamelen; auch



Kabylenfrau aus Ghadames.

hat sich hier der fremde Kolonist angesiedelt und setzt dem wandernden Nomaden durch seine Eigentumsrechte unübersteigliche Schranken. Im Tell mußte der Araber sein Wanderleben aufgeben und sich zum Ackerbau bequemen.

Leider aber ist der Araber der denkbar schlechteste Ackerbauer, in seinen Händen ist das fruchtbare Land des Tell fast wertlos. Mit rohem, ungefügem Pfluge ritzt er die Erde auf und zieht wenig tiefe Furchen; dennoch lohnt die fruchtbare Scholle seine geringe Arbeit mit einer verhältnismäßig reichen Ernte, wenn nur der spärliche Regen zur rechten Zeit fällt. Sollte die Ernte aber schlecht ausfallen, dann ist er ein geschlagener Mann.

Mit gleicher Sorglosigkeit verfährt er bei der Ernte. Er schneidet die Ähre hoch oben am Halme ab, weil es ihm zu mühsam erscheint, den Rücken zu beugen; das Stroh, mit dem er seinem Vieh reichliches Futter bieten könnte, läßt er stehen, und die weidenden Tiere treten es nieder. Die Brunnen, welche unter türkischer Herrschaft gebohrt wurden, läßt er versanden, damit der „Rumi", der Christ, nicht aus denselben seinen Durst löschen soll, ohne zu bedenken, daß er sich selbst dadurch Schaden zufügt.

Die Berührung mit den europäischen Kolonisten ist für den Araber nicht von Nutzen gewesen. Er ist verschlossen gegen den Fremden, will nichts Gemeinsames mit ihm haben, nährt einen tiefen Haß im Herzen gegen ihn und ist fest davon überzeugt, daß die Anwesenheit dieser ihm lästigen Fremdlinge nur von kurzer Dauer sein wird. Alle Bemühungen der französischen Regierung bezüglich des Schulunterrichtes sind erfolglos geblieben. Diejenigen Araber, welche auf irgend eine Art im Dienst der Regierung stehen, müssen nun freilich ihre Kinder in die Regierungsschulen schicken. Kein selbständiger Mann wird jedoch seinen Sohn in eine Schule senden, seine Tochter noch weniger. Denn der strenggläubige Moslem duldet für seine Mädchen eigentlich gar keine, für Knaben nur die gewöhnliche Koranschule, deren ganzer Zweck einzig und allein darauf gerichtet erscheint, dem jungen Menschen das heilige Buch ins Gedächtnis zu prägen.

Der freie Zeltbewohner hat von jeher die Arbeit verachtet, wie würde er etwa gar für einen Kolonisten arbeiten? Von seinen Marabuts hört er ja immer nur den Christenhaß predigen, denn der „Rumi" bringt dem Muselmann nur Unheil und ist Allah ein Gräuel. So kann es nicht verwundern, daß die Araber jede, namentlich die für den Ackerbau von den Franzosen eingeführten Verbesserungen stets verachtet, ja die zum Geschenk erhaltenen Ackerbaugeräte sogar vernichtet haben.

Die Kabylen.

Diese unstreitig echten Nachkommen der alten Berber bewohnen die östlich von Algier gelegene Gebirgslandschaft, namentlich die Provinz Constantine, jenes alte Numidien, in welchem ihre Vorfahren so viel Zähigkeit im Kampfe mit Römern und Karthagern entwickelten.

Im Gegensatz zu den Arabern zeichnet den Kabylen eine unüberwindliche Kraft, zähe Arbeitsliebe und der Trieb nach vollster Unabhängigkeit aus. Die verschiedenen Völker, welche in Afrika aufeinander folgten, Römer, Vandalen, Araber, Türken und Franzosen, haben ihn weder umbilden, noch mit sich verschmelzen können. Ihre gegenwärtigen Sitten sind noch die der Numidier, und

das Bild, welches Sallust uns von Jugurtha hinterlassen, findet heute noch Anwendung bei den Berbern bis in die unbedeutendsten Dörfer Kabyliens.

Wie in Marokko Mauren und Berber, so sind in Algier Araber und Kabylen die erbittertsten Feinde. Schon im Äußeren zeigen beide Rassen bedeutende Abweichungen voneinander. Während der Araber schwarze Augen und schwarzes Haar, ovales Gesicht auf langem Halse hat, erscheint der Kabyle mit viereckigem Kopf, vielfach mit blauen Augen, blondem oder rotgelbem Bart und Haar, obwohl sich letzteres nur bei Frauen und Kindern beurteilen läßt, da die Männer den Kopf scheren und mit einer schwarzen Lederkappe, seltener mit dem roten Fez bedecken. Der Kabyle trägt ein wollenes Hemd, Gamaschen, Schurzfell und einen Burnus, den womöglich schon Vater und Großvater getragen haben. Die Frauen verschleiern ihr Gesicht nicht, aber infolge der harten Arbeit, die ihnen in ihrer Felsenheimat aufgebürdet wird, gibt es nur wenige hübsche Gesichter unter ihnen. Nur die Frauen der südlichen, namentlich in der Oasengegend von Ghadames, an der Grenze des inneren Tripolis wohnenden Kabylen, wo der Lebensunterhalt weniger mühsam gewonnen wird, sind meist schön, und ihre regelmäßigen Züge erinnern an den griechischen Typus in seiner Vollendung.

Der Araber lebt unter dem Zelt, das er weiter trägt; der Kabyle lebt im Haus und haftet am Boden. Der Araber ist arbeitsscheu, der Kabyle ausdauernd fleißig, und Trägheit gilt bei ihm als eine Schande. Der Araber versteht sich nur notgedrungen zum oberflächlichsten Ackerbau; der Kabyle trotzt sein Feld der rauhen Natur ab und sorgt auch für die nötige Bewässerung. Da er auf seinem steilen, abschüssigen Felde Getreide nicht bauen kann, sucht er das Land des Arabers in der Ebene zu pachten und darauf das nötige Getreide zu ziehen; auf seinem eigenen Grund baut er vorzugsweise Hülsenfrüchte, Mais, Rüben, Zwiebeln und roten Pfeffer; ferner gedeihen prächtige Oliven- und Feigenbäume, alle unsere Obstarten, Zitronen und Orangen in seinem sorgfältig gepflegten Obstgarten, den man mit Recht einen Garten nennen kann. Der Kabyle trägt auch kein Bedenken, in der Fremde sein Brot zu verdienen, und bei seinem Fleiße ist er ein gern gesehener Arbeiter.

Jedes Kabylendorf bildet eine Welt für sich. Die Gemeindeversammlung regiert das Dorf durch den von ihr gewählten Ortsvorsteher, Amin genannt, dem die Vertreter der einzelnen Familien als auszuführende Beamte beigegeben sind. Nur das Recht über Leben und Tod hat man den Gemeinden genommen und den ordentlichen Gerichten übergeben, und es kommt nur selten noch vor, daß ein auf frischer Tat ergriffener Fremder nach uralter Sitte gesteinigt wird. Für Ortsansässige gab es wohl Verbannung und Konfiskation des Vermögens mit Demolierung des Hauses, aber keine Todesstrafe.

Ferner haben die Franzosen für die Kabylen die sogenannte „Schkaja“ eingerichtet, eine Art von Kreistag, wo sämtliche Amins eines größeren Bezirkes sich unter dem Vorsitz eines französischen Beamten versammeln und die Angelegenheiten des Bezirkes beraten. Ein weiterer segensreicher Akt der französischen Regierung war die Einrichtung von Schulen in möglichst vielen Kabylendörfern; und im Gegensatz zu den Arabern sind die Kabylen dieser Einrichtung gern entgegengekommen, und überall haben die Gemeinden gern sich selbst Steuern auf-

gelegt, um die Schulen zu unterhalten. Die Regierungsschulen werden fleißig besucht.

Früher war der Fremde im Kabylenlande rechtlos und vogelfrei, solange er nicht von irgend einem einflußreichen Kabylen die „Anaja", das freie Geleit, erhielt, das den Beschützer verpflichtet, den Schützling höher zu achten als den eigenen Bruder, und jedes ihm widerfahrene Unrecht zu rächen, als sei es ihm selbst geschehen. Heute kann man das Land nach allen Richtungen ungehindert durchwandern, und man ist überall gastfreundlicher Aufnahme sicher.

Die offiziell anerkannte und vom Staat besoldete mohammedanische Geistlichkeit, die Mufti und Imam, sind auf die Bevölkerung ohne nennenswerten Einfluß. Auch die Marabuts, die nicht offizielle und unbesoldete Geistlichkeit, deren Klöster (Zauja) durch Mildtätigkeit der Gläubigen erhalten werden, stehen nur selten den französischen Interessen feindlich gegenüber. Dagegen vertreten die „Khuan" oder Mönche eine wahre politische Macht, sind Leiter aller islamitischen Bewegungen und haben stets großen Anteil an den vielen Aufständen der Mohammedaner Algeriens gehabt. An der Spitze eines jeden Ordens steht der Scheik; einige Orden gestatten auch die Aufnahme von weiblichen Mitgliedern. Man zählt in Algerien 356 Klöster mit etwa 170 000 Mönchen. — — —

Die unbändige Freiheitsliebe der Kabylen trägt nur gezwungen fremdes Joch. Sie sind es gewesen, die den Franzosen die Besitznahme des Landes außerordentlich schwer gemacht haben.

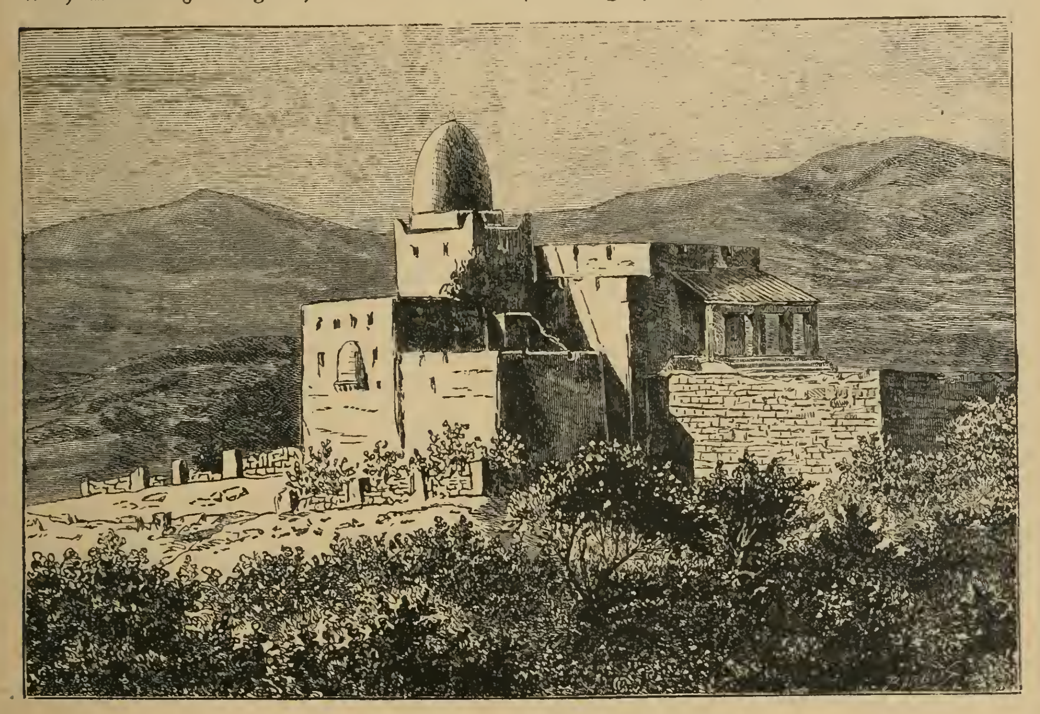
Die Ursache der Besetzung Algeriens durch die Franzosen war die unerträgliche Seeräuberei der Barbareskenstaaten. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatte sich der Dei Baba Ali von der Pforte unabhängig gemacht und zahlte keinen Tribut mehr. Algerien wurde eine Soldatenrepublik mit einem von den Janitscharen gewählten Dei an der Spitze. Nun kam das Piratenwesen zur höchsten Blüte, und alle Anstrengungen der europäischen Mächte, der Seeräuberei Einhalt zu tun, scheiterten. Fast durch zwei Jahrhunderte wurde die Schiffahrt nicht nur auf dem Mittelmeer, sondern auch noch darüber hinaus auf dem Atlantischen Ozean durch die flinken Fahrzeuge der „Raubstaaten" unsicher gemacht. Erst die Vereinigten Staaten von Nordamerika erzwangen 1815 von dem Dei Hussein die Unverletzlichkeit ihrer Flagge; im folgenden Jahre erzwang ferner eine englisch-niederländische Flotte durch ein furchtbares Bombardement von Algier die Freilassung aller Christensklaven, aber von 1817 ab kaperten die Seeräuber unentwegt alle Schiffe von Nationen, die ihnen nicht Tribut zahlten oder große Geschenke machten, wozu sich sogar England herbeiließ.

Da geschah es 1827, daß der Dei mit der französischen Regierung wegen einer Forderung einiger seiner Untertanen in Konflikt geriet, infolgedessen er die Niederlassungen französischer Korallenfischer bei Bona zerstören ließ und den französischen Konsul, der ihn deswegen interpellierte, sogar ins Gesicht schlug. Frankreich forderte natürlich Genugtuung, und da der Dei sich dessen weigerte, so wurde in Paris der Krieg und die Eroberung Algeriens beschlossen.

Eine mächtige Kriegsflotte und ein großes Landheer wurden nach Algier entsandt. Das Heer des Dei wurde gänzlich geschlagen, die Stadt Algier von der Land- und Seeseite zugleich bombardiert, und als der Dei nun gegen freien Ab-

zug mit seiner Familie kapitulierte, fielen die gesamte algerische Kriegsflotte, fünfzehnhundert Kanonen und der in der Kasbah (Zitadelle) verwahrte Staatsschatz von 50 Millionen Fr. in die Hände der Sieger. Eine Anzahl der Seeplätze an der Küste wurde außerdem besetzt, und die Franzosen begannen nun, in dem eroberten Lande sich einzurichten.

Mitten in den Arbeiten zur Einrichtung einer geordneten Verwaltung erstand ihnen aber ein neuer, höchst gefährlicher Feind in dem Kabylenfürsten Abd el Kader, der, in Algier geboren und als Marabut erzogen, soeben von einer Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrt war. Unter seiner Führung erhoben sich nun die Kabylenstämme und errangen so namhafte Erfolge, daß sich die Franzosen genötigt sahen, mit ihm Frieden zu schließen und ihm die Herrschaft über alle westlichen Stämme unter der Lehnsoberhoheit des Königs von Frankreich zu überlassen.



Ein mohammedanisches Kloster (Zauja).

Das geschah im Jahre 1834. Abd el Kader war aber weit davon entfernt, sich des ihm überlassenen Gebietes zu erfreuen und sich daselbst etwa häuslich einzurichten und als friedlicher Nachbar der Franzosen zu leben. Im höchsten Maße beseelt von der unbändigen Freiheitsliebe seines Volkes, hatte er nur ein Ziel im Auge: die Fremden wieder zum Lande hinauszutreiben. Unablässig war er bemüht, in seinem Kabylenvolke den Haß gegen die Eindringlinge zu schüren, und sein Einfluß auf die Stämme steigerte sich immer mehr und reichte bis in die Wüste hinein, so daß er für den Fall einer neuen Erhebung gegen die Franzosen auf eine bedeutende Macht rechnen konnte. Die Franzosen ihrerseits mochten

ihn, dem sie doch eine Art von Unabhängigkeit zugestanden hatten, nicht weiter fürchten und hatten sich mit ihrer weiteren Unterwerfung des Landes nach Osten gewendet, eroberten Constantine und begannen nun von hier aus die planmäßige Besitzergreifung des inneren Landes.

Mit bitterem Groll sah Abd el Kader das langsame, aber stetige Anwachsen der französischen Machtsphäre in seinem Vaterlande, und er konnte sich sagen, daß angesichts dessen auch seine eigene Unabhängigkeit, für welche die nominelle Lehnsoberhoheit Frankreichs ihn an und für sich schon eine unwürdige Fessel dünkte, nur eine Frage der Zeit sei, und daß die Franzosen späterhin sicherlich keine Umstände machen würden, auch das ihm eingeräumte westliche Gebiet Algiers einzuziehen. Ganz unvermutet brach er deshalb 1839 wieder los, und da die Franzosen darauf in keiner Weise vorbereitet waren und sich nur lediglich auf die Verteidigung beschränken konnten, so errang Abd el Kader Erfolg auf Erfolg; die Franzosen verloren eine Position nach der andern, und es hatte den Anschein, als ob die Herrschaft der Franzosen in Algier noch einmal ganz in Frage gestellt sei.



Abd el Kader, der Kabylenfürst.

Da sandte die französische Regierung den General Bugeaud als Gouverneur in die bedrohte Kolonie, und mit seinem Eintreffen nahm der unaufhörliche Kleinkrieg, wie ihn Abd el Kader führte, eine andere Wendung. Auch Bugeaud begann seinerseits einen Kleinkrieg. Er wendete sich nicht gegen Abd el Kader und dessen Hauptmacht, sondern unternahm zahllose Razzias gegen die einzelnen Kabylenstämme, bis zu deren gänzlicher Erschöpfung, und entzog dem gefährlichen Gegner damit den Zuzug und eine Verstärkung nach der andern. Dann erst warf er sich mit dem Gros seines Heeres auf Abd el Kaders Kerntruppen, erstürmte die von ihm besetzt gehaltenen befestigten Plätze, auf die er sich bis dahin gestützt hatte und drängte ihn nach und nach bis an die marokkanische Grenze zurück. Hier kam es noch einmal zu einem erbitterten Kampfe, da es sich hier um des

Emirs letztes Bollwerk Saida handelte; aber er verlor auch dies, und es blieb ihm keine andere Rettung, als auf marokkanisches Gebiet überzutreten.

Die Hoffnung der Franzosen, daß damit nun der Krieg sein Ende erreicht haben würde, ging jedoch nicht in Erfüllung, denn Abd el Kader zog nun in Marokko umher, predigte den „heiligen Krieg" gegen die Fremden und hatte bei der fanatisch-mohammedanischen Bevölkerung überall den gewünschten Erfolg. Er hätte sehr wohl an der Spitze einer ansehnlichen Streitmacht wieder nach Algier ziehen können, aber er tat mehr, denn er wollte einen sicheren Erfolg. Es gelang ihm, den Sultan Abdurrahman für den heiligen Krieg, für die Erhebung sämtlicher Eingeborenenstämme Nordafrikas zu begeistern, und der Sultan bot sein Heer auf zum Kriege gegen die Franzosen.

Das war nun für diese eine sehr ernste Sache, die Bugeaud allein nicht glaubte bewältigen zu können, und deshalb sandte man ihm eine Flotte zur Hilfe, welche gegen die Küsten Marokkos operieren sollte, um das Heer des Sultans auf zwei Seiten zu beschäftigen. Während diese Flotte nun Tanger und Mogador bombardierte und die ganze Küste in Schrecken setzte, brachte Bugeaud dem Sultan am Isly eine entscheidende Niederlage bei, und so war für Marokko Gefahr im Verzuge, daß es in das Schicksal Algeriens mit hineingerissen und ebenfalls in die Hände der Franzosen fallen würde.

Da wurden die Engländer des Sultans Retter. Lange schon hatten sie mit Besorgnis auf die Erfolge der Franzosen in Algier geblickt und das stetige Wachsen der französischen Macht daselbst beobachtet. Einen Hemmschuh dagegen einzulegen vermochten sie nicht, denn die Franzosen hatten ein Recht, den Dei von Algier für die mannigfache Unbill, die er an ihnen verübt hatte und für die er jede Genugtuung verweigerte, zur Rechenschaft zu ziehen, und wenn sie soweit gingen, ihn vollständig zu beseitigen und das Land für sich selbst in Besitz zu nehmen, so taten sie damit nichts anderes, als was die Engländer anderwärts schon oft getan hatten.

Mit Marokko lag die Sache aber anders. Hier wurden die eigenen Interessen der Engländer bedroht, weil einer ihrer wichtigsten Posten in Europa in Gefahr stand, jeden Wert zu verlieren, nämlich die unüberwindliche Festung Gibraltar. Im spanischen Erbfolgekriege hatten sie sich (1704) derselben durch einen Handstreich bemächtigt und gaben sie trotz aller Bemühungen Spaniens nicht wieder heraus, denn damit war ein Anfang zu ihrer Herrschaft im Mittelländischen Meer gemacht: Gibraltar wurde nicht nur der Stützpunkt für eine englische Mittelmeerflotte, sondern von hier beherrschten sie auch die Straße von Gibraltar, die Durchfahrt vom Mittelländischen Meere zum Atlantischen Ozean, die sie unter Umständen zu sperren vermochten. Geriet nun aber Marokko und damit die der Festung Gibraltar gegenüber liegende afrikanische Küste an Frankreich, gerieten die ebenfalls an der engen Meeresstraße liegenden Hafenorte, vornehmlich das marokkanische Tanger und vielleicht auch das den Spaniern gehörende Ceuta, die ja in den Händen der Marokkaner und Spanier so gut wie unschädlich sind, in die Hände der Franzosen, dann war es mit der Bedeutung Gibraltars vorbei, und die Engländer waren mit ihrer Machtstellung im Mittelmeer lahm gelegt.

Das zu verhüten, traten sie nach der gänzlichen Niederlage des Sultans Abdurrahman als Vermittler auf, und es gelang ihnen wirklich, da es die Franzosen auch nicht zum äußersten treiben wollten, den Frieden zu vermitteln. In demselben war einer der Hauptpunkte, daß der Sultan dem Emir Abd el Kader seinen Schutz entzog, daß er sich im Gegenteil sogar verpflichtete, denselben auch seinerseits zu verfolgen. Dennoch hielt sich Abd el Kader noch mehrere Jahre und entging allen Nachstellungen, betrat sogar wiederholt Algier, wo er bald hier, bald da Kabylenstämme zu Aufständen aufwiegelte, die freilich immer bald wieder unterdrückt wurden. Endlich aber wurde er doch der ewigen Verfolgungen müde, und da er nun auch in Marokko keine Sicherheit mehr fand, so überschritt er mit einem kleinen Rest seiner Anhänger öffentlich die algerische Grenze und ergab sich im Dezember 1847 den Franzosen.

Es sei hier gleich hinzugefügt, daß Abd el Kader, eine Erscheinung in der Geschichte Algeriens, welche seinerzeit die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in Spannung hielt, nach Frankreich gebracht und in verschiedenen Festungen interniert, von dem Kaiser Napoleon aber 1852 wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Den Boden Algiers betrat er nicht wieder, sondern wendete sich nach dem Orient und lebte zumeist in Damaskus, wo er auch 1883 gestorben ist.

Der Rücktritt Abd el Kaders von dem Schauplatz seiner rastlosen Tätigkeit als Friedensstörer brachte dem Lande jedoch noch lange keine Ruhe. Jeder der französischen Gouverneure, Cavaignac, Pelissier, Saint-Arnaud u. a., hatte bald hier, bald dort den Aufstand eines Kabylenstammes zu dämpfen. Besonders gefahrdrohend wurde eine allgemeine Erhebung, als die Nachrichten von dem deutsch-französischen Kriege und dem Zusammenbruch des französischen Kaiserreiches nach Algier gelangten. Ein großer Teil der Truppen hatte aus Algier nach Frankreich gezogen werden müssen, und so wurde es den aufständischen Kabylen nicht schwer, in verhältnismäßig kurzer Zeit fast ganz Algier wieder in Besitz zu nehmen. Als aber nach Beendigung jenes für Frankreich so unheilvoll verlaufenen Krieges die Regierung der neuen französischen Republik auch wieder ein größeres Truppenkorps nach Algier entsenden konnte, wurde auch diese Kabylengefahr beseitigt.

Viele der Stämme haben ja schon erkennen gelernt, daß es vergeblich ist, gegen die so überlegene Macht ihrer jetzigen Herren anzukämpfen, daß sie die auf ihnen liegende Hand nicht mehr abzuschütteln vermögen und daß diese Hand wahrlich nicht allzu schwer drückt, so daß sie recht wohl tragen können, was ihnen auferlegt wird. Je weiter nach Süden zu, desto weniger ist jedoch diese Erkenntnis zum Bewußtsein gekommen. Das freie Wüstenleben fügt sich eben nur widerwillig in geordnete, ruhige Verhältnisse und es vergeht noch jetzt kaum ein Jahr, daß wir nicht von Unruhen im Süden hören und die Franzosen gezwungen sind, mit den Waffen einzuschreiten. Sie lernen freilich die Macht der neuen Herren kennen, ob sie sich aber jemals mit der Fremdherrschaft versöhnen werden, das ist eine andere Frage.

In den letzten Jahren sind die Grenzen Algiers bis in die Wüste hinein ausgedehnt, und die Kolonie ist dadurch mit der großen französischen Interessensphäre in Verbindung gesetzt worden. Alle wichtigen Punkte sind durch Militär-

stationen gesichert. Durch zahlreiche artesische Brunnen, die beständig vermehrt werden, ist Wasser aus der Tiefe heraufgeholt worden, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß da, wo in der Wüste Wasser erscheint, auch das Pflanzenleben zu sprießen beginnt. Das zieht wiederum das Tierleben nach sich, und so verwandelt der Verstand und Fleiß des Menschen weite Wüstenstrecken in bewohnbare Provinzen.

Das französische Schutzgebiet Tunis.

Das Landgebiet von Tunis.

Das Gebiet von Tunis ist nur eine östliche Fortsetzung von Algerien bis zu dem tiefen Meereseinschnitt der Syrten, bis wohin sich die algerischen Ketten des Atlas erstrecken. Das Land erscheint im Norden und Westen sehr gebirgig, mit hohen, steil aufsteigenden Bergketten und tief eingerissenen Flußtälern.

Tunis wird im Westen und Südwesten von Algerien, im Süden und Südosten von Tripolis, im Osten und Norden vom Meer begrenzt. Die Nordküste steigt steil und felsig aus dem Meere auf und dehnt sich im Kap Blanco oder Ras el Abiad zur nördlichsten Spitze von Afrika ins Meer hinaus; nur durch die runde Bai von Tunis ist von dem Kap Blanco das Kap Bon oder Ras Abdar getrennt. In der genannten Bai an der Meeresküste liegen unweit der Hauptstadt Tunis und mit dieser durch eine Eisenbahn verbunden die Ruinen von Karthago.

Man kann das Land von Norden nach Süden in vier Zonen teilen. Im Norden zieht die Fortsetzung der nördlichen Atlasketten bis zu den genannten Vorgebirgen, eine waldreiche Zone, in welcher die Korkeichenwälder als hervorragend genannt zu werden verdienen. Darunter folgt ein breiter, ebener Strich, durch welchen der bedeutendste Fluß des Landes, der Medscherda, von Südwest nach Nordost strömt und bei Porto Farina an der Nordküste in das Mittelmeer mündet. Daran schließt sich abermals eine Gebirgsregion, die bis über 1400 m ansteigt, und auf diese folgt dann ganz im Süden die Steppenregion des Biledulgerid, welcher Name aus Biled ul Dscherid, d. h. Dattelland, verderbt ist. Auch diese Region ist nur eine Fortsetzung der aus dem Süden von Algerien daherziehenden Steppenzone. Man schätzt die Zahl der hier vorhandenen Dattelpalmen auf 2 Millionen. Sehr fruchtbar ist auch die Landschaft am Medscherda, der viel Schlamm mit sich führt, dessen Ablagerungen die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens bedingen.

Im Gegensatz zu der üppigen Waldregion des Nordens ist die Ostküste zwischen Hammamet und Gabes vollständig nackt und öde, dieselbe Landschaft, welche zur Zeit der Römer zwanzig Millionen Einwohner ernährte und im Altertum als eine der fruchtbarsten Gegenden der Welt galt. Schöne Wälder bedeckten damals die jetzt tote Landschaft, nahmen aber mit solcher Schnelle ab, daß Gegenden, die vor etwa einem Jahrhundert noch als ziemlich bewaldet bezeichnet wurden, gegenwärtig fast keinen einzigen Baum mehr aufweisen. Wo aber der Türke den

Fuß hinsetzt, heißt es im Volksmunde, da wächst kein Gras mehr, oder wo noch welches wächst, da kommt es wenigstens nicht seinem Eigentümer zu gut.

Was könnte hier allein der Ackerbau liefern, wenn er nicht so lässig betrieben würde. Mit einigem Fleiß könnte dem Lande wieder zur alten Fruchtbarkeit aufgeholfen werden. Aber der hohen Produktionskraft des Bodens allein ist es zu danken, daß Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte und Wein sogar noch Ausfuhrartikel sind. Außerdem werden ausgeführt Olivenöl, Tabak, Südfrüchte, besonders Datteln, Wachs, Honig, Felle, Badeschwämme und Korallen, die namentlich bei Tabarka gefischt werden. Die Karawanen aus dem Innern bringen Elfenbein, Gummi, Senna, Goldsand. Betreffs der Viehzucht stehen Pferde und Kamele obenan; auch die Rindvieh- und Schafzucht sind von Bedeutung.

Die Hauptstadt Tunis ist eine fast noch unberührte orientalische Stadt mit engen, krummen Straßen, zahlreichen Moscheen, einem griechischen Kloster, einem Kapuzinerkloster, vielen öffentlichen Bädern, Bazaren und Karawanseraien. Der Palast des Bei ist in maurischem Stil erbaut; die im Westen liegende Kasbah (Zitadelle) ist halb zerfallen. Die innere Stadt ist von einer Mauer umgeben, außerdem aber umschließt noch eine zweite Mauer die Stadt mit sämtlichen Vorstädten. Es wird in Tunis bedeutende Industrie getrieben, und der Handel geht einerseits nach Europa, Ägypten und der Levante über das Mittelmeer, andererseits durch Karawanen nach dem Innern des Erdteils.

Auch die Eisenbahnen von Tunis sind nur eine Fortsetzung der algerischen Bahnen, welche also in einem riesigen Zuge von Oran im Westen Algeriens über Algier und Constantine nach Tunis führen, hier aber noch nicht zu Ende sind, sondern nach dem Ostrande des Meeres, nach dem Hafen Hammamet und von diesem noch weiter südlich nach dem Hafen Susa laufen. Von hier führt dann noch eine Bahn ins Innere des Landes hinein nach Keiruan, welche Stadt die Araber bei ihrer Eroberung des Landes zu ihrer Hauptstadt gemacht hatten. Es geht ferner von der Hauptbahn ein Zweig nordwestlich nach dem Hafen von Tabarka, ein anderer nördlich nach Biserta am Kap Blanco, so daß alle Haupthäfen untereinander und mit Algerien verbunden sind. Endlich ist noch eine Eisenbahn zu erwähnen, die von dem algerischen Hafen Bona aus die große Hauptbahn durchschneidend, südlich nach Tebessa führt und von hier über die tunesische Grenze in südöstlicher Richtung weitergeführt werden soll bis nach Gabes in der innersten Bucht der kleinen Syrte. —

Die Geschichte von Tunis fällt bis zur Eroberung des Landes durch die Türken im 16. Jahrhundert mit der allgemeinen Geschichte Nordafrikas zusammen. Karthager, Römer, Vandalen, Byzantiner und Araber folgten einander hier wie in allen Barbareskenstaaten. Auch unter den moslemitischen Teilfürsten wechselten in Tunis mehrere Regentenfamilien, bis 1575 die Türken allen diesen Reichen ein Ende machten, und auch in Tunis einen Bei als Statthalter einsetzten.

Jedenfalls stehen wir in Tunis auf dem Boden der ältesten nordafrikanischen Geschichte, denn nur wenige Kilometer nordöstlich von der Hauptstadt Tunis, die an einer seeartigen Erweiterung mit sehr schmaler Einfahrt vom Meere her erbaut ist, streckt sich das Land als eine kleine Halbinsel ins Meer, die durch eine nur etwa 4 km beite Landenge mit dem Festlande verbunden ist, und

diese Halbinsel war ganz ausgefüllt von der weltberühmten Phönizierstadt Karthago. Die sagenhafte Gründung und älteste Zeit von Karthago ist schon in den einleitenden Kapiteln unseres Buches dargestellt worden, die eigentliche Geschichte beginnt nicht vor dem 5. Jahrhundert vor Chr. Geb. Der Zugang zu der Stadt von der Landseite her war durch eine dreifache Mauer geschützt, welche dreißig Ellen hoch und ebenso dick gewesen sein soll; nach dem Meere zu und wo das Ufer sonst steil abfiel, war die Umfassungsmauer nur einfach. Den Mittelpunkt der Stadt bildete die uralte Burg Byrsa, deren Umgrenzung noch weiter von einer besonderen Mauer eingefaßt war, ebenso wie der nördlich sich anschließende Stadtteil Magalia oder Megara auch noch durch eine besondere Mauer geschützt war. Für den Weltverkehr hatte Karthago zwei Häfen, einen äußeren, in dessen Nähe sich der große Markt befand, für die Handelsschiffe, und einen inneren für die Kriegsflotte, der zweihundert und mehr Kriegsschiffe zu fassen vermochte.

Das Landgebiet von Karthago in Afrika erstreckte sich durch den Anschluß aller andern phönizischen Kolonien östlich bis an die Große Syrte, westlich bis an den Atlantischen Ozean, scheint aber über einen breiten Küstenstreifen hinaus nicht weit in das Innere hineingeragt zu haben. Die Karthager betätigten sich eben nur als Herren des westlichen Mittelmeeres und hielten auch die Gestade jenseits des Wassers auf europäischer Seite mehr oder weniger unter ihrer Botmäßigkeit, und hier war es, wo sie mit den aufstrebenden Römern zusammenstießen und jene großartige Rivalität zwischen beiden Völkern entstand, die schließlich, 146 vor Chr., den Untergang Karthagos und die gänzliche Zerstörung der Stadt durch Cornelius Scipio Afrikanus, herbeiführte, der die Stätte, von welcher aus lange Zeit ein großer Teil der damals bekannten Welt beherrscht worden war, mit einem schweren Fluche belegte.

Trotz dieses Fluches aber ließ Kaiser Augustus die Stadt wieder aufbauen, und dieses Neu-Karthago wurde Hauptstadt der römischen Provinz Afrika, wie die Römer das Gebiet von Karthago nannten, und brachte es noch einmal zu hoher Blüte, welche allerdings an die ihrer alten Vorgängerin nicht heranreichte. So erhielten sich nun die Verhältnisse Nordafrikas bis in das 5. Jahrhundert hinein, wurden auch von der durch Theodosius 395 vorgenommenen Teilung des römischen Weltreiches in ein weströmisches Reich mit dem Mittelpunkte Rom und ein oströmisches mit der Residenz Konstantinopel oder Byzanz nicht weiter berührt. Nordafrika blieb bei dem weströmischen Reiche.

Diese Teilung, in der Absicht vorgenommen, so das römische Reich besser vor den fortgesetzten Angriffen germanischer Völker schützen zu können, die mit der schon 375 begonnenen Völkerwanderung wiederholt auf das römische Reich einstürmten, beschleunigte gerade den Verfall desselben, wenigstens den des weströmischen Reiches, dem schon 476 durch den germanischen Söldnerführer Odoakar ein Ende gemacht wurde.

Nordafrika war dem Reiche allerdings schon lange zuvor verloren gegangen. Auf der großen Wanderung war das Volk der Vandalen nach Spanien gekommen und von hier unter Führung ihres Königs Geiserich über die Meerenge von Gibraltar nach Afrika übergesetzt. Binnen zehn Jahren unterwarf Geiserich ganz Nordafrika und machte 439 Karthago zur Hauptstadt seines Reiches. Indessen be-

stand dieses Vandalenreich nur ein Jahrhundert. Die Beherrscher des oströmischen Reiches, welches von der Völkerwanderung mehr oder weniger verschont geblieben war, ließen es sich angelegen sein, das Reich zu erweitern; namentlich hatte Kaiser Justinian I. seine Augen auf das weströmische Reich geworfen, daß er wieder zu gewinnen hoffte. Zu diesem Zweck kam sein Feldherr Belisar nach Nordafrika, eroberte 533 Karthago und machte dem Vandalenreiche ein Ende.

Nordafrika blieb nun ein Glied des byzantinischen Reiches bis in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts, da blies der neue Mohammedanismus alles hinweg. Wie ein Sturmwind fegten sie auch über Nordafrika hin, und des Kalifen Feldherr Hasan nahm 698 auch Karthago mit Sturm, und die Stadt wurde durch Feuer gänzlich zerstört. Es war die zweite und endgültige Zerstörung Karthagos. Nur wenige bedeutende Reste bezeugen heute noch die Großartigkeit der karthagischen Bauten, deren Trümmer größtenteils als Baumaterial nach Italien verschleppt wurden.

Die von den Kalifen von Bagdad in Nordafrika eingesetzten Statthalter wußten sich jedoch bald unabhängig zu machen, Tunis voran, wo die Fatimiden, d. h. die Nachkommen von Fatime, der Tochter der Propheten Mohammed, zur Herrschaft gelangt waren, die sie schließlich sogar bis über Ägypten ausdehnten.

Diese Araberstaaten hielten sich bis in das 16. Jahrhundert hinein, mußten aber schließlich dasselbe Schicksal erleiden, welches sie ihren Vorgängern bereitet hatten. In Asien hatte schon im 11. Jahrhundert neue Bewegung begonnen: die Türken, ein an den Grenzen Chinas nomadisierender Volksstamm, waren als Eroberer auf der Weltbühne erschienen, waren zum Islam übergetreten und hatten nach und nach, wie vordem die Araber, alle Völkerschaften bis an das Mittelländische Meer unterjocht, waren dann nördlich sogar über den Bosporus gegangen, hatten das byzantinische Kaiserreich vernichtet und 1453 Konstantinopel erobert und ganz Südost-Europa überschwemmt. Im folgenden Jahrhundert wendeten sie sich nach Süden und unterwarfen Ägypten. Auch auf dem Mittelmeere waren sie mit ihren Flotten gleich verheerend tätig bis nach Spanien hin. Die Barbareskenstaaten wurden unterworfen und wurden nun erst der Hauptherd der über das Meer Furcht und Schrecken verbreitenden Seeräuberei.

Der Geschichtsschreiber O. Kaemmel charakterisiert sie sehr treffend: „Sie haben fast nur Zerstörung und Vernichtung, ein neues Zeitalter der Barbarei, über die mohammedanische und sogar über einen Teil der christlichen Kulturwelt gebracht. Denn bei manchen trefflichen Eigenschaften, die allezeit die Türken zu ausgezeichneten Soldaten gemacht haben, vor allem Tapferkeit, Genügsamkeit, Ehrlichkeit und eine gewisse Großmut, sind sie doch höheren Ideen und also auch jeder höheren Kultur allezeit unzugänglich geblieben und haben, wo sie als Mohammedaner ihre Herrschaft über Völker anderer Religion und andern Stammes begründeten, in ihrem stumpfen Fanatismus niemals etwas anderes gewollt, als die Sicherung dieser Herrschaft, gleichviel mit welchen Mitteln und um welchen Preis. Und so hat denn der Halbmond der schon unter den Seldschuken als Feldzeichen auftaucht, immer mit Recht als das Sinnbild zerstörender Wildheit gegolten."

Gleichen sie hinsichtlich ihrer Eroberungslust und wilden Tapferkeit den

Arabern, die ja auch ihre neue Religion mit Feuer und Schwert ausbreiteten und nichts danach fragten, wenn herrliche Kulturdenkmäler untergingen, so entwickelte sich bei den Arabern doch ein bewundernswert hoher Sinn für Kunst und Wissenschaft, der bei den Türken ganz ausgeschlossen blieb.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts machten sich die Beis von Tunis von der türkischen Herrschaft frei. Als die Franzosen 1830 Nordafrika zu okkupieren begannen, unterstützte der Bei zunächst den Kabylenfürsten Abd el Kader, wendete sich dann aber den Franzosen zu, welche 1881 eine Grenzverletzung seitens eines arabischen Stammes als Vorwand gebrauchten, um ohne Kriegserklärung ein starkes Heer in Tunis einrücken zu lassen, welches, gleichzeitig unterstützt von einer französischen Flotte, von dem Bei einen Vertrag erzwang, durch welchen derselbe die ganze Regierungsgewalt an Frankreich übertrug und keinerlei Verträge mehr mit andern Mächten abzuschließen sich verpflichtete, wogegen ihm die Erblichkeit seiner nur noch nominellen Herrschaft in seiner Familie garantiert wurde. Es erfolgten zwar noch einige Aufstände gegen die neuen Herren, die aber ohne allzu große Anstrengungen niedergeschlagen wurden.

Im Jahre 1897 lief der letzte der noch von dem Bei abgeschlossenen Handelsverträge ab, und seitdem ist auch Tunis vollständig in den Händen der Franzosen.

Die Ausdehnung des ganzen Schutzgebietes wird auf 167 400 qkm angegeben.

Die Bevölkerung von Tunis.

Auch in Tunis bilden Mauren, Araber und Berber den Hauptbestandteil der Bevölkerung. Die ersteren sind Städtebewohner, die zweiten meist Ackerbauer, die dritten haben sich teilweise in den Städten angesiedelt oder führen in der Wüste ein Beduinenleben.

Die Städtebewohner.

Groß und tief eingreifend ist der Unterschied, der zwischen den Städtebewohnern Algeriens und Tunesiens obwaltet. Während die Algerier sich durch patriarchalische Sitten und hohe moralische Eigenschaften auszeichnen und sich streng von jeder Anbequemung an europäische Kultur, Sitte, Tracht und Rechtsanschauung fern halten, erblicken wir bei den Tunesiern, wenigstens bei allen denjenigen, welche mit Regierung und Behörden in näherer Verbindung stehen, gerade das Gegenteil; sie sind Nachäffer französischer Moden geworden.

Die diesbezüglichen Neuerungen wurden vom Bei Achmed 1846 begonnen, der, glücklich über den Besuch orleanischer Prinzen, sich sogar entschloß, selber nach Paris zu reisen. Die Reformen, offiziell für alle Bürger von Tunis als nachahmungswürdig aufgestellt, für Beamte und Militär, sowie für den Hof und den Haushalt aller Großen als unumgängliche Richtschnur vorgeschrieben, bestanden, wie Freiherr von Maltzan berichtet, zunächst darin: daß der Turban heruntergerissen, der Kaftan abgelegt, das weite und bequeme türkische Beinkleid ausgezogen und an seiner Stelle der Körper in die ungewohnte europäische

Zwangsjacke eines steifen, engzugeknöpften Uniformrockes und knapp anliegender Pantalons gesteckt und der Hals in eine hohe, steife Roßhaarbinde eingeschnürt werden mußte. Nur der rote Fez wurde als Kopfbedeckung beibehalten.

Unter Achmeds Nachfolger Sidi Mohammed gab es wieder Verbesserungen in Menge, aber auch Pöbelaufstand mit Christenverfolgung und Judentotschlag, als man die im Umlauf begriffenen Goldmünzen sammeln und umprägen wollte, um den Verkehr mit dem Ausland zu erleichtern. Sidi Mohammeds Bruder und Nachfolger gab 1861 sogar eine Verfassung, die er beschwor und beschwören ließ. Aber leider war Tunis dafür noch lange nicht reif; auch mußte der Bei die Abgaben erhöhen, neue drückende Steuern einführen, die Bezahlung der Truppen vergessen, um seine habgierigen Günstlinge zu befriedigen.

Dies führte im Süden zu einem Aufstand, der das ganze Land ergriff. Beduinen, Landbewohner, abgefallene Truppen schlossen die Hauptstadt ein und verlangten Abschaffung der Verfassung und aller Neuerungen; sie wollten nur nach dem Koran regiert sein. —

Man betrachtet, sagt Hesse-Wartegg, dem wir in nachstehendem folgen, irrtümlicherweise gewöhnlich die Mauren als die herrschende Rasse. Im Laufe der Jahrhunderte haben sie zwar wiederholt eine große Rolle gespielt, aber nach ihrer Vertreibung aus Spanien haben sie ihre hohe Bildung und Bedeutung eingebüßt. Sie bilden vielmehr den Mittelstand von Tunis und sind dem Handel ergeben. Das, was man in Tunis als „Gesellschaft", als die vornehme Welt bezeichnen könnte, sind

Die Mamluken.

Dem Worte liegt derselbe Name zugrunde, wie den bekannten semitischen Namen Melchisedech, Abimelech (Melchior). Er bedeutet: König sein, herrschen und beherrscht werden. Letzteres ist das Wesen und der Sinn von Mamluk. Unter einem solchen hat man sich zunächst einen Beherrschten oder Sklaven zu denken, dann die erbeuteten christlichen Knaben, welche im Islam unterrichtet und zu Leibwächtern der Fürsten erzogen wurden; schließlich aber auch jeden Renegaten, der seiner persönlichen Freiheit zulieb oder auch aus gemeinen Motiven seinen ererbten Glauben abschwor und zum Islam überging. Ein solcher pflegte nämlich sofort ein Schoßkind der Nation und ihres Beherrschers zu sein und stieg bei einiger Begabung, welche die Regel war, zu den höchsten Vertrauensposten im Heer und in der Staatsverwaltung empor. Auch wird der größte, natürlich erpreßte und zusammengestohlene Reichtum durch die Mamluken repräsentiert.

Innerhalb weniger Jahre haben sie in der Regel genug erworben, um sich ein Haus zu bauen oder eine Villa in der Umgebung von Tunis zu kaufen. Dann ist aber auch der Moment gekommen, sich außerhalb der Machtsphäre der Minister, ihrer Vorgesetzten, zu stellen. Bis dahin mußten sie jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß ihnen ihr Eigentum einfach konfisziert wurde. Nun aber lassen sie sich als Untertanen irgend eines europäischen Staates einschreiben und sind damit der Machtsphäre der Minister, ja selbst des Beis entrückt, denn nun ist der entsprechende Konsul ihr einziger Gebieter und Richter. Dies ist in der Regel die Laufbahn der Mamluken.



Tunesische Damengesellschaft in alter Tracht.

Das Quartier der vornehmen Mamluken liegt im oberen Teil der Stadt. Der Mamluk verschwendet unermeßliche Summen auf die Einrichtung seines Palastes, kauft Pariser Teppiche und Möbel, vergoldete Spiegel, Vasen u. dergl.



Tunesier aus der Gegend von Tebessia.

und pfropft diese meist schlecht gemachten und geschmacklosen Gegenstände in seine Salons zusammen. Ein Teil des Hauses, gewöhnlich das Parterre und die Frontzimmer des ersten Stockwerkes, bleiben zu Empfängen reserviert. Die rückwärtigen, gänzlich abgesperrten Räumlichkeiten gehören dem Harem, der auf noch

viel luxuriösere Weise eingerichtet ist. Vor den Toren dieser Mamlukenpaläste lungert gewöhnlich eine Anzahl Neger oder Kawassen, in glänzende, goldgestickte Kostüme gehüllt; sie kümmern sich gar nicht um die Besucher ihrer Herren, es sei denn ein Konsul oder sonst ein vornehmer Europäer. Entschließen sie sich endlich, vielleicht infolge eines Bakschisch (Trinkgeld), eine Antwort zu geben oder nachzusehen, ob ihr Sidi (Herr) zu Hause ist, so erfolgt sicher in neunundneunzig Fällen eine Zurückweisung. — — —

Die Frauen werden in Tunis viel strenger gehalten als in Ägypten und in der Türkei. Hier dürfen sie doch wenigstens Besuche abstatten, ausfahren und in den Bazars Einkäufe machen; in Tunis dagegen zeigen sich die Frauen vornehmen Standes fast niemals auf der Straße, und es gibt Tausende von Frauen, deren einziger Ausgang in ihrem Leben der Weg von ihrem Elternhause in das ihres Gemahls war. Ist aber ein Ausgang unvermeidlich notwendig, so fordert die Sitte eine so sorgfältige Verhüllung, daß außer einem Zentimeter Nasenbein und beiden Augen vom ganzen Körper keine Stelle sichtbar ist. Mädchen, insbesondere Bräute, gehen in Erfüllung dieser Anstandspflicht noch weiter. Sie hängen einen einfachen oder doppelten Schleier vor das Gesicht, der ihnen nicht nur jede Aussicht benimmt, sondern anscheinend auch das Atmen erschwert. Da er aus dichter Seide besteht und so lang ist wie der verhältnismäßig kurze Rock, so wäre es unmöglich, darin über die Straße zu gehen, wenn er nicht etwas vom Gesicht abgehalten wird. Dies geschieht denn auch insoweit, daß der Blick wenigstens auf den Erdboden möglich ist.

Was das Haremsleben der Frauen betrifft, so findet sich neben den gesetzmäßigen Frauen immer auch eine große Anzahl Sklavinnen, meist Negerinnen. Die Frauen bringen ihre Zeit mit Baden, Toilettemachen und Schlafen zu, und die einzige Zerstreuung, die ihnen gestattet ist, sind Musik, Erzählungen und Tänze. Die Erzähler, meist Beduinen- und Negerfrauen, unterhalten ihre Herrinnen mit Ammenmärchen. Die Haremsmusik wird gleichfalls von alten Negerinnen ausgeführt. Das aufregendste Vergnügen ist jedoch der Tanz der orientalischen Ballerinnen, der bei Festlichkeiten stets auf dem Programm steht, eine Orgie, die durch Musik und geistige Getränke bis zur Ermattung gesteigert wird.

Trotz der Verkommenheit der höheren Stände hält das niedere Volk fest an den Satzungen des Glaubens und zollt den Marabuts, Heiligen, Derwischen, eine abergläubische Verehrung. Tunis ist mit Heiligengräbern übersät, an denen der fromme Gläubige zu bestimmten Zeiten seine Andacht verrichtet. Als besonderes Heiligtum hoch verehrt ist die alte Stadt Kairuan, unweit der östlichen Küste. Die Gründung der Stadt datiert aus dem Jahre 34 der Hedschra (656). Keine Stdt des nördlichen Afrika, einige marokkanische vielleicht ausgenommen, hat den maurischen Stil in so reiner Weise bewahrt wie Kairuan. Seine Moscheen, Paläste und Minarets stammen fast durchweg aus der Glanzepoche des Maurentums und sollen in ihrem Innern von großer Pracht sein.

Kairuan ist eine der vier Pforten des Paradieses, ein berühmter Wallfahrtsort, welcher von zahlreichen Pilgern aus Marokko, Arabien, selbst Persien besucht wird. In Kairuan liegt unter vielen andern Heiligen auch Sidi Okba, der Gründer der Stadt, Freund und Waffengefährte des Propheten, begraben; in der

Tunesische Eingeborene.

großen Moschee Sidi el Owahib wird eins der größten Heiligtümer des Orients, der Bart des Propheten, aufbewahrt. Auch ist Kairuan der Sitz der berühmtesten Koranschule, an welcher die größten Schriftgelehrten und Koranausleger Unterricht erteilen.

Das Betreten der fest ummauerten, mit Toren verschlossenen Stadt ist jedem Ungläubigen, Christ oder Jude, aufs strengste verboten; ja selbst die angesehensten und einflußreichsten Reisenden können nur in Verkleidung und mit einem offiziellen Befehlsschreiben des Bei an den Kaid der Stadt dieses Heiligtum betreten. In diese heilige Stadt pflegen sich die reichen Kaufleute aus Marokko, Tunis, Tripolis, Kairo bei zunehmendem Alter zurückzuziehen, um hier ein beschauliches, Gott ergebenes Leben zu führen. In der Regel hinterlassen sie ihr Vermögen den Moscheen und religiösen Stiftungen, so daß Kairuan auch eine der reichsten Städte des Orients genannt werden kann. — — —

Die in Tunis vorhandenen Europäer, etwa 120 000, zumeist Italiener und Franzosen, sind der tunesischen Gerichtsbarkeit entzogen und derjenigen der betreffenden Konsuln unterstellt.

Sehr zahlreich vertreten sind auch die Juden, man schätzt sie gegen 50 000. Bis in die neuere Zeit waren sie darauf angewiesen, sich in eine besondere Tracht zu kleiden; der schwarze Turban war ein besonderes Kennzeichen. Jetzt tragen sie sich orientalisch und unterscheiden sich in nichts mehr von den Moslem.

Bizarr und geschmacklos kleiden sich die tunesischen Jüdinnen. Von weitem gleichen sie Ballettmädchen. Über den weißleinenen Rock tragen sie ein kleines, goldgesticktes Samtjäckchen; weißleinene Beinkleider reichen bis zum Knöchel. Kurze, weiße Socken bedecken den kleinen Fuß, dessen Spitze entweder in schwarzledernen, kaum die halbe Fußsohle schützenden Pantöffelchen oder in hohen, hölzernen Sandalen steckt. Über den Oberkörper fällt bis zu den Hüften ein bauschiges, faltenreiches Seidenhemd von roter, gelber, hellgrüner Farbe, und das Haar steckt in einem samtenen, goldgestickten Zuckerhut, Kufia genannt. Nacken und Arme sind mit reichen, schweren Goldketten und Spangen behängt. Gesicht und Hände sind bloß.

Fettleibigkeit gilt auch hier, wie vielfach im Orient, als besondere Schönheit. Wo aber alle Versuche, dieselbe zu erreichen, fehlschlagen und die natürlichen Formen unverändert bleiben, da sind die Jüdinnen wirklich schön und übertreffen auch ihre europäischen Genossinnen. Die Juden heiraten häufig noch im Kindesalter; Ehen zwischen Mädchen von dreizehn bis fünfzehn Jahren mit Knaben von sechzehn bis achtzehn sind nicht selten. Die Familienbande werden sehr heilig gehalten.

Die türkische Provinz Tripolis.

Das Landgebiet von Tripolis.

Östlich von dem tunesischen Golf von Gabes, der kleinen Syrte, beginnt bei dem Ras (Vorgebirge) Adjir das heute noch im Besitz des türkischen Reiches befindliche Gebiet von Tripolis, der östlichste der sogenannten Barbareskenstaaten.



Aus der tripolitanischen Hammada.

Dieses Gebiet besteht aus den beiden Wilajeten (Verwaltungsbezirken) Tripolis und Bengasi.

Das Wilajet Tripolis beginnt mit dem genannten Kap Adjir und reicht östlich an der Küste des Mittelländischen Meeres bis in die innerste Bucht der großen Syrte. An dasselbe schließt sich im Süden das dazu gehörende umfangreiche Oasengebiet Fessan an, welches sich südlich bis zum Tümmogebirge in der mittleren Sahara ausdehnt, das wir schon als Scheidegrenze zwischen den Wüstennomaden Tuareg und Tibbu kennen gelernt haben. Das zweite Wilajet Bengasi erstreckt sich von der großen Syrte östlich bis zum Golf von Solum

westlich von Alexandrien in Ägypten und umfaßt das Plateau von Barka, die schon im Altertum wohlbekannte Landschaft Cyrenaica.

Das Wilajet Tripolis

ist ein Gebiet, welches schon mehr oder weniger der Wüstenregion angehört und infolgedessen lange nicht so fruchtbar ist wie die übrigen afrikanischen Mittelmeerländer. Die Wüste dringt von Süden her tief in das Land ein und reicht stellenweise bis ans Meer, so daß, wenn die vielen trockenen Strombetten zur Regenzeit mit Wasser gefüllt sind, dieses vielfach den Strand gar nicht erreicht, sondern sich schon vorher im Sande verliert. Ebenso ist es mit den zahlreichen Quellen, die sich am Küstensaum finden; auch sie verstärken sich zur Regenzeit zu Bächen, die aber ebenfalls vielfach nicht bis ins Meer gelangen.

Diesen ausgesprochenen Wüstencharakter hat Tripolis nicht immer gehabt. Daß die öden, mit Wüstensand bedeckten Striche einst ein blühendes Kulturland waren, beweisen die zahlreichen Ruinen bei Lebda, östlich von der Stadt Tripolis, wo ein reiches phönizisches Emporium stand, das alte Leptis magna, die Geburtsstadt des römischen Kaisers Alexander Severus. Sie war noch in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung eine wichtige Handelsstadt. Auch die Römer haben ihre Denkmäler bei Lebda zurückgelassen, und die Reste ihrer Schutzkastelle finden sich bis in Fessan hinein. Die Alten haben es eben verstanden, die Öde fruchtbar zu machen, und das alles ist durch die Jahrhunderte dauernde elende Türkenwirtschaft wieder in die ursprüngliche Öde zurückgesunken.

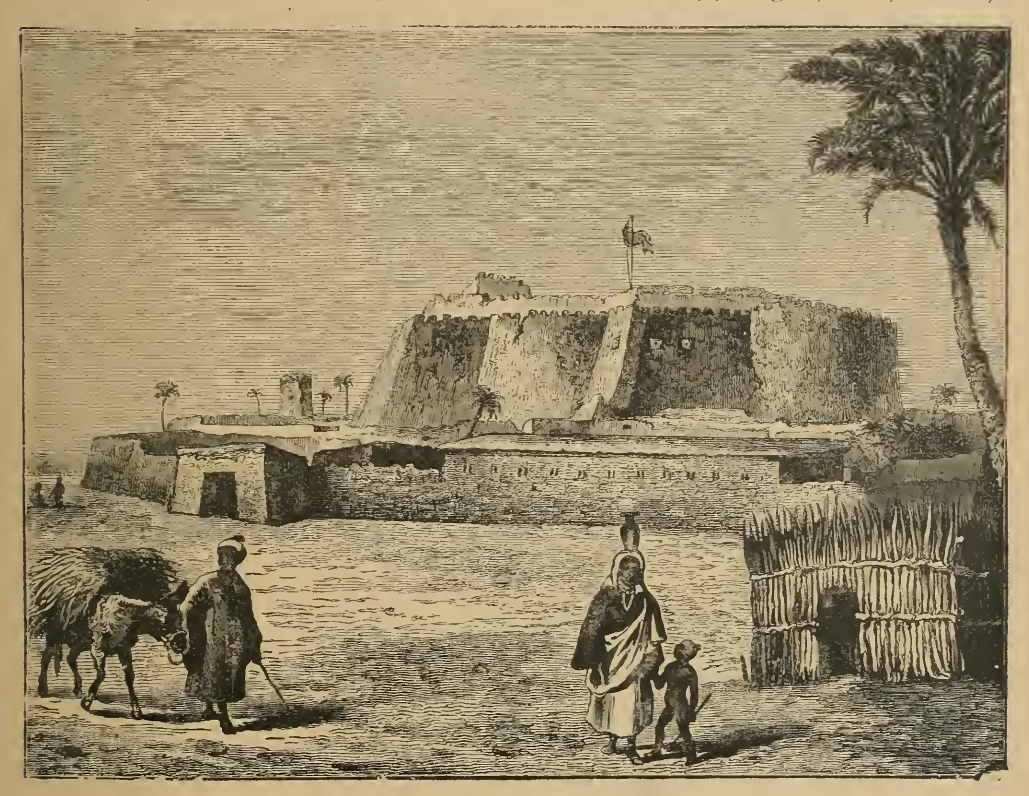
Im Süden erstreckt sich die Ebene von Tripolis bis zu der wasserlosen, steinigen Hochebene, Hammada el Homra, welche in einer Länge von etwa 600 km von Westen nach Osten, und in einer Breite von 200 km von Norden nach Süden sich ausdehnt. Sie wird im Süden von einem bis zu 900 m sich erhebenden Gebirgsbogen abgeschlossen, an dessen Fuß sich wieder eine 130 km breite Salzwüste lagert, und darauf folgen dann die Oasen von Fessan.

Der Westen von Tripolis ist niedrige, sandige Ebene, die nur von hügeligen Erhebungen unterbrochen wird, denn die Ausläufer der Atlasketten haben schon in Tunis ihr Ende erreicht und gelangen nicht mehr hierher. Die in das hügelige Land tief, bis zu 160 m eingerissenen Wadi sind aber sehr fruchtbar; hier wachsen Feigen, Dattelpalmen, Oliven in Menge. Auch längs der westlichen Syrtenküste zieht sich sehr fruchtbares Weideland hin, und in der Umgebung der Hauptstadt Tripolis, türkisch Tarabulus, gedeihen alle Arten von Südfrüchten, Färbepflanzen, Wassermelonen, sogar Baumwolle in Fülle. Im übrigen trägt die Pflanzenwelt von Tripolis nicht mehr den Charakter der westlichen Mittelmeerländer, sondern zeigt schon den Typus der Sahara und der libyschen Wüste, und es begegnen sich hier westliche Pflanzen, die in Tripolis ihre Ostgrenze, und östliche, die hier ihre Westgrenze erreichen.

Die Hauptstadt Tripolis, italienisch Tripoli, ist auch zugleich der Haupthafen der Provinz, der drei Viertel der gesamten Ein- und Ausfuhr bewältigt. Die Stadt liegt auf einer ins Meer vorspringenden Landzunge und ist mit Mauern und Bastionen umgeben. Sie wird von herrlichen Gärten eingefaßt, obwohl die Wüste ziemlich nahe herantritt. Die innere Stadt aber ist mit ihren

engen Gassen im höchsten Grade unsauber. Trotz des überall sichtbaren Verfalls ist die Stadt aber immer noch ein wichtiger Handelsplatz, in welchem viele Karawanenzüge aus dem Innern münden, die namentlich Straußenfedern, Elfenbein und auch Gold bringen.

Die Blüte des Handels aber fällt in das 13. und 14. Jahrhundert, denn damals war Tripolis nahezu der Hauptstapelplatz von ganz Nordafrika. Besonders die Venetianer wußten sich große Vorrechte auszuwirken, denn trotz des päpstlichen Verbotes schlossen sie Verträge mit den mohammedanischen Fürsten, hatten ihre



Die Zitadelle von Mursuk.

eigenen Faktoreien und standen unter der Jurisdiktion ihrer eigenen Konsuln. Außer zahllosen europäischen Waren aller Art brachten sie vornehmlich das in Tripolis fehlende Holz in Gestalt von Balken und Brettern, und diesem höchst einträglichen Handel verdanken die Länder am Adriatischen Meere ihre so beklagenswerte Holzverwüstung. Neben Venedig erlangten Genua und Pisa Vorrechte in Tripolis.

Wie festgewurzelt der Handel von Tripolis ist, geht daraus hervor, daß die Stadt, seit dem 16. Jahrhundert eins der verrufensten Seeräubernester, mehrmals teilweise oder auch fast ganz zerstört wurde, so 1509 von den Spaniern, 1535 von Kaiser Karl V., 1685 und 1728 von den Franzosen; aber die Handelswege

konnten damit nicht vernichtet werden, und die Stadt erholte sich immer wieder. Erst mit der Eroberung Algiers durch die Franzosen 1830 hörte auch in Tripolis die Seeräuberei auf. 1835 machte der türkische Sultan der völlig zerrütteten Wirtschaft der fast ganz unabhängig gewordenen Beis ein Ende, setzte einen Pascha als Verwalter ein, und Tripolis wurde als Wilajet dem türkischen Reiche einverleibt. — — —

Etwa dreißig Tagereisen haben wir zurück zu legen, wenn wir vom Mittelmeer

Die Oasenlandschaft Fessan

und deren Hauptstadt Mursuk erreichen wollen. Eine ganze Menge von Oasen ist hier in einer mehr oder weniger größeren Entfernung voneinander zusammengedrängt, die gruppenweise verteilt liegen; die Hauptgruppen sind eine nördliche mit den Oasen Bondschen, Tacrift, Sella, und eine zentrale mit den Oasen Mursuk, Traghen, Suila, Ederi u. a. Sie finden sich in Wadis, trocken liegenden Flußtälern, welche zwar in verschiedenen Richtungen, meist aber von West nach Ost das Land durchschneiden und zum Teil sehr fruchtbar sind. Streckenweise stößt man in diesen Einsenkungen auf sehr ergiebige Quellen, welche das Land gut bewässern und eine reiche Vegetation erzeugen.

Wo der Boden bebaut werden kann, gedeihen Durra, Gerste, Hirse, Weizen, Melonen, Gurken, Tabak, Feigen, Mandeln, Ölbäume, Baumwolle. Obenan aber stehen die Datteln, welche die Hauptnahrung der Bevölkerung bilden und einen einträglichen Handelsartikel abgeben; man schätzt die Zahl der Bäume auf fünfundzwanzig Millionen. Auch mit Tieren sind diese Oasen belebt; es finden sich Gazellen, Hyänen, Schakale, Füchse; als Haustiere Ziegen, braune Schafe, Tauben, Hühner, in beschränktem Maße auch Kamele, Pferde und Esel.

Das Klima ist natürlich sehr heiß. Regen fällt selten und auch dann noch wenig ausgiebig; er ist aber auch nicht unbedingt notwendig, denn außer den erwähnten Quellen steht das Wasser überall in höchstens 3 m Tiefe unter der Oberfläche des Bodens und kann durch Ziehbrunnen leicht zu Tage gefördert werden. In manchen Wadis wittert der Boden massenhaft Salz aus, auch Natronseen sind vorhanden, die ebenfalls Salz in Menge liefern.

Die Hauptstadt ist Mursuk, ein von hohen Erdwällen umgebener Platz, dessen Häuser aus an der Sonne getrockneten Lehmklumpen bestehen; selbst der sogenannte Palast des türkischen Gouverneurs machte auf Gerhard Rohlfs trotz seines imponierenden Umfangs im Innern doch nur den Eindruck eines riesigen, von labyrinthischen Gängen und engen Kammern durchsetzten Erdklumpens. Die Stadt hat sogar eine Zitadelle, in welcher auch einige Geschütze vorhanden sind, die auf einen etwaigen Feind aber wohl schwerlich einen bedrohlichen Eindruck machen werden, im Bedarfsfalle vielleicht auch nicht einmal losgehen würden.

Jedenfalls hat die Besetzung von Fessan durch die Türken wenigstens eine Sicherheit des Landes herbeigeführt, denn vordem zogen die Häuptlinge plündernd und brandschatzend gegeneinander, bekriegten sich unaufhörlich, und die einzelnen Ortschaften, deren es außer Mursuk noch eine ganze Reihe gibt, lagen beständig in blutiger Fehde. Jetzt hat, wie Hornemann versichert und Rohlfs bestätigt, „keine Tür Schloß oder Riegel, denn die Fessaner stehlen niemals."

Das Wilajet Bengasi.

Es wurde oben schon erwähnt, daß das von Tripolis abgetrennte selbständige Wilajet Bengasi gleichbedeutend ist mit dem Plateau von Barka und daß dieses nichts anderes ist, als die schon im Altertum bekannte Landschaft der „Cyrenaica". Barka ist ein im Mittel etwa 500 m hoch liegendes Kalksteinplateau, das sich im Süden zur libyschen, im Osten zur ägyptischen Wüste abflacht. Der Abfall zum Mittelmeer ist mit herrlichen Wäldern bewachsen, und der mit rotem Humus überkleidete Kalkboden liefert reiche Ernten von Getreide, Reis, Datteln, und weit ausgedehnte fette Weiden ermöglichen die Zucht von Pferden, Eseln, Kamelen, Ochsen, Schafen.

Der nächst Tripolis bedeutendste Hafen der Provinz Tripolis ist Bengasi, welches denn auch dem abgetrennten Wilajet den Namen gegeben hat. Bengasi ist das alte Berenike, welches nachweisbar um 630 vor Chr. Geb. von Griechen des Stammes der Minyer aus Tessalien gegründet wurde, nebst noch vier andern Städten: Apollonia, Barka, Taucheira und Euesperidae, weshalb die Landschaft auch den Namen der Fünfstädte, Pentapolis, erhielt. Noch zur römischen Kaiserzeit muß die Stadt recht bedeutend gewesen sein, denn Kaiser Justinian ließ sie befestigen und mit öffentlichen Bädern versehen. Aber die ganze Landschaft teilte das Schicksal Nordafrikas, auch sie wurde von Barbaren überflutet, und danach zerstörten die wilden Horden der Araber, was daran zerstörbar war.

Großartige Ruinen aller Art zeugen auch hier von der ehemaligen Bedeutung der Cyrenaica, aber es ist nicht viel geblieben, denn was die wilden, fanatischen Horden nicht fertig brachten, das hat in ruhiger, aber rastloser Arbeit im Laufe der Jahrhunderte die Wüste vollendet. Bengasi ist so recht ein Beweis von dem unaufhaltsamen Vordringen der Wüste, sobald die hemmende Hand des Menschen ihr nicht mehr steuert. Der Hafen von Bengasi ist gegenwärtig schon soweit versandet, daß Schiffe, welche mehr als 2½ m Tiefgang haben, nicht mehr einlaufen können, die Verladung muß dann außerhalb geschehen. Dennoch ist der Handel mit Elfenbein, Straußenfedern, die von Karawanen aus dem Innern gebracht werden, sowie mit Krapp und besonders Schlachtvieh, die das Land selbst liefert, nicht unbedeutend.

Die Bevölkerung von Tripolitanien.

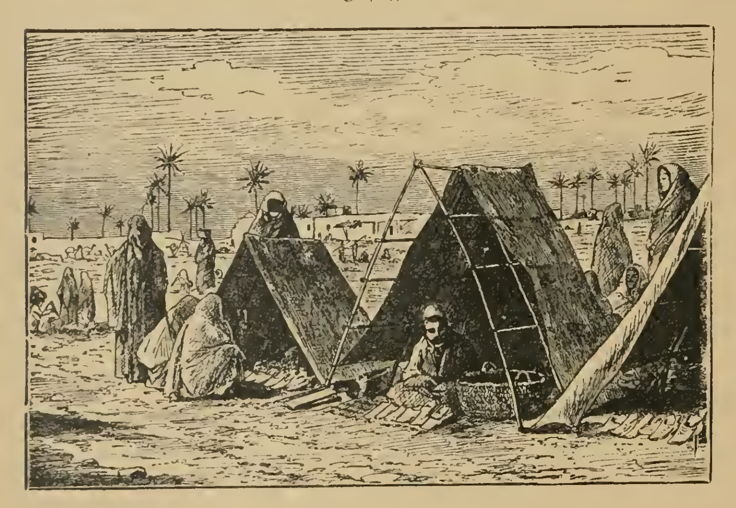
Wie in allen türkischen Provinzen, erscheint auch hier der höchste Beamte, der Gouverneur oder Wali, der dieses Amt in solcher Ferne von Stambul sogar als eine Art von Verbannung betrachtet, bestrebt, den Aufenthalt möglichst schnell zu seinem Vorteil auszunutzen. Er geht nach wenigen Jahren, sei es infolge der sich stetig mehrenden Klagen der ausgeplünderten Einwohner, oder sei es, daß er gute Freunde in Konstantinopel hat, die ihm Beförderung verschaffen, mit gefüllten Taschen zurück.

Die einzigen, in ihrer Weise gebildeten Leute dieser Länder sind die „Ulema", die gelehrten Koranausleger, der Inbegriff aller mohammedanischen Weisheit, auch Ausleger des Rechts, Ratgeber der Mächtigen und Lehrer des Volkes und

der Jugend. Soviel ehrbare Leute es im Volke gibt, so selten sind solche unter den Verwaltungsbeamten, selbst unter dem Richterstande wird Unbestechlichkeit selten gefunden werden. Das Beamtenheer ist in mohammedanischen Landen meist gleich einer Räuberbande, welche so weite Verzweigungen hat, daß das Volk ihr rettungslos preisgegeben ist.

Die Tripolitaner.

Von einem Volksstamm der Tripolitaner kann man nicht reden, denn die Bevölkerung ist aus Türken, Mauren, Berbern, Arabern, Juden, Negern und Europäern bunt zusammengesetzt. Sehr zahlreich sind die von den im Lande angesessenen Türken und Araberinnen abstammenden Kurugli, die früher sogar das einflußreichste Element der Bevölkerung bildeten, jetzt aber mehr in den Hintergrund gedrängt worden sind, trotzdem jedoch das sehr stolze Bewußtsein ihrer Überlegenheit zur Schau tragen.



Markt in Tripolis.

Die Neger treten in Tripolis mehr hervor als in irgend einem der Barbareskenstaaten, und zwar Neger von mehr oder weniger reinem Blut, was sich aus der bis in die neueste Zeit fortdauernden Einfuhr von Sklaven erklärt. Der Sklavenhandel ist zwar auch in Tripolis verboten und gewiß auch sehr zurückgegangen, doch im geheimen findet noch immer mancher Umsatz in schwarzer Menschenware statt.

Die Juden Tripolitaniens teilen das Los ihrer Glaubensgenossen in andern mohammedanischen Städten. Sie leben in abgeschlossenen Stadtvierteln in Elend und Armut. Die wohl sonst gerühmte körperliche Schönheit der Jüdinnen sucht man hier vergebens.

Die Europäer bestehen fast ganz aus Maltesern. Wie in allen Ländern der Nordküste Afrikas kommen sie besitzlos an und bringen es durch bewundernswürdige Tätigkeit und Mäßigkeit, durch Geschicklichkeit, Schlauheit und Sparsamkeit nicht selten in zehn Jahren zu einem ansehnlichen Vermögen. Fast alle Malteser sind Kaufleute, und wahrhaft unglaublich ist die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, mit denen sie handeln.

Die Fessaner

sind zwar auch nur ein Mischlingsvolk, aber gegenüber den bunt zusammengewürfelten Tripolitanern doch immerhin als ein abgesonderter Volksstamm zu betrachten.

Sie sind ohne Zweifel die Nachkommen der Garamanten des Altertums, die nach Fr. Müller mit den heutigen Tibbu in Verwandtschaft gestanden haben müssen. Im Zentrum der großen Karawanenstraßen zwischen Tripolis und Bornu einerseits, anderseits zwischen Kairo und Timbuktu, dann inmitten zwischen Tuareg, Berbern, Arabern und Tibbu gelegen, im Lauf der Zeiten bald von Römern, bald von Arabern, Bornuleuten und Türken beherrscht, unterlag das uralte Völkchen vielseitigen Vermischungen, so daß wir heute unter der Bezeichnung Fessaner nur ein charakterloses Gemisch aller der genannten Völkerschaften verstehen können.

In ihrer Hautfärbung bieten sie sowohl die Schattierungen, welche bei den Tuareg und Tibbu vorwalten, als auch die der Tripolitaner und Bornuleute. Durchschnittlich sind sie etwas heller als die nördlichen Tibbu, ungefähr von derselben Größe, doch ohne deren zierliche Eleganz und elastische Gewandtheit. Sie haben runde, charakterlose Gesichter, Harmlosigkeit und Schlaffheit sprechen aus ihren Zügen. Sie sind unmäßig im Essen und stark zur Sinnlichkeit geneigt, doch gutmütig, sanft und ehrlich.

In ihrer Kleidung nehmen die Fessaner eine Mittelstellung zwischen den Leuten der Küste und den Negern ein, indem sie zu dem wollenen Umschlagetuch der ersteren das weite Sudanhemd angenommen haben und ihre Frauen zwar meist an dem langen Hemd der Araberinnen, sowie an den schweren, metallenen Fußspangen derselben festhalten, aber sonst an Schmucksachen und Haartracht bald den Araberinnen, bald den Tibbufrauen, bald den Negerinnen folgen.

Die seßhafte Bevölkerung wohnt in kleinen, mit Mauern umgebenen Städtchen, deren in den Oasen eine ganze Anzahl vorhanden ist. Die Häuser sind aus der an der Sonne getrockneten lehmigen Erde aufgeführt, klein, eng, mit einem offenen, ohne Dach beschützten Raum in der Mitte. Meist haben diese kleinen Örter eine Art von Kastellen, welche die kleinen Häuser hoch überragen, Überreste aus der früheren fehdereichen Zeit der Oasenstämme, wo solche Verteidigungsmittel wohl recht nötig gewesen sein mögen. Die arme Dorfbevölkerung wohnt in Hütten aus Palmblättern, die nördlichen, Kamele züchtenden Fessaner leben in schweren Zelten aus Kamelhaar.

Die sozialen Verhältnisse und Sitten, die Handhabung der verwandtschaftlichen Beziehungen, die Familienfestlichkeiten bei Hochzeiten, Geburten usw. schließen sich ganz an die der Araber an. Die arabische Sprache wird auch in den Schulen gelehrt, trotzdem, daß sich die Fessaner im Umgang allgemein nur der Bornusprache bedienen. Der Unterricht bewegt sich vornehmlich natürlich im Auswendiglernen von Koransprüchen, aber lesen und schreiben vermag fast jeder, darüber hinaus geht die Schulweisheit jedoch nicht.

Im großen und ganzen sind die Fessaner ein gutmütiges, aber leichtsinniges und äußerst sinnliches Völkchen. In Mursuk und den andern Orten versammelt sich allabendlich alles, was Anspruch auf Jugend und Lebenslust macht, in den

Straßen, auf den Plätzen, in den Häusern, um in zwangloser Unterhaltung bei Musik und Tanz bis Mitternacht beisammen zu bleiben. An Musikinstrumenten haben sie Tambourins, Trommeln und Pfeifen. Während die Tonkünstler ihre unharmonischen Künste zum besten geben, begleiten die Tänzerinnen ihre meist melancholische Musik mit halb poetischen Improvisationen und führen Tänze auf, die ein Bild der rohesten Sinnlichkeit darbieten.

Die Fessaner sind zwar Mohammedaner, aber trotzdem hat die fanatische Sekte der Senusija, die sich allerdings des religiösen Lebens der Oasenbewohner neuerdings bemächtigt hat, doch diesem leichtlebigen und harmlosen Völkchen ihren Fanatismus nicht einzuimpfen vermocht.

Der Ernährer und Erhalter des Volkes ist von Anbeginn bis heute einzig und allein die Dattelpalme. Ist doch das Volk nur auf die Bodenkultur angewiesen, denn Viehzucht ist infolge Mangels an Weiden nur im beschränktesten Maße möglich. Hier in der Oase kommt der Wert und die Wichtigkeit der Dattelpalme erst zu voller Geltung, ohne sie wäre hier kein menschliches Dasein zu denken.

Abgesehen von dem täglichen Brot, das der Baum liefert, wird die köstliche Frucht auch in dreißig verschiedenen Sorten exportiert. Über diese Frucht, welche die Hauptnahrung der Wüstenreisenden bildet, schreibt ein Reisender, der von einem vornehmen Scheik bewirtet wurde: „Es wurden kleine Körbchen mit Datteln vorgesetzt. Ich erkannte die köstliche, flachgedrückte El Schelebi, welche etwa so verpackt wird, wie bei uns die Feige oder die Prunelle. Sie ist ungefähr zwei Zoll lang, kleinkernig und von ebenso herrlichem Geruch wie Geschmack. Dann sah ich die seltene Adschwah, welche niemals in den Handel kommt; denn der Prophet hat von ihr gesagt: Wer das Fasten durch den täglichen Genuß von sechs oder sieben Adschwah bricht, der braucht weder Gift noch Zauber zu fürchten. Auch die Hilwah, die süßeste, die Dschuseirijeh, die grünste, und El Birni und El Seihani waren vertreten. Für die minder vornehmen Gäste waren Balah, am Baum getrocknete Datteln, nebst Dschebeli und Hylajeh vorhanden. Auch Kelladat el Scham, syrische Halsbänder, lagen da. Dies sind Datteln, welche man in noch unreifem Zustande in siedendes Wasser taucht, damit sie ihre gelbe Farbe behalten sollen; dann reiht man sie auf eine Schnur und läßt sie in der Sonne trocknen."

Der Stamm der Dattelpalme liefert dem Fessaner die Stützen seiner Lehmhäuser, die Pfosten der Türen, die Gerüste zu den Ziehbrunnen. Die Blätter dienen zum Bau der Hütten, die Rippen stellen Wanderstäbe dar, aus den Fiedern werden Sandalen und Körbe geflochten. Das Fasergewebe, welches den Stamm und die Blattursprünge umgibt, liefert die haltbarsten Stricke, und die Stammspitze oder vielmehr der Endtrieb, gibt in seinem Zucker- und Saftreichtum dem Liebhaber süßen Most und starken Wein.

Es ist zu verwundern, daß die Hauptstadt Mursuk in einem Wadi angelegt wurde, dessen Boden von sumpfiger Beschaffenheit ist. Infolgedessen hat gerade die wichtigste Stadt des Landes ein sehr ungesundes, für Fremde gefährliches Klima, aus welchem Grunde sie auch, wie Hornemann bemerkt, schon unter den alten Sultanen während der Sommermonate von den Weißen regelmäßig verlassen

wurde. Diesem gefährlichen Klima fiel hier auch der englische Reisende Ritschie zum Opfer, dessen Grab Gerhard Rohlfs besuchte.

Es wurde schon erwähnt, daß die Fessaner die Nachkommen des alten Volkes der Garamanten sind, und der Name des Landes deutet heute noch darauf hin, denn es hieß im Altertum Phazania. Bis hierher drangen die Römer vor, und



Allee von Dattelpalmen.

ein altes, noch gut erhaltenes Denkmal legt heute noch Zeugnis von der Herrschaft des Römervolkes ab. Auch in der Nähe der oben erwähnten Natronseen sind Ruinen vorhanden, unter denen gegen fünfzig Pyramidengräber schwer zu erklären sind, woraus man aber die ehemalige Bewohnbarkeit einer Gegend folgern kann, die heute zu den schrecklichsten Strichen der Triebsandwüste gehört.

Die afrikanischen Inseln im Atlantischen Ozean.

Die landfernen Inseln im Süden.

In der südlichen Hälfte des Atlantischen Ozeans ragen drei Felseneilande einsam aus den Fluten des Meeres auf, fern von dem Kontinent und fern auch voneinander: Ascension, St. Helena und Tristan da Cunha. Wichtig sind sie als Ruhepunkte für die Schiffahrt, und infolgedessen befinden sie sich, obwohl sie zu Anfang des 16. Jahrhunderts von portugiesischen Seefahrern entdeckt wurden, lange schon im Besitz der Engländer.

Wir beginnen mit der aus der Geschichte Napoleon Bonapartes jedermann bekannten Insel

Sankt Helena. Die Insel liegt 1900 km vom Festlande Afrikas entfernt, etwa in der Breite des portugiesischen Loanda. Sie wurde 1502 von den Portugiesen als unbewohnte Insel entdeckt, die auch Anpflanzungen machten, auch eine kleine Kirche bauten, aber doch keine Niederlassung gründeten. Um 1600 setzten sich die Holländer darauf fest und begannen die Kultur, aber schon 1657 wurde die Insel von der Englisch-Ostindischen Kompanie erworben und in der Bucht St. James ein Fort angelegt, um welches dann nach und nach der einzige Ort Jamestown entstand, außer welchem es auf St. Helena nur noch einzelne Höfe gibt.

Die Insel umfaßt 123 qkm und erhebt sich als ein vulkanisches Gesteinsmassiv mit steilen Rändern im Dianenpik bis zu 825 m Höhe; im Südteil der Insel sind auch ausgebrannte Krater vorhanden. Das Innere ist sehr quellenreich und erzeugt eine üppige Vegetation, deren Ursprünglichkeit jedoch fast gänzlich geschwunden ist und den eingeführten Gewächsen Platz gemacht hat. Die Bodenkultur der etwa 6000 Bewohner erstreckt sich auf Weizen, Gerste, Mais, Gartenfrüchte und Wein; die Viehzucht auf Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine und eine vorzüglich kletternde kleine Pferderasse.

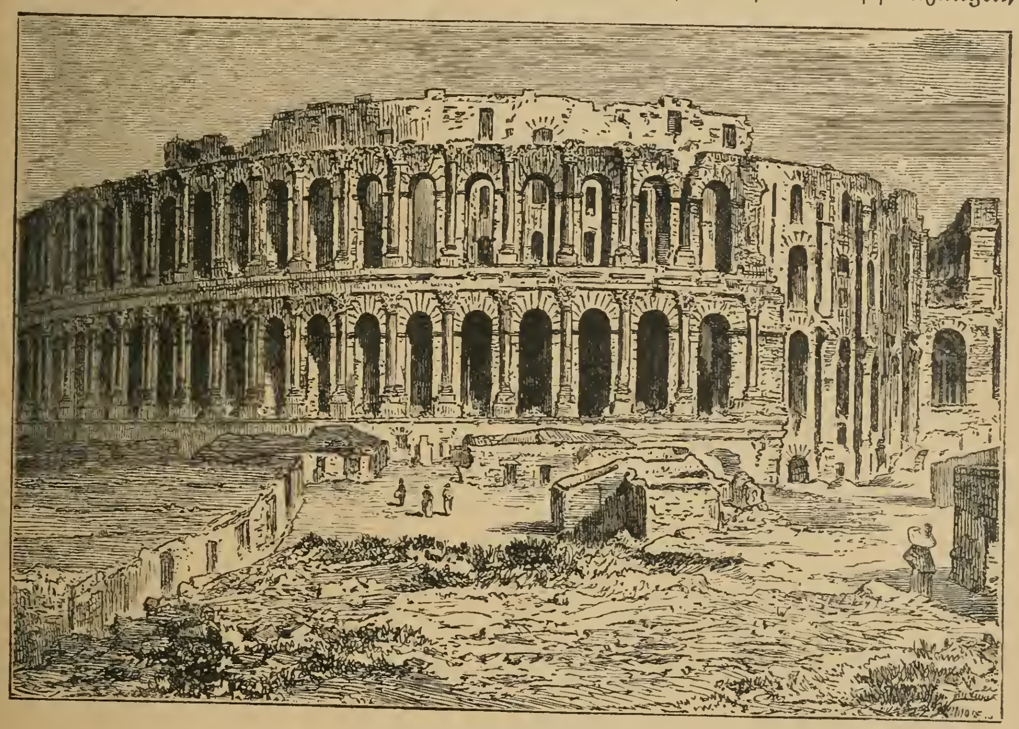
St. Helena ist nur in der Bucht von St. James zugänglich, alle andern Punkte, wo etwa noch eine Landung versucht werden könnte, sind durch Batterien gesichert, und es befindet sich eine ständige Besatzung auf der Insel. Infolge dieser militärischen Sicherheit, verbunden mit der weltabgeschiedenen Lage im weiten Ozean wurde die Insel 1815 als Verbannungsort für den gestürzten Franzosenkaiser Napoleon gewählt und ihm die Meierei Longwood zur Wohnung angewiesen, wo er auch 1821 gestorben ist. Was an ihm sterblich gewesen, wurde später nach Paris gebracht. In neuerer Zeit wurden auf St. Helena auch viertausend gefangene Buren zwei Jahre lang interniert. —

Nordwestlich von St. Helena, von diesem etwa 1300 km entfernt, liegt die Insel

Ascension, welche in demselben Jahre 1502, nach andern aber erst 1506, jedenfalls aber an einem Himmelfahrtstage von den Portugiesen entdeckt wurde und daher ihren Namen, welcher Himmelfahrtsinsel bedeutet, erhalten hat. Sie liegt von der Küste Südafrikas, etwa in der Höhe des portugiesischen Mossa-

medes, 2400 km, von Oberguinea 1500 km entfernt und ist ein ebenfalls aus vulkanischen Gesteinsmassen bestehendes, stets von einer gefährlichen Brandung umtobtes Eiland von nur 88 qkm Flächeninhalt.

Die Insel bot stets das Bild trostloser Unfruchtbarkeit und wurde erst 1815 zur Überwachung des gefährlichen Gefangenen auf St. Helena von den Engländern mit Truppen besetzt. Man erkannte jedoch bald, daß sich Ascension trefflich als Ruhepunkt für die Ostindienfahrer eignet, auch als Station für ein Geschwader zur Überwachung des Sklavenhandels. Dem Wassermangel wurde durch Cisternen und Wasserleitung abgeholfen, und so entstanden Pflanzungen,



Ruine in Tripolis.

in denen europäische Getreide und Gemüse, Obst und Wein ebenso trefflich gedeihen wie tropische Kulturgewächse. Der einzige Ort auf der Insel ist Georgetown. —

Tristan da Cunha. In doppelter Entfernung von St. Helena nach Süden, fast in der Mitte zwischen Südafrika und Südamerika, noch über die Südspitze Afrikas hinaus, liegt der Felsenkegel Tristan da Cunha; denn das Nadelkap liegt unter dem 34. (genauer 34½°) und die genannte einsame Insel unter dem 37. Grade südl. Br. Sie wurde 1506 von dem portugiesischen Seefahrer Tristan da Cunha entdeckt und hat ihm zu Ehren ihren Namen erhalten.

Die Insel ist nur ein Vulkankegel, der sich mit steilen Wänden bis zu 2300 m Höhe über den Meeresspiegel erhebt; den Gipfelkrater füllt ein kleiner, tiefblauer

See aus. Die Insel hat in Nordwesten etwas Vorland und wird auf 116 qkm Flächeninhalt berechnet. Trotz der weltfernen Abgeschiedenheit, welche die Post nur einmal im Jahre erreicht, zählte man 1900 doch siebzig Menschen auf derselben, die sich vornehmlich mit Viehzucht beschäftigen, denn es waren auch 600 Rinder und 500 Schafe vorhanden. Es werden auch Kartoffeln und Mais gebaut.

Das Klima ist gleichmäßig mild, aber sehr feucht, daher dem Pflanzenwuchs, besonders den Farngewächsen, äußerst günstig; das Gras soll mannshoch werden. Die Portugiesen haben nie Ansprüche auf den Besitz dieser Insel erhoben, deshalb wurde auch sie 1815 zur Überwachung Napoleons mit Truppen besetzt. Von diesen Soldaten sollen die jetzigen Bewohner herrühren, die sich in den sechs Jahren bis zum Tode des großen Korsen hier so eingelebt hatten, daß sie den ungestörten Besitz der fernen Insel der Rückkehr in die Heimat vorzogen.

Die nördlichen Inselgruppen.

Da die im Meerbusen von Guinea, in der Nähe des Festlandes liegenden Inseln Fernando Po und Annobon, den Spaniern gehörend, sowie Principe und San Thomé, den Portugiesen gehörend, bereits in dem Abschnitt „Zentralafrika“ betrachtet worden sind, so können wir hier gleich zu den drei, Nordafrika im Atlantischen Ozean vorgelagerten Inselgruppen: Kapverdische Inseln, Kanarische Inseln und Madeira übergehen.

Die Kapverdischen Inseln.

Die südlichsten der drei genannten Inselgruppen sind die Kapverdischen Inseln, welche zu den frühesten Entdeckungen der Portugiesen zählen und sich noch heute in deren Besitz befinden. Sie haben ihren Namen „Ilhas de Cabo Verde“, zu deutsch: Inseln des Grünen Vorgebirges, von dem Kap Verde in Senegambien erhalten, von welchem sie nur 550 km entfernt im Ozean liegen.

Diese Inselgruppe besteht aus zehn bewohnten und mehreren unbewohnten Eilanden, welch letztere nur mehr oder weniger unbewohnbare Felsenriffe sind. Die bewohnten scheiden sich in die westlichen Inseln über dem Winde (Barlavento): San Nicolao, San Antao, San Vincente, Boavista, Santa Lucia, Sal, und in die östlichen unter dem Winde (Sotavento): Santiago, Majo, Brava und Fogo. Sie umfassen zusammen 3822 qkm und werden von 147 500 Menschen bewohnt, unter denen sich nur etwa 4000 Weiße befinden.

Auch diese Inseln sind vulkanischen Ursprungs; noch 1847 hat der Vulkan von Fogo den größten Teil der Insel verwüstet. Die Inseln gehören ausgesprochen noch der Sahararegion an; sie erfreuen sich zwar eines gemäßigten Klimas, leiden aber unter einer außerordentlichen Trockenheit, so daß bisweilen während mehrerer Jahre kein Tropfen Regen fällt. Dazu kommt, daß der vulkanische Boden wenig Raum für Bodenkultur läßt, nur in guten Regenjahren

reichliche Ernten eingebracht werden können, und daß dann, wenn der befruchtende Regen ausbleibt, arge Hungersnot entsteht, durch welche die Bevölkerung mehr als einmal dezimiert wurde. In den Jahren 1730 bis 1733 sollen durch eine schreckliche Hungersnot fast zwei Drittel der Einwohnerschaft der Kapverdischen Inseln dahingerafft worden sein.

Gebaut werden: Reis, Mais, Hirse, Tabak, Wein, etwas Zuckerrohr und viel Südfrüchte, unter welch letzteren sich die Orangen von hier einer besonderen Berühmtheit erfreuen. Dattel- und Kokospalmen sind hier ursprünglich nicht heimisch gewesen, sondern erst auf die Inseln verpflanzt worden; Indigo, Baumwolle, Bananen und Tamarinden wachsen wild. Da auch der Viehstand wenig erheblich ist, so sind die Kapverdischen Inseln für Portugal von nur geringer Bedeutung.

Die größte der Inseln ist Santiago, 967 qkm, mit der Hauptstadt Porto Praya. Als die gesundeste gilt Brava, welche den Weißen vielfach als Sommeraufenthalt dient; auch der Gouverneur des Archipels, der in Santiago seinen Sitz hat, lebt einen großen Teil des Jahres hindurch auf Brava. Für die Handelswelt gilt aber San Vincente mit ihrem vortrefflichen Hafen Porto grande als der Mittelpunkt der ganzen Inselgruppe. Hier befindet sich auch für die besonders nach Amerika vorüberfahrenden Dampfer eine der größten Kohlenstationen. Die nordwestlichste Insel San Antao, 720 qkm, ist die fruchtbarste der ganzen Gruppe, die auch in der Bai von Tarrafal einen guten Ankerplatz besitzt. Hier hat man in jüngster Zeit auch mit Versuchen zum Anbau des Kaffees begonnen und auf den Bergen die Kultur der Chinarinde eingeführt.

Die Kapverdischen Inseln wurden zuerst 1456 von Aloys Cadamosto, einem Venetianer in Diensten des Prinzen Heinrich von Portugal, auf seiner zweiten Reise an den Küsten Afrikas entdeckt, die ihn über den Senegal, bis wohin er auf seiner ersten Reise gekommen war, hinaus bis zum Kap Verde führte. Die Inseln wurden aber nur gesichtet, nicht weiter untersucht, was erst 1460 durch Gomez Diego geschah, der sie für Portugal in Besitz nahm.

Die Kanarischen Inseln.

Diese im Besitz der Spanier befindliche Inselgruppe ist mit ihrer dem Festlande nächsten Insel Fuerteventura nur etwa 100 km vom Kap Dschuby entfernt, besteht aus dreizehn Inseln, von denen sieben bewohnt sind: Teneriffa, Gran Kanaria, Palma, Gomera, Ferro, Fuerteventura und Lanzerote; die unbewohnten nennt der Spanier Desiertas, d. h. Wüsten. Die Inseln umfassen zusammen 7624 qkm und sind von 358 500 Menschen bewohnt.

Wie die Kapverdischen liegen auch die Kanarischen Inseln in zwei Gruppen beieinander, die fünf ersten der genannten westlich, die zwei letzten östlich. Allesamt sind auch sie vulkanischen Ursprungs, doch sind die zahlreichen Krater lange schon erloschen.

In der westlichen Gruppe zeigen sich die Vulkane auf Teneriffa und Palma dem Gebirgslande aufgeschüttet; Gran Kanaria und Gomera sind überhaupt

nichts weiter als wohlerhaltene Vulkankegel, welche nach allen Seiten gleichmäßig ins Meer abfallen, und Ferro ist ein halb zusammengestürzter Krater.

Auf Teneriffa, spanisch Tenerife, 2026 qkm groß, erhebt sich der Pico de Teyde 3716 m hoch aus altem, schön bewaldetem Gebirgslande, eine für die Schiffahrt wichtige, weit ins Meer hin sichtbare Landmarke. Er ist ein von November bis April mit Schnee bedeckter Vulkan, von dem schon seit mehr denn hundert Jahren kein Ausbruch mehr verzeichnet ist, aus dessen Spalten aber heute noch von Zeit zu Zeit Rauch aufsteigt. Die Insel ist äußerst fruchtbar: Dattel- und Kokospalmen, Drachenbäume, Baumwolle, Zuckerrohr gedeihen in üppiger Fülle; daneben Südfrüchte, Mais, alle unsere Getreidearten, sowie auch der Weinstock, welch letzterer hier den berühmten Kanariensekt und die Vidognaweine liefert. Die Hauptstadt der Insel ist Santa Cruz de Tenerife mit trefflichem Hafen.

Palma, 715 qkm, erhebt sich im Pico de la Cruz bis zu 2360 m Höhe und ist bis an den Rand der Küsten nach allen Richtungen von tiefen Schluchten durchschnitten. Wein, Südfrüchte, Kochenille, Zucker, Tabak sind die Haupterzeugnisse der Insel, wozu die ziemlich lebhafte Industrie gerühmte Seidenstoffe liefert. Die Hauptstadt ist Santa Cruz de la Palma.

Gran Kanaria, 1667 qkm, stellt einen domförmig gewölbten Vulkan dar und gilt insofern als die schönste der Inseln, da sie alles, was an Schönheit und Eigentümlichkeit an den Kanarien gepriesen wird, in sich vereinigt. Hier sind sämtliche Kulturen Europas und des Orients zu finden. Die wunderbar gezackten Bergkämme, der Gegensatz zwischen den dunklen oder roten Felsen und der Üppigkeit der tropischen Vegetation, die Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft, verbunden mit der weiten Umschau über das Meer, das alles hat Gran Kanaria berühmt gemacht. Hauptstadt ist Las Palmas.

Gomera, 374 qkm, ist ein vulkanisches Plateau mit dichten Lorbeerwäldern und schönen Palmenhainen. Hier treten neben dem Lorbeer auch die kanarische Kiefer und die baumartige Erika besonders hervor. Der Ackerbau ist jedoch beschränkt, da die Insel an Wassermangel leidet; infolgedessen ist auch die Kultur von Zuckerrohr und Wein, sowie die Zucht von Kochenille sehr zurückgegangen.

Ferro endlich, spanisch Hierro, 275 qkm, liefert unter andern Südfrüchten besonders schöne Feigen. Es ist in der Welt viel genannt worden, weil Ludwig XIII. von Frankreich bestimmte, daß der Meridian von Ferro mit 0 bezeichnet und nach ihm die östliche und westliche geographische Länge gerechnet werden sollte, was denn auch für lange Zeit allgemeine Geltung fand. Jetzt rechnet man ebenso allgemein nach der Sternwarte von Greenwich.

Einen bei weitem andern Eindruck macht die östliche Gruppe der Kanarischen Inseln: Fuerteventura, 1700 qkm, und das durch die 11 km breite Bocaynastraße davon getrennte Lanzarote, 806 qkm. Sie sind zwar auch durchweg vulkanischer Natur, auf Lanzarote hat der letzte Ausbruch noch 1824 stattgefunden, aber sie stehen schon unter dem Einfluß der Wüste. Die heftigen Ostwinde führen den Wüstensand über den Meeresarm bis hierher, so daß man auf diesen Inseln sogar Sanddünen findet.

Die als Urbewohner der Kanarischen Inseln geltenden, jetzt völlig ausgestorbenen Guanchen, waren höchst wahrscheinlich ein Berberstamm, der vom Festlande herübergesiedelt war. Die gegenwärtigen Bewohner sind ein Mischvolk zwischen diesen Guanchen und Spaniern, das man als ein Muster von Rechtschaffenheit, Treue, Mäßigkeit und Zuverlässigkeit rühmt; hervorzuheben ist auch des Volkes unbegrenzte Gastfreundschaft.

Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß, wenn nicht schon die Phönizier, so doch die Karthager bis zu den Kanarischen Inseln gekommen sind. Wenn der



Ansicht von Funchal auf Madeira

Bericht des karthagischen Feldherrn Hanno von einem hohen Feuer spricht, das bis an die Sterne zu reichen schien, und von Feuerströmen, die ins Meer flossen, so kann das nur auf die Vulkane der Kanarischen Inseln gedeutet werden. Jedenfalls hat König Juba von Mauretanien schon im Jahre 40 vor Chr. Geb. die Kanarien als die „Glücklichen Inseln" beschrieben. Ob genuesische Seefahrer 1292 bereits auf den Kanarien gewesen sind, ist nicht sicher. Die Portugiesen gelangten 1341 dahin, aber 1344 krönte Papst Clemens VI. zu Avignon einen Urenkel des Königs Alfons X. von Kastilien, Luis de la Cerda, zum König der Kanarischen Inseln, der sein Königreich aber gar nicht antrat. Heinrich III. von Kastilien schenkte die Inseln um 1400 dem Rob. von Bracamonte, der sie

seinem Vetter Joh. von Bethencourt überließ, welcher nun wirklich 1402 zur Eroberung schritt und Lanzarote, Fuerteventura, Gomera und Ferro in Besitz nahm. Diesen Besitz kaufte Ferdinand der Katholische um 15 000 Dukaten, eroberte die andern Inseln dazu, und dann sind die Kanarischen Inseln dauernd in spanischem Besitz geblieben.

Die Madeiragruppe.

Die berühmte Insel Madeira, 450 km von Teneriffa und 700 km von Marokko gelegen, bildet mit der 55 km nordöstlich entfernten kleinen Insel Porto Santo und einigen wüsten Felsen eine eigene portugiesische Provinz von 815 qkm, mit der vielgenannten Hauptstadt Funchal.

Auch diese kleine Inselgruppe ist durchaus vulkanisch. Mit hohen und steilen Uferrändern steigt Madeira aus dem Meere auf, ein Plateau mit mächtigen tiefen Kesseln und Schluchten, unter denen der Curral das Freiras, ein kolossaler, kesselartiger Abgrund im Zentrum der Insel, eine der großartigsten Naturszenen darstellt. Die tief eingeschnittenen Flußtäler wetteifern an malerischen Schönheiten, wie man sie nicht leicht zum zweitenmal findet.

Die Insel ist äußerst fruchtbar, und Wein, Mais, Bananen, Kaffee, Lorbeer und baumartige Heide gedeihen am 1850 m hohen Pico Ruivo bis zur Höhe von 1600 m. Das Klima ist mild und gleichmäßig und hat, verbunden mit der Feuchtigkeit der Luft, Madeira zu einem der hervorragendsten Kurorte der Erde gemacht, Tausende von Lungenkranken haben dort Heilung gefunden.

Madeira war schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts als „Holzinsel" bekannt, welche Bezeichnung nichts anderes ist, als eine Übersetzung des portugiesischen Namens Madeira. Die Insel hatte diesen Namen erhalten, weil sie die Portugiesen, als sie von Gonzalez Zarco 1419 zuerst wieder aufgefunden und für Portugal in Besitz genommen wurde, mit den prachtvollsten Wäldern von Bau- und Nutzhölzern bedeckt fanden. Die Gewinnsucht der Menschen hat diese Wälder verschwinden lassen, denn wenn man heute in der unteren Pflanzenregion auch recht ansehnliche Kastanienwälder findet, so sind diese doch weit späteren Ursprungs.

Die Bevölkerung Madeiras besteht in der Hauptsache zwar aus Portugiesen von dunkler Hautfarbe, stellt aber sonst infolge der vielen, auf der Insel weilenden Fremden ein Gemisch von fast allen Nationen Europas dar. Das einheimische Völkchen wird als gutmütig, mäßig, äußerst genügsam und von unglaublicher Ausdauer geschildert.

Vorübergehend ist den Portugiesen der Besitz dieser ihrer Provinz entwunden worden. Von 1580 bis 1640 befand sich Madeira in spanischen Händen, dann war es wieder portugiesisch. 1807 machten die Engländer den Versuch, Madeira zu annektieren, aber 1814 mußten sie es wieder an Portugal zurückgeben. Nichtsdestoweniger befindet sich der Handel fast gänzlich in den Händen der Engländer, und Portugal bezieht nur die Abgaben davon.









